





I. EINFÜHRUNG IN DIE ROMANISCHE PHILOLOGIE.

I. GESCHICHTE DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE.

II. IHRE AUFGABE UND GLIEDERUNG.


LIBRARY
NOV 26 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

I. ABSCHNITT.

GESCHICHTE DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE

VON

GUSTAV GRÖBER.

> Quicumque tam obscenae rationis est, ut locum suae nationis delitiosissimum credat esse sub sole, hunc etiam prae cunctis proprium Vulgare licebit, i. e. maternam locutionem, praeponere. . . nos autem cui mundus est patria, velut piscibus aequor, quamquam Sarnum biberimus ante dentes . . . ratione magis quam sensu scapulas nostri judicii podiamus.
>
> DANTE, de vulg. eloq. I 6.

Auch die romanische Philologie stellt in ihrer Entwickelung den gewöhnlichen Gang menschlicher Erkenntnis dar. Absichtslose Wahrnehmung, unscheinbare Anfänge gehen dem zielbewussten Suchen, dem allseitigen Erfassen des Gegenstandes voraus. Im sprungweisen Durchmessen des Raumes hascht dann der Suchende nach dem Ziel. Mit einem Schema unfertiger Ansichten über ähnliche Gegenstände scheint er das Ganze erfassen zu können, ehe Natur und Teile gekannt sind. Der vorschnellen Meinung folgt die Einsicht des Irrtums, nur langsam der Entschluss, dem Gegenstand in kleinen und kleinsten vorsichtigen Schritten nahe zu kommen, Teil und Teilchen zu beschauen und nicht zu ruhen, bis die Überzeugung gewonnen ist, dass sie nur so und nicht anders aufgefasst werden dürfen.

Ehe in der romanischen Philologie ein ansehnlicherer Vorrat solch gesicherter Einsicht zusammengebracht war, waren Jahrhunderte verflossen. Jedes steuerte bei; jedes folgende lernte vom vorangegangenen, erweiterte und vertiefte die Betrachtung mit Hilfe des errungenen Wissens früherer Zeit. Auch die Entwickelung der romanischen Philologie ist so eine stätige. Ihre unscheinbaren Anfänge liegen weit zurück hinter der Zeit, wo man von romanischer Philologie zu sprechen beginnt, weit hinter dem Anfange dieses Jahrhunderts, wo man den Begriff einer zukunftsreichen Wissenschaft mit jenem Ausdruck zuerst verband. Er ist keine Entdeckung, sondern hat sich in langer, nach den verschiedensten Seiten gerichteter, scheinbar abseits gelegener Vorarbeit herangebildet und war im Keime schon vorhanden damals, als zuerst romanische Sprachen und Litteraturen das Nachdenken beschäftigten.

Es geschah bereits im 13. Jahrhundert. Seitdem rankte sich die Betrachtung der romanischen Sprachen und Litteraturen wie eine Schlingpflanze an den, ihrer Zeit festgegründet geltenden verwandten Wissenschaften empor, mit ihnen wachsend, von ihnen geleitet und genährt, ein Lehrgebiet nach dem andern

ausbildend, bis sie in unserem Jahrhundert als ein selbständiges Glied in die Reihe der Sprach- und geschichtlichen Wissenschaften eintreten konnte.

Ihre Geschichte verläuft nach der Dauer der Einflüsse, die sie erfahren und nach den sie jeweilig lenkenden Grundgedanken in fünf Zeiträumen. Ein erster, mittelalterlicher, umfasst das 13.—15. Jahrhundert, ein zweiter das 16. und 17., der dritte die Zeit vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis zum Jahre 1814, der vierte die Jahre 1814—1859, der fünfte die Zeit von 1859 bis zur Gegenwart. Der erste gleicht in mancher Hinsicht dem ersten Zeitraum der klassischen Philologie, in dem Griechen und Römer die eigene Sprache und Litteratur zu ähnlichen Zwecken zu bearbeiten beginnen; in den übrigen Zeiträumen folgt die romanische Philologie den Einwirkungen insbesondere der klassischen Philologie, der Sprachwissenschaft und Geschichte; im jüngsten erscheint sie fest in sich begründet.

1. ZEITRAUM.

MITTELALTER. 13.—15. JAHRHUNDERT.

In diesem Zeitraum beruht die Beschäftigung mit romanischen Sprachen und Litteraturen vorwiegend auf dem Bedürfnis nach litterarischer Belehrung, auf dem Trachten nach litterarischem Kunstverständnis und der Freude an litterarischer Kunstübung. Dichterischer Tiefsinn, der dem Mindergelehrten im verhüllenden Wort verborgen blieb, bedurfte der Deutung. Fremde Kunstform regte zur Nachahmung an, nötigte daher zur Erforschung. Hochstrebende Dichter suchten durch Vergleichung und Auslese aus der vielfältigen landschaftlichen Sprache zum edlen Ausdruck sich zu erheben. So wird romanischen Schriftwerken Auslegung und Erklärung *(Exegese)* und romanischen Sprachen grammatische Behandlung schon im MA. zu teil.

Das litterarisch früh mündige Südfrankreich geht in der Auslegung und Sprachbeobachtung den anderen Ländern voran. In Italien ist sie der eigenen und der sie meisternden provenzalischen Sprache und Litteratur zugewandt. In Spanien nimmt die, mit Südfrankreich sprachlich und litterarisch engverbundene catalonische Provinz an der grammatischen Beschäftigung teil. In Frankreich findet sich letztere im 15. Jahrhundert ein. In England wird das, als Staats- und Litteratursprache und von den Gebildeten gehandhabte Französisch in Unterrichtsbüchern gelehrt. Selbst auf die eigene oder fremde litterarische Vergangenheit richtet sich schon die Wissbegier in Südfrankreich, Italien und Spanien, und der Wunsch, der Nachwelt die Kunde davon zu erhalten, veranlasst litteraturgeschichtliche Aufzeichnungen.

A. SÜDFRANKREICH.

Zur Erklärung fordert zuerst die Dichtung der Troubadours auf. Und sie wird nicht geübt im Hinblick auf die dem frühen MA. geläufige Auslegung geistlicher Schriften in lateinischer Sprache, sondern entsteht mit der Ausbildung einer, von halbgelehrten Vertretern der provenzalischen Lyrik seit dem Ende des 12. Jahrhunderts gepflegten eigentümlichen Richtung, dem Dichten in reicher, dunkler, versteckter Rede *(cantar ric, oscur, sotil, cobert)*, gegen das sich empfindungsreichere Dichter vergeblich erheben, eine Art Gelehrtenpoesie, die aus nicht gemeiner Bildung *(saber)* geflossen, den Dichter des Namens *doctor* würdig zeigen soll und nur auserlesenen Geistern verständlich sein will. Zunächst mag der Dichter selbst die Erklärung *(razo)* gegeben haben. Von Raembaut von Aurenga ist sie zu einem seiner Lieder (Mahn,

Werke I 74) überliefert; Guillem de la Tor wird ausdrücklich als Erklärer seiner Gedichte bezeichnet (Mahn, *Biogr. Nr. 86)*. In Versen erläutert auch der Dichter den Dichter: mit einer ausführlichen *exposicio* in Versen versah z. B. Guiraut Riquier eine Canzone des Guiraut von Calanso (Mahn, *W. IV 84)*. Prosaerläuterungen *(razos)* zu politischen Gedichten des Bertran de Born überliefern die alten provenzalischen Liederbücher des 13. Jahrhunderts; sie wurden erst nach des Dichters Tode aufgezeichnet und erklären Sinn und geschichtliche Anspielungen. Das Alles können nur Bruchstücke einer allgemeiner geübten Auslegungskunst sein. Das 14. Jahrhundert kennt noch Auslegungen lehrhafter Liedstrophen (vgl. Bartsch, *Chrestom. provenz. S. 295)* in Prosa.

Jenes Streben einzelner Dichter, durch überlegene Leistungen ihren Namen höheren Glanz zu verleihen, enthielt aber auch die Aufforderung für eine unebenbürtige Zeit, wie sie mit dem, die Albigenserkriege begleitenden Niedergang der Troubadourpoesie hereinbrach, den verbleichenden Grössen der vaterländischen Dichtung lebensgeschichtliche Denkmale zu errichten. Sie sind erhalten, noch aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, in einer beträchtlichen Anzahl «Biographien» der Troubadours (hrsg. v. Mahn, *1881)* die von, dem novellistischen Hange der Zeit freilich nicht widerstehenden, aber unterrichteten Berichterstattern herrühren. Einer der ersten scheint der vielgewanderte Sänger Uc de S. Circ gewesen zu sein (s. *Roman. Stud. II 492 ff.)*. Sie begleiteten nach bestimmten Grundsätzen angelegte umfangreiche Liedersammlungen. Und diese haben so wenig mehr die mündliche Verbreitung der Troubadourdichtung im Auge, dass ihre Veranstalter der Mitteilung der, für den Vortrag unerlässlichen Melodie der Lieder sich enthoben erachten, und sie verraten deutlich die Absicht, den Liederschatz einer poëtischeren Vergangenheit den Lernenden und den Nachgeborenen möglichst vollständig zu übermittteln. Ein grosses Liederbuch der Art stellte derselbe Uc de S. Circ, wohl ebenfalls noch im zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts, vielleicht für italienische Verehrer der provenzalischen Dichtung, zusammen (s. *Rom. Stud. II 494)*. Das älteste Liederbuch trägt das Jahr 1254. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts legte der auvergnatische Geistliche Bernart Amoros seine reichhaltige Liedersammlung an; nicht ein gewöhnlicher Abschreiber, sondern ein Kenner, der nach eigenem Bericht *(ai mout emendat d'aquo q'ieu trobei en l'issemple . . segon lo dreig lengatge)* um eine fehlerfreie Überlieferung der Texte sich bemühte.

Dass fehlerhafte Überlieferung sich bildete und solch sprachsichtende Thätigkeit nötig wurde *(devezir lo dreiz trobar del fals; Jahrb. XI 12)* wird verständlich aus dem Vorhandensein einer, mit dem Verfall des provenzalischen Minnesangs durch die lebenden Mundarten und den alltäglichen Ausdruck mehr und mehr in Rede und Schrift gefährdeten provenzalischen Kunstsprache, der schliesslich, besonders im Ausland, die grammatische Unterweisung zur Stütze dienen musste. Schon im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts unternimmt ein, der lateinischen ars Aelii Donati nachgebildeter *Donat proenzal* (hrsg. v. E. Stengel, *Provenz. Grammat., 1878)*, der sogar auf, nicht mehr genügende ältere Schriften solcher Art hindeutet, im wahren Provenzalisch zu unterrichten, und sein Verfasser, gewöhnlich Uc Faidit genannt, in dem ich Uc de S. Circ zu erkennen meine *(Zeitschr. VIII 112, 290)*, greift mit einem Reimbuch schon in die Poetik hinüber. Auch den jüngeren Kunstgenossen Raimon Vidal macht die Wahrnehmung der sich verbreitenden Unkenntnis der *parladura drecha* und der *drecha maniera de trobar* zum Lehrer seiner Sprache und zum Kritiker an den Dichtern, und seine *razos de trobar* (hrsg. v. E. Stengel, a. a. O.) sollen dem, von R. V. in einem Gedichte beklagten Verfall (Rayn., *Ch. V 2)* der Kunst der Troubadours entgegenarbeiten. Zur Zeit der Er-

richtung der Toulouser Meistersängerschule, im Anfang des 14. Jahrhunderts erreicht die grammatische Bearbeitung des Provenzalischen im MA. ihren Höhepunkt. Sie lässt, in Anlehnung an R. Vidal, auf Grund alter Dichterwerke, die sprachlichen Regeln der Minnedichtung (*las leys d'amors* oder *del gai saber,* hrsg. v. G. Arnoult, *1841*) durch ihren Kanzler Guillem Molinier, in der Weise des verbreiteten lateinischen Lehrbuchs des Priscian, zusammenstellen und die Rhetorik und Poetik der Troubadourdichtung in einer, für ihren Zweck erschöpfenden Weise abhandeln. In welchem Zusammenhang damit der *Compendi* eines anderen Mitglieds der Toulouser Sängerschaft des 14. Jahrhunderts, des Joan de Castelnau, steht, der auch den, gleichfalls noch ungedruckten und in catalanischer Sprache überlieferten *Doctrinal de trobar* eines Ramon de Cornet mit Bemerkungen ausstattete (*Romania VI 341 f.*), ist noch unbekannt.

B. CATALONIEN.

Vom südlichen Frankreich abhängig zeigt sich Catalonien auch in seiner philologischen Schriftstellerei. Sie steht, wie dort, im Dienste der Dichtkunst, und beschränkt sich auf Grammatik und Poetik. Aus dem 13. Jahrhundert blieb eine Übertragung der *Razos de trobar* erhalten, vermehrt um eine *doctrina de compondre dictaz,* die Namen und Inhalt der Dichtungsarten erörtert und die Benutzung vorhandener Melodien bereits zulässt (*Rom. VI 343 ff.*). Mit einer, Jakob II. von Aragon gewidmeten, zwischen 1286 und 1291 verfassten Bearbeitung der provenzalischen *Razos* wollte der Benediktiner Jaufre de Foixa des Lateinischen unkundigen Catalanen Winke über Sprachrichtigkeit und Reimkunst darbieten (*Rom. IX 51 ff.; X 321 f.*). Über andere derartige catalanische Schriften s. P. Meyer a. a. O. Ein Reimbuch, *libre de concordanses,* legte der Dichter Jacme March (*Rom. VI 342*) 1371 im Auftrag Peters IV. von Aragon an.

C. ITALIEN.

Weit bedeutendere Wirkungen und Folgen hatte die provenzalische Sprachbehandlung und Dichtererklärung in Italien, wo die provenzalische Poesie eine zweite Heimat fand, die ersten Schritte der Dichtung in italienischer Sprache lenkte und die eigene litterarische Unmündigkeit eine Art alexandrinischer Beschäftigung mit der provenzalischen Litteratur möglich werden lässt. Das politisch hoch entwickelte Italien bedurfte zur litterarischen Erweckung des politisch vernichteten Südfrankreichs. Noch Dichter wie Dante haben das Gefühl dieser Abhängigkeit (s. Dante, *de vulgari eloq.* a. a. O., *Convito I c. 11.*) und ehren in den Provenzalen, wie diese selbst sich fühlen (R. Vidal, *S. 70: son de maior autoritat li cantar de la lenga limosina que de neguna autra parladura*), die Meister. Eine beträchtliche Anzahl norditalienischer Dichter bedient sich der provenzalischen Sprache (s. Schultz, *Zeitschr. VII 177 ff.*). Sie lernen sie auch aus Büchern, wie dem, nur in italienischen Handschriften vorkommenden *Donat proenzal* den eine, auf den Ausländer berechnete lateinische Übersetzung begleitet, und dessen Bestimmung für Italiener die Anführung zahlreicher italienischer Eigennamen (s. D'Ovidio, *Giorn. stor. II 1 ff.*) und die Scheidung der Reimwörter nach offenem und geschlossenem Klang des Tonvokals (*Zeitschr. VIII 117*) unverkennbar macht. R. Vidal's Schrift bringt noch 1270 der Pisaner Terramagnino in provenzalische Verse (*Rom. VIII 181 ff.*).

Grosse, wohlgeordnete Sammlungen provenzalischer Lyrik, die Italien aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts überliefert, fügen zu dieser Unterweisung die Beispiele; ihre italianisirende Schreibweise verrät ihre italienische

Herkunft. Aus dem Jahre 1254 stammt die Estensische Handschrift, aus dem Jahre 1264 die Hs. der Marcusbibliothek, aus dem Ende des Jahrhunderts die grösste der Vaticanischen Sammlungen (s. Bartsch, *Grundr. der provenz. Litt.* S. *27;* Verf. in *Rom. Stud. II 337 ff.).* Um dieselbe Zeit legt der italienische Troubadour Ferrari seine provenzalische Spruchsammlung an (s. das.). Auch Dante hatte ein provenzalisches Liederbuch vor Augen, da er (in *de vulg. eloq.)* provenzalische Lieder nach den Anfangszeilen und mit Verfassernamen anzieht. Die jetzt in Paris befindliche grosse Hs. *K.* (s. Bartsch a. a. O.) befand sich im 14. Jahrhundert in Italien, wie es scheint in Petrarca's Händen, und noch im 16. Jahrhundert in des Kardinal Bembo Besitz. Unermüdlich schrieb man auch im 14. Jahrhundert provenzalische Lieder und Liederbücher ab (die Hss. *G. Q. H. U.;* s. Bartsch a. O.), als schon längst die italienische Litteratur Werke von künstlerischer Bedeutung aufwies, denen das gesamte provenzalische Schrifttum nichts zur Seite stellen konnte. Und noch im 15. Jahrhundert sieht man den Veranstalter eines provenzalischen Liederheftes *(c)* bemüht, durch Hss.-Vergleichung zu sicherem Verständnis der alten provenzalischen Sprache zu gelangen. Die Achtung auch vor dem Inhalt des Sanges der Troubadours bezeugt im Anfang des 14. Jahrhunderts der italienische Lehrdichter Francesco da Barberino, wenn sie ihm, wie dem gleichzeitigen südfranzösischen Genossen Matfre Ermengau, in seinen *documenti d'amore* als unanfechtbare Gewährsmänner in Fragen der Liebe und ihr Leben und Handeln seine Lehren von der Liebe zu stützen dienen. Ein provenzalisch-italienisches Wörterbüchlein wurde um 1310 ebenfalls schon angelegt (s. Stengel, *Provenz. Gramm. S. 88 ff.).*

Solche Hingabe an fremde Dichtung, ihre buchmässige Forterhaltung und Erlernung und die Gewöhnung an eine grammatische Erfassung fremder Sprache geben der italienischen Dichtung von vornherein zum Kennzeichen den gelehrten Geist und heften die philologische Betrachtung an die Leistung des Schriftstellers. Noch mehr eine *scientia* als die provenzalische, sucht die italienische Dichtung einem, von poetischem wie wissenschaftlichem Sinne erfüllten Fürsten wie Friedrich II. zu gefallen (Dante, *de eloq. I 12)* und lässt sich in dem Streben der höchsten Bildung zu genügen, aus der freudenhellen diesseitigen Welt, von gelehrten Kenntnissen und einem geschulten Denken geleitet, wie es sich in der wissenschaftlichen Zucht der Hochschule zu Bologna entwickelte, in eine starrernste Gedankenwelt hinüberführen *(doctores* nennt Dante a. O. *I 15* seine Vorgänger). So wird schon Dante Sprachlehrer und Ausleger an der eigenen Dichtung. Er, der Verehrer der dunklen Rede des provenzalischen Sängers Arnaut Daniel, legt, wie die südfranzösischen *razos,* in zusammenhängender Reihe seine Lieder aus *(Vita nuova; Convito),* nun schon mehr, dem reicheren Seelenleben und Wissenschatze, dem schaffenden Denken und weltumspannenden Blick entsprechend, der ihn über seine Vorgänger erhebt, in der Weise der Erklärer der biblischen Schriften *(Convito I 10)*, da er, noch über den Sinn seiner weihevollen Gesänge hinaus, moralische und geistliche Belehrung (das. *I 8)* gewähren will.

Wie R. Vidal, der ihm nicht unbekannt geblieben zu sein scheint (vgl. *de vulg. eloq. I 10, 9,* Giuliani, mit *Razos de trobar 70, 30)*, lehrt er, dass und wie die Sprache zu Reinheit und Adel des Ausdrucks heranzubilden sei (die *doctrinam de vulgari eloquentia,* a. O. *I 19),* wie die, der lateinischen an Adel überlegene italienische Volkssprache (a. O. *I 1;* vgl. dagegen *Convito I 5)* von der unwürdigen Missachtung, der sie ausgesetzt *(Convito I 10, 11),* befreit werden und die höchsten dichterischen Aufgaben nach Inhalt und Form zu lösen suchen dürfe. Aber sein Tiefsinn macht auch diese seine Schrift *de vulgari eloquentia* (um *1305)* zu einem Werk der Forschung, über Gegenstände,

wie sie heute die Sprachwissenschaft beschäftigen. Die Ursache der Vielheit der Sprachen, ihrer Veränderlichkeit, die Mundartbildung drängt es ihn zu erörtern, und die Langsamkeit der Sprachveränderungen *(I 9; Convito I 5)* entgeht ihm nicht. Die Ähnlichkeit des Wortschatzes lässt ihn das Spanische, Italienische und Französische auf eine gemeinsame Grundsprache zurückführen *(I 8)*; er kennzeichnet und gliedert die italienischen Mundarten *(I 10)* nach einem noch heute giltigen Teilungsgrunde; der künstlerische Gedanke vermählt sich bei ihm mit der Rätsel lösenden Forschung.

Zur Fortsetzung solcher philologischen Thätigkeit zwang Dante die Nachkommen durch sein heiliges, Wissen und Denken der Zeit zusammenfassendes Gedicht, die *Divina commedia (1291—1321)*, deren «tragischer» Stil *(de vulg. eloq. II 4)* und vielsinnige Deutbarkeit auch kundigen Lesern Schwierigkeiten bereitete, die das «Brod der Erklärung» den vielen bei der Div. comm. zu «Gaste Gehenden» vorzulegen geboten. Das Geschlecht nach Dante säumt nicht, das dem Leser in die Seele blickende, sein Thun und Denken richtende Gedicht in seinem wörtlichen und versteckten Sinne in auslegenden Werken[1] von verschiedener Ausdehnung, Kenntnis und Absicht verstehen zu machen. Die ältesten darunter beschränken sich noch auf den *Inferno:* die *Chiose anonime* (hrsg. von Selmi, *1865)*, kurz nach oder noch vor Dante's Tod verfasst; und die, aus dem Jahre 1328 stammende Infernoerklärung, die Lord Vernon *(Commento alla cantica del Inf.*, *1848)* herausgab. Graziolo da Bambagiuolo soll eine solche drei Jahre nach Dante's Hingang verfasst haben (s. *Giorn. stor. II 454)*, ein Sohn Dante's, Jacopo, vor dem Jahre 1333 (hrsg. Florenz, *1848)*. Zuerst (vor *1333)* vollständig erläuterte die Dichtung der Bologneser Jacopo della Lana (hrsg. v. Scarabelli, *1866)*, dem ein, auf ältere Erklärer Bezug nehmender Florentiner mit dem sog. *Ottimo commento*, 1333—4 (hrsg. v. Torri, *1827)*, und 1340 ein lateinischer Ausleger, angeblich Dante's Sohn Pietro (hrsg. v. L. Vernon, *1846)* folgte. Ja sogar öffentliche Erklärung der Div. comm. hatte, in Florenz seit 1373, statt, noch ehe öffentliche Lehrer des Griechischen in Italien aufgetreten waren. Diese höchste Huldigung und Wertung, die einem frühromanischen Dichter zu Teil geworden, regten Florentiner Bürger an, die von der Stadtverwaltung die Wahl eines gelehrten Mannes verlangten, der die Div. comm. zu Nutz und Frommen der Ungelehrten auslegen könne. Der Ersterwählte, Dante's grosser Verehrer G. Boccaccio *(† 1375)*, führte die Erklärung bis zum 17. Gesange der Hölle (Boccaccio's *Commento* hrsg. v. Milanesi, *1863)*. Andre folgten ihm. In Bologna erklärte Boccaccio's Freund Benvenuto v. Imola Dante; seine lateinische Auslegung vom Jahre 1379 ist in italienischer Uebersetzung (hrsg. v. Tamburini, *1855)* bekannt. In Pisa war es der Lehrer der Grammatik Francesco da Buti, der 1393 sein Buch zur Div. comm. beendete (hrsg. v. Giannini, *1858)* u. s. w. Das 15. Jahrhundert setzt, trotz der aufblühenden Humanitätsbildung, die schriftliche und mündliche Erklärung fort.[2] Sie erreicht einen Abschluss mit des Humanisten Ch. Landino *(† 1504) Commento (1481)*, der alle älteren der Vergessenheit verfallen lässt. — Die Erklärung erhebt sich von der einfachen Sinnumschreibung, sprachlichen Bemerkung und sachlichen, besonders geschichtlichen Aufklärung, dem wertvollsten Bestand dieser alten Auslegungen, zur moralischen und geistlichen Ausdeutung des Einzelnen und Ganzen und verfolgt alsbald die Absicht aus dem Rahmen des Gedichts herausfallende Belehrungen über die alte Götterwelt und Sage, zur Litteratur- und Weltkunde darzubieten. Erscheint heute der Dantetext mit solcher Gelehrsamkeit beschwert, so haben die neueren Erklärer sich doch der Werke eines J. della Lana, des Boccaccio, B. von Imola, Fr. da Buti mit Vorteil zu bedienen vermocht.

Die so fasst zünftig gewordene Danteerklärung legte danach die Erläuterung eines anderen seine Zeit überragenden Dichters, F. Petrarca's (*† 1374*), nahe, bei dem sie die engere Grenze der Sinnverdeutlichung einhalten konnte. Ein Antonio da Tempo versah, wohl im Ausgang des 14. Jahrhunderts Petrarca's Lieder mit Inhaltsangaben (gedr. *1471*), der berühmte Erklärer lateinischer und griechischer Schriftsteller und Dante's, in Florenz und in anderen italienischen Städten, Francesco Filelfo (*1398—1481*), erläuterte eine Anzahl Gedichte Petrarca's um 1440 in Mailand (gedr. *1476*), ein Girolamo Squarciafico erweiterte gegen 1483 F.'s dürftige Anmerkungen; ein Bernardo Lapino von Siena (um *1475*) erklärte die *Trionfi* (gedr. *1494*).[3] Und wo die Verehrung für den, im Wort zurückgehaltenen Geist hervorragender Schriftsteller so hingebend geworden war und der Dichter längst schon nicht mehr blos die Zeitgenossen unterhalten, vielmehr, sich eins mit den Gleichstrebenden in der Zukunft wissend, Bleibendes schaffen, und aus seiner Zeit heraustreten wollte, konnte so wenig die Aufzeichnung lebensgeschichtlicher Erinnerungen unterbleiben, wie den Provenzalen das Dichterbild mit dem Dichtwerk einst teuer gewesen war. G. Boccaccio zeichnete denn auch schon den Lebensumriss Dante's nach mündlichen Berichten und Dante's Schriften, und stimmte Petrarca's Lobpreis an (*1342—45*), wie später Domenico di Bandino d'Arezzo (*†* um *1413*, in *Fons memorabilium, lib. V.*). Mit dem Vorblick auf die kommende Grösse seiner Vaterstadt schrieb Filippo Villani, der Geschichtsschreiber von Florenz (*1325—1405*) auch das Leben der berühmten Schriftsteller (*de civitatis Florentiae famosis civibus*, hrsg. v. Galletti, *1847*), darunter Boccaccio, Fr. da Barberino, Br. Latini u. a. Petrarca's Leben beschäftigt noch im 15. Jahrhundert Paolo Vergerio (*† 1444*), Leonardo Bruni (*† 1444*), Gianozzo Mannetti (*† 1459*) u. a.[4]

Von der italienische Sprache ist das Nachdenken nach Dante wieder abgelenkt. Gemäss seinen Lehren hatte sich eine, an keinem Orte Italiens in Lautform und Wortschatz genau so geredete Schriftsprache ausgebildet, die von einem mustergiltigen Schriftsteller auf den andern überging und der Regelung nicht mehr bedurfte. Doch kam die Frage nach dem Ursprung des Italienischen nicht auch zum Schweigen. Leonardo Bruni (*Epistolae VI 10*) wagte das Italienische seiner Zeit, gegenüber dem Latein, der Sprache des einstigen gemeinen Römers gleichzusetzen und veranlasste dadurch Francesco Poggio (*1380—1459; Historia disceptativa*) und F. Filelfo (*Epist. IX 6*) seine edlere Herkunft aus der lateinischen Buchsprache zu verfechten.

An Dante's Betrachtung über die italienische Verskunst im zweiten Teile der Schrift *de vulg. eloq.* schliessen sich ebenso zwei umfangreiche Abhandlungen an über Formen und Gebrauch des italienischen Sonetts, der Ballade, Canzone u. s. w., die eine, in lateinischer Sprache, von dem Richter Antonio da Tempo (*1325* bis *1336*) von Padua (*de rhythmis vulgaribus*, hrsg. v. Grion, *1869*), die andere aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in italienischer Sprache von Gidino da Sommacampagna (*dei ritmi volgari*, hrsg. v. Giulari, *1871*).

1. Übersicht über die Commentare: Colomb de Batines, Bibliogr. Dant., 1845, I. Ferrazzi, Manuale Dant., 1865. II. — 2. Hegel, Hist. Wert der Dantecomment., 1878. — 3. Ferrazzi, a. O. V. — 4. Das. V 555. Tiraboschi, Storia VI 1142.

D. SPANIEN.

Das erste lehrhafte Werk über Litteratur und Dichtkunst in Spanien knüpft an den südfranzösischen Meistersang an, des Don Enrique von Aragon, Marques de Villena, Wiederherstellers der Sängerschule zu Barcelona (*1412*) Abhandlung *de arte de trobar* (um *1438*; gedr. in Mayans y Siscar,

Origines de la lengua españ., 1737), seinem Schüler, dem Marques von Santillana gewidmet und bestimmt, der im Erlöschen begriffenen provenzalischen Sängerkunst eine Stätte in Castilien zu begründen. Auch hier hegte der Gebildete Erinnerungen an die Dichtung vergangener Zeit. Ein Schreiben des Marques de Santillana an den Connetable Don Pedro von Portugal (um *1455;* bei Sanchez, *Poesias castell.*, Einleit.), stützt die Lobpreisung der Dichtkunst auf eine Würdigung der Litteratur alter und neuer Völker.

E. FRANKREICH.

Noch nicht gestimmt ist Frankreich seiner Sprache, seinen Dichtungen, mögen sie auch, wie der *Roman de la Rose,* einer zweihundertjährigen Gunst der Leser sich rühmen, oder seinen Dichtern aufmerksame Betrachtung zuzuwenden. Der Dichter lebt hier seiner Zeit und geht mit ihr unter. Nur die lyrischen Dichtungsformen werden, wie anderswärts, wegen zunehmender Verkünstelung Gegenstand beschreibender Zergliederung. Zuerst bei dem Dichter Eustache Deschamps in einer *Art de dictier (1392,* hrsg. v. Crapelet, *1832)*, später bei Henry de Croy *(Art de rhétorique, 1493;* hrsg. bei Silvestre, *1830)*. Die ältesten französischen Wörterbücher sind erst Hilfsbücher für den lateinischen Sprachunterricht, wie der *Dictionarius* des Firmin Le Ver *(1440;* s. Didot, *Observations sur l'orthographe, 1868)*, und verwenden das Französische nur zur Erhellung lateinischer Wortbedeutung. Der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gehört ein noch ungedrucktes *Glossarium gallico-latinum* (s. Didot, a. O. *S. 105)* an, über dessen Beschaffenheit und Zweck nähere Kunde fehlt. Die ältesten grammatischen Versuche dienten dem Sprachunterricht des Auslandes und entstanden in England. Sie geben Anweisungen für die Rechtschreibung, wie der älteste, die *Orthographia gallica (13.—14. Jahrh.,* hrsg. v. Stürzinger, *1884)*, oder sind Darstellungen der Zeitwortabwandlung nach lateinischem Vorbild, wie der *Donait franç.* (hrsg. v. Stengel in *Ztsch. f. nfrz. Sprache I, 1879)* aus dem 15. Jahrhundert, oder Gesprächsbücher, wie die *Manière du langage* vom Jahre 1396 (hrsg. in *Revue critique 1873)*. Frankreich wird erst im folgenden Zeitraum zur Beschäftigung mit der eigenen Sprache und Litteratur angeregt, von Italien aus, wo im MA., zunächst allein unter allen romanischen Ländern, die Bedingungen zu stätigem Fortgang solcher Beschäftigung vorhanden waren.

2. ZEITRAUM.

HUMANITÄTSSTUDIEN UND ROMANISCHE PHILOLOGIE.

16. UND 17. JAHRHUNDERT.

Der erweiterte Gesichtskreis der ersten beiden Jahrhunderte der neuen Zeit eröffnet der Betrachtung bis dahin unbeachtete Seiten der romanischen Sprachen und Litteraturen, und rückt beachtete unter neue Gesichtspunkte. Es ist die Zeit der geistigen Wiederherstellung des Altertums, der Erneuerung seiner Kunst, seiner Ideale, des Aufkeimens der, auf die befreite Vernunft begründeten Wissenschaft, die Zeit der Entstehung der, Gewesenes und Gegenwärtiges vermählenden Gelehrsamkeit in den romanischen Ländern, woraus das Streben nach Wiederbelebung der höheren dichterischen und schriftstellerischen Kunst der Griechen und Römer in der Form der romanischen Sprachen, die klassischen Litteraturen der Romanen im 16. und

17. Jahrhundert und ihre Schriftsprachen hervorwachsen lässt. Diese selbst werden nun, je mehr sie den alten ebenbürtig geworden scheinen, mit philologischem Auge angesehen und Gegenstand gleichartiger Forschung.

In einiger Entfernung, aber auf Schritt und Tritt, folgt die romanische Philologie der klassisch-philologischen Gelehrsamkeit, die den Hebel ansetzt in allen zur Zeit entdeckten Wissensgebieten. Das aus der einheitlichen Schriftstellersprache der Alten gewonnene und von den romanischen Schriftstellern zu verwirklichende Sprachbild zwingt, grammatisch heimisch zu werden und *ratio* und *analogia* aufzusuchen auch in der Muttersprache. Sie wird nun selbst, mit deren Erkennung und Feststellung, im Gegensatz zu den, der sprachlichen Regel scheinbar sich entziehenden Mundarten, *grammatica,* wie das MA. die Regeln folgende lateinische Sprache gegenüber den anscheinend regellosen romanischen Sprachen hiess. Die romanische Grammatik beobachtet und regelt mit dem Auge des lateinischen Grammatikers und oft sind der romanische und lateinische Grammatiker, Sprachkritiker, Lexikograph, Etymolog ein und dieselbe Person. Er begleitet seitdem den, sprachliche Kunstvollendung erstrebenden Schriftsteller um ihn vor dem Einfluss der, in lebendiger Fortbildung begriffenen Mundarten zu schützen. Es bildet sich an den romanischen Sprachen die «Grammatik» selbst mit aus.

Die gleichzeitige Aneignung des Sachinhalts der Schriftwerke der Alten, die Lücken des Wissens ausfüllen, die Erfahrung bereichern, über die Geschichte und Vergangenheit der romanischen Länder und der heimatlichen Landschaft helles Licht verbreiten, rief nicht nur neue Wissenschaften und eine Altertumskunde ins Leben, sondern lässt auch die herkömmliche Darstellung der romanischen Landesgeschichte als völlig unzureichend erscheinen. Was dem MA. unbekannte Schriftsteller der Alten Rühmliches darüber berichten, erfüllt den Romanen mit Stolz und mit neuer Liebe für seine Heimat. Es führt ihn zur landesgeschichtlichen Forschung, zur Sammlung der Altertümer des eigenen Landes hin. Im weiteren Fortschreiten zur Gegenwart treten ihm dann wieder die mittelalterlichen Geschichtsbücher in der Landessprache, oft als einzige Zeugen der Ereignisse für einen Zeitabschnitt, entgegen. Er lernt ihre Verfasser auch als Dichter und mit ihnen andere Dichter früherer Zeit kennen, er wird von einer gewissen Teilnahme auch für die litterarische Vergangenheit seines Landes erfüllt. Stösst noch in Frankreich, nachdem es eben erstmals zu einer, von idealem Sinne getragenen Dichtung sich erhoben hatte, der unfeine Geist und die ungelenke, veraltete Sprache des alten französischen Schrifttums ab, so hat es doch als Zeugnis für die frühe dichterische Beanlagung des Volkes bereits einigen Wert. Die Altertumsforschung des 16. Jahrhunderts legt auch die Keime der romanischen Litteraturgeschichte, wo sie noch nicht sich zu entfalten begonnen hatte. Italien bleibt auch in der Zeit der Renaissance seinen grossen Dichtern unentfremdet. Es wendet ihnen im 16. Jahrhundert dieselbe Sorgfalt der Prüfung, bei der Sinnes- und grammatischen Erläuterung zu, wie zuvor, bemüht sich um zuverlässige Textherstellung ihrer Werke und übt an ihnen nahe alle philologischen Thätigkeiten, die es auf die Schriftsteller des Altertums anzuwenden wusste. Nach der Herkunft der romanischen Sprachen und nach dem Ursprung des einzelnen Wortes fragt der Humanist, wie nach der Entstehung des Lateinischen. Philologen wie die Stephanus, Scaliger, G. Vossius zerstreuen etymologische Funde auf dem Gebiet romanischer Sprache in Menge in ihre Schriften.

Die Teilnahme der klassischen Philologie für Gegenstände der romanischen und die Gleichartigkeit der Vorbereitung der Arbeiter auf beiden Gebieten erhebt die romanische Philologie damals schon zu ebenbürtiger Höhe; — bei weitem nicht in ihrer bildungsgeschichtlichen Bedeutung, immerhin aber hin-

sichtlich der Art und des formalen Wertes der gewonnenen Erkenntnis. Sie wachsen mit einander. Wie die leitende klassische Philologie besteht auch sie nun, wenn auch nicht allgemein, im zweiten Zeitraum ihrer Entwickelung, in grammatischer und lexikalischer Beobachtung und Stoffansammlung, in Regelung der Schriftstellersprache und der Sprache alter Texte, in etymologischer Sprachbetrachtung, in Erneuerung der Kenntnis älterer Prosa und Dichtung. In Italien setzt sich die Beschäftigung mit provenzalischer Sprache und Litteratur aus dem vorigen Zeitraum fort.

A. ITALIEN.

Das Geburtsland der neuen Bildung, Italien, das das Altertum entdeckte und zuerst den geschichtlichen Sinn entwickelte, zeichnet den übrigen Ländern mit den Humanitätsstudien auch die neuen Richtungen in der Behandlung der einheimischen Sprache und Litteratur vor. Nachdem es ein Jahrhundert mit der lateinischen Schriftstellerei des Altertums gewetteifert und die italienische Dichtung tief unter die im 14. Jahrhundert erreichte Höhe hatte sinken lassen, schlug die Bewunderung für die neulateinische Schriftstellerei und Sprache in Geringschätzung um. Die Aufmerksamkeit wandte sich den unvergesslichen Werken älterer italienischer Dichtkunst zu. Ihre philologische Ergründung wurde erneuert in teilweiser Anknüpfung an die philologische Thätigkeit der vorangegangenen Jahrhunderte, unter Erweiterung und Vertiefung derselben.

Im Streit wider die lateinische Sprache wurden das *vulgare illustre* Dante's, die Sprache Petrarca's und Boccaccio's nicht nur der Prüfung würdig, sondern auch als unendlich schöner erfunden. Der Beweis für die Vorzüglichkeit der altitalienischen Dichtersprache und dafür, dass kein anderes Italienisch mit dieser Sprache sich vergleichen lasse, dass an ihr der italienische Schriftsteller sich zu bilden hätte, lag dem Grammatiker ob. Der erste in der langen Reihe des Zeitraums,[1] der als Podesta von Ancona gestorbene Francesco Fortunio, führte ihn in seinen *Regole grammaticali della Volgar lingua (1516)*, die er den *studiosi della lingua regolata* widmet. Er weist darauf hin, dass die von ihm mit hingebendem Eifer durchforschten drei Dichter *senza alcune regole di grammaticali parole* die Volkssprache unmöglich so *armonizzamente* hätten anwenden können, und legt in dem, noch 15 mal gedruckten, einen Wendepunkt in der Betrachtung der lebenden Sprachen bedeutenden Werkchen die von ihm entdeckten, vor ihm von Niemand geahnten Regeln der Beugung des italienischen Nomens, Pronomens und Verbums vor. Die Forderung, dass diese Sprache als die mustergiltige anerkannt werde, rechtfertigt er damit: *essendo stati gli auttori predetti di lingua* tosca *e quella* meno *assai di qualunque altro idioma italico* corrotta *e laquale sola il regolato ordine di parlare ci può porgere.* Die geringfügigen Ausnahmen, die ihm begegnen, machen die Überzeugung, dass auch die italienische Schriftsprache von der *analogia* beherrscht sei, nicht schwanken. Exegese und Textkritik helfen einen Teil der Ausnahmen beseitigen. Den übrigbleibenden gegenüber soll der Grundsatz gelten, dass das in den Quellen häufigere festzuhalten sei. F.'s Beobachtung ist von überraschender Sorgfalt, erstreckt sich schon auf Einzelheiten und verwickelte Erscheinungen, und gestattet ihm, sich auch über Vorkommen und Nichtvorkommen einer Form in den Quellen zu äussern. Ein orthographischer Abschnitt bespricht entbehrliche Buchstaben und Consonantendoppelung; drei weitere, in denen F. von den Erklärern mangelhaft ausgelegte Stellen der drei Dichter behandeln wollte, blieben unausgeführt.

F.'s Entdeckung einer geregelten italienischen Sprache schon bei den «Vätern» der italienischen Dichtkunst erregte freudige Verwunderung und begegnete der Überzeugung einflussreicher Schriftsteller. Diese Sprache mit

ihren nachahmungswerten Wendungen ebenso vor Augen zu stellen, wie es Laurentius Valla in den *de elegantia lat. linguae libri (1471)* für das Lateinische gethan, bezweckte schon der Canonikus N. Liburnio *(1474—1557)* in den *Volgari eleganzie (1521)* und in den, auf Dante, Petrarca und Boccaccio sich beziehenden grammatischen Auseinandersetzungen der *Tre fontane sopra la grammatica et eloquenza (1526).* Vor allem teilte F.'s Ansicht ein Prosaschriftsteller wiederum höheren Stils und von unbestrittenem Range, der Cardinal P. Bembo *(1470—1547)*, der erste Nichttoscaner, der sich des *antico toscano* mit Geschmack in gedankenreichen Werken bediente und der den, von der lateinischen Sprache sich lossagenden Schriftstellern den Weg wies. B. bemisst in den, Cicero's Orator nachgebildeten *Prose (1502—1525)* die Würdigkeit und Tauglichkeit des Italienischen am Latein. Er anerkennt eine beim Gebrauch des Alttoscanischen einzuhaltende Grenze und fasst den Schriftsteller als die Sprache entwickelnden Gedankenbildner auf. Er trägt selbst eine mit Bemerkungen zur Satzbildung verbundene Lehre von den italienischen Redeteilen mit noch schärferen Unterscheidungen vor als F., berücksichtigt dabei andere alttoscanische Schriftsteller und erwägt selbst die Beziehungen ihrer Sprache zur altprovenzalischen, freilich nicht ohne hierbei irrigen Auffassungen zu verfallen. B.'s Entscheidungen tritt dann Alberto Acarisio in einem nach Redeteilen gegliederten Lehrbüchlein *(Grammatica volgare, 1536)* bei. B.'s Gesichtspunkte halten, bei gewisser Selbständigkeit der Beobachtung, auch seines Freundes Jacopo Gabriello *Regole (1545)* ein. Die ferneren Lehrbücher der nunmehr bereits allgemein angewendeten alttoscanischen Schriftsprache bedürfen bereits der alttoscanischen Belege zur Regel nicht mehr. Sie fehlen z. B. in des Bischofs Rinaldo Corso *(† 1580)* wohlgeordneten *Fondamenti del parlar toscano (1549)*, der für Lateinkundige von der *thoscana favella incerta fin hora et sparsa* scharfgefasste Regeln abzieht, in des vielseitigen Schriftstellers Lodovico Dolce *(1508—1566) Osservationi nella volg. ling. (1550)*, der Fortunio ergänzen will. Für Girolamo Ruscelli, der seine wenig selbständigen *Commentari della lingua (1581)* mit einer geschwätzigen Betrachtung über menschliche Sprache u. a. einleitet, sich aber auch um eine deutliche Vorstellung vom Verhältnis des Romanischen zum Lateinischen bemüht, ist die Grundlage schon die Sprache der Schriftsteller der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts und nur Streitfragen lässt er die älteren entscheiden.

Und so verfahren, gleich darin der derzeitigen lateinischen Grammatik, jüngere und dem folgenden Jahrhundert angehörende Lehrbücher des Italienischen von wachsendem Umfang und unbehilflicher Schwerfälligkeit der Begriffsbestimmungen, wo die *ratio* einer Erscheinung nicht erfasst wird. Einzelne von ihnen gelangen zu grösserem Einfluss, durch den Zusammenhang ihrer Verfasser mit Schriftstellerkörperschaften. Namentlich die, durch Herausgabe von Seiten der Academia della Crusca gewissermassen amtlich anerkannte des Mitglieds Benedetti Buommattei *(1581—1647; Della lingua toscana, 1623—43)*, die Grundlage der neueren italienischen Grammatiken, die an Vollständigkeit und umständlicher Gründlichkeit nicht mehr überboten wird. Über andere Sprachlehrer der Zeit, die den verschiedensten Provinzen angehörig, für die toscanische Schriftsprache eintreten und die Grammatik bereicherten oder die Sprachkenntnis förderten, wie Trissino, Lenzoni, Mambelli (Cinonio, *† 1644)*, der reichhaltige *Osservationi* allein über Partikeln, enklitische Wörter und Zeitwortbeugung veröffentlichte, Fossombrone, B. Varchi, Strozzi, u. a. s. Fontanini, *Bibliot. dell' eloquenza it.*, Ausg. A. Zeno 1753, 1 ff., Tiraboschi, Storia VII 2294 ff.

Die Gegnerschaft, wenn sie nicht blos wegen der Benennung der Schriftsprache oder wegen einseitiger Bevorzugung Boccaccio's oder Petrarca's haderte,

sondern die Giltigkeit der, dem *trecento* entnommenen Regeln oder Beobachtungen bestritt, veranlasste nur tieferes Eindringen in die alte Sprache, und Verfeinerung der grammatischen Beobachtung und Unterscheidung. Unmächtig erwies sie sich gegenüber der philologisch und kritisch bedeutendsten grammatischen Leistung des 16. Jahrhunderts, den auf Boccaccio sich stützenden *Avvertimenti della lingua sopra il Decamerone (1586)* des Mitbegründers und Consuls der Cruscaakademie Leonardo Salviati *(1540—89)*, der im besonderen Teile des Werkes von Artikel und Nomen auch nach der syntaktischen Seite handelt, ältere Lehren umsichtig prüft, berichtigt und erweitert. Die überfeine Kritik, die der Philolog L. Castelvetro *(1563)* an Bembo's *Prose* übte, der Widerspruch, den Papazzoni und Corsuto gegen Salviati erhoben, die Beobachtungen D. Bartoli's *(Il torto e 'l dritto, 1655)*, des italienischen Vaugelas, der in 269 Abschnitten von den Vorgängern verworfene Ausdrucksweisen, Wortformen u. dgl. an der Hand «guter» Schriftsteller des 14. Jahrhunderts, die jenen meist unbekannt waren, verteidigt, zeigen deutlich die Übereinstimmung der Behandlung italienischer und lateinischer Sprache in jenem Zeitalter.

Die Entdeckung einer regelmässigen italienischen Sprache führt sogleich auch die Regelung der, noch mit völliger Willkür gehandhabten Rechtschreibung herbei, zu Vorschlägen zur Vereinheitlichung der Schreibung, zur Vermehrung der Schriftzeichen u. s. w. Schon 1527 bringt G. Trissino *(† 1550; Epistola intorno alle lettere nuovamente aggiunte alla ling. it.)* solche in Anregung, damit, wie andere nach ihm, und wie überall, wo die Rechtschreibung brennende Frage wurde, Widerspruch und heftigen Streit erregend. Auch Bembo, N. Dortelata *(1544)*, Sansovino *(1568)*, D. Bartoli *(1670)* und z. T. die Verfasser der planmässig gegliederten Grammatiken, wie Salviati, erörtern die Schriftlehre in grosser Ausführlichkeit. Der Grundsatz, lautgemäss zu schreiben und über die lateinischen Buchstaben nicht hinauszugehen dringt durch.

Gewinn erwuchs aus der dadurch sich verbreitenden Gewöhnung an genaue Auffassung des gesprochenen Lautes auch der etymologischen Betrachtung: schon Bembo erkannte *(Prose II)*, dass dem offenen und geschlossenen ital. *e* verschiedene lateinische Laute, jenem ĕ, diesem ĭ entsprechen. Ebenso gab der, seit 1544 von Cl. Tolomei, B. Varchi *(Ercolano, 1570)* J. Muzio *(Varchina, 1584)*, Celso Cittadini *(1601)*, Bargagli *(1602)* hitzig geführte Streit um den Namen der italienischen Sprache, die der Reihe nach *volgare, toscana, fiorentina, italiana* (so schon Trissino) heissen sollte, der wichtigeren Erörterung der Ursprungsfrage einen kräftigen Anstoss. Je mehr sich die Kenntnis der Landesgeschichte vertieft und die der Sprachen ausbreitet und je mehr die, in protestantischen Ländern sich ausbildende Sprachenkunde Möglichkeiten der Sprachenableitung eröffnet, desto verwickelter erscheint jene Frage und desto widersprechender wird die Beantwortung. Unbefangen, wie Dante, dessen Schrift über das *Volgare* G. Trissino 1529 übersetzt hatte, sahen noch Bembo, später Ruscelli, Salviati u. a. im Italienischen, dessen Wortgestalt ihnen als etwas unveränderliches galt, ein nach dem Untergang des römischen Reiches durch Berührung mit den Franken, Burgundern, Vandalen, Deutschen, Ungarn, Mauren, Türken verderbtes Latein. Nachdem aber der deutsche Sprachenkenner Sebastian Münster durch eine *Grammatica et lexicon chaldaicum (1507)* und das *Dictionarium trilingue (1530)* die Erlernung des Chaldäischen ermöglicht, nachdem das Wunder der Gelehrsamkeit der Zeit, der französische Orientalist Postel *(1505—81)*, in dem Werke *de originibus seu de hebraicae linguae et gentis antiquitate (1538)* Ethnologie und Sprachenkunde in Verbindung gesetzt, die Schweizer Bibliander (Büchmann; *de communi ratione omnium linguarum, 1548)* und C. Gesner *(Mithridates; de differentia linguarum, 1555)* im Hebräischen die Ursprache, im Griechischen den Ursprung des Latein, im Lateinischen

den der gallischen, italienischen, spanischen Sprachen erkannt hatten, hörte die Einhelligkeit der Meinung auf.

Die Verschiedenheit italienischer und lateinischer Wortform lässt dem geschichtskundigen J. Giambullari *(1495—1564; Origine della lingua fiorent., 1549)* das Italienische aus der ältesten Sprache Italiens, dem Altetruskischen (an das, nach Filelfo a. a. O., schon das 15. Jahrhundert gedacht hatte) herleiten. Dieses aber stammt aus dem Aramäischen, da etruskische Götter-, Fürsten- und Ortsnamen mit alttestamentlichen übereinstimmen, und der älteste römische Gott Janus, eine etruskische Gottheit, und ein und dieselbe Person mit Noah sei, der nach Etrurien kam und das mit dem Hebräischen verwandte Aramäisch mitbrachte. Daher denn auch die dem Italienischen und Hebräischen gemeinsamen Wörter, wie ital. *botte* und hebr. *gabot* (?) Weingefäss, *come* = *chemo* wie, *gobbo* = *goba* Erhöhung, u. dgl.; daher das Fehlen der Casus im Italienischen, der Steigerungsform, des neutralen Substantivs, daher der Artikel, die Pronominalaffissi und die Ähnlichkeit im Versbau. Die Mischung mit griechischen, deutschen Wörtern (dtsch. z. B. *zucchero*), mit Französisch und Provenzalisch, das ihm aus verdorbenem Latein und Französisch besteht, wird von G. genauer geschätzt und beschränkt.

Aber der Zeit, die Wert und Bestandteile des wissenschaftlichen Beweises wohl kannte, musste ein Verfahren bei Feststellung des Wortursprungs verdächtig erscheinen, das sich Hinzufügung, Wegnahme, Veränderung, Versetzung von Buchstaben, wodurch allerdings die Schriftsprache zur Mundart ausgeartet zu sein schien, aber freilich jedes Wort zu jedem gemacht werden konnte, nach Belieben gestattete, und die noch grösseren Kühnheiten A. Carafullas reichten hin, es lächerlich zu finden. So urteilte schon einer der besten Schriftsteller der Zeit, B. Varchi, einer der Consulen der Florentiner Akademie, in seinem Gespräch über das Wesen der Sprache und über die italienische Sprache *(L'Ercolano, 1570)*, der im Italienischen eine aus dem Lateinischen neugeborene, schönere Sprache, vermischt mit provenzalischen Worten erblickte. Sein Gegner J. Muzio, (a. a. O.), pflichtet ihm bei, nur dass er provenzalische Wörter bloss in der italienischen Schriftsprache zugibt. Auch Buommattei (a. a. O.), der sich das Italienische in der Weise aus dem Lateinischen und Germanischen herausgebildet denkt, dass die Barbaren das Lateinische *barbaramente*, die Lateiner das Germanische *latinamente* gesprochen hätten.

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, wo Italien seine litterarische Selbständigkeit verloren und die französische Philologie die italienische längst überflügelt hat, eignen sich die Gelehrten in der ethnologischen Frage französische Anschauungen an. Das Mitglied der Academia dei Lincei, A. Persio, der ein etymologisches Wörterbuch des Italienischen begann, lässt *(Conformità della lingua it. con le più nobili antiche lingue, 1592)* mit A. Monosini *(Floris ital. linguae libri, 1604)* nach J. Périon's Vorgang (*S. 23*) das Italienische der edleren griechischen Sprache entstammen. G. Valeriano *(Della volgar lingua, 1620)* sieht im Italienischen, weil ihm, wie dem Altlateinischen die consonantischen Auslaute fehlten, älteres Latein, aber eine Sprache von griechischer Erziehung. Noch im 18. Jahrhundert erklärte der gelehrte A. Zeno (in Fontanini's *Bibliot., 1753)* das Latein für die Mutter, das Griechische für die Amme der italienischen Sprache. Kein Wunder wenn Capis e Biffi *(Varon milanese, 1606)* diesen erlauchten Ursprung auch der mailändischen Mundart zuerkannte. Die Ansicht vom Bestand des Italienischen vor dem Lateinischen fand Valeriano bereits vor bei Celso Cittadini *(† 1627; Della vera origine della nostra lingua, 1601)*. Ihm galt die italienische Schriftsprache wiederum als die allgemeine, von jedem Römer mit der Muttermilch eingesogene niedere

lateinische Sprache. Diano da Diano gewann dagegen in der schwülstigen, gesucht witzigen Schrift *Fiume dell' origine della ling. ital. (1626)* die italienische Schriftsprache aus dem Lateinischen, die italienischen Mundarten aus der durch Schriftsteller bezeugten römischen Volkssprache. Als die gemeinsame Mutter des Italienischen, Spanischen und Französischen bezeichnete das Lateinische zuerst in Italien Castelvetro *(Contra il Varchi, 1572)*; mit weiterem, sicherem Blicke hatte er auch bereits im italienischen Futurum die Verbindung des Infinitivs mit Präsensformen von *avere* erkannt.

Eine Zusammenfassung des, in den beiden Jahrhunderten von Philologen des In- und Auslandes, in Italien von Niccolò Eritreo, C. Calcagnino, Castelvetro und anderen Etymologen Geleisteten tritt im Jahre 1676 in Italien in O. Ferrari's *Origines ling. ital.* hervor. Des Franzosen G. Ménage *(S. 28)* etymologisches Wörterbuch der italienischen Sprache ging ihnen voran. F. beschränkt sich wesentlich auf, von Ménage nicht untersuchte oder anders gedeutete Wörter, leitet möglichst viel aus dem Lateinischen ab, und legt unter herkömmlicher Vernachlässigung der Buchstaben grösseres Gewicht auf Übereinstimmung der Wortbedeutung. Daher verfällt er bei *neghittoso* auf lat. INIQUUS, bei *ratto* auf MUS (durch **muratus «per apheresim»*), bei *bordone* auf VERU *(*veru-to-nem)*, bei *bordello* auf PROSTIBULUM; *qui* ist **hichi* (aus HIC), *quindi* : HINC INDE u. s. w. Doch hat ihn Gelehrsamkeit und Scharfblick in versteckter lateinischer oder griechischer Wortform manches unbestreitbare Grundwort entdecken lassen.

Die italienische Lexikographie erwächst auf demselben Boden wie die Grammatik. Die Verkündigung der Nachahmung der Schriftsteller des *trecento* machte einen Überblick über ihren Wortschatz nötig und lenkte von der lebenden Sprache ab. Die lateinische Lexikographie der Zeit gefiel sich in ähnlicher Auslese. L. Minerbi begann mit der Aufnahme des Wortschatzes des *Decameron (1535)*. F. Luna *(† 1559)* sammelte 5000 «gut» tuskische Wörter aus Dante, Petrarca, Boccaccio, doch auch aus Jüngeren, wie Ariost, und Lebenden, wie Trissino, Pietro Aretino, ohne sie durchgreifend zu scheiden *(1536)*. A. Acarisio verbindet mit seinem *Vocabolario (1543)* grammatische Unterweisung und Stellenauslegung. Vielseitiger griff die lexikalische Aufgabe F. Allunno *(† 1556)* an. Er stellte zuerst *(Osservazioni sopra il Petrarca, 1539. 1550)* die Wörter in Petrarca's Liedern zusammen und erläuterte dann die Boccaccio's *(Richezze della ling. volg., 1543)* unter Nachweisen über gleichlautende und von ihm als fremde angesehene Wörter, unter Deutung dunkler Wörter aus Dante und Petrarca, Anführung von Sprichwörtern, Aufstellung eines Wortverzeichnisses nach Endungen u. dgl. In seinen vielgebrauchten, die drei grossen Dichter, Bembo und einige andere umfassenden *Della Fabrica del Mondo libri (1548)* entwarf er das erste nach Begriffen geordnete Wörterbuch einer neueren Sprache, in der Absicht zu zeigen, dass schon alle menschlichen Vorstellungen Benennung bei guten italienischen Schriftstellern gefunden. Ungefähr zur selben Zeit entstand die ungedruckt gebliebene erste italienische Synonymik von T. Gallaccini.

Da auch lateinische Wörterbücher zur Grundlage für italienische gewählt wurden, z. B. des Erasmus von Rotterdam *de duplici copia verborum ac rerum commentarii* für Marinelli's *Copia delle parole (1562)*, so wurden auch diese für Umfang und Einrichtung der ersten italienischen Wörterbücher bestimmend. Seit 1553 bestehen italienisch-lateinische und lateinisch-italienische Wörterbücher. Das älteste, L. Minerbi's *Dizionario,* ist Bearbeitung des berühmten lateinischen Lexikons des A. de Calepio *(Calepin* franz.) von Bergamo *(1500)*; ähnlicher Art sind die Montemerlo's *(1566)*, P. Galesini's *(1584)*, G. Ruscelli's *(1588)*. Eins der merkwürdigsten jener lateinischen Lexica, das

mit Etymologien, Definitionen und mit Aussprüchen berühmter Schriftsteller versehene des N. Mirbelli, *(Polyanthea, 1507)* fand solche Berücksichtigung noch nicht.

Einen Abschluss erreicht diese, auf Sammlung mustergiltigen Ausdrucks gerichtete Thätigkeit italienischer Lexikographen mit dem ältesten amtlichen Schriftstellerwörterbuch, dem *Vocabolario* der ersten Sprachakademie neuerer Zeit, der Academia della Crusca *(1612)*,[2] dem jedoch mit ähnlicher Anlage da Fossombrone's *Memoriale della ling. (1602)* vorausging. Aus der schon 1542 bestehenden Florentiner Schriftstellerakademie hervorgegangen, 1582 von Salviati, B. de Rossi, B. Canigiani, G. Deti, A. Grazzini, B. Zanchi gegründet zu schriftstellerischer Anregung, gegenseitiger Belehrung durch Vorlesungen, aber auch zur Beihilfe bei Ausstattung öffentlicher Feste, brachte die Academia della Crusca (von *crusca* Kleie, weil sie die Kleie vom Mehl der italienischen Sprache schied) seit 1591 den von Salviati aufgestellten Plan eines Wörterbuchs der besten toskanischen Schriftsteller und der gebildeten Verkehrssprache zur Ausführung. Da sie die Trecentisten begünstigt, Boccaccio in den Belegen überall die erste Stelle gibt, und die Sprache des 16. Jahrhunderts nur soweit berücksichtigt, als sie mit der des *trecento* übereinstimmt oder unentbehrliche neue Wörter bietet, so ist das berühmte Sprachorakel in Wirklichkeit ein altitalien. Wörterbuch. Noch in späteren, auf die Rüge von Kritikern wie P. Beni *(1613)*, U. Malavolti *(1650)* u. a. hin verbesserten und erweiterten Ausgaben, selbst noch in der 4., vom Jahre 1724, ist das Verhältnis der alten (c. 250) zu den neueren Schriftstellern (: 86) ein ungünstiges; in der ersten Ausgabe war selbst T. Tasso noch ausgeschlossen. Unbemerkt blieben der Kritik schwerer wiegende Mängel: die unzulängliche Worterklärung, die im günstigen Falle in der Ansetzung gleichsinniger Wörter besteht (z. B. AMARE = *volere bene, portar affezione, essere innamorato;* daneben CANE : *animal noto)*, die willkürliche Anordnung der Bedeutungen u. dgl. Das beigefügte lat.-ital. Wortverzeichnis hatte zu beweisen, dass die italienische Sprache reich genug sei, um an Stelle der Lateinischen zu treten.

Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wendet sich die lexikalische Arbeit der lebenden Sprache und den Mundarten zu. F. Baldinuccio sammelte 1681 die, auf die zeichnenden Künste bezüglichen Ausdrücke. A. Bumaldi (= O. Montalbani) zuerst schrieb, nachdem A. Banchieri auch für die Würdigkeit des Bolognesischen *(1636)* eingetreten war, — F. Partenio that es später für das Neapolitanische *(1662)* — ein bolognesisches Wörterbuch *(1660)*.[3] Salviati's Übersetzung einer Novelle in mehrere italienische Mundarten, in den Avvertimenti, sollte den Unterschied zwischen Schriftsprache und Mundart fühlbar machen. Reimwörterbücher zu älteren Dichtern, wie das P. Moreto's zu Dante *(1528)*, G. Lanfranco's zu Petrarca *(1531)*, sowie das da Falco's zu Boccaccio, Ariost und Bembo und das allgemeine Ruscelli's *(1556)*, mit einer italienischen Verslehre *(1539)* versehen, dienten der Schulung der Dichter.

Das eifrige Bemühen um Herausbildung der italienischen Schriftsprache aus der Sprache der Trecentisten leitete aber noch zu anderweiter philologischer Beschäftiguug mit ihren Werken, und zur Betretung von Wegen an, die die klassische Philologie sich ebenfalls hatte bahnen müssen. Schriftsteller jener Zeit, die erst in unserem Jahrhundert Herausgeber fanden, las man, wie solche des Altertums, in den Handschriften. In welchem Umfange, zeigen die Anführungen handschriftlicher Texte in Salviati's Avvertimenti. Dabei wurde auch der höhere Wert von Hss. gedruckter Texte und die Notwendigkeit erkannt, sie bei deren Neuherausgabe zu vergleichen oder neuen Ausgaben zu Grunde zu legen. Dante, Petrarca, Boccaccio werden nach den erreichbaren ältesten Hss. oder nach der

Originalhs., die man besitzt oder zu besitzen glaubt, gedruckt: Petrarca's Dichtungen nach Bembo's Hs. *(1501)*, Boccaccio's Decameron *(1527. 1573; 1582)*, die Divina Commedia *(1555 Dolce)*, G. Villani's Geschichtswerk *(1587?)*. Die Wiederholungen von Ausgaben der Schriftsteller, deren Hss. verglichen werden konnten, erscheinen nun als *ridotte alla vera lezione*. Auch nach mehreren, für gut oder als beste angesehenen Hss. wurde der Text eines Schriftwerkes hergestellt, wie der Decameron in Salviati's Ausgabe *(1582)*, die Divina Commedia in der Ausgabe der Cruscaakademie *(1595)* u. a. m.

Der Schriftstellerkreis des Trecento wird erweitert durch den Druck verschollener Dichter aus Hss. Alte Lyriker macht B. di Giunti *(1527)*, Jacopone da Todi G. Modio *(1538)*, Burchiello A. Grazzini *(1552)*, religiöse Dichter des 14. Jahrhunderts S. da Poppi *(1606)*, F. da Barberino und die italienische Bearbeitung von Br. Latini's Tesoro F. Ubaldini *(1640)*, weitere lyrische Gedichte mit einem Verzeichnis von etwa 350 Dichtern alter Zeit der Bibliothekar L. Allacci *(1661)* bekannt.

Wenn Salviati (Avvertimenti) die Hss. des Decameron nach ihrem Werte abstuft, bei gleichberechtigten Lesarten sich «ähnlich dem Richter» für den bestgeachteten hslichen Zeugen entscheidet, die Mannelli'sche Hs. in ihrer alten einfachen Schreibung und den Text, ausser wo sichere Heilung möglich, nicht antastet, und den Sinn veralteter Wörter aus gleichartigen Stellen gleichalteriger Schriftstücke aufhellt, so zeigt er sich und zeigen sich ähnlich G. Castiglione *(1532)* und L. Castelvetro *(1582)* gegenüber Petrarca u. a. der Pflichten und Aufgaben des Textbearbeiters wohl bewusst. Damit im grellen Widerspruch steht aber wieder das bewusste Eingreifen in den Decamerontext, wie es in sonst wertvollen Drucken aus moralischen und religiösen Bedenken zur selben Zeit gehandhabt wurde. Am wenigsten in der Ausgabe von 1527, am stärksten in der, auf Befehl des Tridentinischen Concils von V. Borghini, P. Cambi, B. Antinori *(1573)* gereinigten Ausgabe und selbst in der Salviati's für den Grossherzog von Toskana, der nicht nur Erzählungen und Nebenstücke beseitigen, sondern auch Namen und Ausdrücke, und ohne erkennbaren Grund, ändern liess. Weit weniger strenge Grundsätze als Salviati beobachteten die Mitglieder der Crusca in der zur *vulgata* gewordenen Ausgabe der Divina Commedia, für die neben dem Druck von 1502 noch andere Drucke und gegen 51 Hss. herangezogen wurden. Bei den, in jedem Gesang auf 1—2 Dutzend sich belaufenden Änderungen entschied die Zahl der Hss. und das Sprachgefühl; auch die Schreibung wurde verjüngt.

Die Schriftstellererklärung schliesst sich an die Veranstaltung neuer Ausgaben an. Sie breitet sich immer weiter über die Litteratur aus, ohne allerdings aus dem Rahmen der bisherigen oder bei antiken Autoren üblichen Auslegungsweise herauszutreten, und stützt sich auf die älteren *commenti* bei Dante[4] und Petrarca[5]. A. Velutello *(† 1566)* behauptet in seiner, am meisten geschätzten, nun mit Holzschnitten nachhelfenden Ausgabe der Divina Commedia *(1544)* eine gewisse Selbständigkeit Landino gegenüber, indem er weniger philosophische und mystische Ideen in die Dichtung hineinliest, zuverlässigere geschichtliche Angaben und solche Quellenbelege bietet, die für Verse und Gedanken Dante's in Wirklichkeit wegweisend gewesen sein können. Der Erklärung einzelner Stellen sind Schriften A. Manetti's *(1506)*, P. Giambullari's *(1544)* u. a. gewidmet. Auch unter den, auf Sprache, Wortsinn, Abfassungszeit, geschichtliche Beziehungen eingehenden, mit der Verehrung Petrarca's sich mehrenden *commenti*[6] seiner Gedichte behauptete der ausführliche von Velutello *(1525)*, — V. war in Avignon und überall anderwärts den Erinnerungen an den Dichter nachgegangen — den Vorrang. Fausto da Longiano *(1532)* verwertete P.'s latein. Schriften bei der Erklärung, A. Gesualdo *(1533)*

prüfte und widerlegte ältere Ausleger, B. Daniello *(1540)* verglich Dante und die Alten u. s. w. Auch G. Cavalcanti wird erläutert, von P. del Rollo 1568, von Celso Cittadini 1602, Ariosto z. B. von Fornari von Reggio 1549. Die *lezioni* der Mitglieder der Schriftstellerakademien erörtern mit Vorliebe einzelne Stellen älterer Dichter, wenn sie nicht, in Form des, sich mehr und mehr befestigenden *elogium*, eine Gesamtwürdigung ihrer Leistungen zu geben versuchen. Ueber Petrarca sprechen z. B. in der florentiner Akademie B. Varchi *(1545)* in einer grösseren Anzahl von Vorlesungen, P. Orsilogo, Lapini *(1547)*, L. Dolce *(1562)*, L. Salviati *(1575)*, über die Sonette J. Muzio, Celso Cittadini *(1604)*, A. Tassoni *(1609)*. Dantestellen erörtern B. Varchi *(1543)*, G. Gelli, G. Strozzi, C. Bartoli u. a. (Sammlung der *Lezioni 1554*). Besonders die in den Gesamtwürdigungen geübte ästhetische Kritik führt zu anhaltender Fehde. Um Dante erhebt sie sich 1573, um Tasso und Ariost 1584, um Petrarca 1609, der Boccaccismus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erregt ebenfalls Widerspruch. Der bei der Schriftstellerwürdigung angelegte Maassstab ist die antike Poetik und Rhetorik. Der Dantestreit beförderte die sorgfältigere Auffassung mancher Stelle der Commedia, wie z. B. Mazzoni's *Difesa (1587)* bezeugt, trägt aber im allgemeinen das Merkmal thörichten Gezänks. Die Echtheitsfrage wird erstmalig bei der Schrift Dante's *de vulgari eloq.* erhoben, und hier von B. Varchi mit unzulänglicher Begründung verneint, von J. Muzio bejaht.

Die *Lezioni* bereiteten die Schrifstellercharakteristik der späteren Litteraturgeschichtsdarstellung der Romanen vor. Eine andere Seite derselben stellen die, die Ausgaben begleitenden Lebensnachrichten über Schriftsteller früherer und jüngster Zeit dar. Auch die Grundlage der Litteraturgeschichte, die Bücherkunde, beginnt in ihrer Wichtigkeit erkannt zu werden. Nachdem C. Gesner, der Vater der Litteraturgeschichte, mit seiner *Bibliotheca universalis (1545)* über griechische, lateinische und hebräische Schriftsteller und Schriftstellerei das Bespiel gegeben, entwirft Doni Fiorentino in seiner *Libreria (1550)* ein erstes Verzeichnis italienischer Schriftsteller und Bücher, mit 100 *discorsi* über sie versehen; O. Laudo u. a. folgen. Im 17. Jahrhundert stellten Gelehrte Schriftsteller und litterarische Werke einzelner Provinzen ohne Unterschied der Sprache zusammen: A. della Chiesa in einem *Catalogo* die piemontesischen *(1614)*, A. Rossi die bergamaskischen *(1660)*, Giustiniani die ligurischen *(1667)*, die neapolitanischen L. Nicodemo *(1678)*. L. Allacci entwirft *(Dramaturgia, 1666)* eine reichhaltige Liste gedruckter und handschriftlicher dramatischer Dichtungen in italienischer Sprache. Eine Übersicht über die guten altitalienischen Schriftsteller verbindet mit einer Abschätzung ihres stilistischen Verdienstes Salviati in den Avvertimenti; eine Anzahl jüngerer würdigte früher schon G. Giraldi in den *Dialogi de poetis nostrorum temporum (1551)*.

Die verschiedenen Seiten der litteraturgeschichtlichen Betrachtung werden zuerst zum Begriff der Geschichte der Dichtkunst von dem modenesischen Bibliothekar M. Crescimbeni *(1663—1728)* in der *Storia della volgar poesia (1698)* zusammengefasst, die den Schlussstein der philologisch ästhetischen Beschäftigung mit der italienischen Litteratur des Zeitraums bildet. Sie will Einsicht in Wesen, Ursprung, Wachstum und Niedergang der italienischen Dichtkunst verschaffen und sie befördern. Die Bestandteile der Litteraturgeschichte sind noch unverschmolzen. Der Darlegung der Veränderungen in Dichtung und Dichtungsform von 1184 bis zur Zeit des Verfassers folgen *elogi* der 100 gefeiertesten älteren und der bekanntesten 50 lebenden Dichter, alphabetische Namenlisten über die übrigen, dann die philologisch kritische Litteratur, Winke für den Dichter. Die schonende Beurteilung stützt sich auf

die Meinung der Gebildeten und auf Autoritäten, wie Salviati; Proben aus den Werken der Dichter ersetzen die Charakteristik und Zergliederung der Werke. 6 Bücher *commentari*, von denen 4 Nachrichten über 1500 Schriftsteller, nach den von ihnen gepflegten Dichtungsgattungen geordnet, nachtragen, dienen zur Ergänzung der «*Storia*» *(1702—11)*. Sie verlor durch spätere Einarbeitung dieser Nachträge in das Hauptwerk *(1714—1731)* noch mehr an Einheit.

Die Beschäftigung mit provenzalischer Sprache und Dichtung konnte im 16. Jahrhundert umsoweniger schon erlöschen, als die Untersuchung des älteren italienischen Schrifttums beständig darauf hinwies. Dass dieses aus jener hervorgegangen, ist seit Bembo die allgemeine Überzeugung. Der Gemeindesecretär von Modena G. Barbieri *(1519—74)*[7] ging daher daran, in dem unvollendet gebliebenen Buche *dell' origine della poesia rimata* (hrsg. *1790*), das von Dichtung und Leben der Troubadours von altitalienischer und altfranzösischer Lyrik Kunde gibt, auf die Darlegung dieses Zusammenhangs eine italienische Poetik aufzubauen, wie sie Dante im Sinne gehabt zu haben scheint. Der provenzalische Versbau beschäftigte auch den venetianischen Senator G. Veniero *(† 1558)* zu Folge der Hs. *D*[8] des *Donat proenzal.* Die provenzalischen Liederbücher werden noch zu den Schätzen reicher italienischer Büchersammler gerechnet, wie es P. Bembo, der schon an Veröffentlichung seiner Hs. dachte (Castelvetro, *Opere crit. 103)*, Marcello Adriani, von dessen Liederhd. eine teilweise Abschrift aus dem 16. Jahrhundert erhalten blieb, Pier Simon del Nero, C. Strozzi u. a.[9] waren. Abschriften oder Auszüge aus erhaltenen oder verschollenen provenzalischen Liederbüchern entstehen noch vereinzelt im 17. Jahrhundert.[10] Ein genaueres Verständnis der provenzalischen Sprache erwarb sich, wohl auf Grund der Estensischen Hs., Barbieri's Freund Castelvetro *(Op. crit. 15. 59)*. Es reichte im 16. Jahrhundert wenigstens soweit, dass man italienische auf provenzalische Wörter zurückzuführen sich getraute, z. B. Bembo, Ferrari, Provenzalisches ins Italienische übersetzt, z. B. B. Varchi (die Lebensnachricht über Guiraut de Bornelh im *Ercolano)*, kleine provenz.-ital. Wörterbücher anlegte[11] u. s. w. Altfranzösisch und Provenzalisch jedoch unterscheidet selbst Salviati noch nicht. Ein Jahr nach Barbieri's Tode wird Nostradamus' Buch über die provenzalischen Dichter *(S. 28)* von G. Giudice *(1575)* ins Italienische übertragen, womit die langgepflegte Forschung über das Provenzalische in Italien für einige Zeit zum Stillstand kommt.

1. Vgl. Fontanini, Bibliot. dell' Eloquenza, 1753. Tiraboschi, Storia *VII* 2291. Blanc, Ital. Grammatik, 1844. — 2. Blanc in Ersch u. Gruber Realencycl. unter Crusca. — 3. Bacchi della Lega, Bibliografia dei vocabolori, 1879. — 4. Ferrazzi a. a. O. — 5. Das. — 6. Carducci, Rime di Petrarca, 1876. — 7. Mussafia, Liederhs. des Barbieri, Sitz. Ber. der Wien. Ac., 76 Bd. d. phil.-hist. Cl. und meine Liedersamml. der Troubadours, in Böhmer Stud. II 606. — 8. Stengel, Provenz. Gramm. S. XII (D). — 9. meine Liedersamml. 463. 471. 540. 632. Salviati, Avvertimenti S. 93. — 10. meine Liedersamml. 504. 510. Stengel, Gramm. S. VIII. — 11. Das. S. XII.

B. FRANKREICH.

Das nördliche Frankreich beschränkt seine philologische Thätigkeit auf die einheimische Sprache und das einheimische Schrifttum. Die zu lösenden Aufgaben, die Art der Lösung sind dieselben wie in Italien, nur der bearbeitete Stoff ist teilweis verschieden, der Umfang der Bearbeitung ein beschränkterer. Mit der Aneignung der italienischen Bildung im 16. Jahrhundert, mit der Beteiligung am Altertumsstudium[1] überkommt Frankreich von Italien auch die

Betrachtung und die Behandlungsweise der eigenen Sprache und es holt nun nach, was Südfrankreich und Italien bereits im MA. für die Landessprache gethan hatten. Der Auf- und Ausbau der neuen französischen Schriftstellersprache, der die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts in Anspruch nimmt, lenkt jedoch nicht auch zum mittelalterlichen Französisch zurück, das nur einzelne gelehrte Forscher wieder kennen lernten. Das Sprachideal scheint vielmehr nur durch Umbildung der lebenden Sprache, nach dem Muster des Lateinischen und Griechischen, erreicht werden zu können. Die Rede des Hofes und des Gerichtssaales hatte Schritt mit dem Wandel der Bildung gehalten *(la cour estoit la forge des mots nouveaux et puis le palais de Paris;* H. Stephanus, *Conformité S. 14)*: hier musste die Sprachverbesserung und die grammatische Arbeit[2] einsetzen.

Sie beginnt 13 Jahre nach der ersten italienischen grammatischen Schrift. Die von Fortunio untersuchte Frage nach Regel und Analogie beschäftigte auch den ersten französischen Grammatiker nach seiner Zurückkunft aus Italien, den Lehrer und Buchdrucker G. Torry *(1480—1533)*, der *(Champ fleury, 1529)* den Schwankungen und dem Wandel in der Aussprache des Französischen durch Feststellung ihrer Regeln Einhalt thun will. Daran schliessen sich die Bemühungen um Regelung der französichen Rechtschreibung. Sie folgen der Mündigkeitserklärung der französischen Sprache durch König Franz I. auf dem Fusse, der 1539 ihren Gebrauch an Stelle des Lateinischen in den Kanzleien, im Gerichtshof, in der Schule vorschrieb, wo in Italien die Landessprache wohl ebenfalls schon Fuss gefasst hatte. Der Humanist E. Dolet *(1540)*, L. Meigret *(1542)*, G. des Autels *(1548)*, J. Péletier *(1549)*, E. Pasquier *(1572)*, im 17. Jahrhundert L. Chifflet *(1659)* u. a. bringen, im gleichen Streben die Lautschrift an Stelle der, der Aussprache nicht gerecht werdenden herkömmlichen Schreibung zu setzen, allerlei Neuerungen in Vorschlag, und führen, weil ihre Aussprache der französischen Wörter verschieden ist, ebenso wie die Italiener, einen erfolglosen Streit um Laute und Lautbezeichnung. Nur allmählich setzte sich die eine oder andere Neuerung fest. Eine gründliche Verbesserung der Schrift ohne vorherige Einigung über die Aussprache war unmöglich. Mit Beschreibung derselben befassten sich häufiger erst Franzosen im Auslande; mit zweifellosem Berufe der Reformator und Humanist Th. Beza *(de recta pronuntiatione ling. franç., 1581)*; gelegentlich auch klassische Philologen z. B. J. J. Scaliger *(† 1609; de varia literarum pronuntiatione)* u. a. Den Weg für die dichterische Vervollkommnung des Französischen, weist, wie ein Geschlecht früher in Italien Bembo, eins der Häupter der Dichterschule der Pleiade, J. du Bellay *(† 1560)*, in der *Défense et illustration de la lang. franç. (1549;* hrsg. v. *Person, 1878)*, die den Bruch mit den schriftstellerischen Überlieferungen in Frankreich besiegelt und die französische Renaissancelitteratur einleitet.

Für die Aufstellung von Übersichten der Redeteile des Französischen, ihrer Formen und ihrer Verwendung im Satze entfällt die philologisch kritische Durcharbeitung älterer Texte, auf die in Italien die gesamte Sprachlehre sich langsam aufgerichtet hatte. Denn hier bestand die Aufgabe wesentlich in der Angabe der Formen der Sprache der hochstehenden Kreise des geistigen Mittelpunkts Frankreichs, des Pariser Hofes; die lateinische Grammatik bot dafür einen scheinbar leicht auszufüllenden Rahmen. Im Ausland lebende Franzosen, wie J. Pillot *(1550)*, J. Garnier *(1558)*, A. Cauchie *(1578)*, u. a. führen solche — meist lateinisch geschriebene — Lehrbücher zuerst für die Bedürfnisse der Ausländer aus. Nur der Philolog R. Stephanus *(1557)*, und der Philosoph P. Ramus *(1562)* schrieb, letzterer die Satzlehre in seiner, in die Form des Gesprächs gefassten Grammatik mit berücksichtigend, für die

Landsleute. Die grammatische Beobachtung und Einsicht ist noch eine flache. Vier Conjugationen entdeckt zwar schon Pillot, aber Substantiv, Adjectiv, und Pronomen werden gemeinhin noch nicht unterschieden. Auf das Nomen werden die lateinischen Casus übertragen; die Satzlehre besteht gewöhnlich nur in Winken bez. auf die Congruenz; Satz und Satzgefüge sind den Grammatikern noch ungeläufige Begriffe; ihr Regelwerk ist mehrdeutig und ihre Begriffsbestimmungen dringen nicht in das Wesen des zu Bestimmenden ein. Die Lehrbücher des 17. Jahrhunderts von Ph. Garnier *(1607)*, Ch. Maupas *(1625)*, L. Chifflet *(1659)* u. a. gehen nicht tiefer. Die in der Geschichte des Sprachunterrichts bedeutsame *Grammaire générale et raisonnée (1660)* Lanzelot's zielt darauf, die grammatischen Grundbegriffe und das Verhältnis des sprachlichen Ausdrucks zu Vorstellung und Urteil zu verdeutlichen.

Kritik am sprachlichen Ausdruck übt erst das Jahrhundert des Geschmacks, nachdem F. de Malherbe *(† 1628)* den gewählten, gehobenen, rein französischen, die Dichter und Schriftsteller des Hôtel de Rambouillet, wie Voiture, Balzac u. a. den geistreichen Ausdruck gefunden, und den *codex du beau langage* hergestellt haben, zu dessen Hüterin die Académie française *(1635)* bestellt wurde. Der älteste dieser Sprachkritiker, zugleich der weiseste Schriftsteller über die französische Sprache nach Boileau, ist F. de Vaugelas *(† 1650)*. Seinen, den Sprachgebrauch, die logische Richtigkeit, den edlen und unedlen Ausdruck im einzelnen Falle bestimmenden *Remarques sur la langue franç. (1647;* neue Ausg. v. *Chassang, 1880)* verschaffte nicht nur seine Eigenschaft als Mitglied der französischen Akademie, sondern auch die Feinheit der Beobachtung und die Sicherheit seines Urteils ein, den Avvertimenti Salviati's ähnliches gesetzgeberisches Ansehen. In gleichem Sinne prüften in der Form der *Remarques* oder *Observations* insbesondere die phraseologische Seite der französischen Sprache, A. Oudin *(Curiosités littéraires, 1642)*, L. Besain *(1652)*, G. Ménage *(1672)*, D. Bouhours *(1674)*, O. Patru *(1674)*, Th. Corneille *(1687)*, A. de Boisregard *(1693)* u. a. Sie haben im Verein mit den mustergiltigen Schriftstellern des 17. Jahrhunderts in der Sprache der Schriftsteller und Gebildeten gewisse Forderungen wie Klarheit, Eindeutigkeit, Schärfe des Ausdrucks, Durchsichtigkeit der Satzgliederung zur Geltung gebracht und eine sprachliche Zucht geübt, der das Französische seine vielgerühmten Vorzüge und seine Anwendung im Auslande mit verdankte. Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wo das Französische in Italien, Spanien, England, Deutschland sich verbreitete und gelehrt wurde, wird seine Unübertrefflichkeit verkündet und der Anspruch erhoben, dass es als allgemeine Verkehrssprache angenommen werde. Kein geringerer, wie der berühmteste Philolog des 16. Jahrhunderts, der ebenso vaterländisch gesinnte wie nationaleitle H. Stephanus *(† 1598)* tritt in solchem Sinne für die *roine des langues* in einem *Traité de la conformité du lang. franç. avec le grec (1565)* ein. Er erklärt das Französische für die dem Griechischen ebenbürtigste, in der Wortbildung und Bedeutung ähnlichste, für die reichste und treffendste unter den lebenden Sprachen, und erhebt in der *Précellence du lang. franç. (1579)*, die er im Auftrage Heinrichs III. schrieb, jene Ansprüche der französischen Sprache gegenüber dem Italienischen sowohl wie dem Lateinischen. 1622 weist Ch. Sorel die Überlegenheit des Französischen über alte und neue Sprachen nach und 1683 F. Charpentier. Der Satz beschäftigte noch lange die leichtfertige Logik und mangelndes Verständnis für fremde Sprachen. Mit ihrer Empfehlung verbindet Stephanus in jenen beiden Schriften jedoch auch treffliche Winke für die Veredlung der französischen Sprache. Gegen ihre Verderbnis durch fremde, besonders durch die, in Hofkreisen verbreitete

italienische Sprache zieht er in den witzigen *Dialogues du nouveau lang. franç. italianizé (1578)* zu Felde, ohne aber noch in Warnung und Spott bei den Zeitgenossen die Beachtung zu finden, die später Malherbe's, aus demselben Gedanken hervorgegangenen Gedichten zu Teil wird.

Nach dem Ursprung der französischen Sprache fragen auch die französischen Philologen, und zwar schon vor H. Stephanus. Die Antworten lauten denkbar verschieden. Für die im Lateinischen nicht wiederzuerkennenden französischen Wörter hatte der Begründer des französischen Humanismus, G. Budé (*† 1540*), bereits das Griechische (*arrêt* von ἀρεστόν, *agrafe* von ἄγαν ἁφή, *pantofle* von πᾶν φελλός) angerufen. Ch. de Bovelles stellte die französischen Wörter vermeintlich griechischer Herkunft in der Schrift *de differentiis vulg. linguarum (1533)* zusammen. Überlegter suchte der Arzt J. Du Bois (= Sylvius; *In linguam gall. isagωge; Grammatica latino-gallica, 1531*) dagegen Regeln (*rationes et canones*) nachzuweisen, nach denen das Französische aus dem Lateinischen, Griechischen, Hebräischen hervorgegangen sei, und hoffte zu nicht falscheren Grundlagen französischer Wörter, als seine Vorgänger, auf diesem Wege zu gelangen. Lautübergänge, Lautverlust und -Zusatz (die *canones*) lässt er nur nach dem Grundsatz der Lautverwandtschaft (*cognatio literarum*) zu, wie er sie an Lautübergängen der griechischen und lateinischen Sprache beobachtete, weil das Französische diese Sprachen darin nachgeahmt habe. Weil im Lateinischen a : e wird, *capo* : *cepi*, daher ward lat. *port*a zu frz. *port*e; weil lat. *tetulit* neben *tulit*, daher lat. SPINA zu frz. e*spine;* weil indu*perator* neben *imperator*, daher frz. *pucelle* aus PUELLA. Das Verfahren bedeutet trotz falscher Anwendung in diesen und einigen tausend anderen Fällen, einen richtigen Grundsatz und einen Anfang vergleichender Lautlehre. D. erkennt auch bereits den regelmässigen Eintritt des *e*-Vorschlags vor anlautendem s + Cons. ausserhalb des Französischen, im Provenzalischen, Gascognischen, Spanischen, und gibt mit befriedigender Genauigkeit die Bedingungen an, unter denen *b* (*chambre* CAMERA) oder *d* (*tendre* TENER) im Französischen eingeschaltet wird.

Die Verbindung von Nachrichten über die Vorgeschichte Frankreichs mit der Ursprungsfrage führt später auch Frankreich auf Abwege und wieder zur Annahme griechischer oder zur Behauptung keltischer Abkunft seiner Sprache. Auf das Griechische verfiel J. Périon (*de ling. gall. origine ejusdem cum graeca cognatione; 1554*), da er Cäsars Angabe (*bell. gall. VI 14*), wonach die Gallier sich der griechischen Schrift bedient hätten, dahin verstand, dass das Griechische, zu Cäsars Zeit, den Hauptbestandteil des gallischen Wortschatzes gebildet habe; die Mehrzahl der französischen Wörter galt ihm daher als griechisch. Auch P. hat seinen Grundsatz für die Wortherleitung. Gleichheit der Bedeutung und Ähnlichkeit des ersten oder der mittleren Buchstaben, die der Veränderung am wenigsten unterworfen schienen, dünken ihm sichere etymologische Wegweiser und ausreichender Schutz gegen etymologische Willkür. Im Zweifelsfalle ist ein Wort griechisch. Daher kommt *poine* (= *peine*) von ποινή, nicht von POENA; andererseits a*imer* von lat. *am*are, nicht von dem, im An- und Inlaut verschiedenen φιλεῖν. Aber fo*ison* von φορά, f*eu* von πῦρ, f*ol* von φαῦλος, *sale* (*salle*) von αὐλή. Die Genetive *moy toy soy* stammen von μοῦ σοῦ οὗ, die Dative *moy toy soy* von μοί σοί οἷ; picard. p*oi*c*tron* von πρωκτός, j*ou*r eher von ὄρθρος als von DIURNUM ab. Germanischer Ursprung wird nicht erwogen; *sénéchal, maréchal* sind daher aus SENEX + ἀρχών und (πολέ)μαρχος entstanden. Den Artikel, das Relativ *lequel*, das Passé défini und indéfini, die Feminina auf *e* (*Rome* zwar = lat. ROMA, aber mit der griechischen Endung η in Ῥώμη) erhielt das Französische aus dem Griechischen. Mit nicht geringerer Genugthuung als P. fand dagegen

J. Picard (*Prisca Celtopaedia, 1556*), obwohl ihm selbst jedes vierte französische Wort lateinisch zu sein scheint, die französische Sprache in der Sprache der alten Gallier wieder. Er kennt Letztere als älteste Bewohner Griechenlands und Italiens, als Lehrer der Griechen und Römer in Wissenschaft und Kunst, als Brüder der Germanen, als Väter der Etrusker und Veneter, als Vermehrer des griechischen und lateinischen Wortschatzes.

Der Spott eines B. Despériers hatte hier leichtes Spiel. Auch H. Stephanus erklärte trotz seiner Überzeugung von der geistigen Verwandtschaft des Französischen und Griechischen, Périon's und ihnen ähnliche Ableitungen für Eseleien (*asnières*). Er findet viele gelehrte Ausdrücke des Griechischen im Französischen wieder, denkt sich diese jedoch wie andere, dem Griechischen ähnelnde französische Wörter, durch die ersten französischen Schriftsteller — er ist Zeitgenosse der Pleiadendichter — aus dem Griechischen herübergenommen: z. B. *où* = οὖ, *en* = ἐν, *car* = γάρ, *très* = τρίς, *disner* = δειπνεῖν, *dru* = ἀθρόος (θρόος), *foire* = φόριον, *messire* = ME + κύριος u. a., ebenso den génitif partitif; nicht aber die französische Volkssprache aus der griechischen entstanden.

Noch schärfer blickend betrachtete E. Pasquier, der in seinen, den vielseitigen und besonnenen Gelehrten bei Behandlung verschiedenartigster Fragen verratenden *Recherches de la France* (*1560 ff.*) den Ursprung des Französischen, veraltete französische Wörter und Sprüchwörter beleuchtet (*Buch VII*), das Französische als eine Mischsprache, hervorgegangen aus den Sprachen der ehemaligen Beherrscher Frankreichs, aus dem Gallischen, Römischen, Fränkischen, später vermengt mit italienischen und spanischen Ausdrücken, aber als eine Sprache mit vorwiegend lateinischem Gepräge. Das Lateinische wurde unter römischer Herrschaft auf das Keltische gepfropft (*enté*); die Kürze der keltischen Wörter bewirkte Verkürzung der lateinischen im Auslaute (daher TEMPUS zu *temps*, DULCIS zu *douls*); den Kelten eigentümliche Laute traten für lateinische ein, daher *ü* für lateinisches *ū*); keltische Wörter blieben zurück (z. B. *soldat* u. a.). P. ahnt die Gesetzmässigkeit lautlicher Veränderung. Er entdeckt die Regel vom Übergang des lat. a zu frz. *e*; er bringt das Wesen einer Sprache in Zusammenhang mit den geistigen Zuständen des betreffenden Volkes und der Volksstämme; er sammelt Zeugnisse für das Vorhandensein der französischen Sprache im 9. Jahrhundert. Mit P. bekannte sich der Altertümerforscher Cl. Fauchet (*† 1601*) zum lateinischen Ursprung des Französischen (*S. 27*) und J. J. Scaliger weist in dem Versuch einer Einteilung der europäischen Sprachen (*Diatribe de Europaeorum lingua, 1599*) dem Französischen, sowie dem Italienischen und Spanischen die richtige Stellung unter ihnen an.

Den Kenner orientalischer Sprachen leitet der Gedanke der Mischsprache noch weiter vom richtigen Wege ab. Quichard, der in einem hebräischen Wurzelwörterbuch (*Harmonie étymol. des lang., 1605*) den griechischen und lateinischen Wortschatz auf den hebräischen, chaldäischen und syrischen begründet, und aus ersterem die vulgären Sprachen, das Deutsche, Holländische, Englische, wie das Französische, Italienische, Spanische hervorgehen lässt, findet gar manche hebräische Wörter auch im Französischen (*ici* = chald. *hac; tetin* von *dad; casaque* von *casa* u. dgl.), und noch Thomassin (*Lexicon universale hebraicum, 1698*) scheint dagegen keine Bedenken zu kennen.

Der Gedanke der Mischsprache liegt auch der bedeutendsten etymologischen Leistung des 17. Jahrhunderts, G. Ménage's (*1613—92*) *Origines de la lang. franç.* (*1650*) zu Grunde, der ihn aber in Pasquier's Sinne anzuwenden weiss. Zwar verfügte M. über die umfassende Sprachenkenntnis, mit

der, nach ihm, der französische Etymolog ausgerüstet sein müsse, über alt- und mittelalterliches Latein, über Griechisch, Hebräisch, über deutsche Mundarten, über Italienisch, Spanisch, Arabisch, Altfranzösisch nicht, und sein Erkenntnisverfahren, auf das er durch einen Mr. Guyet hingeführt worden war, die Analogie oder vergleichende Etymologik, d. h. die Zulassung vornehmlich nur in anderen Sprachen, dem Italienischen, Spanischen, Lateinischen, Griechischen wahrgenommenen Lautwechsels, war nicht so neu, und nicht so sicher, wie er glaubte. Denn der Arzt Du Bois hatte es über hundert Jahre früher angewendet und eine, der M.'s ganz ähnliche Übersicht über massgebenden Wechsel von Vokal und Konsonant im Griechischen, Lateinischen, Italienischen und Arabischen aufgestellt. Nicht wenige Ableitungen übernimmt M. auch von seinen Vorgängern. Allein er übertraf sie durch den Umfang seiner Leistung und durch etymologischen Scharfblick bei Weitem und erweckte mit der Ausgabe der *Origines* von 1697 die Meinung, dass auf diesem Gebiet der Wortforschung alles gethan sei. Er untersuchte gegen 2700 französische, 470 italienische und 560 lateinische Wörter. Unter den 300 Wörtern, die er (bis *cascade*) und F. Diez (s. u.) gemeinschaftlich behandeln, hat Diez bei nicht weniger als 216, also bei etwa 72 %, die von M. empfohlene Herleitung anerkannt, und freilich erst bewiesen. Der Rest von 28 % zeigt in der Annahme sprachwidriger Übergangsformen, wie bei *bru* = lat. NURUS durch **r*urus **br*urus **br*usus (ebenso z. B. *haricot* aus FABA durch: **fabarius* **fabaricus* **fabaricotus* **faricotus* **haricotus*) noch oft die alte Willkür. Aber auch Diez und seine Nachfolger haben hier noch nicht immer schon das Grundwort aufgefunden. Die Geringschätzung, mit der von M. gesprochen zu werden pflegt, beruht hiernach auf Unwissenheit.

Erheblich erleichtert wurde übrigens das Auffinden der Grundlagen französischer Wörter im 17. Jahrhundert durch die polyglotten Wörterbücher, wie z. B. das Baseler *Lexicon hexaglottum*, die zu Calepin's lateinischem Wörterbuch den gleichbedeutenden Ausdruck in der griechischen, italienischen, französischen, spanischen, deutschen u. a. Sprachen fügten, und durch etymologische lateinische Wörterbücher, wie das Bremer *Lexicon philologicum* des M. Martinius (*1623*), worin die lateinischen Wörter *ex originibus illustrantur et* ex comparatione linguarum *explicantur*.

Die kühnen Laut- und Formwandlungen, die Ménage unbedenklich öfter noch zuliess, vermied schon ganz der vorsichtige de Caseneuve (*† 1652*) in den etwa 100 Ableitungen französischer Wörter, die seine *Origines franç.* (*1694*, vermehrt *1750*) enthalten. Einen weiteren Beitrag zu der schon bei M. berücksichtigten Eigennamenkunde lieferte auch Chastelain (*Liste des noms des Saints* in Ménage's *Orig.*, *1694*). Einen ersten Versuch abschliessender Darstellung der Lehre des Du Bois und Ménage von der Analogie im Lautwandel machte Besnier (*La science des Etymologies*, bei Ménage, *1694*), der dieselben Sprachen wie M. dafür zur Grundlage wählt.

Die lexikographische Sammlung und Bearbeitung des französischen Sprachschatzes beginnt ungefähr zur selben Zeit, wie die des italienischen, — mit Franz' I. Erlass, im Jahre 1539, und erreicht einen Abschluss im Jahre 1694. Sie geht aus von der lateinischen Lexikographie und hat vornehmlich die Bedürfnisse des Schriftstellers, also die Schriftsteller- und Hofsprache im Auge. Das erste so zu nennende Wörterbuch des Französischen verfasste R. Stephanus (*† 1559*) mit Hilfe des Calepin, zu dem er die ihm bekannten Wörter der französischen Hofsprache hinzufügte, bei der Anordnung das abgeleitete Wort unter das Grundwort setzend wie in seinem berühmten lateinischen Wörterbuch. J. Thierry vervollständigte St's. Arbeit 1564 und 1572. Von der gebildeten Sprache seiner Zeit geht J. Nicot in dem alpha-

betischen *Trésor de la lang. franc.* (*1564. 1606*) aus, der die Grundlage aller folgenden Wörterbücher bis auf das der französischen Akademie wird. Er fügte nicht nur die lateinische Bedeutung, sondern auch Begriffsbestimmungen und die Grundlagen der französischen Wörter, und in einer begrifflichen Anordnung des französischen Wortschatzes auch die gleichartigen griechischen, deutschen, italienischen, spanischen Ausdrücke bei. Die gebildete Sprache des 17. Jahrhunderts nimmt P. Richelet in seinem *Dictionnaire franç.* (*1680*) auf, das ebenfalls den begrifflichen Umfang jedes französischen Wortes umschreibt. A. Furetière's in derselben Weise angelegtem, umfassenderem *Dictionn. universel* (*1690*) kamen die Vorarbeiten der Akademie zu Gute, der der Verfasser bis 1685 angehört hatte.

Der leitende Gesichtspunkt für das amtliche Wörterbuch der, nach dem Vorbild der italienischen Crusca eingerichteten und arbeitenden französischen Sprachakademie (*Académie française*) war die Feststellung des *beau français*, des *ensemble à peu près définitif de notre vocabulaire, de nos locutions, de nos tours, d'après la pratique commune*, die unter besonderer Berücksichtigung von 30 Prosaikern aus der Zeit von Amyot bis Bodin und 20 Dichtern von Cl. Marot bis Malherbe, und der litterarischen und gebildeten Sprache des 17. Jahrhunderts, aus dem Gemisch von Spreu und Weizen des geschriebenen und geredeten Französisch, in 55jähriger gemeinsamer Arbeit, nach dem Plane des Dichters J. Chapelain, herausgearbeitet wurde. Die Anordnung des *Dictionn. de l'Académie* in der ersten, von F. Regnier-Desmarets (*† 1713*) besorgten Ausgabe (*1694*) war die etymologische. Sie wurde verlassen in den folgenden Bearbeitungen vom Jahre 1718. 1740. 1762. 1795. 1835. Die auch hier versuchten Begriffsbestimmungen vermögen nur selten zu genauer Vorstellung des mit dem Worte Bezeichneten zu verhelfen. Das Wörterbuch brachte aber in die französische Rechtschreibung und in die Ausdrucksweise der Gebildeten und Schriftsteller die erstrebte *stabilité* und *permanence*, da diese sich die Entscheidungen der Akademiker zur Richtschnur dienen liessen.

Ergänzungen wurden bald Bedürfnis. Der Dichter und Akademiker Th. Corneille (*† 1709*) verzeichnete in einem *Dictionn. des arts et des sciences* (*1694*) die der schönen Litteratur und der gebildeten Rede fremden Bezeichnungen von Gegenständen und Thätigkeiten der Kunst, des Handwerks, der Forschung. Die Pflege der Landes- und Rechtsgeschichte zwang sogar zur Sammlung und Bestimmung der Bedeutung veralteter Wörter in den französisch geschriebenen Geschichts- und Rechtsquellen des MA. Schon in grossem Umfange unternahm diese Aufgabe der Jurist P. Borel (*† 1689*) in dem *Trésor des recherches et antiquités gauloises et franç.* (*1655*). Mit weit grösserer Gründlichkeit löste sie der Veranstalter eines ersten grossen, unschätzbaren Wörterbuchs des mittelalterlichen Lateins, Du Fresne dom. du Cange (*1610—88*), der in seinem *Glossarium mediae et infimae latinitatis* (*1678*) aus, gegen 70 hsslichen Texten geschichtlichen, rechtlichen Inhalts, Epen und Romanen und aus, gegen 20 damals bereits wieder gedruckten altfranzösischen Prosawerken nicht weniger als 3000 altfranzösische Wörter mitteilte und deutete. Die französische Lexikographie war hiermit mehrseitig begründet.

Den französischen Mundarten wurden die Verbesserer der französischen Rechtschreibung und die Lehrer der französischen Aussprache genötigt, einige Beachtung zu schenken. Eine Gliederung der Mundarten Frankreichs findet sich bereits in einem Schriftchen J. J. Scaliger's (*De hodiernis Francorum linguis, 1599*), worin das Gebiet der nördlichen und südlichen Hauptmundarten, der wallonischen, francischen, poitouischen und der gascognischen,

perigordischen und limousinischen bestimmt und die grosse Verschiedenheit der Sprache innerhalb der angegebenen Grenzen nicht übersehen wird. Einer weiteren Würdigung einheimischer Mundart war das Jahrhundert Ludwigs XIV nicht fähig. Seit Cyrano de Bergerac's *Pédant joué (1654)* belustigt sie den Besucher der Theater auf der Bühne.

Die mancherlei Schriften und Bücher über französischen Versbau und französische Dichtungsformen, von P. Fabry's *Livre de vraie rhetorique (1521)* und Th. Sibilet's *Art poetique (1548)* bis auf P. Richelet's *Traité de versification (1672)* und Mourgues *Traité de la poésie franç. (1685)* sind, wie die des vorigen Zeitraums, noch lediglich Anleitungen zu dem, was zur Zeit dichterischer Brauch war oder werden sollte.

Ein kleiner Kreis nur der vaterländischen Geschichtsforschung zugethaner Männer tritt dem altfranzösischen Schrifttum näher als Sammler, als Leser, als Berichterstatter, als Herausgeber. Häufiger begegnet es noch der Missachtung als der Teilnahme. Noch Cl. Fauchet sah einen Buchdrucker eine Hs. des Chrestien de Troies für seinen Tympan verwenden, und dem Père Labbé dünkt *(Nova bibliotheca mss. libr., 1652)* die Beschäftigung mit der altfranzösischen Epik eine *otiosorum hominum μυολυκεῖα (sic)*. Einer der ersten Sammler französischer Hss. war der *Conseiller* H. de Mesmes *(† 1596)*, dessen Bibliothek Cl. Fauchet *(S. 27)* benutzen konnte, der selbst eine grössere Anzahl Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts besass. Der Gesandte Heinrichs IV. in der Schweiz, J. Bongars *(† 1612)*, hatte besonders viele Hss. geschichtlichen Inhalts (jetzt in Bern) zusammengebracht. Die zahlreichen altfranzösischen Hss., die Ph. de la Mare *(† 1687)*, der Minister Colbert *(† 1683)*, der Herausgeber mittelalterlicher Geschichtsquellen Baluze *(† 1718)* erwarben, sind auf der Pariser Nationalbibliothek erhalten geblieben. Eine gewisse Kenntnis und Achtung für die altfranzösischen Schriftwerke bekundet auch H. Stephanus, wenn er ihre rein französische Sprache dem entarteten Französisch seiner Zeit vorzieht und Philippe de Commines einen zweiten Thukydides nennt. Pasquier benutzte einige altfranzösische geschichtliche Texte für seine *Recherches.* Nachdem J. Chapelain Ménage über den sprachgeschichtlichen Wert des Altfranzösischen belehrt hatte, zieht auch dieser einige altfranzösische Stellen und Wörter an. Fühlbarer wird die Bedeutung der Kenntnis des Altfranzösischen für die etymologische Forschung und für das Verständnis des mittelalterlichen Latein durch Borel's und Du Cange's Glossarien gemacht.

Die Herausgabe beschränkt sich noch auf geschichtliche Werke. An der Veröffentlichung des Rosenromans, der Dichtungen des Jean de Meung, des Guillaume de Guilleville, Christinens von Pisa, Alain Chartier's, des Herzogs Karl von Orléans u. a., oder an den verjüngten Prosaromanen von Merlin, Tristan, Artus, Lanzelot, Doon von Mainz, den Haimonskindern, Jourdain von Blaives u. a. ist lediglich der Geschmack der grossen Lesewelt der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, nicht die Philologie beteiligt. Dass Froissart's grosses Geschichtsbuch und Philipp von Commines häufiger im 16. Jahrhundert gedruckt wurden, ermöglichte die allgemeine Teilnahme der Gebildeteren für die nächste Vergangenheit Frankreichs und anderer Staaten Europas. Ebenso gestattete der kräftig entwickelte Sinn für die französischen Rechtsaltertümer dem Juristen A. Loisel *(† 1617)* in französischen Gemeinderechten, Regierungserlassen oder Chroniken begegnende Rechtssprüche und Rechtssprüchwörter *(Institutes coutumières, 1607)* herauszugeben. Doch brachte er auch zuerst, aus Cl. Fauchet's Hss., ein altfranzösisches Gedicht, Helinand's *Vers sur la mort (1594,* s. *Romania I 395)*, zu welchem Zwecke ist unbekannt, zum Abdruck. Erst 100 Jahre später zog dann der Begründer der Paläo-

graphie und Diplomatik Dom J. Mabillon *(† 1707)* in seiner Ausgabe der Werke des Bernhard von Clairvaux *(1690)* eine weitere Probe altfranzösischen Schrifttums, eine der, in altfranzösischer Sprache vorliegenden Predigten des heil. Bernhard ans Licht.

Die im Aufleben begriffene litteraturgeschichtliche Betrachtung des französischen Schrifttums zeigt sich, dieser spärlichen Bekanntmachung alter Texte entsprechend, gegenüber der altfranzösischen Zeit äusserst zurückhaltend. Nur Cl. Fauchet, vom *sentiment d'humanité* und dem Gefühl für die Ehre des Vaterlandes angetrieben, gewinnt es über sich, in seinem *Recueil de l'origine de la langue et poesie franç. (1581)* den Anfängen der französischen Litteratur und Schriftsprache, soweit es die ihm zugänglichen Hss. gestatteten, nachzugehen und über 127 Dichter, darunter viele Lyriker, vor dem Jahre 1300, und über ihre Werke kurze Nachricht zu geben. Die Mühe war nicht fruchtlos, obwohl die hier gestreute Saat erst im 18. Jahrhundert aufging. Aber schon E. Pasquier stützte sich auf F. in dem Abschnitt der *Recherches* über den Fortschritt der französischen Dichtkunst und zwei verbreitete, wie Gesner's *Biblioteca universalis* alphabetisch angelegte Übersichten über Frankreichs Gelehrte und Schriftsteller und ihre Werke, die *Bibliothèque franç. (1584)* von Fr. Grudé surn. La Croix du Maine *(1552—92)* und die von A. du Verdier *(† 1600)* von demselben Jahre, machten mit ihren ausführlicheren Angaben für das 16. Jahrhundert doch auch Fauchet's Aufzeichnungen über die frühere Zeit weiteren Kreisen zugänglich.

Das auch in Frankreich nicht fehlende *elogium* wurde nur den Schriftstellern und Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts zu teil. Sc. de Ste.-Marthe *(† 1623)* widmete *Elogia Gallorum saec. XVI. doctrina illustrium (1598)* Humanisten und den gelehrten Dichtern der Renaissancezeit. Gegen 400 Lebensberichte und Würdigungen von französischen Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts enthielt des Dichters G. Colletet *(† 1659)*, durch den Brand des Louvre 1870 in der Hs. vernichtete *Histoire des poëtes franç.* Die wenigen in älterer Abschrift erhalten gebliebenen und gedruckten Lebensbilder C.'s zeigen sich frei von dem panegyrischen Tone des älteren *elogium.* Dichter vor dem Jahre 1500 kannte C. nur 8. Er konnte für die übrige Zeit bereits aus Lebensnachrichten schöpfen, die angesehenen Dichtern nach ihrem Tode von Freunden und Verehrern und von Herausgebern ihrer Werke gewidmet worden waren, wie z. B. Cl. Binet's Leben des P. Ronsard *(1585)* u. a. Nur 130 Dichter der Jahre 1209—1659 machte J. Lelong *(† 1721)* in seiner berühmten Übersicht über die geschichtliche Litteratur Frankreichs *(Bibliothèque historique de la France, 1719)* namhaft. Ch. Perrault *(† 1703)* mischte seinen *Hommes illustres (1698)* nur einige Biographien von Dichtern des 17. Jahrhunderts bei.

An eine Zusammenfügung solcher Bausteine zur Geschichte des französischen Schrifttums war weder im 16. noch im 17. Jahrhundert schon zu denken, weil das 16. Jahrhundert die früheren Zeiträume, das 17. Jahrhundert mit diesen auch das 16. Jahrhundert verwarf. Doch wird die Würdigung und zusammenhängende Betrachtung den Gattungen des Romans und Dramas nicht gänzlich versagt. Des Dichters J. Chapelain Gespräch *de la lecture des vieux romans (1647)* ist nicht nur eine Verteidigungsschrift für die alten Artusromane nach ihrem Inhalt, sondern setzt auch ihre sprach- und sittengeschichtliche Bedeutung ins Licht. Der erste Entwurf einer Geschichte der Prosaromane vom Schicksale Liebender, des Bischofs von Avranches P. Huet *(† 1721)* zwei Bücher de *origine fabularum romanensium (1678)*, erörtern den orientalischen Ursprung des Romans, seine Verbreitung unter Hebräern, Griechen und Römern, seine Übertragung von diesen auf andere Völker und

seine Ausbildung nach verschiedenen Richtungen unter den Romanen. Des Litteraten S. Chappuzeau (*† 1701*) Schrift *Le Théatre franç. (1674)* befasst sich allerdings mehr noch mit der Bühne und den Dramatikern seiner Zeit, als mit der Bühnendichtung selbst und deren Entwickelung.

Fremde romanische Litteraturwerke waren Gegenstand allein noch schöngeistigen Genusses. Fremde romanische Sprachen, das Italienische und Spanische, waren im 16. Jahrhundert in Frankreich wohlgekannt. Zu ihrer Handhabung leiteten Schulbücher an, aber sie wurden nicht Vorwurf gelehrter Erforschung. Nur G. Ménage trachtete in den *Origini della lingua ital. (1669)* einer damals beabsichtigten neuen Bearbeitung des Cruscawörterbuches durch reiche Beisteuer italienischer Wortableitungen zu Hilfe zu kommen. Sein etymologisches französisches Wörterbuch war für das italienische eine ausgiebige Vorarbeit, da zwei Drittel der dort untersuchten Wörter mit denen der *Origini* sich deckten. Ältere italienische Etymologen und italienische Freunde standen ihm für den Rest zur Seite. Freilich lösten diese ihm keineswegs, wie im 18. Jahrhundert in Italien behauptet wurde, jedes Rätsel der Wortherkunft. Überkühne Ableitungen sind noch häufiger hier als in M.'s älterem Werke, aber manche richtige hat er auch hier zuerst vorgetragen.

1. Vgl. Egger, L'Hellénisme en France, 1869. — 2. Zur grammat. Litteratur vgl. Goujet, Biblioth. franç. I, 1741. Livet, La grammaire franç. du XVI[e] s., 1859. Thurot, La prononciation franç. I, 1881.

C. SÜDFRANKREICH. CATALONIEN.

Dank der ununterbrochenen Teilnahme italienischer Gelehrter für die altprovenzalische Dichtung feierte dieselbe in Südfrankreich im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts eine unerwartete Auferstehung. Ein abenteuerliches Buch von ungeahnter Wirkung über die Troubadours, auf dessen Entstehung Castelvetro's Aufenthalt in Südfrankreich nicht ohne Einfluss gewesen sein mag, wird in den folgenden Jahrhunderten zum Wegweiser aller derjenigen, die Kenntnis altprovenzalischer Dichtkunst suchen. Des Parlamentsprocurators Jean de Nostredame *Vies des plus célèbres et anciens poètes provenz. (1575)* Kenntnis des Gegenstandes aus hsslichen Quellen vereinigt sich mit Missverstand und luftiger Einbildung um in der Art eines romantischen Gemäldes der Zeit Kunde zu geben von der mittelalterlichen Litteraturblüte der zum Patois herabgesunkenen Sprache Südfrankreichs, und die Neugier dafür zu erregen.[1] N.'s Fabeleien über das Leben der Troubadours fanden ziemlich allgemein und bis auf unser Jahrhundert Glauben. Du Verdier entnimmt N.'s Buche Einzelnheiten über das Leben der altprovenzalischen Dichter für seine *Bibliothèque*. Der immer aus ersten Quellen schöpfende Cl. Fauchet hielt es dagegen vorsichtig fern und beschränkte sich auf Mitteilung des Bruchstückes eines provenzalischen Gedichtes auf die *heil. Fides* aus nun verlorener Hs. Im folgenden Jahrhundert gibt sich aber auch der Geschichtsschreiber G. de Catel (*† 1626*) in seiner *Hist. de Languedoc (1633)* bei Erwähnung altprovenzalischer Dichter N. gefangen, obwohl er, im Besitz einer reichhaltigen provenzalischen Liederhd. *(Paris, Nat. Bibl. Nr. 856)*, N.'s Angaben mehrfach zu prüfen vermochte. Auch de Catel erweitert die Kenntnis altprovenzalischer Litteratur durch Mitteilung einiger Gedichte geschichtlichen Inhalts, während er dem provenzalischen Roman *Philomena*, wie dem altfranzösischen Heldengedicht von *Guillaume au court nez*, als Fabelbüchern nähere Beachtung verweigert. Ebenso nahm A. de Hauteserre (*† 1682*) in seine Geschichte Aquitaniens *(1657)* zwei provenzalische Gedichte, Lieder des Grafen Wilhelm von Poitou, auf.

Was im Anschluss an Nostredame de Caseneuve (*Origine des jeux floraux de Toulouse, 1659*) über den provenzalischen Meistergesang und über die Liebeshöfe äussert, ist eitel Lobpreisung. Das Kennzeichen ernsten Verständnisses für den behandelten Gegenstand geht allen diesen Beiträgen zur provenzalischen Philologie ab. Die scherzende Form, in der Cl. Odde de Triors (*Recherches de la langue tolosaine, 1578*) über die Herkunft einer Anzahl dunkler toulousischer Wörter sich verbreitet, lud auch zur Untersuchung der Sprache des südlichen Frankreichs nicht ein.

Das hinter dem Spanischen im 16. und 17. Jahrhundert gänzlich zurücktretende Catalanische erfährt in J. Lacavalleria's *Gazophylacium catalano-latinum (1676)* zuerst lexikalische Bearbeitung in der Heimat in der zur Zeit üblichen Weise.

1 Vgl. Bartsch im Jahrb. für rom. Litt. XIII, 1874.

D. SPANIEN.

Die ersten Bearbeiter der spanischen Sprache sind die ersten spanischen Humanisten. Nachdem der Geschichtsschreiber Alonso de Palencia (*1490*) ein lateinisch-castillianisches Wörterbuch ausgeführt hatte, verfasste der einflussreiche andalusische Philolog Antonio de Lebrija (*1444—1532*) ein castillianisches Wörterbuch mit lateinischer Worterklärung (*Lexicon latino-hispanicum et vice versa hisp. lat., 1492*). Er zog die Grundlinien der spanischen Grammatik (*Gramatica sobre la lengua castell., 1492*), massgebend für die folgenden Jahrhunderte, und veröffentlichte das erste catalanisch-lateinische Wörterbuch (*Vocabolarium cat.-lat., 1516;* erweitert *1670* von *P. Torra*). Seine Grammatik lehrte, bereits vor Castelvetro's Deutung des italienischen Futurums, die Entstehung des spanischen Futurums und Conditionales aus dem Infinitiv und Formen des Zeitworts *habere*. Auch die Regelung der spanischen Rechtschreibung sieht sich A. de L. (*Reglas de orthographia, 1517*) genötigt, in die Hand zu nehmen. A. Venegas (*1531*), de Yciar (*1548*), Aleman (*1609*), G. Corraes (*1627*) setzen diese Bemühung fort.[1]

An der Herausbildung der litterarischen Kunstsprache Spaniens, wie sie in den Werken Hernando de Herreras, des J. de Montemayor, Cervantes, Lope de Vega, Calderon u. a. erscheint, hat nur Bildung und Geschmack der Schriftsteller, nicht auch, wie in Italien und Frankreich, die Grammatik Teil. Aus der herkömmlichen litterarischen, wie gemeint wird, der toledaner Sprache, deren sich schon manche ältere Schriftsteller von Ansehen bedient hatten, bildete sich unmerklich unter kundiger Schriftstellerhand eine einheitliche, verfeinerte Schriftsprache heraus, die im Roman, in der Schäferdichtung, in der Lyrik, Novelle und Tragikomödie auf der Höhe der Kunstbildung der Zeit stand und Beifall und Nachahmung im Auslande zu finden vermochte. Der Eifer, mit dem seit Anfang des 16. Jahrhunderts die volkstümlichen spanischen Romanzen gedruckt und in immer mehr sich erweiternden Liederbüchern gesammelt wurden,[2] ihre kunstmässige Bearbeitung und Nachbildung legen Zeugnis ab für das Verstehen und Fortbestehen der alten litterarischen Sprache Spaniens und für die Festhaltung an den litterarischen Überlieferungen des MA. in diesem Lande auch im Zeitalter der Renaissance. Die mundartliche Litteratur verschwindet jedoch nun.

Nach dem Ursprung der spanischen Sprache frug, wie es scheint, zuerst der Reformator Juan de Valdes (*† um 1540*) in einem, durch Bembo's *Prose* angeregten, vor 1536 verfassten, aber spät (*1737*) gedruckten *Dialogo de las lenguas*. Ohne die lateinische Herkunft des Spanischen zu verkennen, gesteht auch er dem Griechischen, Hebräischen, Arabischen, Gotischen Anteil

an seiner Bildung zu. Die Mehrheit romanischer Mundarten in Spanien machen ihm die staatlichen Verhältnisse des Landes verständlich. Als Überrest der Urbewohner Spanien ist er geneigt, die Basken anzusehen. Durch Klarheit der Anschauung, Gründlichkeit der geschichtlichen Erörterung und durch Sorgfalt der Beweisführung stellte später diese verständige Auffassung nicht nur, sondern auch die Forschungen des Zeitraums anderer Länder über die romanischen Sprachen in Schatten der Canonikus von Cordova, B. Aldrete (geb. *1594*), in dem, für die Zeit vollendeten Werk *Del origen de la lengua castellana (1606)*. Römische Volkssprache und lateinische Schriftsprache werden darin unterschieden, ihre Verbreitung in den römischen Provinzen wird, eine Fülle geschichtlicher Zeugnisse zur Seite, aufmerksam verfolgt, die Folgen der Berührung fremder Sprachen mit der Rede der Romanen werden einsichtig erwogen und die Unterschiede der spanischen, italienischen, französischen Volksmundarten nicht nur auf Einwirkung jener fremden Sprachen, sondern auch auf die der Sprache anhaftende Eigenschaft der Veränderlichkeit zurückgeführt. Die Sprachen Spaniens, Italiens, Frankreichs sind ihm in Formbildung und Wortschatz lateinische Tochtersprachen; die lautliche Verschiedenheit des Spanischen und Lateinischen vergleicht er mit dem, von den lateinischen Grammatikern bezeugten Schwanken in der Aussprache lateinischer Wörter und mit dem Wechsel ähnlicher Laute in der lateinischen Wortableitung. Sind Aldrete's Verzeichnisse griechischer, gotischer, arabischer Wörter im Spanischen auch nicht von Irrtümern frei, so sind sie doch weniger fehlerhaft, als die Ableitungen der Gelehrten anderer romanischer Länder und die des, aus vielerlei Sprachen schöpfenden ersten spanischen etymologischen Wörterbuches des Canonikus von Cuença, S. de Cobarruvias Orozco (*Tesoro de la lengua españ., 1611*), dem noch eine, Hs. gebliebene *Etimologia de todos los vocablos originales de la leng. cast.* (um *1601*) des Arztes F. de Rosal (geb. um *1601*) vorausliegt.

Über die spanische Dichtkunst, über die Arten des spanischen Verses, der Strophen, Liedformen u. s. w. lehrte zuerst G. de Rengifo (*Arte poetica esp., 1592*). Die ersten litteraturgeschichtlichen Arbeiten dienen der Bücher- und Schriftstellerkenntnis. Nur eine Bücherübersicht sind F. Cascales' *Tablas poeticas (1616)*. Lebensnachricht mit Bücherangabe verbindet dagegen das, auf die gesamte Schriftstellerei in Spanien sich erstreckende grosse Nachschlagewerk des N. Antonio (*† 1681*), die *Biblioteca nova* (*1672*) für die Jahre 1500—1672 und seine, nach der zeitlichen Abfolge der Schriftsteller geordnete *Biblioteca vetus (1696)*, die die spanischen und portugiesischen Schriftsteller von der Geburt Christi an bis zum Ausgang des MA. vorführt. Beide Werke sind bis heute noch nicht entbehrlich geworden.

Sammlungen von Litteraturwerken, wie L. Esparso's *Comedias de diferentes autores (1636)* u. ä. haben keinen philologischen Zweck im Auge. Der Erläuterung werden einzelne gelehrte Schriftsteller des 16. Jahrhundert, wie in Frankreich, teilhaft, z. B. Garcilasso de la Vega (*† 1536*), den Sanctius Minerva (*1574*) u. a. erklären, H. de Herrera (*1580*) u. a.

1. Vgl. Monlau, *Diccionario etimologico*, 1856, S. 477. — 2. F. Wolf, Stud. zur Gesch. der span. Nationallitt. S. 310; 1859.

E. PORTUGAL.

Weit bescheidenere Grenzen noch als in Spanien hält die Beschäftigung mit vaterländischer Sprache und Litteratur in Portugal ein. Die einzigen Vertreter der portugiesischen Sprachlehre sind F. de Olveira (*1536*), J. de Barros (*1540*), der Geschichtsschreiber Nuñez de Leão (*1576*) und F.

Barreto *(1676)*, die z. T. ausschliesslich Regeln für die Rechtschreibung aufstellen.

Die sprachgeschichtliche Forschung vertritt allein N. de Leão, der gleichzeitig mit Aldrete und ähnlich diesem *(Origem da leng. port., 1606)* das Portugiesische als verderbtes, durch die Wandelbarkeit menschlicher Sprache verändertes Latein erklärt, und Listen portugiesischer Wörter lateinischer, griechischer, arabischer, französischer, deutscher, italienischer, hebräischer, syrischer, gotischer und anderer Herkunft entwirft. Er ist scharfblickend genug um zu sehen, dass die Übereinstimmung mehrerer Sprachen in Bedeutungs- oder Lautwandel (die Analogie) die Entstehung dunkler Wörter aufhellen helfe, und die Gleichförmigkeit der Entwickelung des lat. *cl, gl, fl,* im Portugiesischen, Spanischen und Italienischen zu erkennen.

Erklärt werden, wie gleichzeitig in den anderen Ländern, neuere bedeutende Schriftsteller für Ungelehrtere. Camões' Dichtungen z. B. von Manoel Correa *(1613)*, in spanischer Sprache von M. de Faria y Sousa *(1639)*.

AUSSERROMANISCHE LÄNDER

haben erst Teil an dem Ausbau der romanischen Sprachlehre. Engländer und Deutsche, die die italienische oder französische Sprache unter den Eingeborenen erlernten, bemühen sich durch Regel und Beispiel die Kenntnis des Italienischen und Französischen unter ihren Landsleuten zu verbreiten, z. B. die lateinisch schreibenden französischen Sprachlehrer in Deutschland oder England. Die selbständigste und umfangreichste romanische Sprachlehre dieser Art, des Engländers J. Palsgrave, Lehrers Marias, der Schwester Heinrichs VIII. von England, *Eclarcissement de la langue franç. (1530)*, ausgeführt nach dem Muster von Th. Gaza's griechischer Grammatik *(1495)*, gliedert sich in die Lehre über Aussprache und Schreibung, und die Lehre von den Redeteilen und wird von Wortlisten und Bemerkungen zu den Redeteilen beschlossen. Für ein Übermass an Unterscheidungen in Form und Gebrauchsweise der Redeteile entschädigt P. nicht selten durch eine gelungene oder zweckmässige Begriffsbestimmung, durch fassliche Beschreibung des Klanges französischer Laute, durch treffende Regeln und Beobachtungen, aus Schriftstellern wie A. Chartier und J. Lemaire oder aus der lebenden Sprache geschöpft, über Seiten der französischen Satzlehre u. dgl. Doch hat sein grosses Lehrbuch keinen Einfluss auf den Gang des französischen Sprachstudiums zu üben vermocht.

3. ZEITRAUM.

ALTERTÜMERKUNDE UND ROMANISCHE PHILOLOGIE. VOM ANFANG DES 18. JARH. BIS 1814.

Zu einem Forschungsgebiet mit eigenen Aufgaben war die romanische Philologie unter der Leitung des klassischen Altertumsstudiums nicht geworden. Ihr Begriff war höchstens in Italien und in Bezug auf die Beschäftigung mit der einheimischen Sprache und dem vaterländischen Schrifttum schon entwickelt, wenn Crescimbeni *(Storia, 1731)* von *libri d'italiana filologia*, von der italienischen Sprach- und Litteraturkunde dienenden Büchern spricht. In Frankreich musste er fehlen, so lange es sich nur notgedrungen mit der fremdgewordenen alten Sprache und Litteratur des Vaterlandes bekannt machte und in Bearbeitung der Sprache und Sprachgeschichte in jedem Zeitalter das Beste

geleistet zu haben vermeinte. Mit dem Zurückweichen dieser Schranken im 18. Jahrhundert bildete er sich jedoch auch hier heraus.

Die vaterländische Altertümer- und Geschichtskunde, die von *hommes curieux* und *érudits* mit erstaunlichem Kraftaufwand und unermüdlichem Eifer gefördert wird, führt auf das ältere französische Schrifttum zurück und lässt Cl. Fauchet und E. Pasquier zahlreiche Nachfolger finden. Die das 18. Jahrhundert beherrschende Philosophie stellt die Sprache unter veränderte Gesichtspunkte; sie lässt auch die französische nach anderen Seiten betrachten als bisher. Frankreich aber behauptet im 18. Jahrhundert eine geistige Vorherrschaft unter den europäischen Ländern und bestimmt nach mehrfacher Richtung den Gang der vaterländisch-philologischen Studien in den anderen romanischen Staaten. Nachdem die klassische Philologie im 18. Jahrhundert in ihnen vorwiegend archäologische Forschung geworden war, und keine befruchtenden Keime an die romanische Philologie mehr abgab, vermochte sie jetzt auf dem Boden vaterländischer Geschichtsforschung und Altertümerkunde sich kräftiger zu entfalten und schärfer herauszubilden. Die Pfleger namentlich dieser sind nunmehr ihre Beförderer.

Die glorreiche Herrschaft Ludwigs XIV., die Frankreich als das bevorzugte Land Europas allgemein anerkennen machte, liess auch Frankreichs staatliche und geistige Vergangenheit wichtiger, und der geschichtlichen Betrachtung wert erscheinen, was zuvor verachtet wurde. Der Geschichtsquellen wurden nun mehr und mehr, und ohne Rücksicht auf die Sprache erschlossen. Auch in den Litteraturwerken alter Zeit wird ein Schlüssel zur Erlangung eines Einblicks in einstige Bildungszustände erkannt, von denen eine deutlichere Vorstellung zu erwerben wenigstens dem bedeutend gewachsenen Kreise der Gelehrten Bedürfnis wird. Die Vergangenheit mit der Gegenwart, die Völker in ihren Geschicken und geistigen Leistungen zu vergleichen oder auch nur ihre Schicksale und ihre Bethätigungen in Kunst und Litteratur zu überblicken, und weiter die geschichtlichen Veränderungen aus ihren Ursachen, die Menschheitsgeschichte in ihren Zielen, und die treibenden Grundgedanken des Fortschrittes in der geistigen Entwickelung der Völker zu begreifen, wird zu einer reizvollen, Denken und Gelehrsamkeit zu angespanntestem Forschen anspornenden Aufgabe besonders ausserhalb Frankreichs. Riesenwerke geschichtlicher Gelehrsamkeit entstehen nun in Frankreich, Italien und anderwärts. Encyclopädien geschichtlichen oder allgemeinen Inhalts sollen die erlangte Kenntnis vom Einzelnen zugänglicher machen und den Fortschritt der Wissenschaft erleichtern.

Auch die Litteratur der Völker erfährt solche zusammenfassende Darlegung. Die Gelehrtengeschichte, die Lebensgeschichte der Schriftsteller, die Bücherkunde vervollständigt sich durch Berücksichtigung der Vertreter des romanischen Schrifttums und ihrer Werke. Bibliotheken nehmen auch sie in ihren Schutz. Was dürftige Kunde früherer Zeit zum Gegenstand der Verwunderung hatte werden lassen, wird aufgesucht, näher betrachtet, erläutert. Das mächtige Aufblühen, die gewaltige Ausdehnung und Vertiefung der geschichtlichen Forschung im 18. Jahrhundert hatte unvermeidlich eine noch grössere Ausdehnung der romanischen Schrifttumkunde und eindringendere Ergründung der romanischen Litteraturwerke im Gefolge.

Die romanische Philologie wird nun allgemein Bearbeitung der romanischen Litteratur. Zur gelehrten Kenntnisnahme von derselben fügt sich im Ausgang des Jahrhunderts eine neue, aus der klassischen Philologie herausgewachsene schöngeistige Beurteilung romanischer Schriftwerke. Der litterarische Geschmack und die litterarische Kunstlehre weisen einem jeden seinen Rang, einem litterarischen Zeitraum sein Verdienst um Verwirklichung des unver-

änderlichen litterarischen Schönheitsideals an, das Geschmack und Kunstlehre ermittelt zu haben meinten. Zusammenfassende Werke legen die allmähliche Heranbildung der Fähigkeiten eines Volkes zur Hervorbringung klassischer litterarischer Schöpfungen dar. Besonders den jüngeren Zeiträumen der romanischen Litteraturen wird diese schöngeistige geschichtliche Behandlung zu Teil.

Die romanische Sprachbetrachtung tritt hinter die des romanischen Schrifttums zurück. Die sensualistische Anschauung von der allmählichen Ausbildung der geistigen Kräfte und Thätigkeiten des Menschen im 18. Jahrhundert veranlasst wohl dem natürlichem Ursprung der Sprache, nicht aber den Sprachen und den Ursachen ihrer Veränderung emsiger nachzuspüren. Doch sucht der philosophisch geschulte Sprachforscher das Verhältnis von Denken und Sprechen auch innerhalb der einzelnen Sprache und auch in den romanischen aufzuhellen und die Notwendigkeit bestimmter Ausdrucksweise aus der gedanklichen Grundlage herzuleiten. Die beobachtende, ordnende und etymologische Sprachbetrachtung älterer Zeit, weicht der philosophischen.

Das Jahrhundert, das in der Wissenschaft die Vernunft zur Herrschaft brachte und die Kritik zur Führerin nahm, vermochte auch in der romanischen Philologie zu gesicherteren Erkenntnissen zu gelangen, als die frühere Zeit, wo immer es sich von Vorurteilen frei machte, oder wurde sich doch über die Vorbedingungen zu gesicherter Erkenntnis, über die Notwendigkeit vorbereitender Arbeit, Sammlung u. s. w. klar, wo der vorhandene Stoff unzulänglich war um eine Frage der romanischen Philologie zu entscheiden. Ein doppelseitiger Fortschritt, da neben dem Erkannten auch die Stellen bezeichnet wurden, an denen ein späteres Geschlecht die Arbeit fortzusetzen hätte, also ein zielbewusstes Forschen eingeleitet wird.

A. FRANKREICH.

Die Förderung, welche die romanische Philologie durch die französischen Geschichtsforscher erfuhr, lässt sich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts namentlich an den Arbeiten der Mitglieder der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres verfolgen. Aus dem schöngeistigen Kreise der Académie Française hervorgegangen und anfangs *(1663)* aus wenigen ihrer Unsterblichen *(Petite Académie,* darin: J. Chapelain, Quinault, Boileau, Perrault) bestehend, die im Auftrage des Oberaufsehers der öffentlichen Bauten für Bau- und Bildwerke den antiken ähnliche Inschriften aufzusuchen hatten, wurde sie 1701 als *Académie des Inscriptions et Médailles* durch königliche Urkunde zu einer kunstgeschichtlichen Körperschaft umgestaltet mit dem besonderen Auftrag, auf Grund des Studiums von Münzen, Steinen, Statuen und anderen älteren Kunstwerken, sowie der Geschichte der königlichen Gebäude und Bauwerke, die Anleitung für deren bildliche und inschriftliche Ausschmückung zu geben, durch welche Ereignisse aus dem Leben Ludwigs XIV. und der königlichen Familie verewigt werden sollten, (daher: *Livre des Médailles).* Die Beschreibung und Erklärung alter Kunst- und französischer Baudenkmäler in Vorträgen und Erörterungen wurde aber schon 1716 zur Nebensache für die neue Akademie. Sie wandte sich, nunmehr *Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* geworden, fortan jeder Art gelehrter Forschung, insbesondere der älteren Geschichte, Litteratur und Kunst, auch der Frankreichs *(éclaircissements sur divers points de l'histoire du moyen âge, particulièrement de celle de nostre monarchie, de nos premiers poëtes, de nos vieux romanciers et d'autres auteurs)* zu. Ihre, seit 1736 als *Mémoires de littérature* veröffentlichten Vorlesungen verbreiten sich anfänglich über antike und französische Altertumskunde, Geschichte und Litteratur, später über Sprache und Schrifttum der orientalischen Völker.

Schon 1705 hatte Abbé Massieu *(1665—1723)* Abschnitte eines Abrisses der *Histoire de la poésie franç. (1739)*, von ältester Zeit bis auf Cl. Marot, vorgelesen, die, auch auf Hss. sich stützend, Cl. Fauchet's Nachrichten erweitern und das, in den älteren Schriftstellern enthaltene Gute, Brauchbare und der Geschichtsforschung dienliche mitteilen sollten. 1711 berichtete der Bearbeiter von 1001 Nacht, A. Galland *(1645—1715)*, über mehrere erzählende, geschichtliche und lehrhafte Dichtungen des 12.—14. Jahrhunderts, die Fauchet unbekannt geblieben waren, in gleichem Sinne. Nachforschungen über die Geschichte des Compasses machten C. Falconet *(1671—1762)* mit altfranzösischen Übersetzungswerken, von Marbod's Steinbuch an bis auf Brunetto Latini's *Trésor* bekannt. Eine eingehende Übersicht über sie, bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst gab *(1741)* Abbé J. Lebeuf *(1687—1760)*. Wenigstens Schriftstellern von geschichtlicher Stellung älterer Zeit werden bereits ins Einzelne gehende Untersuchungen gewidmet. Leben und Werke Christinens von Pisa betrachten *(1717)* J. Boivin le Cadet *(1693—1727)* und *(1741)* Abbé Sallier *(1685—1761)*, der ausserdem über das Leben und die Dichtungen Karls von Orléans *(1734; 1742)*, über Schriftsteller des 14. Jahrhunderts, die zum Hause Orléans in Beziehung standen *(1740)* und über Jean Lemaire *(1745)* sorgfältig unterrichtet. Mit einer Untersuchung über das Leben des Froissart *(1733)* eröffnete der, den damaligen Begriff der Philologie in Deutschland und Italien in vollem Umfange auf die altfranzösische und altprovenzalische Litteratur übertragende Lacurne de Ste.-Palaye (geb. Ende des 17. Jahrhunderts, *† 1781)* seine Arbeiten zur französischen Philologie. Ungedruckt blieb sein Bericht über Bertran von Born und Guillem de Cabestanh (vor *1742)*. A. Lancelot *(1675—1741)* würdigte Raoul de Presles, J. de la Bastie *(1703—43)* ging der Lebensgeschichte und den Quellen Joinville's *(1738)* nach. Levesque de la Ravalière *(1697—1762)* beurteilte desselben Chronisten Glaubwürdigkeit *(1744)*, nachdem er 1742 in einer Untersuchung über die Anfänge des französischen Schrifttums, von ältesten französischen Sprachdenkmälern des Jahrhunderts Karls d. Gr., von Zeugnissen über den litterarischen Gebrauch des Französischen gehandelt und das Alter der französischen *chanson* und ihre Abhängigkeit von der provenzalischen nachzuweisen unternommen hatte. Lebeuf prüfte auch des Dichters Guillaume de Machaut Werke *(1746)* auf ihren geschichtlichen Gehalt unter Anführung von Stellen aus ihnen. Der kunstsinnige Graf de Caylus *(1692—1766)* schilderte eingehend Machaut's Leben und Dichten. Die Zuverlässigung der Chroniques de St.-Denis beschäftigt Ste.-Palaye *(1738)* in einem seiner Vorträge, der auch andere altfranzösische Geschichtswerke und Epen herbeizieht, während Lebeuf *(1747)* die alten Fabeln von Karls d. Gr. Reise nach Jerusalem, die im Pseudoturpin berichteten Kämpfe Karls in Spanien, den provenzalischen Philomenaroman und den geschichtlichen Unwert dieser Sagenbücher erörtert.

Der Wert der altfranzösischen Schriftwerke für die Geschichte und Bildungsgeschichte des Landes wird in diesen Arbeiten allgemein zugestanden und öfter hervorgehoben. Altfranzösische Dichtungen und Prosaschriften sind die Grundlagen einer Untersuchung Boivin's le Cadet *(1728)* über Namen von Rittern und Wappen des *cour d'amour* und über die Könige des Epinettefestes in Lille; für E. de Foncemagne *(1694—1779)* bei der Feststellung des Alters der Tourniere, der Wappen, der Bedeutung der *Table ronde (1745)*; für Ste.-Palaye in seiner grossen Arbeit über die *Ancienne Chevalerie (1746)*, und ihre politischen und militärischen Einrichtungen u. s. w. Für die litterarische Seite der alten Schriftwerke fehlte jedoch den Geschichtsforschern, mit Ausnahme Ste.-Palaye's noch Sinn und Verständnis. *Désagréable* erschien den fleissigen Akademikern die Lesung derselben. Die Beschäftigung mit anderen

als den geschichtlichen Teilen der Werke altfranzösischer Schriftsteller galt der Mühe nicht wert, sie verriet schlechten Geschmack, und schon über Gebühr meinte man *(1740)* sich ihnen hingegeben zu haben. Daher die Zurückhaltung dieses Gelehrtenkreises von den eigentlich litterarischen Werken der alten Zeit.

Dass L. Racine *(† 1753)* ihn mit den Mirakeln des Gautier de Coinsy *(1744)* bekannt macht, wird aus R.'s religiöser Stimmung verständlich. Die treffliche Kennzeichnung der altfranzösischen Fableaux (nach der Par. Hs. *19152* und *837)* des Grafen Caylus *(1746)* vereinigt Anerkennung der Vorwürfe, der Durchführung und Darstellung des Gegenstandes, der Gedanken und des treffenden Ausdrucks einzelner derselben mit der Missbilligung des Läppischen und Gemeinen an ihnen, das ihm auch die Wahrnehmung nicht in mildem Lichte erscheinen lässt, dass Rabelais, Molière, Lafontaine und Boccaccio sie benutzten. Von nur geringer Wirkung war Ste.-Palaye's, an Jean Chapelain's Schrift *(S. 29)* anknüpfender Nachweis (von Th. Lorrin, *Des avantages qu'on pourrait tirer de la lecture des anciens romans* noch 1811 wieder erneuert), dass die alten *romans de chevalerie* auch nach der Meinung angesehener Geschichtsforscher wie Jean le Laboureur *(† 1675)*, Du Cange, D. Vaissette, D. Calmet, zum Vorteil für die Rechts- und Geschlechtergeschichte, für die Landes- und Altertümerkunde gelesen zu werden verdienten. Die Befürchtung De la Bastie's *(1740)*, die Erforschung der alten Litteratur möchte die der allgemeinen Geschichte überwuchern, wurde allgemein geteilt, und so war an eine Erfüllung der meisten Wünsche Falconet's *(1727)*, nach einem Wörterbuch für französische Geschichts- und Landeskunde, nach einer neuen, Duverdier's Buch aus den zahllosen altfranzösischen Hss. ergänzenden französischen Bibliothek, nach einem altfranzösischen Wörterbuch, nach einem Werk über den Ursprung der französischen und der Troubadourdichtung, durch die Akademie nicht zu denken. Seit 1754 entzieht sie sich so gut wie ganz der Beschäftigung mit vaterländischer Litteratur und Sprache.

Ste.-Palaye's, mit seinem Vortrag über den *Roman de Jouvencel (1754)* verbundener Aufruf, bei Beurteilung altfranzösischer Schriftwerke nicht einer beliebigen Hs. zu folgen, den ursprünglichen Text eines solchen nach mehreren Hss. herzustellen, sich der Entstellung der alten Sprache unter dem Vorwande, sie zu verbessern zu enthalten, wurde für die Akademie gegenstandslos. Unermüdlich bis an sein Lebensende, unter Aufopferung von Vermögen und Gesundheit, sammelt, liest und schreibt nur er noch altfranzösische und altprovenzalische Hss. der Pariser und auswärtiger Bibliotheken ab. Er bereitet Ausgaben und littergeschichtliche Abhandlungen vor, kommt in die Lage der *Histoire littéraire de la France (S. 37)* gegen 4000 Beiträge zur Verfügung zu stellen und legt ein umfangreiches altfranzösisches Wörterbuch an, vermag aber weder selbst, noch mit Hilfe Anderer, den Handschrift gebliebenen Schatz halbhundertjährigen Fleisses den Zeitgenossen nutzbar zu machen.

Auch die vaterländische Sprache, nach der geschichtlichen Seite, beschäftigte die Akademie kurze Zeit und auf äusseren Anstoss hin. Der «Historiograph» Frankreichs Ch. Duclos *(1704—72)* bespricht das Verhältnis der Sprache der Gallier zur lateinischen Sprache in Gallien an der Hand der Nachrichten der Alten *(1740)*. Auf Gedanken von Leibnitz gestützt, verbreitet sich Falconet *(1745)* über Grundsätze der Etymologik mit Rücksicht auf das Französische, über ihren Wert für Erkenntnis der Herkunft, der Wanderungen, des Verkehrs, der geistigen Art der Völker. Er verwirft den hebräischen Ursprung der Sprachen und erkennt den lautmalenden Bezeichnungen in ihnen eine natürliche, allen anderen eine Entstehung mittelst Übereinkunft der Sprechenden zu. Zur Widerlegung ausserhalb der Akademie lautgewordener Anschauungen

schrieb P. Bonamy *(1694—1770)* einen umfangreichen Bericht *(1751)* über die Einführung des Lateinischen in Gallien, über das niedere Latein und über die Sprache der Eide von Strassburg vom Jahre 842, in lichtvoller Weise die schon Du Cange bekannte, im Wesentlichen noch heute bestehende Ansicht von der Entstehung der romanischen Sprachen begründend. Er lässt die lateinische Schriftsprache aus der des römischen Plebejers hervorgehen, beide in Gallien und den anderen römischen Provinzen bis zur germanischen Niederlassung sich erhalten, die letztere die Gallier aus dem Munde der römischen Soldaten, Kaufleute, Ackerbauer, unter Anpassung an die eigene nach Lautung und Ausdruck, erlernen und findet das so und unter der germanischen Herrschaft noch weiter veränderte Plebejerlatein in den lediglich lateinischen Stammwörtern der Strassburger Eide wieder, das ihm nur wenig verschieden vom derzeitigen Französischen, und dem Latein so nahestehend, wie Italienisch oder Spanisch erscheint.

Im selben Jahre betont das schwesterliche Verhältnis dieser Sprache sowie des Provenzalischen und Catalanischen Ste.-Palaye, dem die Entdeckung der fünfsprachigen Canzone des Raembaut de Vaqueiras Veranlassung gab, jene Sprachen zu vergleichen. Die übereinstimmende Bildung ihres Futurs und Conditionales, deren Entstehung er von dem Sprachlehrer Régnier *(Grammaire franç. S. 368)* zuerst nachgewiesen wähnt, überzeugt ihn namentlich von der Abstammung der romanischen Sprachen von derselben Mutter.

Mit seiner Betonung des Gewinns, der aus Sprachforschung und Etymologik für den Einblick in den Zuwachs menschlicher Einsichten und in die Fortschritte des menschlichen Geistes fliesse, war in der Akademie das letzte Wort auch über französische Sprachgeschichte gesprochen. Sie zeigte sich empfänglicher für Bonamy's Klagen über Mühsal und Langeweile, die er bei der Deutung der Wörter in den Eiden ausgestanden, und wandte sich den Angelegenheiten fremder Völker zu. Ste.-Palaye's altfranzösisches Wörterbuch *(1756)* erkannte auch sie zwar als brauchbar an. Da es jedoch zu bequemerer Benutzung von dem Bibliothekar G. Mouchet *(† 1807)* umgearbeitet werden sollte *(1762)* und dieser der Aufgabe nicht gewachsen war, so sah die Zeit davon nur eine kärgliche Probe *(1765)*.

Indessen auch ausserhalb der Akademie war die Teilnahme für die alte französische Litteratur und Sprache hinlänglich geweckt, um Arbeiten von gleicher und grösserer Vollkommenheit über sie hervortreten zu lassen. Ein Werk grössten Stils, eine allgemeine Litteraturgeschichte Frankreichs, wie sie allerdings für andere Länder schon versucht war *(S. 31)*, unternahm, unterstützt von Ordensbrüdern der Abtei von St. Maur bei Paris, der Benediktiner Dom A. Rivet *(† 1749)*. Er veröffentlichte nach 16jähriger Vorbereitung, 1733—1750, die ersten 9 Bände der *Histoire littéraire de la France,* die die griechische, lateinische, französische, provenzalische Schriftstellerei Galliens zusammenfassend, die litterarische Thätigkeit Frankreichs bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts überblicken lassen, und im Unterschied von ähnlichen, nach dem Stoffe scheidenden oder alphabetisch angelegten Werken für andere Länder, in streng zeitgeschichtlichem Aufbau und unter Rücksicht auf die staatlichen Verhältnisse, auf den Zustand von Wissenschaft und Unterricht, die litterarischen Erzeugnisse Frankreichs vorführen und würdigen. Die zeitgeschichtliche Gliederung, die dieses Ehrendenkmal französischer Gelehrsamkeit zu einer Art biographisch-bibliographischer Jahrbücher macht, begründet D. Rivet auf die Überzeugung, dass es unter den litterarischen Erzeugnissen keinen Zusammenhang gibt, und sie lediglich vom Geiste des Schriftstellers abhängig sind. Die Notwendigkeit, in der sich die Fortsetzer befanden, jene Gliederung beizubehalten, hat bewirkt, dass die *Histoire litt. de la France*

in ihren späteren Bänden hinter der Entwickelung litteraturgeschichtlicher Darstellung zurückgeblieben ist.

Obwohl die von D. Rivet herrührenden Teile vorwiegend von lateinischen Schriftstellern Frankreichs handeln, zeigt sich in einzelnen Abschnitten doch eine ausgedehnte Kenntnis der hsslichen französischen und provenzalischen Litteratur (z. B. in Bd. *VI. VII*). Die französische Sprache, die ihm im Munde des Galliers verderbtes Latein ist, verfolgt er bis in das 6. Jahrhundert, und bis zur Lex Salica zurück. In litterarischem Gebrauch weiss er sie zur Zeit Karls d. Gr. Die altfranzösische Epen- und Romandichtung, ihm das Werk des Unverstands und grobsinniger Denkart, möchte er auf den, von ihm dem 10. Jahrhundert zugewiesenen Philomenaroman zurückführen. Im Einzelnen von provenzalischen und französischen Schriftwerken Kunde zu geben wurde auch den nächsten Nachfolgern D. Rivet's, Ch. Clémencet (*† 1778*), der den 10. Band (*1756*) und J. F. Clément (*† 1793*), der den 11. 12. Bd. (*1759. 63*) der *Histoire litt.* herausgab, noch nicht möglich. Es gelang nicht, das 12. Jahrhundert zu Ende zu führen. Clément's Beteiligung an der grossen Quellensammlung zur französischen Geschichte, dem *Recueil des Historiens des Gaules* (*1736*), veranlasste eine Unterbrechung im Erscheinen der *Histoire litt.* von nahe 40 Jahren, während deren die meisten Vorarbeiten der Benediktiner verloren gingen.[1]

An die Herausgabe der dichterischen Denkmäler der älteren Litteratur durch die Geschichtsforscher war bei der Verachtung, die man gegen sie hegte, trotz gelegentlich geäusserten Verlangens danach, noch nicht zu denken. Wenn A. Beaugendre (*Hildeberti episc. Turon. op., 1708*) das älteste französische Steinbuch abdruckte, so geschah es, weil er in einem hohen kirchlichen Würdenträger, in Marbod von Rennes, den Verfasser erblickte. D. Martène (*De ecclesiae ritibus I 3, 2; 1700*) begnügte sich, einige Verse der alten Stephanusepistel mitzuteilen, um die Eigenart dieser kirchlichen Liedform zu veranschaulichen. Lebeuf (*Histoire ecclés. et civile de Paris, 1741*) hatte mit dem Anfang des von ihm entdeckten altprovenzalischen Gedichts von Boetius genug.

Der erste Gelehrte, der den Mut besass, einen altfranzösischen Dichter — freilich war er ein Fürst — ans Licht zu ziehen, war La Ravalière. Er veröffentlichte mit Sorgfalt des Königs von Navarra, Thibaut's von der Champagne, 65 Minnelieder, mit Wörterbuch und Erläuterungen versehen, nach mehreren Hss. (Paris *Nr. 844. 1591,* Clairambaut; Vatican. *1490. 1522* u. a.), allerdings von der Hoffnung geleitet, in Thibaut's Liedern Aufschlüsse über sein Verhältnis zur Königin Blanche zu finden. Echt war die Liebe zu dem litterarischen Vermächtnis des alten Frankreich nur bei einem dieser Forscher, bei Ste.-Palaye. Seine Bände füllenden Abschriften von Trouvère- und Troubadourdichtungen sahen das Licht aber erst in den Veröffentlichungen Späterer oder wurden in ihnen benutzt. Von der altfranzösischen Trouvèrelyrik sah noch der Geschichtsschreiber der Musik B. de la Borde (*† 1794*) in seinem *Essai sur la musique* (*1780*) sich genötigt, Kenntnis zu geben, wo er die Entwickelung des französischen Liedes darlegen wollte. Wenigstens 75 altfranzösische Liederdichter führt er dem Leser mit Proben ihrer Gesänge vor (Buch *IV*). Zum Castellan von Coucy bringt er Bruchstücke aus dem, diesem gewidmeten Roman bei. Eine reichhaltige, auf 6 Hss. gegründete Liste zur altfranzösischen Liederdichtung liess die Menge des davon Erhaltenen überblicken. Auch die Sänger des 14. und 15. Jahrhunderts und selbst das mundartliche Volkslied konnte B. nicht unberücksichtigt lassen.

In der Folgezeit wurde die Beschäftigung mit altfranzösischen und altprovenzalischen Dichtwerken dadurch erheblich leichter, dass die hervor-

ragendsten Sammler derselben, wie der Minister Colbert, der Akademiker Lancelot, Gaignières, Clairambaut, Ch. de Cangé u. a. ihre Bibliotheken der grossen Pariser Bibliothek überliessen, wodurch im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts deren Schatz von Werken in den neueren europäischen Sprachen auf über 6000 vermehrt wurde. Die Verzeichnisse über Hss. übergehen romanische Texte schon seit dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts nicht mehr mit Stillschweigen. Der berühmte B. de Montfaucon (*† 1741*) z. B. führt in der *Bibliotheca bibliothecarum* (*1739*) auch französische Hss. französischer und italienischer Bibliotheken auf, und Lelong gönnte sogar den, vaterländische Sagen behandelnden Romanen einen Platz in seiner *Bibliothèque historique* (*S. 28*).

Wieder aufgenommen wird das von der Gelehrsamkeit um die Mitte des Jahrhunderts fallen gelassene Werk von schöngeistigen Kennern der neueren französischen Litteratur, von Litteratoren (*littérateur*, seit *1732* in den Wörterbüchern), d. s. Biographen und Darsteller jüngerer Zeiträume des französischen Schrifttums, die in den Kreisen der Gebildeten litterarisches Wissen zu verbreiten suchten und den Entdeckungen der Gelehrten nachgingen. Einigermassen empfänglich für die naive altfranzösische Dichtung, für Nachrichten darüber, für Bearbeitungen, Übersetzungen, Ausgaben derselben waren diese Kreise durch Lafontaine's Contes und Fabeln, durch Perrault's und Galland's Märchen, durch Molière's Eintreten für das Volkslied (im *Misanthrope*) geworden. Voltaire's Leugnung der epischen Beanlagung der Franzosen zeigt, wie belehrungsfähig die Zeit noch in Sachen der vaterländischen Litteratur war. Bis zu den Anfängen suchte auch der *Littérateur* zurückzugreifen, wo er eine Entwickelung, wie z. B. in dem s. Z. vielbehandelten französischen Theater, vor sich sah und darlegen wollte. J. J. Rousseau's, die Bildungsvorurteile erschütternde, die Gegensätze der Gesellschaftsklassen verwerfende Lehren, seine Verachtung für den moralischen Schein und für die Verehrung verkünstelter Form, seine Verherrlichung des Einfachen, Natürlichen, Ungekünstelten im Leben und in der Kunst, bereitete unter den Gebildeten in der 2. Hälfte des Jahrhunderts auch eine unbefangenere Beurteilung der litterarischen Seite altfranzösischer Dichtung vor, auf die freilich der klassische Geschmack, die rednerische Verschmitztheit und die litterarische Kritik aus Boileau's Schule noch dauernd mit Geringschätzung herabsehen.

In Mervesin's kurzer, nach Crescimbeni's *Storia* ausgeführter *Histoire et règles de la poésie franç.* (*1717*) ist noch, ausser vom 17., erst nur vom 16. Jahrhundert die Rede. Die grösser gedachte Arbeit des Abbé Cl. Goujet (*† 1767*), seine *Bibliothèque franç. ou hist. de la litt. franç.*, (*1741—56*) will den der klassischen Sprachen Unkundigen dagegen den Inhalt der französischen Litteratur von Helinand bis 1660, und damit einen litterarischen Bildungsstoff erschliessen, wie ihn die Kenner des antiken Schrifttums diesem zu entnehmen vermöchten. G. führt den Leser von grammatischen und rhetorischen Schriften, von den Übersetzungen antiker Werke des MA., zu den mittelalterlichen Schriftstellern, zu denen des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und macht ihn mit gegen 300 französischen Autoren unter Zurückdrängung des eigenen Urteils bekannt.

Ein mit Vorliebe von den Litteratoren behandelter und bis ins Mittelalter zurückverfolgter Gegenstand — grosse dramatische Bibliotheken französischer Theaterliebhaber, wie des Herzogs de la Valière, des Marquis de Soleinne, des Dichters Pont de Vesle standen dabei zur Seite — war die französische Bühne. Wenn Maupoint (*Bibliothèque des théâtres, 1733*) sich noch auf das 16. und 17. Jahrhundert beschränkt, so dringt G. Beauchamps (*† 1761*) in seiner annalistischen, mit Inhaltsangaben und Beurtei-

lungen durchflochtenen Vorführung der französischen Dramenlitteratur (*Recherches sur le théâtre de Fr., 1735*) bereits bis ins 12. Jahrhundert vor. Schon mehrere Bände widmeten der dramatischen Dichtung des MA. die Brüder Cl. und F. Parfaict (*† 1753*) in ihrer ebenso angelegten, weit umfassenderen *Histoire du théâtre franç. (1745—9)*, die noch mehr auf den Inhalt der Dramen, aber auch auf das Leben der Dichter, auf den Wert der Stücke und auf Theateraltertümer eingeht. Diesen Übersichten über die französische dramatische Dichtung gaben die Brüder Parfaict die lexikalische Form im *Dictionn. des Théâtres, (1756)*. Mit anderen Litteratoren wenden sie die annalistische Darstellung auf die Jahrmarktsbühne (*Mémoires pour servir à l'hist. des spectacles de la Foire, 1743*) an. J. Desboulmiers (*† 1771*) behandelt die komische Oper (*1769*), A. de Léris (*† 1795*) das Theater der Provinz (*1754*), N. des Essarts (*† 1810*) die ständige Pariser Bühne (*1777*), Ch. de Mouhy (*† 1784*) deren äussere Geschichte (*1780*) u. s. w. Dem Kritiker A. Suard (*† 1807*) ermöglichten solche Vorarbeiten für die Geschichte des französischen Theaters eine Beleuchtung der alten Mysterien, Farcen und der Dramatiker vor Corneille, die eine gerechtere Würdigung desselben anbahnen sollte (*Coup d'oeil sur l'hist. de l'ancien théâtre franç., 1804*).

Sammlungen französischer Bühnenstücke in zeitlicher Ordnung werden den Lesern solcher Werke zu weiterer Belehrung über die französische Theatergeschichte geboten von Gandouin (*1737*) u. a. Die Pläne der Stegreifspiele, der parodistischen Komödien des Pariser Jahrmarkts bemühen sich R. Lesage (*Théâtre de la Foire, 1721*), L. Riccoboni (*Nouv. théâtre ital., 1733. 1738*) u. a. der Vergessenheit zu entreissen.

Ältere Werke der französischen Dichtkunst in der Ursprache der ungelehrten Lesewelt vorzulegen, hatte dagegen in der Unverständlichkeit des alten Französischen noch ein schwer zu bewältigendes Hindernis. Die Dichtungen des Martial d'Auvergne (*1724. 1731*), die ihr beliebter geschichtlicher Stoff erhielt, des P. Michault (*1748*), deren Wiederdruck der religiöse Gehalt empfahl, boten geringere Schwierigkeiten. Die Sprache des pikanten Rosenromans, den Lenglet du Fresnoye (*† 1755*) wieder veröffentlichte (*1735; wiederholt 1799*) bedurfte schon der Verjüngung. Dass der pikante Stoff den Leser über die Fremdheit der sprachlichen Form hinwegzusetzen vermöchte, scheint der Bibliothekar E. Barbazan (*† 1770*) erwartet zu haben, als er aus seinen zahlreichen Abschriften altfranzösischer Schriftwerke (darunter auch *Les quatre livres des Rois*, mit Glossen versehen), eine Anzahl Versschwänke und Erzählungen (*Fabliaux et contes des poëtes franç. du XIe au XVe s., 1756*), übrigens mit hilfeleistendem Wörterbuch ausgestattet, herausgab.

Dass er jedoch in einer Täuschung lebte, gibt Le Grand d'Aussy (*† 1800*) bekannt (*«ce n'est pas connaître les lecteurs français que de leur présenter un pareil travail. Aussi l'ouvrage est-il resté inconnu, et il est mêmes ignoré des gens de lettres»*). Er machte dieselben Dichtungen und chevalereske *contes*, von ihrer naiven Komik und kunstlosen Einfalt angezogen, um ihrer Bedeutung für die Sitten- und allgemeine Litteraturgeschichte willen, den Gebildeten seines Volkes in der Form freier Bearbeitung zugänglich, in der Leute von Geschmack das lautere Erz der alten Dichtkunst von anstössigen Schlacken gereinigt finden sollten. Seine Prosaauflösungen stützten sich auf Ste.-Palaye's Abschriften. Er leitet sie ein durch eine mit Geist und warmer Vaterlandsliebe geschriebene Würdigung der Dichtart und der altfranzösischen Dichtung, begleitet sie mit Angaben über Nachahmungen in anderen Litteraturen, und auf die Sittenkunde bezüglichen, oft allerdings verfehlten Anmerkungen, und auf diesem Wege gelang es ihm in der That, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die altfranzösische Dichtkunst zu lenken, sie in bedeutenderem

Lichte, in ihrer weltlitterarischen Stellung zu zeigen und dem Vorurteil gegen sie wirksam entgegenzutreten. Neue vermehrte Auflagen seines Werkes, Übersetzungen in andere Sprachen (dtsch. *1795*), Bearbeitungen seiner Prosaerzählungen in Versen (von B. Imbert *1795*), Sedaine's, seinem Buche entnommene Oper von Aucassin und Nicolete *(1782)* bezeugen diesen Erfolg.

Auf dieselbe Weise, durch verjüngende, oft arg entstellende Bearbeitung, hatten kurz vorher der Marquis de Paulmy *(† 1787)* und der Graf L. de Tressan *(1705—83)* in ihrer weitberühmten und weitverbreiteten *Bibliothèque universelle des romans* *(1775—8)* gegen 40 altfranzösische Heldenromane in bunter Mischung mit anderen fremdländischen und jüngeren einheimischen Romanen dem unterhaltungsbedürftigen Leser zugänglich gemacht. Damit zugleich haben sie aber nicht nur in die Litteratur der letzten 100 Jahre die mittelalterlichen Sagenstoffe übergeführt und der romantischen Dichtung eine Quelle erschlossen, sondern auch der vergleichenden Litteraturforschung in ihren Anfängen eine, wenn auch recht gebrechliche Stütze geliehen. Was für Frauen aus französischen Litteraturwerken des 13. und der folgenden Jahrhunderte geeignet gelten sollte, stellte Marquis de Paulmy in den *Mélanges tirés d'une grande bibliothèque* *(1780)* zusammen, ein Leitfaden der französischen Dichtkunst, untermischt mit Auszügen aus den empfohlenen Werken, der 45 Seiten dem 13., 170 dem 14. Jahrhundert zugesteht, auf denen an Irrtümern allerdings kein Mangel ist. In den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts können den Lesern bereits romantische Schauspiele, wie De Belloy's *(† 1775)* Tragödie *Gabrielle de Vergy*, nach dem Roman vom Castellan von Coucy, und später Fälschungen altfranzösischer und altprovenzalischer Dichtung geboten werden, wie die in der Sprache des 15. Jahrhunderts abgefassten, vielumstrittenen *Poésies de Clotilde de Surville* *(1803)*, und der *Troubadour* Fabre d'Olivet's *(1804)*, der für seine provenzalischen, mit französischer Übersetzung versehenen Gedichte sogar nicht versäumt Hss. vorzuschieben.

Nunmehr war auch die Zeit gekommen, Barbazan's Versuch zu erneuern. Seine Texte veröffentlichte in verbesserter Gestalt und vermehrt, im Verein mit dem verdienten Buchhändler G. Crapelet *(† 1842)*, der Bibliothekar M. Méon *(1748—1829)* in den vielbenutzten *Fabliaux, contes et dits* *(1808)*, dem eine auf mehrere Hss. begründete Ausgabe des *Roman de la Rose* *(1814)* folgte.

Aber auch die Gelehrten und die 1793 aufgehobene, 1798 wiederhergestellte Académie des Inscriptions, der in den, 1803 zum «Institut de France» vereinigten gelehrten Körperschaften die Pflege der alten Geschichte und Litteratur zufällt, müssen sich infolge des veränderten Gesichtskreises der Gebildeten dem altfranzösischen Schrifttum wieder zuwenden. Durch eine, von den Benediktinern im letzten *(13.)*, von ihnen herausgegebenen Bande der *Historiens des Gaules* *(1786)* veröffentlichte französische Chronik des 13. Jahrhunderts zur Geschichte der Normandie, wird L. de Bréguigny *(† 1814)* veranlasst, einlässlich über die ihr zu Grunde liegende Dichtung des Wace von den Normannen *(Notices et Extraits V; 1799)* zu berichten und deren Drucklegung anzuregen. Im selben Jahre macht Le Grand d'Aussy die Akademie wieder mit einer Menge kleinerer altfranzösischer Gedichte des 12.—14. Jahrhunderts erzählenden *(Alexanderroman)*, belehrenden *(Image du Monde, Guiot de Provins* u. s. w.), satyrischen Inhalts *(Roman de Renard)* u. a., und 1813 B. Roquefort *(1777—1840)* mit dem Inhalte des *Partonopeus de Blois* *(Not. et extr. IX)* genauer bekannt.

Zur altprovenzalischen Litteratur nehmen Gelehrte und Litteratoren dieselbe Stellung ein, wie zur altfranzösischen. Durch Nostradamus' Buch sind namentlich die Geschichtsschreiber der südfranzösischen Landschaften auf die

Troubadours hingelenkt, die ja zu den Berühmtheiten ihrer Heimat zählen. Nur wenige, wie J. de Haitze, in einer Abhandlung über die Geschichte von Languedoc *(1704)* verwarfen die Überlieferung von den Troubadours allgemein als unglaubwürdig. Die meisten erzählen Nostradamus nach, oder berichtigen und ergänzen ihn aus ihnen zugänglichen Hss. So haben C. de Vic und J. Vaissette in der *Histoire de Languedoc (1731 ff.)* in ihren Lebensberichten über Languedoc'sche Troubadours die Hss. 854 und 1749 der Pariser Nat.-Bibl. herangezogen. P. Papon *(† 1803)*, der die provenzalischen Minnedichter für die Erfinder der abendländischen Dichtkunst erklärt hatte, gab in seiner *Hist. générale de Provence (1777)* zuverlässige Nachrichten über 41 provenzalische Dichter und später *(Voyage de Provence, 1787)* Kunde von Bertran de Born, Arnaut de Marolh, Aimeric de Pequilhan. Nichts bedeutet dagegen, was Abbé de Sade in seinem Werk über Petrarca (s. u.) mit Hilfe des Gedruckten über Ursprung und Geschichte der Troubadours *(1764)* vorträgt.

In Nordfrankreich gilt zur Zeit, wo Ste.-Palaye provenzalische Liederhandschriften abschreibt und die Lebensgeschichte und Charakteristik von 152 Troubadours entwirft *(1758)*, die provenzalische Dichtung in Gelehrtenkreisen so geschmackwidrig wie die altfranzösische. Einer der Mitarbeiter Clément's an der *Histoire litt.*, J. Colomb[2] hält dafür: «*M. de Ste.-Palaye a suivi son goût et . . . il croit trouver dans ces auteurs* (den Troubadours) *des traits intéressants, mais c'est chercher, comme je crois, des perles dans un fumier avec beaucoup de dégout et de travail.*» Ohne sichtbaren Erfolg treten dagegen P. de Galaup *(Apologie des anc. historiens et des troubadours, 1764)*, der die *cours d'amour* bereits verwirft, und D. Jaucourt in einem sachlichen, aber irrtümervollen Aufsatz *Poésie provenzale* in Diderot's Encyclopädie *(1765)*, auf. Erst die von Abbé Ch. Millot *(† 1785)* mit ebenso viel Widerwillen wie Unkenntnis des Provenzalischen aus des betagten Ste.-Palaye Papieren gezogene allgemein verständliche *Histoire litt. des Troubadours (1774)*, Ste.-Palaye's 152 freilich noch Vieles im Dunkel lassende Lebensgeschichten der Troubadours in zeitgeschichtlicher Ordnung nebst Übersetzungen, Inhaltsangaben, Bruchstücken von Dichtungen u. dgl. enthaltend, bezwingt durch den Blick auf eine reizvolle poetische Zeit, den sie eröffnete, und durch verwundernde Einzelheiten aus dem südfranzösischen Sängerleben die gröbsten Vorurteile gegen provenzalische Dichtung und Sprache, denen sich aber selbst Le Grand d'Aussy *(1781)* noch nicht ganz entschlagen hatte, und unterstützte die weittragende Wirkung, die dessen *Fabliaux et Contes* und Paulmy's Nacherzählungen altfranzösischer Dichtungen erzielten.

Unter den Gelehrten und Litteraturkennern, die dem altfranzösischen und altprovenzalischen Schrifttum näher traten, war es hiernach vornehmlich Ste.-Palaye, dessen Arbeiten den Gedanken einer französischen Philologie am vollkommensten ausprägen, zu einer Zeit, wo in Frankreich der Begriff der Philologie mit dem der «*Belles-Lettres*» sich deckte und eine Art allgemeiner Litteraturkunde darunter verstanden wurde, die von jedweder Wissenschaft, ihren Ursprüngen, ihren Fortschritten, ihren Vertretern u. s. w. (s. Diderot's Encyklopädie unter *Philologie*) zu handeln hätte.

Den Musterschriftstellern des 17. Jahrhunderts und den unverständlicheren, geschichtlich gewordenen Stiloriginalen des 16. Jahrhunderts wird seit 1711 durch Litteratoren und Kritiker die hingebende Auslegung und Erläuterung zu Teil, deren italienische Dichter sich schon in früheren Zeiten erfreuten. J. Le Duchat *(† 1735)* erklärte Rabelais' Gargantua *(1711)*, P. Coste erörterte dunkle Stellen des Montaigne *(1724)*, P. D'Olivet *(† 1768)*, der Geschichtsschreiber der französischen Akademie, versah die Werke Racine's mit sprachlichen Bemerkungen *(1743)*, Voltaire drückte in seiner dramaturgischen

und sprachlichen Prüfung der Hauptwerke Corneille's dessen Ansehen als Dichter herab *(1764)*, und Ch. Palissot *(† 1814)* suchte es in eingehender Nachprüfung der Voltaire'schen Auffassungen wieder zu heben. F. de Cailhava *(† 1813)* erforschte *(Art de la comédie, 1772)* die schöpferische Selbständigkeit Molière's und französischer Lustspieldichter nach ihm. A. Bret *(† 1792)* versah Molière's Werke mit geschichtlicher und sprachlicher Erklärung. Den neuen Ausgaben dieser Schriftsteller pflegen die Ausgaben letzter Hand zu Grunde gelegt zu werden. Sammlungen bieten in Auswahl das Wertvollste und Denkwürdigste aus dem französischen Schrifttum neuerer Zeit und unterstützen das Wissen der Gebildeten davon, z. B. U. Coustellier's Bibliothek französischer Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts *(1723)*, Lefort's de la Mormière *Bibliothèque poëtique* *(1745)*, die bei Cl. Marot anhebt u. a.

Das Schriftstellerleben mit oder ohne Würdigung der Werke, und die Gelehrtengeschichte mit ausschliesslicher Rücksicht auf die neuere Zeit wird mit Gründlichkeit in verschiedener Form fortgeführt. J. P. Nicéron's *(† 1738)* allgemeines biographisches Sammelwerk zur Litteratur und Gelehrsamkeit *(1727 ff.)* gliedert sich nach Gattungen; F. Lambert *(Hist. litt. de Louis XIV, 1751)* verbindet die Lebensgeschichte der Schriftsteller des 17. Jahrhunderts mit der Beurteilung ihrer Leistungen; A. Sabatier de Castres *(Les trois siècles litt., 1773)* behandelt in alphabetischer Ordnung die Schriftsteller von Franz I. bis auf seine Zeit, Taillefer *(Tableau hist. de l'esprit et du caractère des littérateurs franç., 1785)* nach der Zeitfolge unter Mitteilung von Proben; F. Guizot *(1787—1874)* entwirft *(Vies des poëtes franç. du siècle de Louis XIV, 1813)* Dichterbilder im engeren Rahmen.

Als richtender Beurteiler stellt sich der gesamten Schriftstellerei eines älteren Zeitraums zuerst Voltaire gegenüber im alphabetischen *Catalogue des écrivains franç.* in seiner Geschichte Ludwigs XIV. *(1752)*, und kennzeichnet vielfach schon Wesen und schriftstellerische Eigenart eines Autors der klassischen Zeit mit scharfen, kecken Strichen. Mit unbeteiligterer Sachlichkeit verfährt Ch. Palissot in seinen Beurteilungen und Kennzeichnungen der Schriftsteller desselben Jahrhunderts in den *Mémoires pour servir à l'hist. de la litt. franç. (1813)*. Zu einer, nach Boileau-Voltaire'scher Geschmacksregel und Batteux' Lehren von der poetischen Kunst getroffenen, nach Gattungen und zeitgeschichtlich gegliederten Auslese des Besten und Nachahmungswerten gestaltete sich die französische Schrifttumsdarstellung hiernach in des Dichters und Kritikers F. Laharpe *(1739—1803)* *Lycée ou cours de littérature* (*1799*), dem ersten zusammenhängenden Werke über die französische Litteratur, das aus öffentlichen Vorträgen (seit *1786*) am *Lycée* hervorgegangen, die Musterlitteraturen, die der Griechen und Römer und der Franzosen im 16. und 17. Jahrhundert, zusammenfassen und durch sorgfältige Charakteristik und eindringende Prüfung der Verdienste des einzelnen Schriftstellers um Ausbildung der Darstellungskunst in den verschiedenen Gattungen der Beredtsamkeit, durch Hervorhebung der nachahmenswerten und schwachen Seiten ihrer Hauptwerke, Schriftstellern und Dichtern sowie den Gebildeten zur Schule des Geschmacks werden sollte. Der ungeschichtliche, schon von Crescimbeni eingenommene Standpunkt, den L. selbst als solchen anerkennt, gilt noch heute manchem französischen Litteraturgeschichtsschreiber als der allein berechtigte und alte Gewohnheit lässt L. den Vater der französischen Litteraturgeschichte nennen.

M. J. Chenier *(† 1811)*, der in seinen 1806—7 gehaltenen Vorträgen die französische Litteratur in ihrer Wechselwirkung mit dem Geist der Zeiten und den staatlichen Zuständen und die mit einander Schritt haltende Entwickelung von Denken und sprachlichem Ausdruck in den Litteraturwerken

darlegen wollte, der also zu geschichtlicher Betrachtung sich anschickte, hat nur Bemerkungen über die altfranzösische Romandichtung und über die Schwänke (*Cours de littérature,* gedruckt *1818*) hinterlassen, die in ihrer stofflichen Dürftigkeit den Beifall nicht erklären, den sie dem Redner eintrugen. Die kritische Musterung, der B. de Barante (*† 1866*) in der Schrift: *La litt. franç. pendant le XVIII*[e] *s.,* (*1809;* Dtsch. von Ukert *1810*), A. Jay (*La litt. franç. au XVIII*[e] *s., 1810*) u. a. die Litteratur des 18. Jahrhunderts unterwarfen, fasst bestimmte moralische und politische Wirkungen ins Auge und steht einer geschichtlich-philologischen oder schöngeistigen Auffassung fern.

Über die Herkunft der französischen Sprache wird ausserhalb der Académie des Inscriptions eine Einheit der Meinung nicht herbeigeführt, und auch nur ältere Ansicht aufgefrischt. Die Vertreter der Ansprüche des Keltischen auf das Französische mehren sich jedoch. Der Benediktiner D. Pezron (*Antiquité de la nation et de la langue des Celtes, 1703*), verficht sie. La Ravalière (*Poésies du roi de Navarre, 1742*) erklärt sich für eine Vermischung des Lateinischen mit dem Keltischen. De Grandval (*Origine de la langue franç., 1757*) und B. Bullet (*La langue celtique, 1768*) machen das Lateinische selbst zu einer Mischsprache aus Keltisch und Griechisch. Die Encyklopädie (unter *Langue*) legt das Keltische sogar dem Spanischen und Englischen zu Grunde. A. Court de Gébelin (*1724—84*), der den 5. Band seines allgemeinen Sprachwerkes (*Monde primitif, 1772 ff.*) dem französischen Wortschatze widmet und ihn auf keltische, lateinische, griechische und orientalische Sprachen zurückführt, verliert sich in Herleitungen aus dem Keltischen (keltisch z. B. *dieu, dire, dicter* u. s. w.).

Nur Barbazan (*Fabliaux, 1756*) spricht sich für den lateinischen Ursprung aus und bezeichnet das aremorikanische Keltisch, das mit seinen zahlreichen französischen Lehnwörtern den Keltisten als täuschende Stütze gedient hatte, als einen aus griechischen, lateinischen und Wörtern neuerer Sprachen zusammengeflossenen, schlecht ausgesprochenen Jargon. Den einzigen richtigen Grundsatz für die Wortherleitung einer Sprache hatte gleichzeitig, aber ohne Beachtung zu finden, der Übersetzer von Gessner's Idyllen, der spätere Minister A. Turgot (*† 1781*) in der Encyklopädie (*Etymologie; 1756*) dahin ausgesprochen, dass alle bei einer Ableitung gemachten Annahmen mit feststehenden grammatischen und geschichtlichen Thatsachen in Übereinstimmung sein müssten. Das viel spätere *Dictionn. étymol. des mots franç. dérivés du grec* (*1809*) von B. Morin fehlt selten, weil es schwierige Wörter bei Seite lässt. Des erblindeten J. Pougens (*† 1833*) geschichtlicher *Trésor de la lang. franç.* blieb Hs. im Archiv des *Institut.*

Den Wortschatz der alten Sprache verzeichnete, aus z. T. ganz ungeeigneten Quellen, mit Hilfe der schon vorhandenen altfranzösischen Wörterbücher wiederum F. Lacombe (*Dictionn. du vieux lang. franç., 1766*) und J. François (*Vocabulaire austrasien, 1773*). Das erste brauchbare, neben Du Cange, Borel, Lacombe, Ste.-Palaye auch Hss. herbeiziehende und verwertende altfranzösische Wörterbuch, B. Roquefort's *Gloss. de la lang. romane* (*1808 ff.*), dessen Einleitung auch die Eide von Strassburg in den Zügen der Hs. mitteilte, war noch während des ganzen folgenden Zeitraums der romanischen Philologie dem Leser altfranzösischer Werke unentbehrlich. Es hatte die gewünschte grössere Ausdehnung nur nicht erhalten, weil die von R. durch Ginguené 1811 nachgesuchte Unterstützung der Académie des Inscriptions versagt blieb.

Die schriftmässige und die gesprochene französische Sprache bearbeiten in grammatischer[3] und lexikalischer Richtung noch Sprachlehrer, Schriftsteller und Gelehrte teils zu Unterrichtszwecken, teils um die französische Grammatik

fester zu begründen und das Wörterbuch auszubauen, teils um die Sprachenkunde zu erweitern. Gegen die übliche, der lateinischen Grammatik entlehnte Darstellungsweise der französischen Form- und Satzlehre, an der P. Restaut († *1764*) in den *Principes de la gram. franç.*, der ersten französischen Schulgrammatik *(1730)* noch festhielt, wird vereinzelt, z. B. von Cl. Buffier († *1737*) in seiner *Grammaire franç. (1709)* Widerspruch laut. Bei dem Ausbau des Regelwerks der französischen Sprachlehre wird grössere Vollständigkeit und Regelbestimmtheit erstrebt, und seit L. Grimarest *(Principes de la lang. franç., 1712)* und C. Dumarsais († *1756; De la logique et des principes de grammaire, 1730)* zwischen den, den bekannten Sprachen gemeinsamen grammatischen Formen und Verhältnissen (allgemeine Grammatik), in denen Sprache und Logik übereinstimmten (Satzgefüge = Schluss, Satz = Urteil, Redeteile = Begriffsklassen, Aussageweisen im Satz = Urteilsformen u. s. w.) und den der französischen Sprache eigentümlichen Ausdrucksformen und sprachlichen Wendungen (besondere Grammatik) unterschieden. Die analytische Satzform in der französischen, italienischen, spanischen Sprache, die den Gedanken in seine Teile zerlegen und diese in der natürlichen Folge (*analogische* Sprachen, später *analytische* genannt) dem logischen Denken sich anpassend aussprechen, und die unabhängige Satzform in der lateinischen, griechischen, deutschen Sprache, deren Wörter mit ihren, die Stellung zum Satzganzen anzeigenden Endungen die natürliche Ordnung der Satzglieder umzukehren gestatten (*transpositive* Sprachen, später *synthetische* genannt) entdeckte und verwendete der Synonymiker G. Girard *(1677—1748)* als Teilungsgrund für die Sprachen *(Vrais principes de la langue franç., 1747*; vgl. auch in der Encyklopädie: *Grammaire; Langue; 1757)*.

Manche neue schärfere Bestimmung über Redeteile und ihren Gebrauch enthält des Philosophen E. Condillac († *1780*) *Grammaire (1770)*. Die Höhe grammatischer Einsicht des Jahrhunderts stellen N. Beauzée's († *1789*) *Grammaire générale (1767)* und N. de Wailly's († *1801*) *Principes généraux de la lang. franç. (1763)* dar. Die akademischen Entscheidungen des *Journal de l'Académie* und d'Olivet's Auseinandersetzungen mit älteren Sprachlehrern über Regeln und Auffassungen einzelner Spracherscheinungen *(Opuscules sur la lang. franç., 1754)* behandeln Dinge von geringerer Tragweite.

Verdienste um genauere Erfassung des Klanges und der Bildung französischer Sprachlaute erwarben sich L. de Dangeau *(Essais de grammaire, 1722)*, der die Nasalvokale zuerst erkennt, und Boulliette *(Traité des sons, 1760)*.

Die treffendsten Bestimmungen und die Beobachtungen, Regeln und Meinungen der angesehensten Sprachlehrer des Jahrhunderts über schwierige Punkte des Französischen stellt schliesslich P. Girault-Duvivier *(1765—1832)* in einer mit Beispielen reichlich ausgestatteten *Grammaire des grammaires (1811)* zusammen.

Die Bearbeitung des Wortschatzes der lebenden Sprache bleibt der Akademie im 18. Jahrhundert keineswegs überlassen. Ihre vier neuen, mit einem Alphabet sich begnügenden Ausgaben *(S. 26)* des 18. Jahrhunderts tragen (besonders die Ausgabe von *1740)* zwar dem Bedürfnis einheitlicher Schreibung Rechnung und nehmen neue Wörter auf, bleiben aber hinter einer Neubearbeitung von Furetière's Wörterbuch, dem Dictionn. de Trévoux *(1704, 1740)* der Jesuitengesellschaft zu Trévoux (Bourgogne) in der Worterklärung, in Bezug auf Reichhaltigkeit, Folgerichtigkeit der Anordnung der Wortbedeutung u. dgl. zurück.

Die Mangelhaftigkeit der Wortdeutung im amtlichen Wörterbuch veranlasste im Schosse der Akademie selbst die Behandlung des, in der lateinischen Philologie längst bearbeiteten Lehrgebietes der Synonymik *(1538* latein.

Synonymik von Cingularius), als deren Entdecker gleichwohl das Mitglied G. Girard ausgerufen wurde. Allerdings machte seine *Justesse de la lang. franç. (1718)* die französische Synonymik zu einer Lieblingsbeschäftigung der feinsten grammatischen Köpfe. Er stellte als Grundsatz die Verschiedenheit der Bezeichnung ähnlicher Wörter auf, zeigte den zu betretenden Weg der Begriffsbestimmung der Worte durch den Gegensatz u. dgl. und lehrte die erzieherische Bedeutung der Synonymik und ihren Wert für die Kenntnis des Geistes der Sprachen und Völker. Beauzée *(1769)*, A. Roubaud *(1786)* u. a. folgten ihm mit *Traités des synonymes*, F. Guizot *(Dictionn. des synonymes, 1809)* sammelte unter kritischer Sichtung das von diesen und anderen Geleistete.

Mehrere neue Wörterbücher vereinigen den, von den allgemeinen *Dictionnaires* ausgeschlossenen Wortschatz, wie Le Roux' *Dictionn. comique (1718)*, der *Dictionn. du bas-langage (1808)*, Vorläufer der späteren Argotwörterbücher u. a. J. P.[anckoucke]'s *Dictionn. des proverbes (1748)* sollte den Reichtum der französischen Sprache nach anderer Seite darthun.

Für ihn den Beweis zu führen, war kaum noch nötig, wenn auch der Italiener Tovazzi einen, für das Französische nicht günstigen Vergleich zwischen dem Italienischen und Französischen gezogen hatte, da das Französische Weltsprache geworden war und den Ruhm genoss, die durchgebildetste, jedem Denken gerecht werdende, die feinste und klarste unter den lebenden Sprachen zu sein. Eine von der Berliner Akademie gestellte Preisfrage wollte auch nur zur Aufsuchung der Gründe für den erreichten Vorrang veranlassen. Wenn A. de Rivarol *(1753—1801)* in der mehr blendenden als erschöpfenden (gekrönten) Beantwortung *(De l'universalité de la lang. franç., 1783)* die Erklärung dafür in den glücklichen staatlichen Verhältnissen Frankreichs, in der schriftstellerischen Ausbildung, im Wohlklang und logisch-analytischem Charakter des Französischen fand, so wusste der Deutsche J. Schwab (geb. *1743*) in seiner ursprünglich allein von der Akademie gebilligten Schrift: *Von den Ursachen der Allgemeinheit der französischen Sprache (1784)* viel tiefer liegende Ursachen mit einer, den Nebenbuhler beschämenden Gelehrsamkeit und Sachkenntnis beizubringen.

Eine wesentliche Vervollkommnung der französischen Lexikographie stellte Rivarol in dem Plan zu einem neuen französischen Wörterbuch *(Discours prélim. du nouv. dict., 1797)* in Aussicht, das aber unausgeführt blieb. Der Dichter L. Mercier *(† 1814)* sucht treffenden, von ihm selbst eifrig gebrauchten neuen Ausdrücken in Wörterbuchform *(Néologie, 1801)* Anerkennung und Eingang zu verschaffen, M. Lunier *(Dictionn. des sciences, 1805)* vervollständigt die vorhandenen technischen Wörterbücher und gibt die lateinischen und griechischen Grundlagen der französischen Wörter an.

Die ersten Beiträge zur französischen Mundartkunde, meist in lexikalischer Form, kommen aus Südfrankreich. Sie beabsichtigen die Landschaftsgenossen lediglich über den schriftgemässen französischen Ausdruck zu unterweisen. So S. Pellas' *Dictionn. provenç.-franç. (1722)*, P. Sauvages' *(† 1795) Dictionn. languedoc.-franç. (1756)*, worin (unter *Franchimen*) die Grenze zwischen nord- und südfranzösischer Sprache gezogen wird. So auch J. Cambrésier im *Dictionn. wallon.-franç. (1787)*.

Die von dem Conventmitglied H. Grégoire seit 1790 gesammelten Berichte über Frankreichs Patois (s. *Rev. des Lang. Rom. V u. ff.*) bezweckten nicht sowohl deren Kenntnis zu verbreiten, als festzustellen, wo das Patois noch zu bekämpfen und die französische Sprache durch Regierungsgewalt einzuführen sei. Jene Bekanntschaft zu vermitteln, schrieb zuerst der Strassburger Professor J. Oberlin *(† 1806)* seinen vielseitig umblickenden und gründlichen *Essai sur le patois lorrain du Ban de la Roche (1775)* und A. Hécart

sein, mit grossem Verständnis der Aufgabe ausgeführtes *Vocabul. rouchi-franç. (1812; 1826 etc.)*. Einer von Napoléon I. *(1807)* gegebenen Anregung zur Erforschung der französischen Mundarten verdanken des Geschichtsforschers J. Champollion-Figeac *(† 1817) Recherches sur les patois de la France (1809)* ihre Entstehung: ein Überblick über die Litteratur in delphinatischer Mundart, Wörterbuch derselben und Erörterung der sprachgeschichtlichen Verhältnisse der Dauphiné. Verfehlt war der Versuch von Poitevin de Maureilhon (*Quelques étymologies langued., 1805*), dem Griechischen selbst entnommene griechische Wörter in der Sprache von Languedoc nachzuweisen.

1 Vgl. Robert, Documents inéd. concernant l'Hist. litt. de la France, 1875. — 2. das. S. 120. — 3. Thurot a. O. Girault-Duvivier, Gram. des grammaires, Préface.

B. SPANIEN.

Im censurbeherrschten Spanien und Portugal, wo Wissenschaft und geschichtliche wie philologische Forschung im 18. Jahrhundert weit hinter den anderen Ländern zurückbleibt, war weder ein stärkerer innerer noch äusserer Antrieb vorhanden, die Einsichten in die vaterländische Sprache und Litteratur zu erweitern und zu vertiefen. Das Erträgnis älterer Forschung sogar ist nur Wenigen noch bekannt. Diesen wird das von Antonio *(S. 31)* gegebene Beispiel und die überall als litteraturgeschichtliches Musterwerk betrachtete französische *Histoire litt. de la France* Anlass zur Abfassung allgemeiner oder auf einzelne Provinzen sich beziehender litteraturgeschichtlicher Werke in zeitgeschichtlicher Form, oder in Form alphabetischer Übersicht u. dgl. Den Brüdern Mohedano gelang es jedoch noch weniger als ihrem Vorbilde, der *Hist. litt. de la France,* die Litteratur der vaterländischen Sprache in ihrer, bis zum 10. Bande gediehenen *Historia literaria de España (1766)* zu erreichen; sie brechen bei dem römischen Epiker Lucan ab. Vorwiegend nur das rabbinische Schrifttum Spaniens behandelt Rodriguez de Castro in der *Biblioteca española (1781)*. Die spanischen Uebersetzer und Bearbeiter griechischer und romanischer Autoren, biblischer und patristischer Schriften seit der Humanistenzeit führt A. Pellicer y Saforcada *(Biblioteca de traductores, 1778)* in bio-bibliographischer Übersicht vor. F. de la Tassa *(Bibliot. antigua de escritores arragon., 1796)* beschränkt sich, wie Antonio in der *Biblioteca vetus,* auf die Schriftststeller seiner Landschaft bis zum Jahre 1500.

Die schöne Litteratur in spanischer, catalanischer, portugiesischer, nächst der in lateinischer und arabischer Sprache in Spanien, von Berceo bis zur jüngsten Zeit, kennzeichnete in kurzen Umrissen — die jüngste eingehender — zuerst J. Velasquez *(† 1772)* in den *Origines de la poesia castellana (1754;* dtsch. v. A. Dieze, *1769)*, die auch über den Ursprung des spanischen Reimes und spanischer Strophen verständig belehren und zwar im Anschluss an die französirende *Poëtica o reglas de la Poesia (1737)* des J. de Luzan, die V.'s Urteil vielfach bestimmt hat. Die Überzeugung von dem Verfall der spanischen Dichtkunst lenkte M. Sarmiento (geb. *1692*) zum altspanischen Schrifttum hin, zur Prüfung der Frage nach Ursprung und Alter der spanischen Dichtung, des spanischen Reimes, der Versarten und ihrer Verwendung und zu einer Kennzeichnung z. T. nur in Hss. vorhandener Schriftwerke des 12.—15. Jahrhunderts (*Memorias para la historia de la poesia y poetas esp., 1775*) Aus gleichem Grunde treten L. Sedano *(Parnaso esp., 1768)*, R. Fernandez *(Poesias escogidas, 1797)* u. a. mit umfangreichen Sammlungen spanischer Dichtung seit dem 16. Jahrhundert hervor, die ihren Reichtum ins Licht setzen sollten, sowie der Bibliothekar A. Sanchez *(1732—98)* mit der noch unverdrängten *Coleccion de poesias castell. anteriores al siglo XV (1779)*, die

die ältesten, von S. entdeckten spanischen Dichterwerke, darunter das *Poema del Cid,* den berühmten Brief des Marques de Santillana über die alten castilischen Dichter u. a. zuerst bekannt machte. Durch litterarische Einleitungen und Erörterungen, besonders zu jenem Briefe und durch Deutung der veralteten Wörter der Texte bemüht sich S. das Verständnis derselben zu erleichtern. Eine Sammlung dramatischer Dichtungen verschiedenster Gattung gab G. de la Huerta *(Teatro hespañ., 1785),* begleitet von einem verbesserten Verzeichnis der dramatischen Litteratur Spaniens von F. Medel *(Indice, 1735)* heraus.

Der französische Geschmack, den die bourbonische Herrschaft in Spanien befestigt, liess diese Bemühungen keine Früchte treiben. Das Heil der Litteratur sollte vielmehr auch hier durch eine Schriftstellerakademie nach französischem Muster bescheert werden. Die spanische *Real Academia* begann im Jahre 1713 ihre Thätigkeit. Zum Behufe der Regelung der litterarischen Sprache führte sie ein Wörterbuch *(Diccionario de la ling. castell., 1726 ff.;* Auszug *1780)* aus, das wissenschaftliche und technische Benennungen ausschloss, aber die Bedeutung der Wörter umschrieb und das lateinische Synonymum und die üblichsten Wendungen und Redensarten verzeichnet. Die Rechtschreibungslehre der Akademie *(Ortografia, 1742)* und ihre vieles enthaltende, aber unbehilfliche und handwerksmässig angelegte *Gramatica (1771),* die ältere verbreitete spanische Sprachlehren, wie die des Gomez Goyoso *(1745)* und San Pedro *(1769)* verdrängte, wurden, wie begreiflich, im Lande massgebend und Ausgangspunkt der jüngeren grammatischen Arbeiten. Die Ausgaben der Akademie von Cervantes' *Don Quixote (1780)* und anderer spanischer Werke sind als amtliche Beweise der Ehrerbietung der Körperschaft gegen das ältere spanische Schrifttum zu verzeichnen.

Die Frage nach dem Ursprung des Spanischen erörterte der fromme Bibliothekar und Akademiker G. Mayans y Siscar *(† 1781)* aufs Neue *(Origines de la ling. esp., 1737),* wiederholte dabei aber nur mit wichtig thuender Breite Aldrete's und Scaliger's Ansichten. Der älteste Versuch in der Deutung gleichsinniger spanischer Ausdrücke von M. Dendo y Avila *(Ensayo de los sinónimos, 1757)* begnügt sich mit einigen Dutzend Wörtern.

Der gesamten litterarischen Vergangenheit Valencias widmen zwei einheimische Gelehrte eine alphabetische Übersicht: J. Rodriquez und J. Savalls *(Biblioteca Valentina, 1747)* und V. Ximeno eine ausführlichere Darstellung *(Escritores del reyno de Valencia, 1749),* die sich über die Jahre 1238—1748 verbreitet.

C. PORTUGAL.

Erfreulichere Leistungen als die spanische hat die portugiesiche Philologie aufzuweisen, die sich allerdings in denselben engen Grenzen bewegt. Barboso Machado *(1682—1770)* bewältigte in einer noch unentbehrlichen allgemeinen alphabetischen *Bibliotheca lusitana (1741 ff.)* die gedruckte und zu einem grossen Teile auch die geschriebene Litteratur bis auf seine Zeit. Der in Portugal lebende französische Priester R. Bluteau vereinigt in seinem grossen *Vocabulario portuguez e latino (1712 ff.;* neu bearbeitet von Moraes de Silva, *Diccionario da ling. port., 1789)* den Wortschatz von 300 Schriftstellern unter Mitteilung von Belegstellen, Bedeutungsumschreibung und Angabe der lateinischen Synonyma, und tritt zuerst wieder für die Selbständigkeit der portugiesischen Sprache ein, die noch Mayans y Siscar für eine spanische Mundart ausgibt.

Eine Sprachakademie wird auch in Portugal *(1779)* mit den üblichen Aufgaben betraut. Das von ihr begonnene Wörterbuch *(Diccinario da ling.*

portug., 1793) wurde jedoch nicht über den Buchstaben A hinausgeführt. Ungleich verdienstlicher war J. de Santa Rosa de Viterbo's Sammlung alter, ausser Gebrauch gekommener portugiesischer Wörter (*Elucidario das palavras que em Portugal antiguamente se usarão, 1798*). J. de Sousa stellte zuerst in einem portugiesisch-arabischen Wörterbuch (*Vestigios da lingua arabica em Portugal, 1789*) die portugiesischen Wörter arabischen Ursprungs zusammen. Die Exegese wird vereinzelt noch an *Camoens* z. B. durch Garzez Ferreira *(1731)* geübt.

D. ITALIEN.

Die staatlichen Zustände Italiens im 18. Jahrhundert waren nicht geeignet, die romanische Philologie dort einen höheren Aufschwung nehmen zu lassen als zuvor. Der vaterländische Sinn fand geringe Nahrung. Der tändelnde Geist der italienischen Schriftstellerei in der ersten Hälfte des Jahrhunderts und ihre Abhängigkeit von Frankreich und England in der zweiten lenkten vom italienischen Schrifttum der Vergangenheit ab. Die zur Altertümerkunde gewordene klassische Philologie hatte keine Beziehung mehr zur italienischen. Die landes- und ortsgeschichtliche Forschung aber, mit L. Muratori *(† 1750)*, den bahnbrechenden Eröffner italienischer Geschichtsquellen an der Spitze, Tartini, Colucci, Sc. Maffei u. a. ihm zur Seite, hatte in der politischen Geschichte, der Geschlechterkunde, der Chronologie, der Quellenveröffentlichung so vielfältige und wichtige Aufgaben, dass für sie die Sprache Italiens gar nicht, und vornehmlich nur die gelehrte Litteratur Italiens in Betracht kam. Ihr allerdings spürt mit Eifer der ortsgeschichtliche Forscher nach, bestrebt die Bedeutung seiner Landschaft für die italienische und allgemeine Bildungsentwickelung an deren Schriftstellern in lateinischer oder italienischer Sprache, in möglichst vollständigen Übersichten, in alphabetischer oder chronologischer Darstellung mit den biographischen und bibliographischen Einzelheiten nachzuweisen. Jede Landschaft und jede nur einigermassen namhafte Stadt erhält so ihre *Storia letteraria*. Cremona durch F. Arisi *(1702)*, Sicilien durch A. Mongitore *(1707)*, Florenz durch G. Negri *(1722)*, Mailand durch P. Argelati *(1745)*, Venedig durch G. degli Agostini *(1752)*, und den Dogen M. Foscarini *(1752)*, und für das 18. Jahrhundert von A. Moschini *(1806)*, Neapel von B. Tafuri (um *1750)*, Ravenna von P. Ginanni *(1769)*, Vicenza von P. Calvi *(1772)*, Modena von G. Tiraboschi *(1781)*, Bologna von P. Orlandi *(1714)* und G. Fantuzzi *(1781)*, Parma von I. Affo *(1789)*, Ferrara von G. Barotti *(1792)* u. s. w.

Über alle Teile des Landes erstrecken sich die dem *elogium* noch nahe stehenden Schriftstellerbiographien für das 17. und 18. Jahrhundert in A. Fabroni's *(† 1803) Vitae Italorum doctrina excellentium* (*1778 ff.*). Unvollendet blieb die umfassendste, inhaltreichste und kritisch zuverlässigste Sammlung italienischer Schriftstellerleben, des Grafen G. Mazzucchelli *(1707—65) Scrittori italiani (1753)*, die einen Wendepunkt in der Darstellung von Leben und Wirken italienischer Schriftsteller bedeuten. Bis dahin überwog die Lobrede die Mitteilung von Thatsachen wie in den Sammelwerken, so auch in der Lebensgeschichte einzelner Autoren; selbst noch in L. Muratori's breiter *Vita di A. Tassoni (1738)*. Seitdem werden, ausser ihren Werken, Aktenstücke zur Grundlage der Leben genommen, in Bibliotheken aufgespürt und herausgegeben, und dunkle Punkte der Biographie auf verschiedenen Wegen aufzuhellen gesucht. Der laurenzianische Bibliothekar L. Mehus veröffentlichte Beiträge zur Biographie L. Bruni's (*1741*, Briefe etc.), Lorenzo's von Medici *(1749)*, zu Boccaccio *(1742)* und Dante (*1759*, Brief des frater Hilarius), G. Pelli *Memorie per la vita di Dante (1759)*. Aus sorgfältiger Prüfung des

vorhandenen Stoffes gehen das Leben des Ariost von G. Barbieri *(1773)* und G. Baruffaldi *(1807)*, P. Serassi's *(† 1791)* weitausgreifende *Vita di T. Tasso (1785)*, B. Baldelli's Abhandlungen über Petrarca *(1797)* und Boccaccio *(1806)*, S. Ciampi's *Memorie della vita di Cino da Pistoja (1808)* u. a. hervor.

Dazu treten noch ausführliche Bücherverzeichnisse über die italienische Litteratur, die alles vorhanden gewesene nach dem Jahr des ersten Erscheinens geordnet vorzuführen suchen. Die erste allgemeine Bibliographie zur gedruckten italienischen Litteratur, die *Biblioteca dell' eloquenza italiana (1736)* des Erzbischofs G. Fontanini *(† 1736)* leistete in der mit ausgedehntester Sachkenntnis und kritischem Sinne berichtigten Bearbeitung des Dichters A. Zeno *(1753)* den späteren Gesamtdarstellungen des italienischen Schrifttums die wichtigsten Dienste. Andere Bücherverzeichnisse gewähren einen Überblick über die Erzeugnisse innerhalb einer litterarischen Gattung, z. B. die *Notizia di novellieri italiani posseduti dal conte A. Borromeo (1794)*, worin auf die Wichtigkeit der italienischen Novellenbücher für Geschichte und Sittenkunde hingedeutet wird. Eine ausgedehntere Kenntnis der älteren hsslichen Litteratur Italiens wird daneben durch die händereichen, äusserst gewissenhaft ausgeführten Kataloge der Hss. italienischer Bibliotheken ermöglicht, die auch vom Inhalt romanischer Hss. Nachricht zu geben nicht unterlassen, wie G. Pasini's Katalog der Bibliothek in Turin *(1749)*, der G. Lami's für die Bibliothek Riccardi *(1756)*, A. Bandini's grosses Werk über die laurenzianische Bibliothek in Florenz *(1764)* u. a.

Der Bearbeiter einzelner Dichtungsarten sind noch wenige und über die gedruckten Werke greifen sie in ihren schöngeistigen Darlegungen noch nicht hinaus. G. Bianchini in seiner Schrift über die Satire *(1714)*, so wenig wie der Spanier St. Arteaga in einem Werke über die Oper *(1783)* oder F. Re in der Behandlung der ländlichen Dichtung *(1809)*. Trotz dieser noch geringfügigen Vorarbeiten unternahm der modenesische Bibliothekar G. Tiraboschi *(1731—94)* in der umfassenden, in der Weise der *Histoire litt. de la France* angelegten allgemeinen *Storia della letteratura ital.* (1772; deutsch bearbeitet von Jagemann, *1777)* die Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung der Wissenschaften in Italien, ihres Wachstums und ihrer Verbreitung innerhalb einzelner Zeiträume, ihre Vertreter und deren schriftstellerische Art, die begünstigenden und hemmenden öffentlichen Verhältnisse und den Zustand der Künste seit der Etrusker- und Römerzeit bis zum Jahre 1700 zu schildern, und ihm gelang, was die Benediktiner u. a. vergeblich versuchten, das Beispiel einer ausführlichen Darlegung der gesamten litterarischen Entwickelung eines Landes zu geben. T.'s wohlgegliedertes, ebenmässig zu Ende geführtes, den Thatbestand beschreibendes, die Zeiten nicht nach einer Summe neuerer ästhetischer Begriffe richtendes Werk, lässt in Gemässheit seiner Absicht den Schriftsteller hinter seinen Leistungen zurücktreten und widmet etwa nur den 12. Teil des Gesamtumfangs der italienischen Litteratur. Immerhin nimmt sich daneben nur wie ein dürftiger Auszug S. Bettinelli's Abriss der Entwickelung der italienischen Bildung seit dem Jahre 1000 *(Risorgimento d'Italia, 1786)* aus. Auf die Litteratur in italienischer Sprache beschränken sich A. Moschini *(Storia della lett. ital., 1801)* und G. Corniani *(1742—1813)*, der *(I secoli della lett. ital., 1804)* nach einem Überblick über den Bildungszustand jedes Zeitabschnittes, wie D. Rivet, die hervorragendsten Schriftsteller des 11.—18. Jahrhunderts der Reihe nach bespricht.

Noch durchaus hält sich die litteraturgeschichtliche Betrachtung innerhalb des schon im 16. und 17. Jahrhundert von Crescimbeni und der Cruscaakademie berücksichtigten Kreises italienischer Schriftsteller. Er bleibt in Einzel-

ausgaben oder Sammelwerken, z. B. des G. Poggiali (*1786* Drama und Satire, *1789* Novelle), ohne erheblichen Abbruch, den Gebildeten im 18. Jahrhundert auch zugänglich. Der klassische Autorenkreis wurde in den 250 Bänden der *Collezione di opere classiche* (Mailand, *1802—14*) vereinigt. Weniger beachtete, von der Crusca angeführte Schriftsteller des 14. Jahrhunderts, zieht zuerst S. Luigi (*Delicie degli eruditi Toscani, 1770*) wieder ans Licht, nachdem Muratori die Chroniken des M. Spinelli, der Malespini, Dino Compagni's in seinem Quellenwerk zur italienischen Geschichte (*1725*) z. T. erstmalig bekannt gemacht hatte. Selten gewordene Novellen des 16. Jahrhunderts erneuern die *Novelle di vari autori (1804)*. Bei Veröffentlichung von Dante's, Petrarca's, Boccaccio's Werken sehen einzelne Herausgeber unbenutzte Hss. ein, ohne jedoch den hergebrachten Text zu verändern. Nur der Manelli'sche Text des Decameron wurde in getreuem Abdruck (Lucca, *1761*) dem der Crusca gegenübergestellt.

Die erklärende Thätigkeit, die vordem an diesen Dichtern geübt wurde, hat sich erschöpft. Die kurzen Aufklärungen des Wortsinnes der Commedia in lexikalischer Ordnung von G. Volpi (*1726*) und die, durch kirchliche Rücksichten bestimmten des P. Venturi (*1732*) sind auf das Laienverständnis berechnet. Der vielseitigere *Commento* des B. Lombardi (*1791*) teilt zuerst in kritischer Sichtung die brauchbaren Erklärungen der Alten kurzgefasst mit und ergänzt sie, wo sie nicht befriedigen, verfährt aber mit dem Texte nach Willkür. Eine ihn besser begründende und besser erklärende neue Ausgabe veröffentlichte (*1795*; auch *Preparazione storica e critica alla nuova edizione, 1806*) der Marchese G. Dionisi (*1724—1808*), der sich schon durch geschichtliche und kritische Erörterung von Einzelfragen (*Aneddoti, 1785*) um das Verständnis Dante's und um Boccaccio verdient gemacht hatte. G. Poggiali (*† 1814*) folgte D.'s Beispiele in Benutzung vernachlässigter Hss. der Commedia in der Ausgabe von 1807. Den kleineren Schriften Dante's fügte zuerst A. Biscioni (*1723, 1741*) Erläuterungen bei.[1] Den Tassoni-Muzio-Commentar der *Rime* des Petrarca erweiterte L. Muratori (*1711*) in seinem Abdruck derselben; L. Beccatelli den des Castelvetro (*1756*). Alle überragt D. Manni's (*† 1788*) *Istoria del Decamerone* (*1742*), der umfangreiche erste Versuch einer Quellengeschichte des Decameron, sowohl durch Neuheit des Gegenstandes, wie durch die Art der Ausführung.

Die italienische Sprachlehre begnügt sich im Allgemeinen mit dem Erträgnis früherer Arbeit oder macht sich die französische philosophische Betrachtung zu eigen. Neuere Ausgaben älterer grammatischer Werke werden durch weitere Beobachtungen ergänzt. Unter den darauf sich stützenden, bestimmte Lehrzwecke verfolgenden italienischen Sprachbüchern stellten des strengen Boccaccisten S. Corticelli (*† 1758*) ein Jahrhundert massgebend gebliebene *Regole ed osservazioni della ling. tosc.* (*1745*) zuerst die Form- und Satzlehre in einer Reihe wohlgeordneter, fasslicher Regeln dar, ohne freilich die Satzbildung irgendwie zu erschöpfen oder auch nur auf den Gebrauch der Modi einzugehen. I. Valdasti (*Corso teorico di ling. ital., 1783*) suchte allgemeine Erscheinungen der italienischen Sprache aus den Denkformen herzuleiten. Der Ossianübersetzer M. Cesarotti nimmt in seiner Erörterung der allgemeinen Eigenschaften der Sprache (*Filosofia delle lingue, 1785*) nur vielfach auf bekannte Seiten der italienischen Sprache Rücksicht.

Um über den Ursprung des Italienischen ins Klare zu kommen werden neue Wege nicht betreten. Tiraboschi und S. Bettinelli (*† 1808*) betrachten es als unter der germanischen Fremdherrschaft herabgekommenes Latein. F. Quadrio (*S. 54*) erblickt darin das unverändert forterhaltene, in der lateinischen Schriftsprache veredelte gemeine Latein der republikanischen Zeit, Sc. Maffei (*Verona illustrata, 1730*) eine, ohne Zuthun der Barbaren

durch vielhundertjährige Abweichung von den lateinischen Sprachregeln allmählich entwickelte neue Sprache. Einen ersten Beitrag zur italienischen Sprachgeschichte liefert L. Muratori, dem das Italienische als im Munde der Barbaren entstelltes Latein gilt, indem er in den *Antiquitates Italicae (II. Bd.* Dissertation *32. 33; 1739)* eine Anzahl italienischer Urkunden mit früher Jahresangabe mitteilt, die freilich meist jüngere Übersetzungen lateinischer Urschriften sind.

Eine Vermehrung durch Wörter klassischer Zeit und die Verbesserung des noch zweimal neubearbeiteten Crusca-Wörterbuchs *(1729. 1741)* suchen der sanesische Grammatiker G. Gigli *(Vocabolario Cateriniano, 1717)*, P. Bergantini *(1745)* u. a. anzubahnen. Durch die Aufnahme von Benennungen aus dem Bereich der Wissenschaft und Künste führte endlich Alberti di Villanova *(Dizionario universale, 1797)* dem italienischen Wörterbuch einen neuen Stoff zu, während der Purist A. Cesari in seinem vermehrten Crusca-Wörterbuch *(Vocabol. degli Academici della Crusca, 1806)* es nur durch eine Anzahl fragwürdiger Wortformen und von der Crusca beanstandeter Wörter zu erweitern vermochte. Der einzige Bearbeiter der Synonymik im 18. Jahrhundert ist C. Rabbi *(Sinonimi ital., 1732)*.

Sonst bieten nur noch die Mundarten ein Feld für Erweiterung der italienischen Wortkunde dar. Ihre Stellung zur schriftmässigen italienischen Sprache ist jedoch so wenig mehr zweifelhaft, dass sie in den gebildeten Kreisen als Sprachen niederen Ranges behandelt werden und mundartliche Wörterbücher zunächst nur dazu dienen, den zu meidenden landschaftlichen Ausdruck und seinen Stellvertreter in der Gemeinsprache kennen zu lehren. Diesem Zwecke dient das sicilianische Wörterbuch M. del Bono's *(1751)*, das brescianische B. Pellizzari's *(1759)*, das venetianische G. Patriarchi's *(1775)* und G. Pappafava's *(1796)*, das piemontesische M. Pipino's *(1783)*. Gegenstand gelehrter Arbeit wird das seit etwa 1750 wieder litterarisch gepflegte Sicilianische erst in M. Pasqualino's reichhaltigem *Vocabol. siciliano (1785)*, das nicht wenige Wörter der Schriftsprache in die sicilianische Mundart umbildet, doch auch etymologische Aufschlüsse bietet, und in F. Galiani's etymologischem *Vocabol. del dialetto napoletano* (*1789*). Pipino's piemontesische Sprachlehre *(Grammatica piemont., 1785)* und die südsardische R. Porru's *(Gramm. sul dialetto sardo, 1811)* verfolgen gleichfalls Unterrichtszwecke.[2]

1. Vgl. Ferrazzi, a. O. Foscolo, Sul sesto del Poema di Dante. — 2. Bacchi della Lega, a. O.

E. RÄTIEN. RUMÄNIEN.

Die Vorbedingungen zur Entwickelung einer vaterländischen Philologie waren weder im rätischen noch im rumänischen Sprachgebiete vorhanden. Denn nicht nur ein selbständiges, ausgebildeteres Schrifttum, sondern auch der Staatsgedanke und selbst das Bewusstsein einer besonderen Volksart fehlen hier. Das Schulbedürfnis und die in anderen Ländern aufblühende Sprachenerforschung regten erst die Bearbeitung der beiden Sprachen durch Einheimische an, die sich für ihre Aufgabe jedoch noch wenig vorbereitet zeigen. Das Rätoromanische, in der sürselvischen Mundart, wird zuerst von F. de Sale, *(1729)* in einer dürftigen Schulsprachlehre beschrieben, und in seinen Mundarten und in seiner Stellung zu den anderen romanischen Sprachen von J. Planta *(Account of the Romanish language, 1775*; dtsch. *1776)* zu erkennen gesucht, der es zu einer Mischung aus Keltisch und Lateinisch macht und eine allgemeinromanische Grundsprache darin erblickt, von der sich die übrigen romanischen Sprachen seit dem 12. Jahrhundert durch Entwickelung eines eigenen Schrifttums entfernt hätten.

Die rumänische Sprache,[1] die, ebenfalls mangelhaft, zuerst von Klein de Szad und G. Sinkay (*Elementa ling. dacoromanae, 1780*), von J. Molnar (*Deutsch-wal. Sprachl., 1788*) und R. Tempea (*1797*) bearbeitet wird, reihte erst der österreichische Hauptmann J. Sulzer (*Geschichte des transalpin. Daciens, 1781*) unter die romanischen Sprachen ein; er will jedoch die Walachen als ein lateinisch-slavisches Mischvolk angesehen wissen.

1. Vgl. Kopitar, in Wiener Jahrb. 46. Bd.

F. ROMANISCHE SPRACH- UND LITTERATURFORSCHUNG IM AUSLAND.

Die romanischen Sprachen mit bedeutenderem Schrifttum und romanische Litteraturwerke sind im 18. Jahrhundert in den verschiedenen romanischen Ländern, in Deutschland und England in gebildeten und gelehrten Kreisen nicht mehr blos bekannt. Ihre Kenntnis, die zu einem Erfordernis der sich allmählich international gestaltenden höheren Bildung geworden ist, wird nicht mehr blos durch Bearbeitung der Sprachbücher der einheimischen Sprachlehrer, durch Nachdruck und Übersetzung der hervorragenderen Werke romanischer Schriftsteller verbreitet, Schrifttum und Sprache der Romanen wird vielmehr auch in anderen Ländern als daheim ein Gegenstand gelehrter Forschung.

Mit der schöngeistigen Teilnahme für romanische Litteratur vereinigt sich hier aber die geschichtliche Betrachtung, wenigstens in Italien, Frankreich, England und Deutschland. An der Seite der Universalgeschichte ersteht, aus der allgemeinen Gelehrtengeschichte und Bücherkunde, die allgemeine Litteraturgeschichte, in der das vaterländische Schrifttum nur als Teil eines, die gesamte schriftstellerische Arbeit der Völker oder einzelner Völkergruppen umfassenden, zusammenhängenden Ganzen geachtet wird. Universitätsvorträge wie sie schon im Anfang des 18. Jahrhunderts Lehrer der Beredtsamkeit (z. B. Gottsched in Leipzig) oder der Geschichte (z. B. P. Leiser in Helmstädt) in Deutschland und in Italien über Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Künste bei den gebildeten Völkern, häufig im Anschluss an A. Heumann's weitverbreiteten *Conspectus reipublicae litterariae* (*1718* u. ö.) hielten, der geschichtliche Pragmatismus der Zeit, der nach Ursachen und Folgen der aufgefundenen geschichtlichen Thatsachen forscht, später die deutsche Geschichtsphilosophie, die (seit J. Iselin, 1764 und G. Herder, 1784) der Geschichte die Aufgabe stellte, den Zusammenhang der geistigen Entwickelung der Völker und ihr Hinstreben nach gewissen Zielen zu beachten, bereiten die verschiedenen Arten der allgemeinen Litteraturgeschichtsbetrachtung des 18. Jahrhunderts vor.

Auch die lebenden romanischen Sprachen werden Gegenstand unabhängiger Bearbeitung in fremden Ländern und selbständig aufgefasst und erklärt.

1. ITALIEN.

Der altprovenzalischen Dichtung schenken die Gelehrten Italiens, unterstützt durch die provenzalischen Hss. ihrer öffentlichen Bibliotheken, seit Crescimbeni wieder Beachtung. Er fügte den Erläuterungen zum 2. Buche seiner *Storia* (*1710*) Lebensgeschichten der Troubadours nach Nostradamus und aus vaticanischen Hss., unter Aufführung ihrer darin enthaltenen Lieder, und eine Auswahl derselben, von A. Salvini ins Italienische übersetzt, bei. Die Ausgabe der *Storia* von 1731 wurde noch durch Einzelnheiten aus der *Crusca provenzale* (*1724*) des in Italien lebenden Catalanen A. Bastero bereichert, der die provenzalischen Hss. der *Vaticana* und *Laurentiana* geprüft und eine Übersicht über provenzalische Wörter der italienischen Sprache, Übersetzungen von Troubadourleben, Angaben über die Aussprache des Provenzalischen u. dgl. mitgeteilt hatte. Tiraboschi beschrieb die Art einzelner südfranzösischer

Dichter unter vorsichtiger Benutzung seiner Vorgänger und veröffentlichte mit Hilfe von G. Plà Barbieri's Schrift *Dell' origine della poesia rimata (1790).*

Das französische, spanische, portugiesische, neben dem italienischen und provenzalischen Schrifttum bearbeiteten die Verfasser dreier Litteraturwerke über den Zustand der Dichtkunst und Beredtsamkeit aller Zeiten mit verschiedener Ausführlichkeit und Absicht. Der erste italienische Vertreter der allgemeinen Litteraturgeschichte, der Jesuit F. Quadrio *(1695—1756)*, der unter dem Namen Andrucci über Wesen und Arten der italienischen Dichtkunst (*Della poesia ital., 1737)* sich bereits verbreitet hatte, will in seiner *Storia e ragione d'ogni poesia (1739)*, wie L. Muratori in *Della perfetta poesia (1723)* über Wesen und Zweck der Dichtkunst, Beredtsamkeit und Metrik, über die Regeln für die einzelnen Dichtungsarten und die von den italienischen Dichtern beobachteten Gesetze, über die Vorbedingungen zur Entfaltung von Dichtkunst und Beredtsamkeit, aber auch über die Pflege ihrer einzelnen Gattungen seit ihrem Auftreten bei Hebräern, Egyptern, Chinesen, Etruskern, Pelasgern, bei Griechen, Römern und den neueren Völkern belehren und den hebräischen Ursprung der Dichtkunst erweisen. Die Kunstlehre mit der geschichtlichen Übersicht verbindend, führt Q. die hervorragendsten Vertreter der einzelnen Litteraturgattung bei den verschiedenen Völkern in der Zeitfolge vor, mit eingehenden Angaben über deren Leben und Werke. Die damals bekannten italienischen Schriftsteller sind wohl sämtlich erwähnt, ziemlich viele der neueren französischen; dürftig sind die Nachrichten über spanische und portugiesische; für die provenzalische ist Crescimbeni, wie für andere Teile des Werkes manche andere mittelbare Quelle ausgeschöpft.

Den geschichtsphilosophischen Standpunkt nahm der am Hofe Friedrichs II. von Preussen lebende C. Denina *(1731—1813)* in dem *Discorso sopra le vicende della lett. (1784)* ein. Er verfolgt die Entwickelung der Wissenschaft und Litteratur von Homer bis auf seine Zeit, die äusseren Ursachen, welche Blüte und Verfall, Langsamkeit und Beschleunigung der wissenschaftlichen Ausbildung eines Volkes bedingten, die Verschiedenheit ihrer Leistungen in Wissens- und Litteraturgebieten in den verschiedenen Zeiträumen u. s. w. Unter demselben Gesichtspunkte prüfte der Spanier G. Andres *(1740—1817)* in seinem bändereichen, auf die bibliographische Seite eingehenden allgemeinen Litteraturwerk: *Origine, progresso e stato attuale d'ogni letteratura (1782 ff.)*, den Gang des Schrifttums der Völker, wobei der arabischen Bildung und Litteratur die Rolle einer Vermittlerin zwischen der alten und mittelalterlichen zugesprochen wird.

Es ist selbstverständlich, dass diese, aus zweiter Hand ungesichteten Stoff sammelnden oder betrachtenden Werke die stoffliche Kenntnis von den romanischen Litteraturen nicht vermehrten. Ihre Bedeutung für die romanische Philologie liegt vielmehr darin, dass sie die bis dahin einzeln behandelten romanischen Litteraturen zusammenfassten, ihnen ihren Platz in der Bildungsgeschichte und Kunstentwickelung der Menschheit anwiesen und sie als ebenso erforschungswert erscheinen liessen, wie die Litteratur der Griechen, Römer, Orientalen.

In die französische Verslehre bringt zuerst, durch G. Sulzer zu richtiger Auffassung des Rhythmus angeleitet, A. Scoppa *(1762—1817)* in einer vergleichenden Betrachtung des italienischen und französischen Verses *(Les vrais principes de la versification, 1814)* einiges Licht, indem er zeigt, dass der französische, wie der italienische Vers ein Accentvers sei und ein an die beiden letzten Wortsilben gebundener Hochton (grammatischer Accent), sowie ein schwächerer Nebenton (prosodischer Accent) in mehrsilbigen Wörtern — die

Stelle bleibt unbestimmt — und betonte Cäsursilben die wesentlichen Bestandteile der rhythmischen Bewegung des französischen Verses bilden.

2. FRANKREICH.

In Frankreich wird die italienische Litteratur Gegenstand gelehrter Betrachtung, noch ehe Ariost und Tasso vom Grafen Tressan französirt ward und Rivarol die Göttliche Komödie in Prosa übertrug und hofmeisternd erläuterte. Schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte sich die Académie des Inscriptions mit ihr beschäftigt. Lancelot verbreitete sich über das Leben des Philelphus *(1731)*, Du Resnil über die *Poetae laureati* (*1733*), de Bastie über das Leben Petrarca's *(1740)*, L. Ménard *(† 1768)* über Petrarca's Laura und ihre Familie *(1758)*. Er veranlasste damit das breite, anspruchsvolle, durch den urkundlichen Nachweis der Laura Petrarca's aber berechtigtes Aufsehen erregende Werk des Abbé de Sade *(† 1778)*, die *Mémoires pour servir à l'hist. de la vie de Pétrarque* (*1764*), die auf die urkundliche Forschung über das Leben einheimischer Dichter in Italien fördernd gewirkt hat. Vereinzelt steht A. Suard's Lebensschilderung T. Tasso's *(1804)*. Der erste Geschichtsschreiber der italienischen Litteratur (bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts), war L. Ginguené *(1748—1816*; *1794* Direktor der Unterrichtscommission), dessen, aus Vorträgen am Athenäum *(1802)* hervorgegangene *Histoire litt. d'Italie (1811 ff.)* als erster Teil einer, Gebildete und Gelehrte zu befriedigen bestimmte allgemeine Geschichte der neueren Litteraturen gedacht war. Seine Angaben über Inhalt und Form der Schriftwerke, die die Klarheit unvermittelter Anschauung zeigen, die Kennzeichnung von Werk und Verfasser verflicht sich bei ihm mit der Erörterung des Einflusses der staatlichen und Bildungsverhältnisse Italiens auf dieselben, wobei für Thatsachen, Anschauungen und Urteile besonders Tiraboschi, Andres, mit dem er die arabische Bildung und Dichtkunst als Erweckerin der provenzalischen und italienischen gelten lässt, und Abbé Millot zu Rate gezogen sind. Zu einem Teile führte Ginguené's grösseren Plan der Staatswirtschaftslehrer und Geschichtsschreiber Simonde de Sismondi *(1773—1842)* in der *Hist. litt. du midi de l'Europe (1813 ff.)* aus, die eine Geschichte des Schrifttums des Nordens ergänzen sollte. Aus Vorträgen vor jungen Leuten beiderlei Geschlechts *(1811)* hervorgegangen, beflissen das Schöne in Verbindung mit dem Sittlichen in der italienischen, provenzalischen, spanischen Litteratur, die Verdienste der Schriftsteller und Länder um Beförderung des Geschmacks, der Menschenliebe und Bildung, die Einwirkung staatlicher Einrichtungen und religiöser Zustände auf die Litteratur aufzuweisen, dabei aber genötigt, vertrauenswürdigen Gewährsmännern wie Bouterweck (s. u.) und Andres zu folgen, that das Werk mehr erzieherischen als den Forderungen geschichtlicher Darstellung Genüge.

3. ENGLAND.

Das mit den hervorragendsten Schriftstellern Italiens, wie mit denen Frankreichs wohl bekannte England ist zur Beteiligung an der Bearbeitung und Erforschung romanischer Sprachen und Litteraturen noch nicht geneigt. Zerstreute Spuren solcher Beschäftigung führen bis 1703 zurück, wo der Germanist G. Hickes *(† 1715)* eine Übersicht über italienische Wörter deutscher Abkunft entwarf *(Institutiones gram. franco-theod.)*. Die altfranzösischen Gesetze Wilhelms des Eroberers zog D. Wilkins *(Leges anglo-saxonicae, 1721)* ans Licht. — Über spanische und portugiesische Dichtung verbreiteten sich wohl zuerst R. Twiss *(Travels in Spain, 1775)* und G. Baretti in den *Lettres from an English traveller in Spain* (*1781*). — Die französischen Grundlagen mittelenglischer Epik werden deren Bearbeitern, J. Ritson, W. Scott u. a., zwar bekannt, aber nicht erreichbar.

4. DEUTSCHLAND UND SCHWEIZ.

Hervorragenderen Anteil an der romanischen Philologie hat dagegen bereits Deutschland. Sein unbegrenztes Streben nach Wissen, seine Neigung zur Vertiefung in wissenschaftliche Gegenstände waren im 18. Jahrhundert sprichwörtlich. Die Landesgrenzen setzten ihnen keine Schranke. Vom schöngeistigen Genuss der fremden Schriftwerke schreitet es fort zur künstlerischen Umsetzung in die eigene Sprache, zur schöngeistigen Beurteilung und zur geschichtlichen Auffassung, zur Einordnung derselben in die Litteratur der gebildeten Völker, zur ebenbürtigen und massgebend eingreifenden Mitforschung über die litterarische Vergangenheit der lateinischen Länder. Noch ehe H. Voss' Odyssee veröffentlicht war, hatte F. Werthes eine metrisch- und sinngetreue Übersetzung von Ariost's *Orlando* und Tasso's *Gerusalemme (1774)* verfasst, hatte der Übersetzer des *Don Quixote (1775)*, F. Bertuch, ein *Magazin für spanische und portugiesische Litteratur (1780)*, gegründet für sinn-, ton- und formgemässe Verdeutschung spanischer und portugiesischer Schriftsteller und für Berichte über ihr Leben und ihre Werke. G. Herder, L. Tieck, W. Schlegel, J. Gries brachten die vielseitig geübte Kunst bereits auf die höchste Stufe. Eigene Zeitschriften für Kunde der italienischen Litteratur und Italiens traten im ersten Jahrzehent des 19. Jahrhunderts hervor *(Ephemeriden, 1801; Italien, 1803)*. Le Grand d'Aussy's altfranzösisches Schwankbuch *(1795)*, wie Tiraboschi's *Storia (S. 50)* wurden von unterrichteten Bearbeitern übertragen. Auch Lessing's einschneidende Prüfung des neueren französischen Dramas hatte ihres Gleichen nicht in romanischen Ländern.

Quellenmässige Kenntnis und selbständige Beurteilung der fremden Litteratur zeigen schon die ihr gewidmeten Arbeiten der 60 er Jahre. So der *Versuch über den Charakter und die Werke der besten ital. Dichter (1763)* von M. Meinhard *(† 1767)*, der damit einen Abriss der Litteratur der neueren Völker eröffnete. Vor allem die, das Grundwerk an Genauigkeit und an Fülle gelehrter Nachweise weit übertreffende Bearbeitung von *J. Valesquez' Geschichte der span. Dichtkunst (1769)* des Göttinger Professors der Philologie und der neueren Sprachen A. Dieze *(† 1785)*. Auch A. v. Jungs *(† 1788) Nachrichten von der portug. Litteratur (1779)* bezeugen wenig gemeine Kenntnis von dem behandelten Gegenstand. Eine Gesamtdarstellung des romanischen und germanischen Schrifttums brachte der Göttinger Philosoph F. Bouterweck *(1766—1828)* in einer *Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit (1801 ff.)* zur Ausführung. Darin eine weithin und lange benutzte, ebenso reichhaltige wie zuverlässige Übersicht über die italienische, spanische, portugiesische, französische Dichtung und Beredtsamkeit seit dem 13. Jahrhundert, die deren allmähliche ästhetische Vervollkommnung und ihre Bedeutung für die Ausbildung der neueren litterarischen Kunst darzulegen bezweckte. Gewisse allgemeine Eigentümlichkeiten der romanischen Litteraturen bezeichnete B. schärfer, als bis dahin irgendwo geschehen. Die künstlerische Eigenart der Dichter wird freilich nicht immer erfasst. Die Beurteilung entspricht dem Geschmacksideal des Jahrhunderts. Der Pragmatismus der Darstellung artet bisweilen in ein Beweisenwollen von Thatsachen aus.

In W. v. Schlegels *(† 1845) Vorlesungen über dramat. Kunst und Litteratur (1803*, gedr. *1809*; übersetzt ins Französische, Italienische, Holländische, Englische) und in F. v. Schlegels *(† 1829) Geschichte der alten und neuen Litteratur (1812)* erfährt die ästhetische und plilosophische Litteraturbetrachtung des Zeitraums schon ihre grösste Vertiefung. W. v. Schlegels gedankenreiche Geschichte des Dramas misst an einem begründeten Begriff vom Drama den Kunstwert der berühmtesten Bühnendichtungen alter und neuer Zeit, und forscht nach den, von geschichtlichen Verhältnissen, der

Volkseigenart, der jederzeitigen Geistesbildung bedingten Besonderheiten der vaterländischen Schaubühnen. Seine einschneidende Prüfung der *Phèdre* Racine's (*Comparaison entre la Phèdre d'Euripide et celle de Racine, 1807*), die stürmischem Widerspruch begegnete, bahnte dem romantischen Drama in Frankreich den Weg. F. v. Schlegel beurteilt dagegen die Litteratur der Völker, das Spiegelbild der Geschichte ihrer Geistesbildung, in ihrem Einflusse auf die Gestaltung ihres Lebens, ihrer Schicksale und auf den Gang der Zeiten, aus vaterländischem und christlichem Gesichtspunkt, nach dem Grad ihrer Übereinstimmung mit der einzigen, harmonischen, dem menschlichen Trieb nach Vollkommenheit in seinem geistigen Schaffen allein gemässen christlichen Weltanschauung. Wenigstens den allgemeinen Verlauf romanischer Geistesbildung, das Verhältnis der romanischen Litteratur zu den christlichen Ideen und ihre bedeutenderen Entwickelungsformen vermag Sch. auf dem ihr gewidmeten engen Raume darzulegen. In F. v. Schlegels weitschauendem Werke wurde der Litteraturforschung eine Fülle neuer Gesichtspunkte und Anregungen geboten, deren die folgende Zeit sich nicht entschlug.

Um die Anfänge der Beschäftigung mit Einzelnheiten des älteren romanischen Schrifttums in Deutschland zu finden, muss man bis auf Leibnitz (*† 1716*) zurückgehen, der im Abdruck der Chronik des Mönches Alberic von Trois-Fontaines (*Accessiones, 1698*) Berichte über altfranzösische Sagenstoffe in grosser Zahl mitgeteilt und die sagenhaften Bestandteile der Turpin'schen Geschichte von Karl d. Gr. (*Annales Imperii, 1707;* zum Jahre *778 § 12 ff.*) lange vor Lebeuf (*S. 35*) erkannt hatte. Der Berner Bibliothekar R. Sinner (*† 1787*) verzeichnete nicht nur im Hss.-Cataloge der Berner Bibliothek (*1760*) die altfranzösischen Hss. derselben, sondern gab auch Auszüge aus altfranzösischen Dichtungen (*Extraits de quelques poésies, 1764*) heraus. Die Genfer romananischen Hss. beschrieb J. Senebier (*1779*).

Eine quellenmässige Untersuchung, der Italien, nach Tiraboschi's Zeugnis, damals nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hatte, widmete F. Mencke (*† 1754*) dem Humanisten und Dichter Poliziano (*1736*), von dem nochmals später der berühmte Verfasser eines Grundrisses der Geschichte der Menschheit, Ch. Meiners (*† 1810*) in den *Leben berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften* (*1796*) handelte. Der Berliner Akademiker B. Merian (*† 1807*) schrieb eine, von Tiraboschi ebenfalls ausgezeichnete Schilderung Dante's (*1784*); W. v. Schlegel würdigte Dante eingehend 1795. Kasp. v. Orelli (*† 1849*) entwarf ein Bild von der Thätigkeit der Dichter vor Dante und von Michelangelo, prüfte die Echtheit der Tasso beigelegten *Veglie* und erklärte altitalienische Canzonen (*Beiträge zur Gesch. der ital. Poesie, 1810*). L. Fernow (*1763 — 1808*) verfasste ein Leben Ariost's (*1806*) und Petrarca's (gedr. *1818*).

Die Frage nach dem Einfluss der Normannen auf die französische Sprache und ihre Rolle im französischen Schrifttum beschäftigt den Geschichtsschreiber L. Heeren (*1789*). Die Bearbeiter deutscher Volksbücher, wie J. Görres (*1807*) und deren Herausgeber, G. Büsching und F. v. d. Hagen (*Buch der Liebe, 1809*) erkennen durch die deutsche Prosa hindurch eine altfranzösische epische Volksdichtung. Den Mut, die im eigenen Vaterland verachteten altfranzösischen Epen von Karl d. Gr. in Pariser Hss. aufzusuchen, ihren Gehalt und Gegenstand, die dichterische Form und Darstellung und ihre Vortragsart zu prüfen, fand zuerst L. Uhland (*† 1862*). Ihm wird (*Über das altfranz. Epos, 1813*) das germanische Wesen der französischen Heldendichtung, wie das gallische des französischen Versschwankes, die Abfolge von Epos, Geschlechterdichtung, Prosaroman und Volksbuch, die Abhängigkeit der deutschen Karldichtung und des Turpin vom französischen Heldengesang schon

deutlich; er erkennt die Unabhängigkeit der Sage von Karl's Reise nach Jerusalem von der Galiendichtung, den mächtigen Heldensinn, die rührende Kindlichkeit, den epischen Gang des altfranzösischen Heldenliedes und weiss diese Eigenschaften in einer Übertragung von Strophen des Girart de Viane, in Vers und Sprache desselben fühlbar zu machen. Mit I. Bekker *(1785—1871)* der gleichzeitig Teile der Haimonskinder abschrieb, entnahm er Pariser Hss. auch den Text der Dichtungen von *Floire* und *Blancheflor,* von *Guillaume d'Angleterre* u. a., die von ihm jedoch noch nicht herausgegeben wurden.

Ein in Deutschland damals entdecktes Gebiet romanischer Dichtung ist das romanische Volkslied. Rousseau's Anschauung von einem Zustand der Vollkommenheit der Völker in der Jugendzeit ihrer Entwickelung, die durch Percy *(1765)* bekannt gewordene englische Balladendichtung und noch mehr die, allmählich die ganze gebildete Welt in staunende Bewunderung für die Schöpfungen ungelehrter Naturdichtung versetzenden Lieder des Ossian *(1764)*, erweckten zuerst in G. Herder *(† 1803)* ein tieferes Verständnis für die Echtheit des poetischen Ausdrucks im Volkslied, für die eigenartige Schönheit des im Lied hervorquellenden Empfindens des Volkes, für die dichterische Gestaltungskraft des ohne Schule, Regel und Vorbild schaffenden Volksdichters, für die Bedeutung, die das Volkslied als unmittelbare Äusserung der Volksseele für Erkennung eines Volkstums beansprucht *(Briefwechsel über Ossian, 1773*; *Englische und deutsche Dichtkunst, 1777)*. Das zweite Buch seiner allgemeinen Volksliedersammlung *(Stimmen der Völker in Liedern, 1778)* gibt die ersten Proben italienischer, spanischer und französischer Lieder im Volkston und von Herder als solche aufgefasste Kunstlieder. Der von ihm gefundene Begriff des Volksliedes und des Volksdichters eröffnete ganz neue Ausblicke auf die Ursprünge der Dichtkunst und hob die Meinung auf, wonach Litteratur nur in Zeiten vorgeschrittener Bildung bestünde und Volksdichtung sich mit Roheit deckte. Der Volksdichtung, dem geschichtlichen, Gesellschafts- und Liebeslied *(Des Knaben Wunderhorn, 1806)*, dem Märchen (Märchennachbildungen von Musäus, *1782*, von Tieck, *1797*; Volksmärchen der Brüder Grimm, *1812)* wird seitdem in Deutschland mit Eifer nachgespürt; eine ungeahnte Menge Volksdichtung wird dem Volksmund abgewonnen, von hervorragenden Dichtern nachgebildet und forschender Betrachtung unterworfen. Spät erst folgten die romanischen Länder diesem Beispiel.

Für andauernde, eindringende Beschäftigung Deutschlands mit romanischer Philologie lagen noch weitere Antriebe in der romantischen Richtung der deutschen Litteratur seit den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, in dem Erwachen deutschen Vaterlandsgefühls und im Erstehen der deutschen Philologie. Romantische Dichter machen in ihrer Feindschaft gegen die herrschende anmutlose Verstandesaufklärung, die das Leben zu veröden drohte, in ihrer Schwärmerei für das mönchisch-ritterliche Wesen des Mittelalters, das sie sich zu vergegenwärtigen suchen, in ihrer Hinneigung zum Wunderbaren und zum Schlichtvolkstümlichen die Leserkreise in Bearbeitungen mittelalterlicher Dichtung mit mittelalterlicher und romanischer Litteratur, Sage und Sitte bekannt (Tieck: *Haimonskinder, 1797; deutsche Minnelieder, 1803;* F. Schlegel: *Rolandromanzen* nach Turpin und *Merlin* nach altfranzösischen Hss., *1805;* Wieland: *Verserzählungen* nach Barbazan; *Oberon, 1780* u. s. w.). Sie ebnen damit der gelehrten Betrachtung derselben ebenfalls den Boden (Fr. Schlegel, *Gespräch über die Poesie;* Görres' *Volksbücher* u. dgl.). Sie lassen sie sogar als Pflicht erscheinen, nachdem es ihnen und der Geschichtsforschung gelungen ist, Stolz und Bewunderung für das alte Deutschtum zu erwecken. Sie fordern auf zur Bekanntmachung der Werke der litterarischen Blütezeit Deutschlands im Mittelalter, die W. Schlegel 1803 in öffentlichen Vorlesungen in Berlin preisst. Die

neuentdeckten altdeutschen Dichtungen befestigen die Erkenntnis ihrer Abhängigkeit von der französischen Litteratur und lenken auch auf diese die Aufmerksamkeit der Philologen mehr und mehr. Gelehrte wie Uhland suchen im Ausland die französischen Quellen vaterländischer Dichtung auf. Romanistische Litteraturforschung tritt in die engste Verbindung mit deutscher Philologie. Den schöngeistigen Standpunkt verlassend, wird sie nunmehr Ermittelung der litterargeschichtlichen Thatsachen im weitesten Umfange, wie durch J. v. Müller *(1810)* die geschichtliche Forschung Ermittelung der geschichtlichen Thatbestände und Zusammenhänge, ohne Rücksicht auf die erzieherische Verwendung wurde, und der philosophirende Geschichtsaufbau aufhörte.

Auch die zukünftige Stellung Deutschlands in der romanischen Sprachforschung und damit deren weitere Entwickelung bereitet sich in jener Zeit schon vor mit Deutschlands Teilnahme an den weittragenden Fragen der Sprachwissenschaft und mit ihrem Aufblühen in Deutschland. Eine eigene Auffassung über Art und Entstehung der romanischen Sprache hatte sich jedoch noch nicht gebildet. Die in Frankreich allgemeiner geteilte Ansicht vom keltischen Ursprung des Französischen, der Leibnitz (Brief an *Meyer)* sich zuneigte, fand keine Billigung. Ch. Adelung *(† 1806)*, der eingehend *(Mithridates II; 1809)* vom Französischen, Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Churwälschen, von ihren Hauptmerkmalen und Mundarten spricht, fasste sie als lateinische Tochtersprachen, die aus der *lingua romana rustica* durch Vermischung mit der Sprache der Eingeborenen in den römischen Landschaften hervorgegangen, merklich verschieden von einander erst im 11. bis 12. Jahrhundert geworden wären, durch Anpassung an die Sprachen der Eingeborenen und durch örtliche Verhältnisse der verschiedenen Himmelsstriche.

Die deutschen Wörter im Französischen suchte zuerst E. Stosch *(Krit. Anmerkungen, 1783)* auf. Die äussere Geschichte der französischen Sprache und die ihrer litterarischen Ausbildung legten die Vorlesungen über die *Histoire de la langue franç. (1812)* des Jenaer Professors G. Henry dar, der, nach Walch's für die lateinische Sprache gegebenem Beispiel und eingehender als Goujet, über die Lehren der französischen Grammatiker und über die Litteratur der französischen Grammatik berichtet. Die gelehrteste bis dahin vorhandene Grammatik einer romanischen Sprache schrieb der umsichtig beobachtende L. Fernow *(Ital. Sprachlehre, 1804)*. Nach Adelung's Vorgang sondert er die Satzlehre aus und behandelt sie ausführlich. Er gibt nützliche Zusammenstellungen für italienische Wortbetonung, Aussprache, Formlehre. Mit mancher feinen Beobachtung, z. B. über den Eintritt langer Consonanz hinter vokalisch auslautenden Prokliticis, über italienische Consonantenverbindungen, über die Ursachen des Wohllauts der italienischen Sprache und den Einfluss des Wohllautsgesetzes auf ihre Gestalt, über lateinische Grundlagen italienischer Laute und Lautgruppen, über scheinbare Willkür des italienischen Ausdrucks eilt er den italienischen Sprachlehrern weit voraus. Auch seine Übersicht und Kennzeichnung der italienischen Mundarten *(Römische Studien, III, 1808)* hat in Italien nicht seines Gleichen. Im lexikalischen Gebiet treten als selbständige Sammler J. Thumann *(Gesch. der östl. europ. Völker, 1774)* auf, der 1070, aus dem Munde eines in Halle studierenden Rumänen geschöpfte rumänische Wörter mitteilt, und D. Wagner, der im *Diccion. españ. (1800)* und im *Diccion. portuguez (1811)* nach grösserer Vollständigkeit als seine Vorgänger strebt.

4. ZEITRAUM.

HERAUSBILDUNG DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE ZUM SELBSTÄNDIGEN FORSCHUNGSGEBIET.

1814—1859.

Die Herausbildung der romanischen Philologie zu einem geschlossenen Forschungsgebiet erfolgt in Deutschland und hier beginnt nun ihr grundsätzlicher Ausbau und die Ergänzung ihrer Lehrgebiete. Zur selben Zeit zieht sich Italien auf das eigene Schrifttum zurück, schauen Spanien und Portugal geschichtlich noch nicht über die Landesgrenze hinaus und nur Frankreich leistete, zögernd, die unentbehrliche Unterstützung. Das sprachenkundige Deutschland mit seinem, für alles Fremde offenen Sinne, mit seiner Geschichtsauffassung, die das Miterleben der Vergangenheit vor deren Beurteilung verlangte, mit seiner Versenkung in die schwierigsten Aufgaben der Sprachforschung, innerhalb deren es nach Entwickelung des sprachvergleichenden und sprachgeschichtlichen Erkenntnisverfahrens zu den bedeutendsten Entdeckungen der Sprach- und Völkerkunde aller Zeiten gelangte, mit seiner leidenschaftlichen Hingabe an die vaterländischen Altertümer in Sprache, Litteratur und Kunst, deren enger Zusammenhang mit den romanischen immer deutlicher hervortrat, war vor den romanischen Ländern befähigt, die Grundsteine der romanischen Philologie zu legen, sie auszubauen, die Wegweisung bei Stellung und Lösung der Aufgaben zu übernehmen. Die in den geschichtlichen Wissenschaften zur Herrschaft gelangte Kritik, die hohe Blüte der klassischen Philologie, der musterhafte Unterricht auf den höheren Lehranstalten hielt wohl geschulte Arbeiter dafür in Deutschland in Bereitschaft.

Allein der zu ihrer festen Begründung notwendige Fortschritt war von der Erschliessung verborgener Litteraturschätze und fernergerückter Sprachgestaltungen abhängig, wie man sie in Frankreich kannte und aufzusuchen begonnen hatte. Hier hatten die Stürme der Revolution aber die aufkeimende Teilnahme dafür fast weggeweht. Der von der Revolution grossgezogene Nützlichkeitssinn stellte sich den geschichtlichen Wissenschaften feindlich entgegen. Die humanistischen Schulen wichen den realistischen. Die gelehrte Schriftstellerei trat unter die Diktatur der öffentlichen Meinung. Für die Wiederbelebung überwundener Bildungszustände mangelte der neuen Zeit der Sinn, und der anspruchsvolle Ehrgeiz der Gelehrten durfte sich nicht der Gefahr aussetzen, die elegante Bildung mit Dingen zu vermischen, deren Kenntnis bei den Lesern *ridicule* erscheinen lassen konnte. Die Achtung vor der eigenen Vergangenheit, die wahre Vaterlandsliebe fehlte. Trotz der ausgerufenen Gleichheit und Brüderlichkeit blieb das Auge der litterarisch Gebildeten von volkstümlicher Dichtung und Art abgewendet. Die beiden Nationalwerke für französische Litteratur und Sprache, die *Histoire littéraire* und der *Dictionnaire de l'Académie*, wurden damals jedoch zu Hebeln für weitere Bekanntmachung der alten Litteratur und führten wieder zur Bearbeitung der alten Sprache. Die Liebhaberei für litterarische Seltenheiten trat fördernd hinzu. Die in Frankreich eindringende deutsche Romantik, der deutsche Einfluss auf die französische Philosophie, Geschichts-, Litteratur- und Sprachforschung seit der Zeit der Restauration, die mittelalterliche Litteraturforschung in Deutschland und das deutsche Beispiel lenkten gleichfalls auf die alte französische Litteratur hin. So wurde nach und nach der, für den planmässigen Anbau der romanischen Philologie nötige Stoff in Frankreich dennoch herbeigeschafft.

A. FRANKREICH.

Die seit 1807 geplante Fortführung der *Histoire littéraire,* mit der durch kaiserlichen Erlass die Académie des Inscriptions 1810 beauftragt wurde, und die seit 1814 unter der Leitung von D. Brial und Ginguené erfolgte, gestattete nicht mehr den altprovenzalischen und altfranzösischen Schriftwerken auszuweichen. Die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken, hatte die Akademie eine, z. Z. unlösbare Preisfrage: *De l' Etat de la poésie franç. dans les 12e et 13e siècles* ausgeschrieben. B. Roquefort beantwortete sie *(1813)* in einem gleichbetitelten Buche (gedr. *1815),* das eine ansehnliche Kenntnis einzelner Litteraturgebiete erkennen liess und den Stoff übersichtlich ordnete, aber in den Gegenstand nicht eindrang. Mit dem 13. *(1814),* 14. *(1817)* und 15. Bd. *(1820)* brachte dann die Akademie das 12. Jahrhundert zum Abschluss. Die Berichte über die wenigen anglonormannischen Dichter von bestimmter Lebenszeit hatte Ginguené grossenteils, die über die provenzalischen Sänger allein mit Hilfe von Ste.-Palaye's Papieren, in der hergebrachten Form abgefasst. Ihr blieben auch die das 13. Jahrhundert umfassenden, Unbedeutenderes zum Zwecke der Beschleunigung des Werkes übergehenden Bände 16—23 *(1824—56)* treu. Nur gruppierten die Verfasser der auf die französische Litteratur bezüglichen Abschnitte A. Duval *(1760—1838)* im 17.—19. Bande, P. Paris *(1800—81)* im 20. ff., E. Littré *(1801—81)* im 23. ff. den Stoff nach Gattungen. Sie gestatten der bisweilen spöttelnden Zergliederung und Würdigung mehr Raum, bieten aber, trotz gelegentlichen Eingehens auf Einzelheiten, keinen Einblick in die litterarischen Zufammenhänge. Den Kennzeichnungen provenzalischer Minnedichter des Südfranzosen E. David *(1755* bis *1839)* im 17.—20. und den ungleich selbständigeren Cl. Fauriel's *(1772* bis *1844)*[1] im 20. u. ff. Bänden gingen die bedeutenden Arbeiten ihres Landsmannes, des Akademikers F. Raynouard *(1761—1836)*[2] voraus.

Mit Neubearbeitung des *Dictionnaire de l'Académie* (*1816*) betraut, aber schon früher durch Ginguené's provenzalische Artikel (seit *1811*) für die *Histoire litt.,* durch Anregungen im Verkehr mit Fr. v. Schlegel (*Prov. Hss.* in *Paris, 1803*), durch den Streit über das höhere Alter des Provenzalischen gegenüber dem Französischen zur Beschäftigung mit der einstigen Sprache seiner Heimat hingelenkt, gewann R. die Überzeugung von der Unentbehrlichkeit genauerer Kenntnis derselben für eine gründliche Behandlung des französischen Wortschatzes und wurde bei Durcharbeitung der Abschriften Ste.-Palaye's und provenzalischer Hss. durch so vielartige Entdeckungen überrascht, dass er sich zu einer Veröffentlichung derselben mit dem Beweisstoff *(Choix des poésies orig. des Troubadours, 1816—21)* und zu dessen lexikalischer Bearbeitung *(Lexique de la langue rom., 1838 ff.)* entschloss. Den drei, altprovenzalische Denkmäler (nach Diez in unzureichender Auslese) zum ersten Male mitteilenden Bänden des *Choix* gehen zwei, der Sprache und der Litteratur der Troubadours gewidmete Teile voraus. Die *Grammaire de la langue rom.,* als Hilfsmittel zum Verständnis der Texte, auf die sie sich gründet, und als erste Darstellung einer altromanischen Sprache höchst wertvoll, erregte, wie die älteste italienische Grammatik, allgemeines Erstaunen, damit, dass sie «Analogie», Regelmässigkeit und Einheitlichkeit in der provenzalischen Formbildung nachwies, die man nur den entwickeltsten Schriftsprachen zutraute. Besonders die Auffindung der Regel vom *s* in der nominalen Deklination, die aber R. (er kannte sie seit 1811) den alten provenzalischen Grammatiken und Bastero entnahm, und die über die Bildung des Futurums aus dem Infinitiv, die R. bei Castelvetro fand, wurde R. hoch angerechnet. Auch seine Ansicht vom Ursprung der *langue romane* (provenzalisch) und anderer romanischer Sprachen, wonach das Altprovenzalische eine aus dem Lateinischen hervorgegangene Gemeinsprache

darstelle, aus der jene entstanden, war nicht so neu, als sie schien. Denn das 18. Jahrhundert hatte schon eine solche allgemeine romanische Zwischensprache — durch die Barbarensprachen entstelltes, aber überall gleichartiges Latein (s. z. B. Encyclopädie: *Poésie provenzale;* Adelung, o. *S. 59)* — vorausgesetzt, das in den, auch von Huet, Vaissette u. a. für provenzalisch angesehenen Strassburger Eiden vorliegen sollte. R., der die Sprache der Eide und die altprovenzalische nicht zu unterscheiden vermochte, sah naturgemäss jene romanische Gemeinsprache auch im Altprovenzalischen und entschied so den alten Streit über das Alter des Provenzalischen und Französischen zu Gunsten des ersteren. Der litterargeschichtliche Band verbreitet sich über Wesen und Arten der provenzalischen Dichtung, über ihre Vertreter und Förderer, über Minnehöfe u. dgl.

Nachdem F. Bopp 1816 die Einheit der indogermanischen Sprachen erkannt und J. Grimm 1819 die deutschen Sprachen grammatisch darzustellen begonnen hatte, fügte R. seinem *Choix* als 6. Band noch eine *Grammaire comparée des langues de l'Europe lat. (1821)* bei, die zeigen sollte, dass die Redeteile der romanischen Sprachen nach ihrer Form sich aus dem altprovenzalischen Romanisch entwickelt hätten. Mit Sprachgelehrsamkeit und Scharfblick, der R. manche weitere regelmässige Lautvertretung, über Du Bois *(S. 23)* hinaus, erkennen liess, geführt, ging der Nachweis jedoch noch von der Meinung der unbegrenzten Veränderlichkeit der Laute aus und erklärte Abweichungen der Sprachen von einander so wenig, dass er mehr Bewunderung als Überzeugung weckte. Das etymologisch angeordnete *Lexique roman* R.'s, auf Diez' Aufforderung auch neue provenzalische Denkmäler enthaltend, das für die Ableitungen in den französischen etymologischen Wörterbüchern bis auf Roquefort *(S. 24. 44)* und für die Bedeutungsangaben in den altfranzösischen *Dictionnaires* manchen Stützpunkt hatte, kennt die Wortherleitung zwar auch noch als eine Sache des Ratens, hat aber mit seinen ins Französische übersetzten Belegen und Bedeutungsansätzen das Verständnis des Altprovenzalischen unzweifelhaft bedeutend gefördert. Auch R.'s übrige Arbeiten waren wertvoll.

Einen Abriss der altfranzösischen Grammatik gründet R. später, in den *Observations philol. sur le roman de Rou (1829)*, auf Wace's normannische Reimchronik; er fand in ihr mehrere in der *Grammaire rom.* entwickelte Regeln wieder. R.'s zahlreiche, sachliche und fördernde Besprechungen einer grösseren Zahl neuerer romanistischer Arbeiten im *Journal des Savants, 1816—36,* ermunterten andere französische Gelehrte zu ernstgemeinter Beschäftigung mit dem altfranzösischen Schrifttum. Wenn R. jedoch in seiner Beurteilung *(1827)* von Diez' *Poesie der Troubadours* (s. u.) nicht zu verstehen erklärte, wozu nach seiner Auslese der bestverständlichen und besterhaltenen provenzalischen Gedichte, die Veröffentlichung weniger gut überlieferter Denkmäler der Sprache dienen könne, so zeigt sich darin deutlich, wie fern ihm noch der Gedanke an eine romanische Philologie lag.

Den Anregungen der Académie des Inscriptions und dem Beispiele des berühmten Sekretärs der französischen Akademie alsbald Folge zu geben, erschwerten äussere Verhältnisse. Nach alten Texten war geringe Nachfrage, Staats- und Vereinsmittel standen zunächst nur beschränkt zur Verfügung, die Bücherliebhaber wuchsen erst heran, die Freunde des Pikanten waren nicht Käufer jedweder altromanischen Veröffentlichung. Es ging mit der Herausgabe von Texten nur langsam vorwärts. Die kleine nach Millot's Buch (schon *1809)* ausgewählte Sammlung provenzalischer Gedichte nach Pariser Hss. von de Rochegude *(Parnasse occitanien, 1819)*, die der erste Versuch eines altprovenzalischen Wörterbuchs begleitet, rechnete auf die Teilnahme der südfranzösischen Landsleute. P. Auguis' Auslese aus bis dahin gedruckten

altfranzösischen Dichtungen *(Poëtes français depuis le XIIe s., 1824)* fand trotz der beigefügten litterarischen Einführung und trotz Raynouard's Empfehlung im grösseren Leserkreise keinen Anklang. Auf die Werke der *Marie de France,* die Roquefort *(1819)* veröffentlichte, und die A. Robert (geb. um *1776)* zur Sammlung altfranzösischer Fabeln *(Fables inéd. des XIIe, XIIIe et XIVe s., 1825),* Francisque Michel (geb. *1819)* zur Mitteilung von *Lais (Ignaures* u. s. w., *1832)* veranlassten, sowie auf eine neue Ausgabe des *Villehardouin* durch D. Brial *(1822)* war die Zeit längst vorbereitet.

Den Druck des vielbesprochenen *Roman de Rou (1827)* durch F. Pluquet *(1781—1834)* und des *Roman de Brut (1836)* durch A. Le Roux de Lincy *(1806—69)* übernahm die Rouener Buchhändlerfamilie Frère als Ehrensache. An den Geschmack für das Prickelnde wendet sich Méon mit einem *Nouv. recueil de Fabliaux (1823)* und mit dem, ebenfalls durch Bilder gezierten *Roman du Renart (1826).* Eine Société des bibliophiles franç. von 20 Mitgliedern *(1820—9)* druckte eine Anzahl kleiner altfranzösicher Werke, z. B. den *Chastoiement d'un père* (hersg. v. Méon, *1824)* in 25 Abzügen. Den Bücherfreunden ist gleichfalls die von Crapelet geleitete, gewählt ausgestattete *Collection des anciens monuments de la lang. franç. (1829—34;* 14 grosse Texte) zu danken, die mit dem Roman vom *Castellan de Coucy* geschickt eröffnet wurde und mit dem *Partonopeus de Blois* die altfranzösische Abteilung enden musste. Weniger Wichtiges boten Crapelet's *Poésies gothiques (1830 ff.),* kürzere Dichtungen des 15. und 16. Jahrhunderts in Incunabeldruck, und die *Collection de poésies d'après d'anc. mss. (1838).* Die Drucke Silvestre's und Techener's, verschiedene Veröffentlichungen F. Michel's *(Lais 1832; Farces, 1837* u. a.; *Comte de Poitiers, Mahomet 1831, Violette 1834, Graal 1839)* Le Roux de Lincy's *(Sept Sages, 1838),* A. Jubinal's (geb. *1810),* Chabaille's u. a., wurden durch Beihilfe vermögender Gönner möglich. G. Trébutien (geb. *1800)* gab auf eigene Kosten die Lieder von *Raoul de Ferrières (1847)* heraus.

Wirksamer war die Unterstützung gelehrter Gesellschaften der französischen Landschaften, seit den 30er Jahren, wie die der Normandie, die Michel's *Robert le Diable, Chroniques anglonorm. (1836)* und *Guillaume de St.-Paer (1856)* übernahm. Die in Cambrai gestattete A. Dinaux *(1795—1864)* den Druck und die Erläuterung pikardischer Liederdichter *(Trouvères du Nord de la France, 1857)* in Millots Weise. Der Verein in der Champagne erlaubte P. Tarbé *(1809—71)* eine grosse Sammlung alter und neuer Dichter und Dichtungen aus der Champagne *(1847—64; Guillaume de Machaut, E. Deschamps, Chevalier de la Charette* u. a.) bekannt zu machen. Für die in Tours war V. Luzarche *(Adam, 1854; Wace, Vie de la Vierge Marie, 1859)* für Toulouse Gatien-Arnoult *(Leys d'amors, 1841)* thätig. Besonders kostspielige und umfangreiche Ausgaben altfranzösischer und altprovenzalischer Schriftwerke fanden Zuflucht in der staatlichen Sammlung der *Documents inédits sur l'hist. de France (1836 ff.),* z. B. Benoit's Reimchronik von Michel *(1836),* die *Chanson de la Croisade* von Fauriel *(1837),* die Chronik über *Du Queselin* von Charrière *(1839),* die *Quatre Livres des Rois* von Le Roux de Lincy *(1841),* Palsgrave's Grammatik *(1852)* von F. Génin *(1803—56),* Brunetto's *Trésor (1862)* von P. Chabaille *(1797—1864)* u. a.

Auch im Ausland unterstützten litterarische Vereine die Thätigkeit französischer Herausgeber. In England übernehmen die Camden und Caxton Society, der Bannatyne Club, die Oxforder Universität Ausgaben Le Roux de Lincy's *(Blonde d'Oxford, 1858)* und Michel's *(Manekine, 1840; Grossetête, 1852; Horn et Rimenhild, 1845;* den *Oxforder Psalter, 1860);* sein *Tristan (1835)* und *Charlemagne (1836)* erschienen ebenfalls in England. Der Stuttgarter litterarische Verein brachte u. a. H. Michelant's (geb. *1811) Alexandre (1846).*

Diesem seit Anfang der 30er Jahre merklicher wachsenden Eifer (*«le gout et même la passion»*) für Herausgabe altfranzösicher Schriftwerke ging ein mächtiger Aufschwung in der vaterländischen Geschichtsforschung, in der Pflege der eigenen und fremden Litteraturgeschichte und der gewaltige Eindruck voran, den Guizot's u. a. geschichtliche, Villemains u. a. litteraturgeschichtliche Vorlesungen gemacht hatten und es stand ihm die staatliche Begünstigung der geschichtlichen und litterarischen Forschung seit dem Ministerium Guizot *(1832)* zur Seite. Im Auftrag der Regierung suchten damals die thätigsten Herausgeber der Zeit, Michel in England geschichtlich wichtige Hss. *(Rapport à Mr. le ministre, 1838),* Jubinal in der Schweiz und Holland *(Rapport 1838, Lettres, 1846)* P. Lacroix *(Mss. concernant l'hist. de la France, 1838)* in Italien auf. Sie entdeckten dabei mehrere bedeutende Denkmäler der französischen Litteratur. Bei ähnlichen Nachforschungen fand Champollion-Figeac die beiden ältesten legendarischen Gedichte in französisch-provenzalischer Sprache des 10. Jahrhunderts *(Documents hist. inéd., 1848).* Zur selben Zeit beginnt P. Paris *(Mss. franç. de la Bibl. du roi, 1836 ff.)* seine ausführliche Beschreibung der altfranzösischen Hss. der grossen Pariser Bibliothek, den unentbehrlichen Wegweiser der Herausgeber altfranzösischer Texte des ganzen Zeitraums.

Die Schnelligkeit, mit der seit den 30er Jahren zuerst die verachteten altfranzösischen Epen, dann dramatische Dichtungen gedruckt wurden, war eine Wirkung damaliger litterargeschichtlicher Erörterungen und Streitigkeiten, die selbst in die Zeitschriften der gebildeten Welt eindrangen. Den Streit erregten, bald nach der ersten Veröffentlichung einer alten *chanson de geste,* des provenzalischen *Fierabras* durch I. Bekker *(1829),* die Raynouard *(1831)* besprach, J. Michelet's Brief über die mittelalterliche Epik *(1831)* und E. Quinet's Bemerkungen über Artus- und Karlsagen und über Epenhss. der Pariser Bibliotheken *(1831),* denen P. Paris *Berte au grand pied, (1832)* entgegenstellte, worauf Fauriel in Vorlesungen über Wesen und Entstehung der Artus- und karolingischen Romane *(Rev. d. deux mond., 1832)* den provenzalischen Ursprung der altfranzösischen Epen geltend machte. Zur Erledigung der angeregten Streitfragen bedurfte es der Herausgabe der Epen. P. Paris begann sie mit Michel in der Sammlung der *Romans des douze pairs (1832* bis *48),* die *Berte, Garin le Loherain, Parise la duchesse, Chansons des Saxons* enthält. Die Perle der vaterländischen Epik, die schon damals viel besprochene *Chanson de Roland* gab Michel in ältester Fassung *(1836),* in jüngerer J. Bourdillon *(1840)* heraus. Andere Heldengedichte wie *Baudouin de Sebourg* machten L. Bocca *(1841),* die *Chanson d'Antioche* P. Paris *(1848), Auberi (1849)* und *Girard de Viane (1850)* Tarbé, den halbprovenzalischen *Girard de Rossillon* Michel *(1855)* bekannt. Durch eine mit Übersetzung und Erläuterungen versehene neue Ausgabe der Rolanddichtung (darin das von G. entdeckte und entzifferte alte *Fragment de Valenciennes)* steigerte auch Génin *(1850)* Achtung und Verständnis für die alte Litteratur unter Gelehrten und Ungelehrten. Aber alle Anstrengung vermochte nicht die grössere Zahl der Verächter zu bekehren, die ihr mit der «verdienten Gleichgiltigkeit» *(1856)* begegneten. Sie verhinderte denn auch die Ausführung des grossen Planes des Ministers H. Fortoul, des Bewunderers Fauriel's, den die Bemühungen Deutschlands um das litterarische Vermächtnis des alten Frankreichs empfindlich berührten, die gesamte französische Dichtung bis 1328 in 40 Bänden zu 60000 Versen auf Staatskosten zu veröffentlichen *(1856* Antrag an Napoléon). Die unter Aufsicht des verdienten F. Guessard, *(1814—82)* des Leiters der *École des Chartes* (gestiftet *1821*), gestellte Sammlung der *Anciens poëtes de la France (1859 ff.)* brachte den trefflichen Plan in ihren 10 Bänden nur epischer Dichtungen mit 85000 Versen höchst unvollkommen zur Ausführung. Auch

die, an die Bücherliebhaber sich wendende *Bibliothèque Elzévirienne,* die, 1856, erzählende und belehrende Dichtungen älterer Zeit, den *Dolopathos* von A. de Montaiglon (geb. *1824)* und Ch. Brunet *(1780—1867), Floire et Blanche-flor* von E. du Méril *(1815—71), Nouvelles franç.* von L. Moland, (geb. *1824)* und C. d'Héricault (geb. *1823)* übernahm, leistete keine wirksame Beihilfe.

Die Herausgabe älterer dramatischer Dichtungen schloss sich an Ch. Magnin's *(1793—1862)* Vorlesungen und Untersuchungen über die Anfänge des neuen Schauspiels *(1834)* an. Mysterien, Mirakel, Farcen u. a. veröffentlichten Jubinal *(1837),* Michel mit Le Roux de Lincy *(1837),* geistliche und weltliche Dramen Michel mit Montmerqué *(1839),* Dramen des 15. und 16. Jahrhunderts L. Viollet le Duc *(1781—1859)* im *Ancien théâtre franç. (1854 ff.),* die berühmte Farce *Patelin* nach den Hss. Génin *(1854).* Die romantische Stimmung der 30er Jahre liess P. Paris *(Romancéro franç., 1833)* auch auf ein wenig Verständnis für die, vom provenzalischen Gesang unabhängige altfranzösische Lyrik volkstümlichen Stils rechnen. Pikante Auswüchse der Kunstlyrik des 13. Jahrhunderts wusste Hécart *(Serventois et sottes chansons, 1834)* herauszufinden. Zur Veröffentlichung lehrhafter Dichtung endlich gab De la Rue's *(S. 67)* Litteraturwerk Jubinal den Anstoss, der in *Jongleurs et Trouvères (1835), Nouv. recueil de contes (1839)* und Rutebuef's Gedichten *(1839)* mehrere Hundert Nummern solcher Dichtung mitteilte.

Die Menge der so auf verschiedenen Wegen in 45 Jahren zugänglich gewordenen alten Litteraturdenkmäler Frankreichs war nicht unbeträchtlich. Freilich liess sie sich nicht vergleichen mit dem, was gleichzeitig für Bekanntmachung des alten vaterländischen Schrifttums in Deutschland gethan worden war. Während sie hier schon vollständig und leicht gelungen war, musste dort noch dafür gekämpft werden. Noch 1858 sah sich Guessard mit seiner verdienstlichen Ausgabe der *Grammaires provençales* auf einen deutschen Verleger angewiesen und auf die «*compassion des grands esprits qui prennent en pitié ces modestes travaux de l'érudition*».

Eine kritische, auf allseitiges Verständnis gerichtete Bearbeitung der Texte verbot sich unter solchen Verhältnissen. Die Herausgeber brachten meistens die vollständigste und lesbarste Hs. eines Werkes zum Abdruck, änderten gelegentlich schwierige oder verdorbene Stellen nach anderen Hss. ab, und verjüngten selbst die alte Schreibung, um dem Laien die Lesung zu erleichtern. Auf die Entzifferung der Hss. wurde erst von den späteren Herausgebern, von P. Paris, Jubinal, Le Roux de Lincy grössere Sorgfalt verwendet. Die grösste Sicherheit erreichte darin der geschäftigste unter ihnen, F. Michel. Méon förderte das Verständnis durch Wortdeutung, worin ihm Barbazan vorgearbeitet hatte. P. Paris, Michel, Tarbé versehen ebenfalls einzelne ihrer Ausgaben mit Wörterbüchern. Andere deuten die veraltete Wortform in Anmerkungen. Das noch unsichere Verständnis altfranzösischer Rede machte Übersetzungen noch zur Seltenheit. Sie wird *Marie de France* durch Roquefort, der Dichtung vom *Castellan de Coucy (1829)* durch Crapelet; dem Gedicht vom Albigenserkriege von Fauriel, den *Leys d'amors* von Gatien-Arnoult, dem Rolandslied von Delécluze *(1845),* später von Génin zu Teil.

Mitteilungen über vorhandene und in den Ausgaben benutzte Hss. werden seit Michel häufiger. Ebenso Nachweise über die Verbreitung und über Bearbeitungen neu veröffentlichter Dichtungen. Litteraturgeschichtliche Nachforschungen stellten P. Paris, Dinaux, Tarbé, Du Méril und in noch grösserer Ausdehnung als letzterer die Herausgeber der *Anciens poëtes de la France* an. Litterarische, erklärende oder antiquarische Bemerkungen fügten Roquefort den Fabeln Marie's, Jubinal den Werken Rutebuef's, Michel und Génin dem Rolandslied bei. Die sprachliche Seite seiner Texte beleuchtete zuerst

Le Roux de Lincy nach dem Vorgang Fallot's (*S. 73*). Den Anfang mit einer philologischen Textbehandlung machte Guessard in den *Grammaires provençales* und in den *Anciens poëtes,* den besten französichen Ausgaben des Zeitraums, die aber immerhin die philologische Schulung vermissen lassen.

Die litteraturgeschichtliche Forschung trat von mehreren Seiten an den unzulänglich bearbeiteten neuen Stoff heran. Nur langsam ging sie über von der allgemeinen Betrachtung und Abschätzung zur Untersuchung und Feststellung des Einzelnen. Indessen entziehen konnten sich die berufenen Lehrer der Litteratur, bei dem derzeitigen Stande der Litteraturgeschichte in Europa, auch dem alten Schrifttum Frankreichs nicht mehr. Mit F. Villemain (*1791* bis *1870*) hält nicht nur die Beredsamkeit und die Litteraturgeschichte an der französischen Universität ihren Einzug, sondern er führt auch die mittelalterliche Litteratur (*1828*) in die Litteraturgeschichtsdarstellung ein. Die Lehrer der fremden Litteraturen, die den 1831 errichteten Lehrstuhl in Paris einnehmen, Fauriel (*1832*), Ampère (*1834*), Quinet (*1839*), Ozanam (*1844*) u. a. wenden sich ebenfalls den mittelalterlichen Zeiträumen zu; über altfranzösische Litteratur lehrte P. Paris seit 1853.

Villemain begegnet sich in seinen, mit Begeisterung aufgenommenen Vorträgen über die Litteratur der lateinischen Völker und Englands im MA. (*Tableau de la litt. au moyen âge, 1830*) in der vergleichenden Behandlung mit Sismondi, in der kunstkritischen Anschauung mit Laharpe, aber in dem Bestreben, eine litterarische Erscheinung, die Eigenart eines Zeitraumes, eines Schriftstellers als Wirkung geschichtlicher Verhältnisse und aus der Zeitbildung zu begreifen, geht er über zur geschichtlichen Auffassung. Zur geschichtlichen Wahrheit vorzudringen verhindert ihn freilich noch die Überzeugung, dass die «Philosophie des Geschmacks nicht der Archäologie geopfert werden dürfe,» die Rücksicht auf einen beifalllustigen Zuhörerkreis, der Fragen allgemeinster Art mit klingender Formel beantwortet zu sehen wünscht, und die mangelhafte Prüfung des Einzelnen, die ihn nur ähnliche Erscheinungen älterer und jüngerer Zeit, ohne Erweis des Zusammenhangs, als Ursache und Wirkung zu verbinden verleitet. Inhaltsangaben verwendet er öfter zur sittengeschichtlichen Beleuchtung von Volk und Zeiten, Textstellen zur Kennzeichnung des Schriftstellers. Die tableauartige Behandlung stellt hervorstechende litterarische Charaktere breit in den Vordergrund; auf sie scheinen Vorzeit und Umgebung hingearbeitet zu haben. Die fremden Litteraturen werden noch nicht aus sich zu verstehen gesucht.

Rein führte die beschreibend geschichtliche Darstellung erst der vielseitige Geschichtsschreiber und Litteraturforscher Cl. Fauriel, der Freund der M^e. de Staël, W. v. Schlegels, der einflussreichsten Gelehrten und der bedeutendsten italienischen Dichter der Zeit, der Kenner deutscher Wissenschaft, in der *Histoire de la poésie prov.* (*1846*) durch, die seine Vorlesungen über den Entwickelungsgang des südfranzösischen, italienischen und spanischen Schrifttums einleitete. Aber bei aller Feinheit in den Beobachtungen und Verknüpfungen, trotz einer, von Niemand mehr erreichten Kenntnis der südfranzösischen Geschichte, und trotz weitem Blick, ist es doch nur der neue Standpunkt der Betrachtung, der F.'s Werk und seinen Vorlesungen Bedeutung verleiht, nicht die Menge gründlich erforschter Thatsachen und die Richtigkeit der Schlüsse und Verknüpfungen. Unbewiesen wird von vornherein der provenzalischen Litteratur die grösste Vielseitigkeit und Wirkung in die Ferne zuerkannt. Sein Schüler J. Ampère (*1800—64*) lehrte, nach den Bruchstücken seiner Vorlesungen, über französische Litteratur in ähnlicher Weise.

Kritik und Erfüllung der Vorbedingungen für richtige Einsicht sind wie hier, so auch bei den litterargeschichtlichen Untersuchungen von beschränkterem

Umfang und selbst bei den «*notices*» und «*analyses*» zu vermissen, die Ausgaben altfranzösischer Werke begleiten oder ihnen vorausgehen. Nur der Reichtum an Belehrung über unbekannten hsslichen Stoff ist es, was J. de la Rue's (*† 1835) Essais historiques sur les Bardes, les Jongleurs et les Trouvères (1834)*, eine Sammlung von «*notices*» über normannische und von de la Rue als solche angesehene altfranzösische Schriftsteller und Schriftwerke, in zeitlicher Folge vorgeführt, für den Forscher äusserst wertvoll machte. Die beigegebene Erörterung über die in Frankreich gesprochenen Sprachen, ihr Verhalten zu einander, über die keltischen Barden, über Alter und litterarische Thätigkeit der Jongleurs stützt sich auf unzulängliche Belegstücke. Die gegen 100 Schriftsteller berührenden *notices* sind längst als ungenaue Darstellungen vom Leben und Schaffen derselben erkannt. A. Dinaux' *Trouvères du Nord* stehen auf gleicher Linie.

Um den Anbau einzelner Litteraturgattungen, Eigentümlichkeiten der Behandlung und Ursprung derselben darzulegen, reichte der Stoff bei weitem noch nicht aus. Vorarbeiten dafür, von ungleichem Verdienst, sind z. B. A. Robert's *Fabulistes qui ont précédé La Fontaine (1825);* Ch. Walckenaer's *(1771—1852) Origine de la féerie (1826);* A. Le Roy's *Les mystères (1837);* Th. de la Villemarqué's *Origine des épopées chevaleresques de la Table ronde (1842)*; E. du Méril's *Origine de la poésie lyrique en France (1850)*, L. Passy's Abhandlung über die altfranzösische Lyrik nach italienischen Hss. *(1859)*, u. a. A. Loiseleur-Deslongchamps *(† 1840)* wies zuerst auf den Zusammenhang morgenländischer Fabeldichtung und des indischen Sindibad *(Essai sur la fable indienne, 1858)* mit der altfranzösischen moralischen Erzählung und Robert's Fabelbüchern hin; A. Fabre *(Les clercs du palais, 1856)* gab die ersten sicheren Aufschlüsse über die Pfleger der mittelalterlichen Narrenspiele.

Die noch spärlichen Abhandlungen über einzelne Werke oder Schriftsteller, die 1832 beginnen, Untersuchung oder Bericht, denen sich 1839 auch die *Bibliothèque de l'Ecole des Chartes* öffnet, sind zumeist der epischen Dichtung gewidmet. H. Monin's, für ihre Zeit gründliche *Dissertation sur la chanson de Roncevaux* (die erste altfranzösische These an der *Ecole normale, 1832)*, über Abfassungszeit und Ursprünglichkeit der Rolanddichtung des 12. Jahrhunderts, und über den Vortrag der altfranzösischen Epen führte zur Herausgabe des Oxforder Roland. Le Roux de Lincy handelte über *Godefroi de Bouillon (1840)*, P. Paris über *Ogier le Danois (1841)*, E. Talbert über die Sagen von *Alexander (1850)*, A. Pey über den *Enéasroman (1856)*, mit Bezug auf Quelle und geschichtlichen Inhalt, Guessard und L. Gautier über francoitalienische Epen *(1857. 58);* über *Richart de Fournival* und *N. Oresme* P. Paris *(1840)* und F. Meunier *(1857)*. Die Epik war es auch vornehmlich, daneben der Rosenroman, das Drama, Joinville, Froissart, wofür Forscher oder Schriftsteller von Ansehen (Fauriel, Ste.-Beuve *1832*, Ampère *1833. 39. 43. 44*, Quinet *1836. 37*, später Héricault *1847. 54*, Vitet *1852*, Littré *1854*, Louandre *1854*, de Lomenie *1857)* bei den Lesern der *Revue des deux mondes* Verständnis zu wecken suchen konnten.

Eine unendlich regere Thätigkeit herrschte auf dem Gebiet des neueren Schrifttums, das als Bildner von Geist, Sittlichkeit und Geschmack in allgemeinem und unerschüttertem Ansehen steht und freilich zum Verständnis kaum des geschichtlichen Sinnes bedurfte. Allerdings war auch dies nur in geringem Umfange bekannt. Die Kritik klassischer Richtung hatte vieles in Vergessenheit versinken lassen. Die Zeit war indessen zu sehr an das Aufspüren der Ursprünge, und durch die Geschichtsforschung an die Blosslegung der Zusammenhänge gewöhnt, dass in den weiteren Kreisen nicht eine breitere Kenntnis der Litteratur und eine tiefere Einführung in Schriftsteller und litte-

rarische Zeiträume hätte gewünscht werden sollen. Litteraturforscher sowohl wie Herausgeber kommen diesem Verlangen entgegen.

Die litterarische Forschung wird mannigfaltiger. Sie überschreitet nunmehr die Linie nach rückwärts, indem sie das Jahrhundert vor dem klassischen in den Kreis der Betrachtung zieht. Anlass dazu gab auch hier eine (rednerische) Preisaufgabe der Académie française, die 1826 einen *Discours* über Gang und Fortschritt der französischen Sprache und Litteratur vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis 1610 ausschrieb. St.-Marc Girardin *(1801—73)*, dessen *Tableau de la litt. franç. au XVIe s. (1829)*, den Preis erwarb, entnimmt zwar noch viele Einzelnheiten, mit denen er seine Darstellung belebt, dem inhaltreichen Buche Goujet's und bestimmt das Verhältnis der litterarischen Bewegung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu Malherbe's Neuerungen ungenügend, kennzeichnet und beurteilt aber die bekanntesten Schriftsteller des Zeitraums ohne Geringschätzung und stellt die Schriftstellergruppen richtig zusammen. Weniger stützte sich auf Anschauung vom Einzelnen die im Rednerton gehaltene Beantwortung der Frage durch Ph. Chasles *(1799—1873)*, die, nach einer vorgefassten Ansicht vom Jahrhundert, dessen litterarische Bewegung darstellt und würdigt, nicht allerdings ohne bedeutendere allgemeine Gesichtspunkte dabei zur Geltung zu bringen. Dem feinfühligsten litterarischen Kritiker des Jahrhunderts, Ch. Ste.-Beuve *(1804—69)*, wurde die Aufgabe dagegen Veranlassung die Dichtung der Renaissancezeit selbst zu lesen und in seinem *Tableau hist. et crit. de la poésie franç. au XVIe s. (1828)* unter Mitteilung von Textproben, den Fortschritt der litterarischen Kunst gegenüber dem 15. Jahrhundert, den Reichtum geistigen Lebens, die Art und Leistung der hervorstechendsten Dichter des Jahrhunderts zu enthüllen und Malherbe's einseitige, der folgenden Zeit verhängnisvoll gewordene Durchbildung der dichterischen Form, in ihrem Zusammenhang mit vorangegangenen Bestrebungen, im wahren Lichte erscheinen zu lassen. Mehrmals noch ist Ste.-B. in dem, durch ihn aus dem alten *elogium* und Schriftstellerleben herausgebildeten, von ihm mit seltener Zergliederungskunst ausgeführten Schriftstellerbild (*Portraits littéraires, 1832 ff.*) auf das 16. Jahrhundert zurückgekommen. Keine allgemeine Darstellung der französischen Litteratur vermochte diesen Zeitraum seitdem mehr mit Stillschweigen zu übergehen.

Auf die Betrachtung des gedanklichen Inhalts der Litteratur wurde gleichzeitig die Forschung durch Guizot's Arbeiten über die Geschichte der europäischen und französischen Bildung hingelenkt. Villemain wendet sie zuerst und in dem, aus Vorlesungen hervorgegangenen *Tableau de la litt. du XVIIIe s. (1838)* auf das 18. Jahrhundert an. Der Schriftsteller ist hier Erscheinung, Ergebnis und wirkende Kraft in der Bildungsgeschichte des Jahrhunderts. Seine Beziehungen zur Gesellschaft, seine Stellung zu den religiösen, ethischen, politischen, ästhetischen Anschauungen, die Einwirkungen der Litteraturen aufeinander, der Schriftsteller als Ganzes, besonders nach seinen lichten Seiten, bilden den zu erforschenden Gegenstand. Die jüngeren Litteraturforscher, meist Schüler Ste.-Beuve's oder Villemain's, fassen bei wechselndem ästhetischen, religiösen, philosophischen und politischen Standpunkt und bei Verarbeitung einer grösseren oder geringeren Menge litterarischen Stoffes, in Werken über längere oder kürzere Zeiträume und einzelne Seiten der Litteratur, den Schriftsteller ebenfalls als Künstler oder als geschichtliches Ergebnis.

Die Gesamtdarstellungen der französischen Litteratur beschränken sich dabei freilich auf die gekannteren Schriftsteller von bereits festgestelltem Rang; das Mittelalter streifen sie nur, sie vernachlässigen die fremden Einflüsse, und verschweigen die Auswüchse. Sie wollen nicht unterrichten, sondern anziehend schildern und dem Leser bekannte litterarische Erscheinungen im rechten

Lichte zeigen. Ihre starke Seite liegt in der Erfassung der schriftstellerischen Eigenart und in der Aufhellung verborgener Beziehungen und Gegensätze im schriftstellerischen Schaffen. D. Nisard (geb. *1806*) beschränkt sich gar auf das von ihm für dauerhaft Gehaltene in der französischen Litteratur (*Hist. de la litt. franç., 1844*), und sie gilt ihm als das vollkommenste Werk des künstlerisch schaffenden Menschengeistes. Er wird ausserdem durch erzieherische und Geschmacksvorurteile zu einseitiger Auswahl und schiefen Urteilen bestimmt. E. Géruzez (*1799—1865*) will in seiner *Histoire de la litt. franç.* (*1852*) die Verschiedenheit der sprachlichen Bildung und der Gedankenbewegung in Frankreich, im MA. und in den jüngeren Zeiträumen, durch Kennzeichnung der denkwürdigsten Schriftsteller und der einflussreichsten ihrer Werke veranschaulichen. Ein inhaltsvolleres Gemälde entwirft J. Demogeot (geb. *1808*) von der französischen Litteratur bis zur neuesten Zeit (*Histoire de la litt. franç., 1852*) durch geschickte Verwebung zahlreicher geschichtlicher Thatsachen und litterargeschichtlicher Einzelnheiten und durch eine mehr beschreibende als in Urteilen aufgehende Darstellung. Alle diese allgemeinen Werke zeigen jedoch noch immer nur schöne und überraschende Aussichten; sie vermitteln nicht die Kenntnis des Landes selbst, in das sie führen. Reicher sind die Darstellungen einzelner Zeiträume. Villemain's Werk erhält eine unmittelbare Fortsetzung in der *Histoire des idées litt. du XIXe s. (1872)* von A. Michiels (geb. *1813*), in E. Géruzez' *La Littérature franç. pendant la révolution (1859)*, einer unbefangenen und eingehenden Würdigung der Litteratur von 1789—1800, und in F. Nettement's (*1803—69*) gründlichen Arbeiten (*Histoire de la litt. sous la Restauration, 1853; Histoire de la litt. franç. sous le Gouvernement, 1855*).

Zur Untersuchung des fremden Einflusses auf das französische Schrifttum in anderen, als den von V. bearbeiteten Zeiträumen, regte wiederum die Akademie (*1842*), auf V.'s Veranlassung an, durch Forderung einer Darlegung der spanischen Einwirkung. Die gekrönte Bearbeitung der Aufgabe durch L. de Puibusque (*1801—63; Histoire comparée des littérat. franç. et espagn., 1843*) löste sie noch entfernt nicht erschöpfend, so wenig wie B. Rathery (*1807 bis 76*) die Spuren italienischer Anregungen in der französischen Litteratur des 15.—17. Jahrhunderts (*Influence de l'Italie sur les lettres franç., 1853*) zu sammeln vermochte.

Der Dürre der Kenntnis und der Nachrichten in den allgemeineren Büchern über einzelne, nicht hervorragend glänzende Zeiträume und Seiten des neuen französischen Schrifttums steuerten daneben manche besondere Werke über dieselben, z. T. in der Art von Ste.-Beuve's Tableau. P. Charpentier (geb. *1797*) ging näher als Ste.-B. auf das 15. Jahrhundert ein (*Tableau hist. de la litt. franç. aux XVe et XVIe s., 1835*). Magnin ergänzte Ste.-B.'s Darlegungen über die dramatische Dichtkunst im 16. Jahrhundert durch Mitteilungen über die italienischen Stegreifspiele in Frankreich (*La comédie ital. en France, 1847*). A. de Blignières (*1825—51*) verbreitete sich über *Amyot* und die Übersetzer des 16. Jahrhunderts (*1851*); A. Chassang (geb. *1807*) über französische und italienische Nachahmungen des lateinischen Dramas im 14. und 15. Jahrhundert (*1852*). H. Rigault (*1821—58*) beleuchtete heller als Villemain den Übergang vom klassischen zum philosophischen Jahrhundert (*Histoire de la querelle des Anciens et Modernes, 1856*), V. Cousin (*1792—1867*) die Anschauungen der höheren Gesellschaft um die Mitte des 17. Jahrhunderts (*La société du XVIIe s., 1858*). Demogeot lehrte erst die Litteratur der ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts (*Tableau de la litt. franç. au XVIIe s., 1859*) und die Ausbildung neuer Geschmacksrichtungen unter dem Einfluss der Philologie u. s. w. genau kennen und würdigen. In Laharpe's Weise

zergliederte nochmals B. Jullien (geb. *1798*) die Dichtungen verschiedener Gattung aus den 15 Jahren des ersten Kaiserreichs (*Histoire de la poésie franç. à l'époque impériale, 1844*). Ch. Nisard (geb. *1808*) berichtet in eingehendster Weise (*Histoire des livres popul., 1854*) über die Colportagelitteratur des 15. und der folgenden Jahrhunderte, nach ihrem Inhalt und Einfluss auf Bildung und Gesinnung des Volkes, über Almanache, Romane, Volksbücher von erbaulicher, belehrender Absicht u. s. w.

Die durch Ste.-Beuve beliebt gewordene Form des Schriftstellerbildes wird häufiger statt der zusammenhängenden Darstellung gewählt um den Geist eines litterarischen Zeitraums oder die Stellung von Schriftstellern im Gebiet ihrer Thätigkeit zu verdeutlichen. So von dem Protestanten M. Sayous (*1808—70*) für die *Ecrivains de la Réformation* (*1842*) und in der Schilderung französischer Schriftstelller in England, Holland, Deutschland und der Schweiz (*La littérature franç. à l'étranger depuis le commencement du XVIIe s.; 1853, La littérature franç.* etc. *au XVIIIe s., 1861*). Von überlegener Schärfe des Umrisses sind die Bilder des, in das Wesen der Litteratur des 18. und 19. Jahrhunderts (*Histoire de la litt. franç. au XVIIIe s., 1853; XIXe s., 1857*) tief eingedrungenen Schweizers A. Vinet (*1797—1847*). H. Lucas (geb. *1807*) behandelte in derselben Form in Kürze das Drama (*Histoire philos. et litt. du théâtre franç., 1843*) seit dem MA. Der zeitliche Zusammenhang fehlt anderen Sammlungen von «*Portraits*». Der Kritiker G. Planche (*1800—57*) berührt fast nur das 19. Jahrhundert (*Portraits litt., 1836*); de Barante (*Mélanges hist. et litt., 1835*) beschäftigt sich mit Prosaikern des 16. und 17. Jahrhunderts; E. Géruzez (*Essais d'hist. litt., 1839*) mit Schriftstellern des MA., besonders aber neuerer Zeit; L. Feugère (*1810—58*) mit Gelehrten, Schriftstellern und Dichterinnen des 16. Jahrhunderts (*Caractères et portraits litt.; Les femmes poëtes au XVIe s.*, gesammelt *1859. 60*). Manche Portraits nehmen die Form des Buches an, wie H. de Morin's *J. J. Rousseau* (*1851*), B. de Laschamps' Bild *Montaigne's* (*1855*). Viele einzelne Bilder führten die Zeitschriften den gebildeten Lesern vor.

Durch Erweiterung und durch Verschmelzung des alten Schriftstellerlebens mit der abschildernden Kennzeichnung traten endlich, noch früher als die *Portraits*, in den 20er Jahren, die ersten geschichtlich beschreibenden und beurteilenden ausführlichen Darstellungen von Leben und Schaffen der bedeutendsten französischen Schriftsteller, gestützt auf Urkunden, auf Nachrichten und Mitteilungen der Zeitgenossen, und auf die eigenen Werke den ausgeführten Leben politisch bedeutender Männer zur Seite. Die Muster für diese Form litterargeschichtlicher Darstellung wurden V. Musset-Pathay's (*1768—1832*) *Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau* (*1821*) und Walckenaer's *Vie et ouvrages de Lafontaine* (*1824*). J. Taschereau (*1801—74*) führte danach unter kritischer Wertung der Quellen das Leben Molière's (*Histoire de la vie et des ouvrages de M., 1828*) und Corneille's (*Histoire de la vie et des ouvrages de C., 1829*) vor. Die Leben der *Me de Sévigné* von A. Aubenas (*1842*), Voltaire's von F. Bungener (*1851*) Corneille's von G. Guizot (*1852*) erläutern den Schriftsteller zugleich durch breitere Schilderung seiner Zeit, nach Villemain's Vorgang.

Von hieraus wendet sich schliesslich die Forschung zur Untersuchung auch kleinster Einzelheiten aus Leben und Thätigkeit hervorragender Schriftsteller. Da deren Bild frei von jedem Fehlzug hergestellt werden soll, wird ein sorgfältig gebauter philologischer Grund nötig befunden. Die Anfänge seines Anbaues fallen in die 30er Jahre. Philologische Beiträge bieten dar für Montaigne F. Payen (geb. *1800*) in Untersuchungen (*1837 ff.*) über sein Leben, über die Ausgaben seiner Werke und diese selbst; Ch. Brunet zu Rabelais (*Les éditions du roman de R., 1852*); A. Lisle zu Corneille (*Théories dram. de C.,*

1852); A. Soleirol zu Molière *(M. et sa troupe, 1858)* u. s. w. Die Zeitschriften für Bibliographie und Geschichte, Gesellschaftsschriften u. dgl. enthalten schon mancherlei derartige philologische Kleinarbeit.

Die Thätigkeit der Herausgeber von Werken der neueren französischen Litteratur wird hauptsächlich durch die Bedürfnisse und Breite der Litteraturforschung bestimmt. Bei den klassischen Schriftstellern wird der herkömmliche Text durch den der Ausgabe letzter Hand oder der ersten Drucke ersetzt. Zuerst durch Lefèvre, der *Montaigne (1818), Pascal (1819), Corneille (1834), Montesquieu (1839),* zugleich mit den älteren Erklärern, veröffentlicht oder veröffentlichen lässt. Nach der Hs. gab. L. Feugère Pascal's *Pensées (1844)* zuerst vollständig heraus; in der bis dahin beobachteten Reihenfolge und mit Erläuterungen E. Havet *(1852)*. Vollständigkeit in der Mitteilung bisheriger Texterklärung ist die Absicht der «*Editiones Variorum*», die Auger mit *Molière (1819),* Esmengart und Johanneau mit *Rabelais (1823),* Aimé-Martin mit *Molière (1826), Boileau (1845), Racine (1854)* eröffnen und Louandre *(Molière 1852, Corneille 1853, Montaigne 1854, Boileau 1855)* fortführt. Mit neuen Erklärungen stattet Ch. Nodier *(1780—1844)* Lafontaine's Fabeln *(1818),* Walckenaer sämtliche Dichtungen Lafontaine's *(1827),* Amar *(1821),* St.-Surin *(1821),* Cl. Daunou *(1761—1840)* Boileau's Werke *(1825)* aus; V. Le Clerc *(1789—1865)* erläutert Montaigne *(1836)*. Eine endgültige Textherstellung mit Hilfe alter Ausgaben und Hss. unternimmt Berriat-St.-Prix bei Boileau *(1830),* M. Marais bei Lafontaine's *Contes et Nouvelles (1858)*. C. Petitot versah seinen Text der Werke Racine's mit den Lesarten der ältesten Drucke und sammelte die von Racine den Alten nachgebildeten Stellen *(1836)*. H. Burgaud des Marets und Rathery vereinfachen die Schreibung der ersten Ausgaben des Romans Rabelais', um ihn lesbarer zu machen *(1857)*. P. Lacroix *(Jacob bibliophile, 1806—84)* fügt dem Gargantua unbekannte Schriften Rabelais' bei *(1841)*.

Seit der Preisaufgabe der Akademie vom Jahre 1826 und Ste.-Beuve's Schrift werden vergessene Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts, seit 1853 auch Dichtungen und Schriftwerke verschiedenster Art des 17. Jahrhunderts in Liebhaberbibliotheken, in z. T. sehr sorgfältigen und erläuternden Ausgaben zugänglich gemacht. Schon 1826 legen J. Desprès und F. Campenon eine Auswahl von Gedichten Cl. Marot's mit Worterklärung vor. J. Promsault *(† 1855)* greift auf *Villon (1832),* Le Roux de Lincy auf die *Cent nouvelles Nouvelles (1841)* zurück. P. Ackermann (geb. *1812)* veröffentlicht die von Ste.-Beuve mehrfach angezogene *Défence de la lang. franç.* Du Bellay's *(1838),* Champollion-Figeac den litterarischen Nachlass Franz I. *(1847)*. Die *Bibliothèque Elzévirienne* bietet von Viollet le Duc Régnier's Satiren *(1853)* von P. Lacroix *Franç. Villon (1854),* von de Montaiglon *(Anciennes poésies franç., 1855 ff.)* sittengeschichtlich und geschichtlich lehrreiche Gedichte vermischten Inhalts des 15. und 16. Jahrhunderts, von d'Héricault *Roger de Collerye (1855),* von P. Mérimée *(1803—70)* d'Aubigné's *Baron de Foeneste (1855),* von Livet (geb. *1828) St. Amand (1855)* und Somaize's *Dictionnaire des Précieuses (1856),* von L. Lacour *B. Despériers (1856),* von A. Alleaume *Th. de Viaud (1856),* von P. Blanchemain *(1815—80)* den vollständigen *Ronsard (1857),* von L. Lalanne (geb. *1815)* d'Aubigné's *Tragiques (1857)* und die *Mémoires* Margarethens von Valois *(1857),* von A. und T. de la Tour *Racan (1857),* von d'Héricault und de Montaiglon *Gringore (1858)* von E. Fournier (geb. *1819) Gaultier-Garguille (1858),* von G. Aventin *(† 1859) Tabarin (1858)*. In der *Bibliothèque Gauloise* fügen A. Michiels *Phil. Desportes (1858),* P. Lacroix de Bergerac's *Histoire comique (1858)* hinzu, die *Société des Bibliophiles* Margarethens von Navarra *Heptaméron* nach einer

gleichzeitigen Hs. und mit Aufklärungen von Le Roux de Lincy. Daneben legt L. Moreau Balzac's Prosaschriften *(1854)*, A. Ubicini und A. Roux Voiture's Werke *(1855; 58)*, L. Paris (geb. *1802)* den von ihm wieder entdeckten *Maucroix (1854)*, E. Fournier Proben der gereimten und Prosalitteratur in fliegenden Blättern seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Revolution *(Variétés hist. et litt., 1853)* vor. Eine Fortbildung des von den Herausgebern für ihren Schriftsteller Geleisteten erfolgte gewöhnlich nicht; es hatte bei ihrer Arbeit sein Bewenden.

Viel beschäftigten das Nachdenken, im Anschluss an Raynouard's vergleichende und provenzalische Grammatik, die sprachgeschichtlichen Fragen und das ältere Französisch, aber nicht fruchtreich. Die Betrachtung näherte sich nur allmählich der gleichzeitigen sprachgeschichtlichen und sprachphilosophischen Forschung in Deutschland und fing nur erst an Früchte zu tragen.

W. v. Schlegels Widerspruch (s. u.) gegen R.'s romanische Einheitssprache wurde fast allgemein geteilt: von V. Le Clerc, A. Poirson, Daunou *(1823)*, Fauriel *(Bibl. de l'Ec. des ch., 1840)*, Guessard (das. *1841*) u. a. Die Entstehung der zerlegenden (analytischen) Form der romanischen Sprachen aus der zusammenfügenden (synthetischen) des Lateinischen wurde jetzt in Wesen und Richtung der neueren Sprachentwickelung begründet gefunden. Nur Ampère, der in seinen vielgerühmten Vorlesungen über die französische Sprache *(Hist. de la formation de la lang. franç., 1841)* bereits von Diez (s. u.) gewonnene Thatsachen verwertet, geht statt von der lateinischen Volkssprache vom Schriftlatein aus und lässt das Romanische aus einem Zustande der Verstümmelung sich mit neuen Mitteln aufbauen.

Die Verschiedenheiten des Französischen vom Italienischen, Spanischen u. s. w. glaubte F. Wey *(1812—82)* aus mundartlicher Abweichung des Lateinischen erklären zu können. Vornehmlich verfolgt er jedoch *(Révolutions du langage en France, 1848)*, nachdem Frémy-Arnould *(Les variations du style franç., 1843)* die Stilwandlungen des 17. Jahrhunderts dargelegt hatte, die Entwickelung des litterarischen Französisch bis zum 17. Jahrhundert und seine zunehmende Ausdrucksfähigkeit. Mit Génin *(S. 73)* lenkt er dabei die Aufmerksamkeit auf die Stellung der französischen Grammatiker des 16. Jahrhunderts zur französischen Schriftsprache, die E. Feugère (H. Stephanus' Schriften, *1850 ff.*), Génin *(Palsgrave, 1852)* in Abdrücken, Livet *(Les grammairiens du XVIe s., 1859)* in Auszügen wieder zugänglich machen.

Nach verschiedenen Seiten hin, anregend und gelehrt, und nach Anschauungen von W. v. Humboldt, F. Becker, J. Grimm und Diez, erörterte auch Du Méril *(Essai philos. sur la formation de la lang. franç., 1852)* die Besonderheiten des Französischen und deren Herausbildung; aber ohne Nachweis der wirklichen Ursachen seiner sprachlichen Eigentümlichkeiten und ohne Vorsicht in der Wortherleitung (z. B. manche in der Art von *cadaver* aus *c*orrod*ata ver*mibus). Zu Entwickelungsgesetzen oder zu gesicherten Ergebnissen im Einzelnen gelangte, trotz hingebenden Fleisses, ebensowenig A. de Chevallet *(1812—58)* in seinem preisgekrönten, äusserst selbständigen Werk über *Origine et formation de la lang. franç. (1853 ff.)*, das über die französischen Wortquellen, über Entstehung der französischen Wortform, über die Veränderung der Laute, Beugung, Bedeutung, Satzverwendung des französischen Wortes sich verbreitet und über die sprachgeschichtlichen Grundbegriffe aufzuklären sucht. Eine damals *(1852)* von Villemain angeregte Übersetzung von Diez' Grammatik (s. u.) kam nicht zu Stande. Auch L. Delatre (geb. *1815)* eröffnet noch erst *(La lang. franç. dans ses rapports avec le sanscrit, 1854)* die grossen wissenschaftlichen Ausblicke, die eine Rückwärtsverfolgung der französischen Sprache bis zum entferntesten Ausgangspunkt ergibt, wenn

er, an der Hand sicherer Führer, das französische Wort mit dem indischen und indogermanischen in Verbindung bringt, nicht aber neue Einblicke in die französische Sprache selbst.

Viel mehr als diese ernstgemeinten Sprachwerke weckten Génin's ziemlich ergebnislose wortgeschichtliche Untersuchungen (*Variations du lang. franç.*, *1845*, *Recréations philol.*, *1856*), durch die lärmende und unterhaltende Art, in der er, in einem verbreiteten Blatte (*Illustration*), seine Ansichten über dunkle Benennungen und Wortverbindungen, über alte und neue Sprache mitteilte, den Sinn für französische Sprachgeschichte, so unsorgfältig er auch altfranzösische Rede auslegte und die Herkunft französischer Wörter ermittelte.

Zu einer beschreibenden Bearbeitung der altfranzösischen Sprache wurde durch Raynouard's provenzalische, Grimms deutsche und v. Orellis altfranzösische Grammatik (s. u.) G. Fallot (*1807—36*) angeregt. Durch seine unvollendet gebliebenen *Recherches sur les formes grammat. de la lang. franç. au XIIe et XIIIe* s. (hrsg. von Ackermann, *1839*) begründete er die altfranzösische Mundartkunde, indem er die mundartlichen Hauptgebiete des Altfranzösischen, das Normannische, Pikardische und Burgundische, aus der Verschiedenheit der Lautbezeichnung, mit Orts- und Zeitangabe versehener altfranzösischer Urkunden kennen lehrte. Drei weitere, aus der ehemaligen staatlichen Gliederung Frankreichs sich ergebende Mundarten, die poitevinische, französische, lothringische, suchte Le Roux de Lincy (*Quatre Livres*, Einl., *1841*) nachzuweisen, mittels noch unzureichenden Urkundenstoffs. Doch zählt er zu den ersten französischen Gelehrten, die einen altfranzösischen Text grammatisch zergliederten. Seiner Darstellung der Beugungsformen der *Quatre Livres* liegt nur die grammatische und etymologische Untersuchung der Strassburger Eide von J. Mourcin (*1815*) voraus, der auch eine «*Grammaire romane*», vor Raynouard, sich vorgenommen hatte. Gleichzeitig erörterte P. Thommerel den Lautzustand der Gesetze Wilhelms in Verbindung mit der Frage nach der Beeinflussung der englischen Sprache durch das Französische der Normannen (*La fusion du franco-normand, 1841*). Später versahen noch Du Méril (a. O.), die Eide, das Eulalia- und Leodegarlied und einen Abschnitt der Gespräche Gregors, Chevallet (a. O.) die ersten beiden Texte und Wilhelms Gesetze mit grammatischer Erklärung.

Auf ein wichtiges Mittel zur Bestimmung der Aussprache des Altfranzösischen wies Génin (*Variations*), nach Diez (*Poesie der Troubadours, 1826, S. 297*), hin: auf die Beobachtung der, in den Reimen als gleichklingend verwendeten Laute. Aber er machte bei Darlegung eines richtigen, in seiner zeitlichen Ausbildung von ihm keineswegs begriffenen Gesetzes der französischen Wortgestaltung, dem der Offensilbigkeit der französischen Sprache, davon Gebrauch völlig nach Laune und vermochte damit sogar, und trotz der bestätigenden Grammatikerangaben, gegen Fallot und Guessard (*Ecole des Chart., 1845*) die altfranzösischen Mundarten zu bestreiten. Übrigens betonte schon er (a. O.) das Bedürfnis nach Errichtung von Lehrstühlen für altfranzösische Sprache und Litteratur. Dass seinen Ansichten E. Renan, noch 10 Jahre später (*Journal des Savants, 1854*), beitreten konnte, ist bezeichnend für die Einsicht in das Altfranzösische zu jener Zeit in Frankreich.

E. Littré's Verdienst ist es, durch seine Beteiligung an der Forschung im Gebiete der altfranzösischen Philologie, durch die Art seiner Arbeiten und durch sein Ansehen, dem oberflächlichen Raten in ihr ein Ziel gesetzt zu haben. Von Génin dafür gewonnen, aber an den derzeitigen deutschen Arbeiten sich bildend, brachte er mit Zeitschriftaufsätzen (seit *1847*) über die alte Sprache, über Entwickelung des Französischen, über die Stellung der Patois zur Litteratursprache und mit Besprechungen von Diez' Etymologischem

Wörterbuch, Burguy's *Grammaire*, Mätzners 52 Liedern (*Journal des Sav., 1855 ff.*), sowie von anderen Ausgaben altfranzösischer Schriftwerke u. dgl., trotzdem er sich noch nicht völlig von nur ahnender Lösung etymologischer und textkritischer Fragen frei erhalten konnte und im Zweifel war, ob, bei der Regellosigkeit des Altfranzösischen, Kritik an altfranzösischen Texten überhaupt geübt werden könnte, in weiteren Kreisen seiner Landsleute zum Bewusstsein, dass wie in jeder Philologie, so auch in der französischen nur kritische Beobachtung des Einzelnen und begründete allgemeine Gesichtspunkte zu richtigen Einsichten zu führen vermöchten. Unter den vielen richtigen Ansichten, zu denen sein treffender Verstand vordrang, befindet sich die von der einartigen (ausnahmslos einen) Entwickelung der lateinischen Laute in der einzelnen romanischen Sprache. Er bereitet den Anschluss der französischen Philologen der folgenden Zeit an die deutsche Schule und die Verfolgung gleicher Ziele der romanischen Philologie in beiden Ländern vor.

Die altfranzösische Wortkunde förderten einzelne Wörtersammlungen und Wortdeutungen in Ausgaben altfranzösischer Schriftwerke, sowie Ausgaben lateinisch-französischer Glossare des MA., des Glossars von *G. Briton* (hrsg. v. Escallier, *1851*) und desjenigen von *Evreux* (hrsg. v. Chassant, *1857*). Ch. Pougens (*Archéologie franç., 1822*) empfahl nur den Wiedergebrauch veralteter, besonders im 15. und 16. Jahrhundert üblich gewesener Wörter.

Die grammatische Bearbeitung der lebenden Sprache liegt noch vornehmlich in der Hand von Schulmännern. Sie verzichtet ziemlich ausnahmslos auf weitere Ergründung des Sprachgebrauchs und auf Begründung früher festgestellter Regeln und Lehren und sammelt und sichtet mit Girault-Duvivier das aufgefundene Regelwerk der Sprache. Th. Laveaux (*† 1827*) wählt dabei (*Difficultés de la lang. franç., 1818*) die Ordnung nach dem ABC. N. Landais (*† 1852*), der auch die neuere Litteratursprache berücksichtigt (*Gram. générale, 1836*) bietet einen mangelhaft geordneten Stoff und einseitige Deutungen sprachlicher Regeln und Erscheinungen. B. Jullien lehrt (*Cours supérieur de gram., 1849*) über rednerischen Ausdruck und über Darstellungskunst und stellt seine zum Teil absonderlichen Ansichten von Rechtschreibung, Worterklärung, Sprachlogik und Stil in Form von Lehrsätzen auf (*Thèses de grammaire, 1855*). N. Bescherelle (*1802—83*) erstrebt, auf eine reiche Beispielsammlung aus den besten Schriftstellern gestützt (*Gram. nationale, 1854*), eine Berichtigung der Regeln. P. Poitevin (*† 1884*) erneuert in seiner, die Satzlehre dürftig abhandelnden *Grammaire générale et historique* (*1856*) alte Irrtümer in sprachgeschichtlichen Auseinandersetzungen. Entscheidungen über Sprachrichtigkeit und Satzbildung, Bestimmungen des Sinnes mehrdeutiger Wörter trifft F. Wey in den durch eine ausführliche Stillehre beschlossenen *Remarques sur la lang. franç.* (*1845*).

Zur Einsicht in die Ursachen eigentümlichen französischen Ausdrucks finden jedoch einzelne Grammatiker den Weg. Sie erläutern sie in der Weise der deutschen Grammatiker Herling und F. Becker, von der psychologischen oder logischen Seite der Rede her. J. Prudhon (*L'adjectif et le substantif, 1827*) erkennt so den Grund für den Wechsel der Stellung des Eigenschaftswortes beim Hauptwort, H. Weil (geb. *1818*) die psychologisch-grammatischen Ursachen der Verschiedenheit französischer, lateinischer, griechischer Wortstellung (*De l'ordre des mots, 1844*), P. Ackermann (*Remarques sur la lang. franç., 1854*) die logische Wurzel verschiedener Eigenheiten der Wortformverwendung und Satzbildung. Nachfolge fanden diese Gelehrten aber nicht. Einzig Diez' Darlegung über den Gebrauch der Verneinungswörter im Französischen und Provenzalischen fand eine Fortbildung durch A. Schweighäuser (*La négation dans les lang. rom., 1852*).

Zur Vervollkommnung des französischen Wörterbuches wurden wieder Schritte gethan, seitdem Ch. Nodier (*† 1844*) wie zuvor V. Monti (s. u.) in Italien, die Unzulänglichkeit der Arbeit der bisherigen französischen Wortforscher (*Examen critique des dict., 1828*) gezeigt hatte. Die in Vorbereitung begriffene 6. Ausgabe des Wörterbuches der Akademie (*1835*), an der Raynouard, Villemain, Ch. de Pastoret, A. Daru, A. de Tracy u. a. beteiligt waren, trug den Ausstellungen durch Aufnahme von gegen 26000 neuen Wörtern, durch Einführung des *ai* für *oi*, Einsetzung des Pluralausgangs *-nts* für *ns*, und Verwendung des Bindestrichs bei adverbialen Verbindungen Rechnung, liess aber andere Forderungen unerfüllt. Ergänzungen, meist Benennungen aus dem Gebiete der Wissenschaften, Künste und Handwerke trugen L. Barré (*Complément du dict. de l'Acad., 1849*) und seine Mitarbeiter zusammen. B. Legoarant (*Nouv. dictionn. critique, 1858*) sammelte Ergänzungen und Berichtigungen zu den anderen grossen Wörterbüchern neuerer Zeit, wie dem von Laveaux (*Nouv. dictionn., 1828*), von Landais (*Dictionn. des dictionn., 1836*) und Bescherelle (*Dictionn. national, 1843*), das die gesprochene Sprache, oder dem von Poitevin (*Dictionn. universel, 1854*), das die akademische und klassische Schriftstellersprache vorführen wollte. Voranstellung der üblichsten Bedeutung, willkürliche Anordnung der selteneren, Wiederholung verkehrter Ableitungen sind auch hier noch unbeseitigte Mängel.

Das Wort in seiner Bedeutungsentwickelung darzustellen, bezeichnete zuerst P. Paris als die eigentliche Aufgabe des Wortforschers in seinem *Essai d'un dictionn. historique* (*1847*), der bei *accessoirement* abbrach, da die Akademie ein gleichartiges Werk in Angriff nahm. Beiträge zu einem geschichtlichen Wörterbuch des Neufranzösischen, aber von ungleichem Werte, sind Génin's Erklärungen französischer Bezeichnungen, Redensarten, sprichwörterlicher Wendungen in den beiden *S. 73* angeführten Werken, sowie sein *Lexique de Molière* (*1846*), dem T. Lorins' *Vocabul. pour les œuvres de Lafontaine* (*1853*) mit Besprechung auffälliger stilistischer Wendungen bei Lafontaine folgte. Ein etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache stellte Roquefort am Ende seines Lebens aus den unverlässlichen Arbeiten früherer Zeit (*Dictionn. étymol. de la lang. franç., 1829*), die Wörter nach Stämmen ordnend, zusammen. F. Noël und J. Charpentier schrieben den Vorgänger in ihrem *Dictionn. étymologique* (*1831*) aus. Cochéris' *Nouv. Dictionn. géographique de la France* (*1856*) ist noch voll etymologischer Thorheiten.

Der Mangelhaftigkeit der Wörterbücher in der Bedeutungsangabe half P. Lafaye (*1809—67*) in einem *Dictionnaire des synonymes* (*1841*) ab, worin das ganze Gebiet neu bestellt wurde. Nach dem Vorgang J. Eberhards und L. Döderleins, stellt er den Oberbegriff, unter dem die Sinnverwandten sich vereinigen, an der Hand gesicherter Herleitungen, ihre Grundbedeutung und ihre Artverschiedenheit fest, oder er verdeutlicht die Begriffsverschiedenheit durch Angabe des Gegensatzes und schlagende Schriftstellen. Auch Ackermann erkannte in der Gegenüberstellung Gegensätze bezeichnender Wörter (*Dictionn. des antonymes, 1841*) ein Mittel zur Verdeutlichung des Wortsinns. Th. Robertson (*Dictionn. idéologique, 1859*) verfolgt denselben Zweck in einer begrifflich geordneten, von der allgemeineren zur Bezeichnung des Einzelnen fortschreitenden Übersicht über den französischen Wortschatz.

Die Untersuchungen über den französischen Vers und Versbau nehmen ihren Ausgangspunkt von Scoppa's Werk, von dem die Akademie (*1815*) einen Teil durch einen Preis ausgezeichnet hatte. J. Quicherat (*1815—82*) fasste, bei äusserlicher Bestimmung des Versrhythmus, den französischen Vers, wie Sc., als Hebungsvers (*Traité de versification franç., 1838*) und gab wertvolle Nachweise zur Geschichte der französischen Silbenlehre, Versbildung,

Reimbehandlung und Strophenfügung. Ackermann (*L'accent appliqué à la théorie de la versification, 1840*) und J. Ducondut (*Essai de rhythmique en franç., 1856*) treten ebenfalls für den Worthochton als Träger der rhythmischen Bewegung im französischen Verse ein. Als Stelle des rhythmischen Nebentons bezeichnet A. die, im rednerischen Vortrag zum Ausdruck der Seelenbewegung allein verwendbaren Stammsilben endbetonter Wörter (*Accent étymologique*), und gewinnt bei Zergliederung der französischen Verse rhythmische Verseinheiten von 2—3 Silben. W. Tenint (*Prosodie de l'Ecole moderne, 1844*) findet dagegen, auf die neuesten Dichter gestützt, den Rhythmus abhängig von der Verwendung von Haupt- und Nebeneinschnitten und lässt letztere hinter jedem selbständigen Satzgliede statthaben. Auf die Frage nach der Entwickelung des französischen Versbaues aus älteren Grundlagen geht Du Méril in der gelehrten Schrift über den *Origine de la versification franç.*, (*1850*) nicht ein.

Mit den altfranzösischen Dichtungen feierten die lebenden Mundarten gleichzeitig ihre Auferstehung. Sie erregten nicht nur die Teilnahme Napoléon's I., der Übertragungen des Gleichnisses vom verlorenen Sohn in alle Mundarten des Reiches anordnete (*1807*) und zu Berichten über sie auffordern liess (*S. 47*), sondern wurden auch von Gelehrten, wie Nodier (*1834*), in ihrem Werte für die Sprachforschung erkannt und erfuhren, nachdem der gascognische Haarkünstler Jansemin (*† 1864*) durch Dichtungen in der Sprache seiner Landschaft den höchsten Ruhm geerntet, wenigstens südfranzösische, seit 1848 eine immer bedeutendere litterarische Pflege. Ein Teil der bei der Regierung eingegangenen Mundartproben wurde 1824 als *Matériaux pour servir à l'hist. des dialectes de la lang. franç.* veröffentlicht, die durch verschiedenartige Beiträge zur Kenntnis einzelner landschaftlicher Spracharten und durch C. de Montbret's Versuch einer Gebietsbestimmung der französischen Sprache erweitert als *Mélanges sur les langues*, 1831 aufs Neue erschienen.

Übersichten über die mundartliche Litteratur entwerfen hiernach C. B. (*Lettre sur les ouvrages écrits en patois, 1839*) für die Zeit bis 1839, G. Brunet (*Notices et extraits de quelques ouvrages écrits en patois, 1840*), der seltene Drucke des 17.—18. Jahrhunderts verzeichnet, P. de Gembloux (*Histoire litt. des patois, 1841*) in Verbindung mit einer, allenthalben die Thatsachen verkehrenden Empfehlung der Mundartforschung. In grösserer Vollständigkeit verzeichneten J. Mary-Lafon (geb. *1812*) die litterarischen Erzeugnisse der südfranzösischen Landschaftssprachen (*Tableau hist. et litt. de la lang. parlée dans le midi de la France, 1842*) und J. Noulet (geb. *1802*) in dem *Essai sur l'histoire litt. des patois du midi de la France*, (*1859*), beide mit Kennzeichnung ihrer Arten und ihres Wesens, ersterer im Anschluss an geschichtliche Betrachtungen.

Die Frage nach dem Ursprung der einzelnen Mundarten, die allerdings nicht mehr als verdorbene Schriftsprachen aufgefasst werden, werfen in dem richtigen Gefühl des Mangels an brauchbaren Beweismitteln für die eine oder andere Möglichkeit nur wenige auf. Fallot (*Recherches sur les patois de Franche-Comté, 1828*) war jedoch, wie es scheint, schon auf einem richtigen Wege, als er den Sprachen zwischen Jura und Vogesen eine besondere Art alter römischer Volkssprache zu Grunde legte. Sehr weit traf dagegen vom Ziel, A. Granier de Cassagnac (geb. *1808*), wenn er (*Antiquité des patois, 1859*) die französischen Mundarten als vor dem Lateinischen in Gallien vorhanden mit spitzfindigen Gründen nachweisen wollte.

Verdient machten sich um die französische Mundartforschung die zahlreichen Sammler des mundartlichen Wortschatzes, der mit der zunehmenden Schulbildung dem Untergang entgegensieht. Die gelehrten Beigaben, mit denen einzelne ihre Wörterbücher versehen, enthalten selten etwas brauchbares. Für die meisten ist Hécart's Buch das Muster. Wegen ihres Reichtums an

Wörtern, oder wegen genauer Bedeutungsangabe und um anderer Vorzüge willen (Bemerkungen zur Aussprache, Beugungsweise veränderlicher Redeteile, litterarische Nachweise, Proben u. s. w.) verdienen hier Erwähnung H. Jaubert's (geb. *1798*) *Vocab. du Berry (1838)* und *Glossaire du Centre (1855)*; F. Avril's *Dictionn. prov.-franç. (1839)* mit Sprachlehre versehen; E. Garcin's *Nouv. dictionn. prov.-franç. (1841)*; das Wörterbuch von Gary *(Dictionn. pat.-franç., 1845)* für Tarn; J. Honorat's grosse Arbeit für Languedoc *(Dictionn. prov.-franç., 1846)*; die normannischen Wörterbücher von Du Méril *(Dictionn. du pat. norm., 1849)*, der seine Sammlungen für die Sprachgeschichte zu verwerten sucht, von E. Decorde *(Dictionn. du pat. de Bray, 1852)*, von L. Dubois *(Gloss. du pat. norm., 1856)*; die Sammlung für Castres in Südfrankreich von P. Couzinie *(Dictionn. de la lang. rom.-Castraise, 1850)*; Tarbé's *Recherches sur l'hist. du pat. de Champagne (1851)*, J. Humbert's *Nouv. gloss. genevois (1852)*, J. Corblet's *Gloss. du patois picard (1853)*, P. Legrand's *Dictionn. du pat. de Lille (1853)*, Jaclot's kleines *Vocab. pat. du pays messin (1854)*, Th. Mignard's *Histoire de l'idiome bourguignon, (1856)*, R. de Monteson's *Vocab. des mots usités dans la Haute-Maine (1857)*, R. Monnier's Wörterbuch der gemeinen Sprache zwischen Jura und Vogesen *(Vocab. de la lang. de Séquanie, 1857)*. Zu den ältesten Versuchen in der Mundartsprachlehre, alle noch sehr bruchstückhaft gehalten, gehört V. Lespy's (geb. *1817*) *Grammaire béarnaise (1858*, verbessert *1880)*.

Eigentümlichkeiten der Aussprache und Formbildung in der niederen Rede von Paris beschrieb zuerst E. Agnel *(Langage rustique des environs de Paris, 1855)*. Seit der berüchtigte Gauner und Gehilfe der Pariser Sicherheitsbehörde E. Vidocq Eröffnungen über eine französische Spitzbubensprache *(1837)* gemacht und andere, auf Einverständnis beruhende Geheimsprachen (Rotwelsch) und die scherzhaften Ausdrucksweisen der niederen Bildungskreise und ähnliche unedle Benennungen anderer *(Argot)* in die Romanlitteratur Eingang fanden, bemächtigte sich die Wortforschung auch dieser Sprachart. F. Michel *(Dictionn. de l'Argot, 1856)* erörterte sie nach der geschichtlichen Seite, L. Larchey (geb. *1831)* veranstaltete später eine neue, reichliche Sammlung solcher Wörter *(Excentricités du langage, 1860)*.

Auf Volksdichtung und Volksbrauch lastet noch die herkömmliche Geringschätzung. Die Begeisterung für das durch Fauriel bekannt gewordene neugriechische Volkslied *(1824)* übertrug sich nicht auf das eigene Land. Eine von Fortoul in den 30er Jahren geplante Sammlung französischer Volkslieder blieb unausgeführt. Nur in der Normandie wirkte das Beispiel Englands und Deutschlands. Aus dem Gebiet von Bayeux machten dort F. Pluquet *Contes pop., préjugés, proverbes* u. dgl. *(1834)*, aus dem von Argentan J. Chrétien *Usages, préjugés, proverbes* u. s. w. *(1835)* bekannt, und E. de Beaurepaire suchte später für normannische Volksdichtung *(La poésie popul. en Normandie, 1856)* das Verständnis zu erschliessen.

Was Le Roux de Lincy als Volkslied des 15. Jahrhunderts bezeichnete *(Chants hist. et pop. du temps de Charles VII, 1857)* hat nur zu geringem Teil Anspruch auf den Namen. Sein *Livre de légendes (1836)* und Mlle. A. Bosquet's *Normandie romanesque (1845)* beziehen sich auf religiösen, geschichtlichen und naturgeschichtlichen Wunderglauben des MA. P. Lacroix *(Curiosités de l'hist. des croyances pop., 1859)* behandelt weit verbreiteten Hexen- und Aberglauben.

Selbst dem, auch in der gebildeten Rede geduldeten Sprichwort nähern sich die Sammler zögernd. De la Mesangère *(Dictionn. des proverbes, 1823)* u. a. ordneten das bekannte. Allerdings fügte Le Roux de Lincy *(Livre des proverbes, 1842; 1859)* Belege aus mittelalterlichen und späteren Texten,

Erklärungen und altfranzösische Sprichwortbücher hinzu; aber nur A. de Soland (*Proverbes et dictons de l'Anjou, 1858*) entnimmt (gereimte) Sprichwörter dem Volksmund, im Süden sammelt J. Duval (*Proverbes du Rouergue, 1845*).

Volksbrauch im Süden (Départ. Tarn) scheint nur A. Clausade (*Usages locaux, 1843*) aufgezeichnet zu haben. A. de Nore (*† 1862; Coutumes, mythes et traditions des provinces de France, 1846*) sammelte aus Büchern und auf Reisen.

Die Arbeit der französischen Gelehrten auf dem Gebiete anderer romanischer Sprachen und Litteraturen hält sich in engen Grenzen und betrifft nur das italienische und spanische Schrifttum. Die Sprachen zogen nur Raynouard und Fauriel in Betracht. Die Vorträge über fremde Litteraturen setzten zwar manchen in den Stand, über litterarische Tagesfragen den Gebildeten in anregender Weise Aufschlüsse zu geben, gewannen aber nur wenige Schüler Fauriel's und Villemain's für die Forschung. P. Charpentier's *Histoire litt. du moyen âge (1833)* erreichte Sismondi's Ausführlicheit bei weitem nicht.

Gründlich erörterte dagegen Fauriel (*Dante et les origines de la lang. et de la litt. ital., 1854;* Theile *1834 ff.*) die Entstehung der italienischen Sprache und die Anfänge der italienischen Litteratur; er zeigte die Unabhängigkeit der ersteren vom Provenzalischen, verfolgte ihre Ausbildung und die der italienischen Dichtung bis auf Dante, und schilderte als Geschichtsschreiber Dante's Art und sein Werk. Sein Schüler A. Ozanam (*1813—53*) drang in das religiöse Gemütsleben Dante's (*Dante et la philosophie cathol., 1839*) ein und erschloss auf einer von der französischen Verwaltung unterstützten wissenschaftlichen Reise, neue Quellen für das Verständnis Dante's in den religiösen Dichtern des 13. Jahrhunderts, Dino Compagni u. a. (*Documents pour servir à l'hist. litt. de l'Italie, 1850; Poëtes franciscans, 1852*). Villemain's Schüler Colomb de Batines (*1812—55*) ermöglichte eine geordnete Beschäftigung mit Dante und seinen Werken durch eine ebenso vollständige wie genaue Übersicht über die gesamte hssliche und gedruckte Dantelitteratur (*Bibliografia Dantesca, 1846*). Über die Zeit der Anfänge des italienischen Schrifttums geht nur Chasles mit einem Bild von Petrarca (*1834*) und Marini (*1845*) und Planche mit einer Schilderung Petrarca's (*1847*) hinaus. In den z. Z. über Dante's Glaubenstreue lebhaft geführten Streit griffen E. Aroux (*Dante hérétique, 1853; L'hérésie de Dante, 1857*) sowie F. Boissard (*Dante révolutionnaire, 1854*) mit wunderlichen Gegenbeweisen ein. Über dieselben Gegenstände verhandelten die Vertreter der Litteraturgeschichte in der *Revue des deux mondes*) Delécluze (*1834*), Ampère (*1839. 53.*), Ch. Labitte (*1842*), E. Renan (*1855*); Labitte (*1840. 41*) und R. Taillandier (*1817—79*) besprachen (*1856*) die Danteschriften und Übersetzungen des 19. Jahrhunderts von Rivarol bis Lamenais. Erst Aroux hatte eine Bearbeitung der Commedia in Alexandrinern (*1842*), L. Ratisbonne (*1855*) eine, von der Akademie gekrönte, in Terzinen durchgeführt. S. Rhéal übersetzte zuerst Dante's Prosaschriften und Gedichte (*1852*). Die Sonette Petrarca's übertrug G. Leonce (*1816*), die *Trionfi* L. de Grammont (*1842*), Tasso's Jerusalem H. Taunoy (*1843*). Als Sammler corsischer Volkslieder trat nach Tommaseo (s. u.) A. Fée (*Voceri 1850*) auf.

Beziehungen der französischen zur spanischen Dichtung waren es, die zu vereinzelter Beschäftigung mit dieser, mit Drama, Romanze und Roman der Spanier veranlassten. Weder der von A. Hugo veranstaltete *Romancéro* (*1821*), noch die von B. Depping (*1784—1853*) in London (*1826*) herausgegebenen Romanzen (s. u.), noch seines Freundes, des spanischen Dichters J. Maury (*† 1845*), Übersetzungen spanischer Dichtungen seit dem 16. Jahrhundert (*Espagne poétique, 1826*), noch die grosse, in Paris von Baudry und dem Spanier E. de Ochoa (*1812—74*) veröffentlichte *Coleccion de autores*

españ., 1838 ff., (60 Bde.) hatten der spanischen Litteratur Freunde dort verschafft. Letztere wurde O. selbst jedoch Veranlassung die spanischen Hss. der Pariser Bibliothek *(1844)* aufzuzeichnen.

L. Viardot *(1833)*, Fauriel *(1839)*, L. de Viel-Castel *(1840; 41)* Magnin *(1843)* haben die französische Bühne des 17. mit der spanischen des 16. und 17. Jahrhunderts verglichen, und Chasles *(Etude sur l'Espagne, 1847)* aus Anlass der Preisfrage vom Jahre 1842 *(S. 69)* die bekanntesten spanischen Schauspieldichter eingehender gewürdigt. G. de Lavigne, übersetzte die *Celestina (1840 ff.)*. Erst das Rolandslied drängte zur Kenntnisnahme der Romanze, zur Vergleichung des französischen Epos mit dem spanischen Heldenlied. R. Saint-Hilaire besprach den Ursprung der spanischen Sprache und Romanze *(1838)*, Magnin den Zusammenhang zwischen dem spanischen Rittertum und der Romanzendichtung *(1847)*. Zuvor hatte Michel die von Ochoa entdeckte, vom Cid handelnde Reimchronik *(Cronica rimada, 1846)* zu Wien in einzelnen Teilen erscheinen lassen. D. Hinard (geb. *1805*) übertrug geschichtliche Ritter- und Maurenromanzen *(Romancéro gén. de l'Espagne, 1847)* und das *Poema del Cid* in Prosa *(1848)*. Später gab H. das Cidgedicht mit litterargeschichtlicher Untersuchung und kritischen Anmerkungen und Wörterbuch versehen *(1858)* neu heraus, wonach E. Baret (geb. *1816*) es mit dem Rolandslied verglich *(Le Poéme du Cid, 1858)*. Mit Chasles' Schilderung des A. Perez *(1840)*, Baret's Untersuchung der Amadisfrage und Abweisung des portugiesischen Ursprungs der Amadisromane *(Les rédactions de l'Amadis, 1853)* und mit Puibusque's Kennzeichnung von Leben und Werken *Don Juan Manuel's*, verbunden mit Übersetzung des *Conte Lucanor (1854)*, ist die Aufzählung einigermassen nennenswerter französischer Bemühungen um das hispanische Schrifttum erschöpft.

1. Über Fauriel schrieb: Ste.-Beuve, Rev. d. d. mond. 1845. — 2. Über Raynouard: Labitte, das. 1857. — 3. Eine Liste der Herausgeber und ihrer Ausgaben bei Godefroy, Hist. de la litt. franç., X 533 ff.; für die Jahre 1803—34 bei Strobel, in Rev. Germanique, 1835, beide nicht vollständig. — 4. Über Ste.-Beuve: J. Levallois, Ste.-Beuve, 1872. — 5. Von der Thätigkeit auf dem Gebiet der französischen Grammatik berichtet Laubert, Übersicht der Forschungen auf dem Gebiete der franz. Phil., 1874. — 6. Über Littré handelt: Ste.-Beuve, Notice sur Littré, 1863; G. Paris in Rev. de France, 1871.

B. BELGIEN UND HOLLAND.

Belgien unterliegt dem doppelten Einflusse der beiden grossen Nachbarländer im Westen und Osten auch in der romanischen Philologie, an der es sich im zweiten Drittel des Jahrhunderts zu beteiligen beginnt. Frankreich wird massgebend besonders für die Gegenstände der Beschäftigung der belgischen Gelehrten im Gebiete romanischer Philologie, deutsche, in Belgien lebende Gelehrte, wie F. Mone, Hoffmann von Fallersleben F. Liebrecht, A. Scheler, für die Behandlungsweise. Eine 1816 vom Staate begründete Gesellschaft für vaterländische Geschichte nimmt die Herausgabe auch altfranzösischer Chroniken und Sagendichtungen in die Hand. Die grosse Reimchronik des *Ph. Mousket* veröffentlichte F. de Reiffenberg *(1795—1850)*, ausgestattet mit geschichtlichen, litterarischen und Worterklärungen und vielen, damals *(1836)* äusserst wertvollen Nachweisen zur altfranzösischen Ependichtung. Die Kreuzzugsdichtung vom *Chevalier au Cygne* gab R. 1846, Gautier's von Tournai *Roman de Gilles de Chin* 1847 heraus. Die *Chroniques de Flandre (1856* hrsg. von J. de Smet) u. a. folgten. Auch eine Société des Bibliophiles zu Mons nahm sich der altfranzösichen Texte an, z. B. des *Tournoi de Chauvenci* in H. Delmotte's Abschrift *(1835)*. Einen wichtigen Fund machte

F. Willems durch Entdeckung des ältesten französischen Litteraturwerks, der Eulaliasequenz in Valenciennes, die er (*Elnonensia, 1837*) mit Hoffmann von Fallersleben bekannt machte.

Zum *Chevalier au Cygne* fügte E. Gachet (*1809—57*) ein *Glossaire roman* (*1859*), das zuerst die altfranzösische Wortbedeutung durch Stellensammlung zu ermitteln und Herleitungen altfranzösischer Wörter bei Diez (s. u.) zu begründen oder zu widerlegen unternahm. Ein rom.-latein. Glossar von *Lille* (15. Jahrhundert) teilte G. 1846 mit. Über die französische Dichtung in Belgien seit dem MA. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts gab A. van Hasselt (*1805—74*), den ersten, noch unzureichenden Überblick (*Histoire de la poésie franç., 1837*), auf Grund von Drucken und Hss. mit kennzeichnenden Proben. Gründliche Nachforschungen über den Einfluss Shakespeare's auf das französische Drama von Voltaire bis zur neuesten Zeit stellte A. Lacroix (*Influence de Shakespeare, 1854*) an. Die belgische Volkskunde leitet B. Schayes' *Essai sur les usages des Belges* (*1834*) ein. Von der Bearbeitung der belgischen Mundarten in altem Stile, wie sie L. Remacle (*Dictionn. wallon-franç., 1823*) noch darstellt, erhebt sich zur kritischen etymologischen Forschung bereits Ch. Grandgagnage (*1812—78*) im *Dictionn. de la langue wall.* (*1845 ff.*), das alle derzeitigen französischen Mundartwörterbücher in Schatten stellt.

Die französische Litteratur des MA. bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts kennzeichnete früher, als es in Frankreich geschah, A. Baron (*Histoire abrég. de la litt. franç., 1841*) wie van Hasselt unter Mitteilung von Proben.

Zwei namhafte Förderer der Kenntnis des spanischen und altfranzösischen Schrifttums besass Holland in dem Arabisten A. Dozy (*1820—83*), der das Gedicht vom Cid sorgsamer geschichtlich-kritischer Prüfung unterzog (*Recherches sur l'hist. poét. et litt. de l'Espagne, 1849*) und in A. Jonkbloet (geb. *1817*), dem (*Guillaume d'Orange, 1854*) Beiträge zur Kunde der französischen Heldendichtung zu verdanken sind.

C. ITALIEN.

Die Fremdherrschaft, die Italien drückte, die staatlichen Wirren, die es teilten, lenkten die einheimische gelehrte Forschung zwar nicht von seiner bewunderten litterarischen Vergangenheit und Sprache ab, hemmten sie aber in der Ausbildung neuer Gesichtspunkte und in der willigen Annahme solcher, die in der Fremde befolgt wurden. Italiens Stellung zum österreichischen Staate kam der italienischen Philologie nicht zu Gute. Frankreich bot den Prosaschriftstellern, das ältere italienische Schrifttum den Dichtern die Stilmuster dar. Die deutsche Romantik erschloss nur das Verständnis für die Volkslitteratur in Italien. Obgleich von Einzelnen, wie dem berühmten J. Mezzofanti (*† 1849*) staunenerregende Sprachkenntnisse erworben wurden, wurde Sprachforschung z. Z. in Italien kaum geübt. Die Cruscaakademie, die 1830 einige auf die Entwickelung der italienischen Sprache bezügliche Fragen ausschrieb, zeigt, wenn sie die Gründe darzulegen verlangt, weshalb das Italienische, obwohl die der lateinischen Mutter ähnlichste Tochter und am frühesten unter den romanischen Sprachen zur Reife gelangt, nicht den Vorzug im Verkehr der europäischen Völker erhalten hatte, schon in ihrer Fragestellung, dass sie hinter der sprachgeschichtlichen Einsicht der Zeit zurückgeblieben war. Die Bearbeiter der Litteraturgeschichte stellen sich meist entweder die Aufgaben des Erziehers oder des schöngeistigen Kritikers.

Die litteraturgeschichtliche Arbeit schliesst an Tiraboschi und an Ginguené (*1828* ins Italienische übersetzt) an. A. Lombardi ergänzte T. durch eine inhaltreiche *Storia della lett. ital. nel sec. XVIII°* (*1807*), mit derselben Gliede-

rung des Stoffes, nur dass auch die archäologische Schriftstellerei hinzugezogen wird. C. Ugoni hatte sich für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts (*Letteratura ital. nella seconda metà del sec. XVIII°, 1820*) mit genauer Kennzeichnung von neunzehn hervorragenden Schriftstellern genügen lassen und ebenso bot A. Levati nur eine Sammlung von Schriftstellerbildern in seiner *Storia della lett. ital. ne' primi 25 anni del sec. XIX° (1831)* dar. Die gleichzeitigen und jüngeren Gesamtdarstellungen der italienischen Litteratur bewegen sich in Tiraboschi's italienischem Schriftstellerkreis und wollen nur das Hervorragendste weiteren Kreisen bekannt machen. So G. Maffei's (*† 1859*) *Storia della lett. ital.*, (*1825*) und C. Cantù's (geb. *1807*), seinem Geschichtswerk entnommene Würdigung der italienischen Litteratur (*Storia della lett. ital. (1851)*. B. Cereseto (*Storia della poesia, 1857*) sucht bei biographischer Behandlung auf Entwickelung des litterarischen Urteils hinzuwirken. Erst P. Emiliani-Giudici (*1812—72*) nimmt in seiner Betrachtung der, in sich selbständigen mittelalterlichen und der nachahmenden neueren Litteratur Italiens (*Storia delle lettere, 1841*), sowie des Zusammenhangs zwischen Zeitbildung und Schrifttum den geschichtlichen Standpunkt ein und beurteilt die litterarischen Leistungen in *razione de' tempi che le produssero*.

Nur auf einzelnen Litteraturgebieten fehlt die eindringendere Forschung nicht. Über vorbereitende Arbeit kommt sie jedoch noch nicht hinaus. Die Stellung des italienischen Epos zur Romantik erklärt es, wenn sie bei ihm einsetzt. Die italienische Ependichtung seit 1491 zu überblicken ermöglichte G. Ferrario in einer *Storia e analisi degli antichi romanzi di cavalleria (1828)*, die Bücherverzeichnis und Inhaltsangabe mit Beschreibung des Ritterwesens, der Liebeshöfe, der Altertümer des Rittertums u. s. w. vereinigt. G. Melzi (*† 1852*) vervollständigte F.'s Verzeichnisse (*Bibliografia dei romanzi cavallereschi, 1838*). Noch unverwertet blieb der nachgewiesene Stoff in Cereseto's *Epopea in Italia (1853)*. Die Kunde von der italienischen Novelle bereicherte B. Gamba (*1780—1841*) durch eine *Delle novelle ital. bibliografia (1833)*, die der Drucke italienischer Litteraturwerke durch eine *Serie delle edizioni di testi di lingua (1828)*. Den Einfluss der mittelalterlichen Klassiker Italiens auf die spätere Dichtung beleuchtet zuerst G. Perticari (*† 1822*) in der Schrift *Degli scrittori del Trecento (1826)*. T. Salfi's *Saggio storico della commedia ital. (1829)* hält sich im Kreise des Bekannten.

Im Mittelpunkt der Forschung steht Dante, die blendende Sonne der italienischen Litteratur, der sich der Betrachter nur noch mit verzückter Bewunderung nähert, und für die eine zu anderen Dingen ausreichende Sehschärfe nicht mehr zu genügen scheint. Die Herrschaft kirchlich-philosophischer Anschauungen in den Schulen befestigt die Überzeugung, dass Dante nur dem inneren Schauen in seinen Tiefen und Geheimnissen sich aufschlösse, dass die verschiedene Spiegelung seiner Dichtung im Geiste des Betrachters durch ihren unerschöpfbaren Inhalt bewirkt werde und jede Auffassung darin ihre Berechtigung finde. Eine endlose, Dante's Lobpreis gewidmete Litteratur erhält ihr gelehrtes Gegenstück in zahllosen erklärenden und erläuternden Schriften, die alles in Dante suchen und alles in ihm finden. Das grösste Aufsehen erregte und den Erklärungseifer entfesselte die sog. politische Auslegung der Commedia, die die politisch erregte Zeit auf die Spitze trieb. Nachdem G. Dionisi (*S. 51*) in den drei Tieren des ersten Gesanges eine Versinnbildlichung politischer Zustände der Zeit des Dichters vermutet hatte, fand G. Marchetti (*† 1851*) das politische Glaubensbekenntnis und den Parteihass Dante's an vielen anderen Stellen seiner Werke ausgesprochen (*Della prima e principale allegoria, 1819*). C. Troya (*† 1858*) schloss sich der neuen Auffassung der Commedia als einem, politische Anschauungen zur

Geltung bringenden Gedicht an (*Il veltro allegorico, 1820*). Ugo Foscolo (*1777—1827*) erkennt in Dante bereits einen Vorläufer der Reformatoren (*Discorso sul testo della Com., 1825*). Der verschwörungssüchtige Dichter G. Rossetti (*1783—1854*) stempelt schliesslich Dante's Dichtungen zu Werken eines kaiserlich gesinnten Geheimbündlers, die Aufschlüsse enthielten über die Anfänge des Protestantismus und zur Verständigung der Mitglieder einer kirchlich-politischen Umsturzverbrüderung des MA. über Meinungen und Unternehmungen gedient hätten (*Sistema allegorico della D. C., 1826; Dello spirito antipapale, 1832; Il mistero dell'amor platonico, 1840; La Beatrice, 1842*), die die Fortsetzung der Pläne verschwörerischer Bünde im Altertum und frühen Mittelalter bildeten. Die verdutzenden Lehren R.'s, marktschreierisch verbreitet, fanden Beifall. Die Einbildungskraft leistete Wunderdinge in ähnlich willkürlicher Auslegung der Worte Dante's. Der Widerspruch verfiel öfters ebenfalls gezwungener Deutung. P. Fraticelli (*1837*), C. Balbo (*1839*), F. Torricelli (*1842*), G. Picci (*1843*), M. Ponta (*1845*), S. Minich (*1854*), F. Gregoretti (*1856*) u. a., die sich der politischen Auffassung zuneigen, haben keinen festeren Standpunkt bei ihrer Auslegung. Die Gegner, die sich für die alte religiös-moralische Auffassung, wenn auch ohne Einhelligkeit in den einzelnen Punkten, entscheiden, M. Parenti (*1844*), G. Giuliani (*1852*), V. Borghini (*1855*), D. Buongiovanni (*1858*) u. a.[1] bestimmen noch immer die Grenze nicht, wo wörtlicher und bildlicher Sinn besteht und wo sich beide ausschliessen, und fühlen Dante's Absichten mehr als sie sie erweisen.

Die geschichtliche Erläuterung der Commedia machte durch F. Mattiuzzi (*1827*) und C. Troya (*1857*) keine erheblichen Fortschritte mehr. Die erklärenden Ausgaben stehen, wenn sie nicht nur die stilistische Seite nach Anleitung von A. Cesari's *Bellezze di Dante* (*1824*) in Betracht ziehen, oder blose Prosaumschreibungen des Textes bieten, wie die G. Rossetti's (*1826*), C. Selmi's (*1844*) u. a., oder ältere Erklärungen auswählend wiederholen, wie die Fraticelli's (*1837*), F. Gregoretti's (*1856*) u. a., unter dem Einflusse der neuen Ausleger. G. Biagioli (*† 1830*) verlässt sich noch in seiner oft gedruckten Ausgabe (seit *1818*) auf eigenes Verständnis und auf seinen durch Alfieri gebildeten Geschmack. P. Costa (*1771—1836*) legte Marchetti's Auffassung zu Grunde (*1819*). B. Bianchi vereinte diese später mit der religiösen (*1854*). N. Tommaseo (*1804—74*) zeigt seine Selbständigkeit im Nachweis zahlreicher gleichlautender Stellen bei lateinischen Dichtern (*1837*). L. Martini (*1840*) will Dante's Philosophie aufhellend, zugleich in der Philosophie unterweisen, u. s. w. Für die Erklärung werden im Streit der Meinungen nun aber auch die alten Ausleger des 14. Jahrhunderts zu Hülfe gerufen. A. Torri beginnt mit der Herausgabe des *Ottimo commento* (*1827*); es folgten A. Salvini mit Boccaccio's Auslegung (*1831*), G. Zaccheroni mit G. Bargigi (*1839*), Lord Vernon mit Peter (*1846*) und Jakob Dante, (*1848*), G. Tamburini mit Benvenuto von Imola (*1855*), C. Giannini mit Fr. da Buti (*1858*) u. s. w.

Den Text entnehmen die Herausgeber gewöhnlich geschätzten Drucken älterer Zeit. Einzelne ziehen auch, wie schon früher, zugängliche, für wertvoll gehaltene Hss. zu Rate. So der Erneurer der Lombardischen Ausgabe, M. de Romanis (*1820*), die von mehreren (G. Maffei u. a.) bearbeitete, mit den wertvollsten Erläuterungsschriften älterer Danteforscher versehene Paduaner Ausgabe (*1822*), die Fraticelli's (*1837*), F. Becchi's (*1837*), P. Sorio's (*1847*), N. Tommaseo's (*1854*) u. a. Die Schriften zur Kritik des Textes der Commedia entbehren danach noch immer einer gesicherten Grundlage und bringen neben angemessenen Änderungsvorschlägen gewöhnlich nur Entscheidungen des persönlichen Geschmacks. Eine kritische Beschäftigung

mit dem Texte bahnte jedoch U. Foscolo (a. O., *1825*), an, indem er klar machte, dass alle Ausgaben und Hss. von der Urschrift der Dichtung sich entfernten, und ihrer Wiederherstellung, wie der richtigen Auslegung, die grössten Schwierigkeiten entgegenstünden, die er selbst allerdings nicht zu beseitigen wusste. Die Ratlosigkeit der Textbearbeiter bei der grossen Zahl von Hss. und der Zweifelhaftigkeit ihres Wertes veranschaulicht A. Sicca mit einer *Rivista delle varie lezioni* (*1832*), die tausende von Abweichungen der Lesart in Hss. und Drucken nachweisen. Einige Gelehrte fahren fort aus einzelnen Hss. die abweichende Lesart bekannt zu machen, z. B. A. Lorini (Hss. von Cortona, *1857*) u. a.[2]. Nur V. Nannucci (*1787—1857*) prüfte Dante's Sprachformen und nahm die, angeblich dem Reim zu Liebe gebildeten *Voci usate da D. a cagione della rima* (*1857*) in Schutz.

Die philologische Bearbeitung der übrigen Werke Dante's in Ausgaben oder Erläuterungsschriften, der Gedichte durch F. Arrivabene (*1823*) und G. Trivulzio (*1826*), des *Convito* durch F. Scolari (*1827*), der *Vita nuova* durch Torri (*1843*), und der sämtlichen kleineren Werke nebst den lateinischen Schriften durch Fraticelli hat ebenfalls nur geringe Fortschritte gemacht.

Das Leben Dante's schildern aufs Neue, nach allen zugänglichen Quellen, mit verschiedener kritischer Vorsicht U. Foscolo (*Dante e il suo secolo, 1825*), F. Arrivabene (*Il secolo di D., 1828*), am besten C. Balbo (*1789—1853*) in der ausführlichen *Vita di Dante* (*1839*), und M. Missirini (*Vita di D., 1844*). Die Stellung Dante's zu irgend welchen Fragen der Zeitgeschichte, zu Theologie und Wissenschaft erörtern in zahlreichen Schriften und Schriftchen[3] oft kaum dazu berufene Freunde seiner Werke, die die Litteratur über Dante nach und nach zu einer mächtigen, von wenigen Schriftstellern des Altertums erreichten philologischen Bibliothek heranwachsen liessen.

Ähnliche Sorge, nur in geringerem Umfange wird Petrarca zugewendet. A. Marsand (*1765—1842*), verdient durch eine Zusammenstellung der Litteratur zu Petrarca (*Biblioteca Petrarchesca, 1826*), geht bei seiner Ausgabe der Gedichte (*1819*) auf die ersten Drucke zurück. Die anderen Herausgeber verharren bei den jüngsten. Die Erläuterung ist auch hier, z. B. bei Biagioli (*1821*) und G. Leopardi (*1826*) schöngeistig und umschreibend, oder besteht in einer Auswahl der Erklärungen seit Castelvetro, wie bei L. Carrer (*1827*) und C. Albertini (*1832*). In zeitliche Ordnung hatte A. Meneghelli die Gedichte zu bringen versucht (*1812*). Die Briefe des Dichters veröffentlichte und übersetzte zuerst G. Fracassetti (*1858*) nach den Hss. Neue Aufschlüsse über sein Leben gewann nur A. Levati (Viaggi di P., *1820*). Manche weitere Schriften zu P. verzeichnet Ferrazzi (s. Anm. 4).

Unbekannte oder vergessene Schriftwerke aus Dante's Zeitalter wieder ans Licht zu ziehen, machte die eifrige Danteforschung zur Notwendigkeit. D. Valeriani unterliess nicht, seiner Sammlung zugänglicher Lyriker des 13. Jahrhunderts Ungedrucktes aus Hss. beizufügen (*Poeti del primo secolo, 1816*). V. Nannucci folgte mit einem vielgebrauchten, später auch mit sprachlichen Bemerkungen versehenen *Manuale della letteratura ital.* (*1837*), das vordantische Dichtung und Prosa in Proben aus Drucken und Hss. vorführt, O. Trucchi mit einer weiteren Auslese altitalienischer Lyrik (*Poesie inedite, 1846*). Überdies veranlasste die sprachgeschichtliche Bedeutung alter Mundarttexte den, der deutschen Sprachforschung wohlgeneigten B. Biondelli (geb. *1804*) einige altnorditalienische lehrhafte Dichtungen, von Bersegape, Bonvesin u. a. (*Poesie lombarde, 1856*) mitzuteilen. Seinem Verlangen nach einer geschichtlichen italienischen Sprachlehre, in der Art der deutschen Grammatik J. Grimms

vermochte die Forschung freilich bis heute noch nicht vollständig bei bedeutend vermehrtem Stoff zu entsprechen.

Die geschichtliche Betrachtung der Sprache war z. Z. Italien noch ziemlich fremd, ihre Bearbeitung war darum aber nicht weniger vielseitig. Für die Sammler des italienischen Wortschatzes hörte die ältere Litteratur auf, die einzige Quelle zu bilden. Den engherzigen Florentinismus der Crusca und ihres letzten Bearbeiters Cesari *(S. 52)* bekämpfte erfolgreich mit überlegener Sachkenntnis und vernichtendem Spott, im Verein mit Perticari, der Dichter V. Monti *(1754—1826)* in der bändereichen *Proposta di alcune correzioni, (1817)*, worin zugleich der Beweis angetreten wird, dass die italienische Sprache stets eine Buchsprache gewesen sei, zu der viele italienische Mundarten neben der von Florenz beigesteuert hätten. Die Gegenschriften verhinderten nicht, dass P. Costa das Cruscawörterbuch in dem *Dizionario della lingua ital.* (Bologna, *1819)* durchgreifend umgestaltete, aus allen Zeiten ergänzte und berichtigte. A. Parenti *(Annotazioni, 1823)*, L. Carrer *(1827)*, C. Venzon *(1828)*, G. Gherardini *(1838; 1842; 1852)*, ebenso G. Manuzzi *(1836)*, Bellini und Mortara *(1845)* lieferten weiterhin umfassende Beiträge, Verbesserungen der Formen, Belegstellen u. s. w., zu einem, späterer Zeit vorbehaltenen allgemeinen Wörterbuch der gebildeten italienischen Sprache. Da sie es noch selten mit der Bedeutungsangabe genau nehmen, wird die Scheidung der sinnverwandten Wörter Bedürfnis. Um sie erwirbt sich nach G. Grassi *(1821)* und G. Romani *(1826)*, und vor S. Zecchini *(1848)*, N. Tommaseo *(1830)* die grössten Verdienste. Die Begriffswörterbücher von F. Zanetto *(Vocab. metodico, 1852)* und G. Carena *(Vocab. attenenti a parechie arti, 1851)* scheiden nur erst die Hauptklassen. Für die Bestimmung der Herkunft fremder — provenzalischer und französischer — Wörter im Italienischen hatten weder Nannucci *(Voci derivate della ling. prov., 1840)*, noch P. Viani *(Dizionario di pretesi francesimi, 1858)* die geeigneten Erkenntnismittel schon zur Verfügung.

Fruchtbar wird der kritische Sammeleifer auch auf dem Felde der Sprachlehre. Die Mannigfaltigkeit der Wortbiegung in italienischen Schriften und Eigentümlichkeiten des Sprachgebrauchs wenigstens veranlassten zum Sammeln und Sichten. M. Mastrofini entnimmt *(Dizionario de' verbi ital., 1814)* den Litteraturwerken verschiedenster Zeit eine unendliche Menge von Zeitformen, die aus ihnen belegt und in übliche und regelmässige, in poetische, veraltete, mundartliche und fehlerhafte gesondert werden. Der Verteidigung der von Grammatikern verdächtigten Formen des Verbums *(Teorica dei verbi ital., 1844; Prospetto di tutti i verbi anomali, 1853)* und des Nomens *(Teorica dei nomi, 1852)* dienen Nannucci's reichliche Stellensammlungen aus den älteren Schriftstellern, die zwar häufig für unrichtige Aufstellungen verwertet werden, in ihrer Fülle und Zusammenordnung aber eine unschätzbare Fundgrube für italienische Sprachgeschichte bilden. F. Antolini *(Parallele di voci ital., 1821)* veranstaltete früher Erhebungen über die Verwendung von *j* und *ii* in der Schriftsprache. Gherardini *(Appendice alle grammatiche, 1847)* stellte, wie manche seiner Vorgänger im 16. Jahrhundert, seine Beobachtungen über Gebrauch und Fügungsart zahlreicher einzelner italienischer Wörter den italienischen Sprachlehrern zur Verfügung.

Den Gedanken einer geschichtlichen Darlegung über den Sprachsinn und die Sprachbildung der italienischen Schriftsteller bis zum Jahre 1600 fasste U. Foscolo in den 1822 geschriebenen *Discorsi sulla ling. ital.* (gedruckt 1850), wo die stilistischen Eigenheiten verschiedener Zeiträume und Vertreter der italienischen Litteratur gekennzeichnet und das Verhältnis des Italienischen zu den andern romanischen Sprachen richtig angegeben

wird. Dagegen unternimmt M. Toselli *(Origine della ling. ital., 1831;* darin auch ein Gedicht in bologneser Mundart von *1360),* in Anschluss an den Franzosen J. Bullet *(Mémoires sur la lang. celtique, 1754),* der in der Bretagne die Ursprache der Menschheit ausfindig gemacht hatte, zu beweisen, dass die Verschiedenheit der italienischen Mundarten im teilweisen Fortbestand der Sprachen der von den Römern unterjochten Etrusker, Gallier u. s. w. begründet sei, wenn auch das Lateinische, das freilich selbst nur eine Mischung aus Griechisch und Keltisch sein soll, den Grundstock des italienischen Wortschatzes bilde. Sein *Dizionario gallo-ital. (1830)* weist auf Grund buchstäblicher Ähnlichkeit zwischen italienischen und keltischen Wörtern die Herkunft ersterer von den letzteren nach. Von der richtigen Ansicht geht G. Galvani *(Della utilità che si può ricavare* u. s. w., Archivio storico, *1849)* aus, der mundartliche Wörter des Italienischen, aber oft irrig, mit altlateinischer Wortform in Verbindung bringt.

Der italienischen Mundartkunde gereichte zum Vorteil nicht nur das Ansehen, das die Landschaftssprachen bei den neueren Grammatikern genossen, und das dadurch erhöht wurde, dass einzelne derselben, z. B. das Sicilianische durch den Chemiker G. Meli *(† 1815),* eine glänzende dichterische Behandlung erfuhren, sondern auch die, in den 30er Jahren in Italien erwachende Teilnahme für italienische Volkskunde. Der Gesichtspunkt des Unterrichts in der italienischen Sprache ist für ihre Bearbeitung keineswegs mehr allein massgebend. Kunstmässige Erzeugnisse in mailändischer *(Collezione delle opere scritte in dial. mil., 1816)* und venetianischer Mundart *(Collez.* u. s. w. *in dial. venez., 1817)* stellte in grosser Reihe Gamba, nebst einer Übersicht *(Serie degli scritti impressi in dial. ital., 1832)* über die Mundartlitteratur zusammen. Die Mundartwörterbücher, die z. T. auf Sammlung des gesamten landschaftlichen Sprachschatzes aller Bevölkerungsclassen aus sind, ordnen den Stoff auch wohl nach Begriffen, wagen sich auf das etymologische Gebiet, berücksichtigen landschaftliche Eigennamen, beschreiben die Aussprache u. s. w. In grosser Zahl sind sie vorhanden für den Norden. Das Piemontesische bearbeitete L. Capello *(1814),* C. Zalli *(1815)* und M. Ponza *(1830);* das Mailändische F. Cherubini *(1814)*; das Brescianische G. Melchiori *(1817);* das Bolognesische Cl. Ferrari *(1820);* das Mantuanische F. Cherubini *(1827);* die Sprache von Parma I. Peschieri *(1828)* und C. Malaspina *(1856)*; von Pavia C. Gambini *(1829),* des venetianischen Gebiets G. Boerio *(1829),* von Reggio G. Ferrari *(1832),* von Sardinien V. Porru *(1832)* und C. Spano *(1851);* die Sprache Piacenza's L. Foresti *(1836);* die Siciliens V. Mortillaro *(1838)* und G. Biundi *(1851)*; die der Romagna A. Morri *(1840);* die von Cremona A. Peri *(1847),* von Genua G. Casaccia *(1851),* von Crema S. Bonifacio *(1852),* von Bergamo G. Rosa *(1855),* von Ferrara C. Azzi *(1857)*[5] u. s. w.

Eine noch ausgeprägtere gelehrte Teilnahme für die Mundarten als mancher dieser Wortsammler legen G. Spano *(† 1878)*, P. Monti und B. Biondelli an den Tag. Spano in einer, den Italienisch lernenden Sarden nur nebenbei beachtenden *Ortografia sarda (1840),* einer Laut- und Formlehre der logudoresischen Mundart, mit Bestimmung des Verhältnisses der sardinischen Mundarten zu einander, mit etymologischen Versuchen, mit Nachrichten über das sardische Schrifttum und Erläuterung sardischer Gedichte. P. Monti, der die Bedeutung der Mundarten für die italienische Geschichte und Bildungsgeschichte, für das etymologische Verständnis der italienischen Schriftsprache und des mittelalterlichen Lateins hervorhebt, in einem *Vocabol. dei dial. di Como (1845)* und *Vocab. della Gallia cisalpina (1856),* die eine schätzbare Sammlung bearbeitungsfähigen Wortstoffs bilden, den M. aber selbst,

durch A. Pictet's derzeitige keltische Forschungen *(1837 ff.)* irre geleitet, nur zu oft in seinem lateinischen Ursprunge verkannt hat. B. Biondelli, der seit 1839 den Sinn seiner Landsleute für vaterländische Sprachkunde zu wecken suchte, in vermischten Aufsätzen *(Studi linguistici, 1856; Lingue furbesche, 1846)*, mit einem *Atlante linguistico (1841)*, in einem Versuch, die italienischen Mundarten, die er durch Einwirkung der Sprachen der italienischen Volksstämme auf die Roms entstanden denkt, zu gliedern *(Ordinamento degli idiomi ital.*, in: *Studi linguist.)*, und in lehrreichen Beiträgen zur Kenntnis der norditalienischen Sprachen *(Dialetti gallo-ital.*, *1853)*, die ihre Sprachform, Litteratur, Ausbreitung und geschichtliche Stellung zu beurteilen gestatten.

Anders als in Frankreich erschlossen Fauriel's Griechenlieder, sowie die deutschen Bemühungen um Bekanntmachung des italienischen Volksliedes *(S. 100)* in Italien das Verständnis für Art und Dichtung des Volkes. Seit 1830 sammelte A. Tommaseo, der italienische Entdecker des heimatlichen Volksgesangs, Volkslieder aus dem Munde von Hirten und Bäuerinnen auf Wanderungen in den Bergen *(Canti pop. toscani, corsi* etc., *1841)* und bekämpfte in verbreiteten Zeitschriften *(Antologia)*, unterstützt von dem Dichter L. Carrer, die Vorurteile der Gebildeten gegen Dichtung und Sang der Niederen. Gleichzeitig veröffentlichte E. Visconti *(Canti pop. della provincia di Marittima, 1830)* Lieder aus anderer Gegend. Später folgen A. Alverà *(Canti pop. vicentini, 1844)*, der auch Melodien mitteilt, A. dal Medico *(Canti del pop. venez., 1848)* mit Liedern und Sprüchen, C. Livi mit Lieder der Campagna *(1853)*, T. Pischedda mit z. T. kunstmässigen Gedichten aus Sardinien *(1854)*. O. Marcoaldi sammelt in Genua, Piemont und Kirchenstaat *(1855)*, G. Tigri toskanische Stornelli und Rispetti *(1856)*, L. Vigo fügt ein ausserordentlich reiches sicilisches Liederbuch zusammen *(1857)*, G. Ricordi zeichnet lombardische *(1857)*, E. Rumori anconesische Lieder *(1858)* auf, u. s. w.[6]. C. Nigra (geb. *1830)* ermittelte bereits *(Rivista contemp., 1858)* die Verschiedenheit der italienischen Volksdichtung in Süd und Nord, die Verbreitung von Stoffen piemontesischer Volksballaden, ihre Zugehörigkeit zu einer kelto-italienischen Volksliedgrundform und beginnt so die vergleichende Forschung über das romanische Volkslied.

Die Sammlung von Sprichwörtern setzten C. Poggiali *(1820;* mailänd.), V. Scarcella und Vigo *(1846; 1857* sicil.), F. Coletti, dal Medico, C. Pasqualigo *(1853; 1857,* venet.), G. Giusti *(1853;* toskan.), S. Bonifacio *(1858;* lombard.), G. de Castro *(1858)* u. a. fort. Aberglaube, Sitte und Brauch des Volkes finden in T. Locatelli *(Feste e costumi di Venezia, 1847)*, Borghi *(Il Maggio, 1848)*, A. Bresciani *(Costumi dell' isola di Sardegna*, *1850)*, F. de Boucard *(Usi e costumi di Napoli, 1853)* und in G. Rosa *(Dialetti, costumi e tradizioni di Bergamo, 1858)* die ersten aufmerksamen Beobachter.

Den Überlieferungen bleibt die italienische Philologie treu in der Beschäftigung mit der provenzalischen Dichtkunst. Der Estensische Bibliothekar G. Galvani vermittelt, auf den Hss.-Schatz der Estensischen Bibliothek und auf Raynouard's Arbeiten gestützt, seinen Landsleuten eine genauere Kenntnis der provenzalischen Dichter *(Osservazioni sulla poesia de' Trovatori, 1829; Storia lett. della Occitania, 1845)* und ihrer Kunst. C. Cavedoni *(Ricerche intorno ai trovatori prov., 1844)* handelt über die provenzalischen Sänger am Hofe von Este. Mit den übrigen romanischen Litteraturen hat die italienische Philologie noch keine Fühlung. Alte spanische Romanzen brachte der Dichter G. Berchet *(† 1858)* in italienische Verse *(1837)*; den *Romancero del Cid* und maurische Romanzen übertrug P. Monti *(1838; 1850)*.

1. Die Titel der Schriften s. bei Ferrazzi a. O. II. und sonst

Balbo, Vicende della gloria di Dante, 1838. Guasti, Dello studio di Dante, 1857. — 2. Ferrazzi, a. O. V. de Batines a. O. II. — 3. Ferrazzi, a. O. II. — 4. Ders., Bibliografia Petrarchesca, 1877. — 5. Bacchi della Lega, a. O. — 6. Kaden, Italiens Wunderhorn, 1878.

D. SPANIEN UND PORTUGAL.

In Spanien ist mit der Regierung Ferdinands VII. und Maria Christinas, mit den unaufhörlichen Bürgerkriegen und der sie begleitenden Zerrüttung des Staats- und Privatvermögens, mit der Zurückdrängung der Wissenschaftspflege hinter die Teilnahme für Staatswohl und Staatseinrichtung, mit dem Aufhören geordneter Unterrichtsverhältnisse auch in der vaterländischen Philologie ein Stillstand eingetreten. Die spanische Sprache erschien durch die Akademie hinreichend erforscht und festgestellt, die Litteratur war Gegenstand rednerischer Übungen in den gelehrten Gesellschaften geworden. Anregungen von aussen waren nötig, um wenigstens Einzelne für die fallen gelassene Aufgabe der Erforschung der vaterländischen Geistesgeschichte wieder zu gewinnen.

Die Grammatiker erneuern nur ältere Sprachwerke, sie berichtigend oder erweiternd; z. B. Maria de Olive im *Diccion. de sinónimos, (1843)* und Gomez de la Cortina in seiner gleich betitelten Arbeit *(1845)*. Die geschichtliche Auffassung der Sprache wird Spanien erst wieder durch den mit deutschen, französischen und älteren spanischen Forschungen vertrauten Philosophen F. Monlau *(Diccionario etimologico de la leng. cast., 1856)* nahe gebracht, der aber nur Wege weist und sie nicht selbst betritt. Das von Aribau 1843 begonnene Unternehmen einer grossen «*Biblioteca*» des spanischen Schrifttums stockte sofort, und konnte erst 1850 mit fremdem Gelde durch den aufopfernden Rivadeneyra *(† 1872)* wieder aufgenommen *(Biblioteca de autores españ.,* 70 Bde.) und zu Ende geführt werden. Den verdienstlichen Ausgaben mehrerer Schriftsteller dieser Sammlung gingen andere, und auch Ausgaben unbekannter spanischer Litteraturwerke voran. Diesen selbst eilte die Thätigkeit in Spanien lebender Deutscher, wie des Kaufmanns J. Böhl de Faber *(† 1836)* voraus, der unzugänglich gewordene Gedichte *(Floresta de rimas antig., 1821)* und Dramen *(Teatro españ. anterior a Lope, 1832)* abdrucken liess und dessen reichhaltige spanische Büchersammlung der Staat für Madrid anzukaufen nötig finden konnte; ebenso der Dichter und Bibliothekar E. Hartzenbusch *(1806—80)*, der Tirso de Molina *1839*, später Alarcon *(1848)*, Lope de Vega *(1853)* u. a. herausgab. Ähnlich anregend wirkten die Arbeiten des mit Spaniern in Verbindung stehenden Deutschen Gelehrten B. Depping *(Coleccion de romances antig., 1825)* und F. Wolf's *(S. 95)*. Die bedeutendsten Veröffentlichungen älterer spanischer Litteratur durch Einheimische sind die des Marques de Pidal, seine, Sanchez zu ergänzen bestimmte *Colecc. de algunas poes. cast. (1841)* und der *Cancionero de Baena (1851)* mit Einführung in die Dichtung des 14. und 15. Jahrhunderts; A. Duran's grosse *Colecc. de romances (1832; 1849)*; Amador de los Rios' *(1818—78)* Sammlung der Werke des Marques de Santillana *(1852)*; F. Janer's Todentanz *(1856)*; P. Gayangos' (geb. *1809)* Amadisausgabe *(1857)* mit litteraturgeschichtlicher Untersuchung und Verzeichnis über die spanische Romandichtung bis 1800.

Die Kenntnis der eigenen Litteraturgeschichte entnahmen die Spanier jetzt jedoch nur noch ausländischen Werken in spanischer Bearbeitung. Zuerst der von Gomez de la Cortina und Hugalde y Mollinedo übersetzten und ergänzten *Geschichte der spanischen Litteratur* von Bouterweck *(1829)*; später Gayangos' Bearbeitung von G. Ticknor's *History of spanish litt., (1851)*. Die

durch Magnin angeregten Untersuchungen über das spanische Theater des Dichters F. de Moratin *(Origines del teatro esp., 1838)*, A. Lista's *Lecciones de lit. dram. esp.* (*1839*) und F. Gonzalo's *Ensayo del antiguo teatro esp., (1842)* beruhen auf einer oberflächlichen Bekanntschaft mit dem altspanischen Drama.

Portugal führt die Arbeit über die einheimische Sprache und Litteratur in der früheren Weise fort. F. da Silva verfasste eine neue Übersicht über portugiesische Schriftsteller und ihre Werke *(Diccionario bibliogr. portug., 1858)*, M. da Costa e Silva bot die Lebensgeschichte der hervorragendsten portugiesischen Dichter in seinem ausführlichen *Ensayo sobre os melhores poetas port. (1850)*. J. Almeida-Garrett *(Parnaso lusitano, 1826)* und F. de Carvalho *(Hist. litt. de Portugal, 1845)* gaben einen dürftigen Überblick über die portugiesische Litteratur. Zur Veröffentlichung der Lieder des Königs Diniz *(† 1325)* wurde L. de Moura durch F. Wolf bestimmt *(1847)*. J. Almeida-Garrett *(† 1854)* veranstaltete ein grosses portugiesisches Romanceiro *(1851)*. Das unvollendete Akademiewörterbuch zu ersetzen schrieb F. Constancio sein *Dicc. critico da ling. port.* (*1836*), das bei achtbarer Sprachgelehrsamkeit in der Wortherleitung die ärgsten Fehlgriffe sich zu Schulden kommen lässt, darin aber von F. de Luiz' *Glossario de vocabulos derivados das ling. orient. (1837)* weit überboten wird. Die Synonymik führen T. Luiz *(Synonymos da ling. port., 1824)* und J. da Fonseca *(Diccion. dos synonymos, 1837)* in Portugal ein.

Bei den catalonischen Gelehrten machen sich vereinzelt französische Einflüsse geltend. An Ximeno's Sammelwerk schloss sich ein catalonisches Schriftstellerwörterbuch von Torres y Amat *(Los escritores catal.*, *1836)* an. Nach P. Ballot y Torres' *Gramatica de la lengua cathalana* (*1815*) stellt J. Armengual die «limousinische» Sprache auf Mallorca grammatisch dar *(Gram. de la lenga mall., 1839)*. P. Lavernia verfasst sein grosses catal.-castillanisches Wörterbuch *(1839)*. Die Entstehung des Catalanischen und der romanischen Sprachen setzt M. Pers y Ramona nach Mary-Lafon's Darstellung auseinander und entnimmt Raynouard's Choix, pariser Hss. und den einheimischen Bücherverzeichnissen den Stoff zu einer Übersicht über das catalonische Schrifttum seit dem MA. *(Hist. de la lengua y de la literatura cat., 1857)*, woran sich Proben aus 11 Mundarten Spaniens anschliessen. Eine Kennzeichnung der Zeiträume der catalanischen Litteratur versuchte mit Hilfe dürftigen Stoffes gleichzeitig R. Chambouliu *(Histoire de la litt. cat., 1858)*, der das Catalanische als vom Provenzalischen unabhängige Sprache auffasste. M. Mila y Fontanals *(1818—84)* ist neben Almeida-Garrett (a. O.) noch der einzige Sammler von Volksliedern und Märchen auf der spanischen Halbinsel *(Romancerillo catalan, 1853)*; ihr Zusammenhang mit älterer epischer Überlieferung beschäftigt ihn in einer der Sammlung beigegebenen Abhandlung.

1. S. Ebert, Wechselbeziehungen zwischen Spanien und Deutschland, 1857 (Deutsche Vierteljahrsschrift).

E. RUMÄNIEN UND RÄTIEN.

Die lebende Sprache bildet in beiden Gebieten noch allein den Gegenstand philologischer Bearbeitung und Untersuchung. Sprachlehren und Wörterbücher werden Bedürfnis in Folge des zunehmenden schriftlichen Verkehrs in beiden Sprachen, besonders in Rumänien. Die Sprachlehren, wie sie A. Clemens *(1821;* dazu Wörterbuch *1836)* in deutscher, J. Alexi *(1826)* in lateinischer Sprache für das Dacoromanische und später Blažewicz *(1844)* und Hill *(1858)* ausführten, stehen freilich noch auf niederer Stufe. Die beiden mehrsprachigen Wörterbücher von Klausenburg *(Dictionariu romanesc, 1822)* und Buda *(Lexicon romanescu,* von Klein, Kolosy, Theodorovic u. a. *1825)*, das letztere

rumänisch, lateinisch, ungarisch und deutsch und mit lateinischer und cyrillischer Schreibung der rumänischen Wörter, schliessen nach Möglichkeit die Wörter slavischen Ursprungs aus, werden aber trotzdem von mehreren jüngeren an Umfang nicht erreicht. Die Ableitungen des Buda-Wörterbuchs sind häufig verfehlt. Nachdem die lateinische Abkunft des Rumänischen in einer deutschen Schrift *(1827)* bestritten worden war, wurde von C. Murgu der Beweis, *dass die Walachen der Römer Nachkömmlinge sind (1830)*, von C. Schuller *(Argumentorum pro latinitate ling. val. epicrisis, 1831)* und, mit geschichtlichen Zeugnissen von A. Laurianu *(Tentamen criticum in originem ling. val., 1840)*, in Verbindung mit einer einsichtigen Beschreibung der Sprache, geführt. Die ersten Erhebungen über ältere rumänische Sprachform stellte T. Cipariu *(Elemente de limb'a romană, 1854)* an alten Drucken an; er teilte auch später daraus Proben *(Crestomatia, 1858)* mit. Deutschen Sammlern rumänischer Volkslieder, Sagen und Märchen folgten der Dichter V. Alexandri *(Balade, 1852)*, Schuller (Volkssagen der Rumänen, *1857*) A. Marinescu *(Poesia populară, 1859)*.

Den ersten Versuch einer grammatischen Darstellung des sürselvischen Romonsch machte der Pfarrer M. Conradi *(Deutsch-rom. Gram., 1820)*, der, auf Anregung W. v. Humboldts auch ein erstes rätisches Wörterbuch *(Diction. rom. tudesc., 1823)* ausarbeitete, das O. Carisch *(Wörterb. der rhätorom. Sprache, 1848)*, ebenfalls Verfasser einer sürselvischen Schulgrammatik *(1852)*, erweiterte. Z. Pallioppi *(Ortografia, 1857)* und B. Carigiet *(Ortografia, 1858)* bilden für das Sürselvische und Engadinische eine einheitliche Schreibweise durch. P. Rufinatscha *(Ursprung der rom. Sprache, 1853)*, J. Mitterrutzner *(Rhätolat. Dialecte, 1856)* und G. Sulzer *(Origine dei dialetti romanici, 1855)* erklären sich gegen etruskische und für lateinische Herkunft des Rätoromanischen, letzterer unter Mitteilung von Mundartproben.

F. DEUTSCHLAND.

Wie in einem Brennpunkte sammelt sich die philologische Arbeit der romanischen Länder in Deutschland, um, nachdem sie hier unter dem Begriff einer Geistesgeschichte der romanischen Völker zusammengefasst, unter höhere Gesichtspunkte gestellt, erweitert und nach den Regeln der Kritik zu einem Teile durchgebildet ist, im wissenschaftlichen Geiste auch von den Romanen weitergeführt zu werden. Die «romanische Philologie» ersteht in Deutschland, wie die germanische, in Wirkung des romantischen Gegendruckes gegen den Classicismus. Die ersten zünftigen Romanisten haben ihre Wurzeln in der Romantik und in der deutschen Philologie. Sie ersetzen die schöngeistige Wertung des älteren romanischen Schrifttums durch die geschichtliche Betrachtung, die W. v. Schlegel forderte: *Tout le monde se croit en état de juger les anciens temps d'après des connaissances superficielles. Le moyen le plus sûr de ne tirer aucun parti de l'histoire, c'est d'y porter un esprit d'hostilité. Si nous dédaignons nos ancêtres, prenons garde que la postérité ne nous le rende.* Sie stellen die deutsche und romanische Philologie als mittelalterliche der klassischen Philologie gegenüber und übertragen, wie Schlegel gleichfalls verlangte *(Pour faire avancer la philologie du moyen âge, il faut y appliquer les principes de la philologie classique)*, und K. Lachmann in der deutschen Philologie gezeigt hatte, die an Sprache und Litteratur des Altertums herangebildete philologische Kunst auf die romanische Philologie. Sie erheben sie dadurch zum Rang eines Universitätslehrfaches. Sie wird als solches seit *1830* anerkannt. Fr. Diez vertritt sie seit *1830* in Bonn, G. Blanc seit *1833* in Halle, A. Huber seit *1836* in Marburg, A. v. Keller seit *1844* in Tübingen. In die Akademien fand sie *1846* (F. Wolf, Mitglied der Wiener

Akademie) Eingang. Die Universitätsvorbildung der öffentlichen Lehrer des Französischen, besonders im Altfranzösischen und Provenzalischen, fordert danach, 1846, der einflussreiche Schulmann K. Mager. Ein den «neueren Sprachen und Litteraturen» und dem Unterricht darin gewidmetes «Archiv» von L. Herrig mit K. Viehof 1846 begründet, will die Beschäftigung damit zu einem «ernsten Humanitätsstudium» gestalten, und eine «Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen» *(1857)* durch Vorträge und Unterstützungen jüngere Kräfte befähigen, dafür mitzuwirken. Kritische, geschichtliche und der Erziehungskunst dienende Zeitschriften unterrichten ununterbrochen die Gelehrten von Fach über den Fortgang der romanistischen Arbeiten des In- und Auslandes und über ihre Verwertbarkeit im Unterricht. Das Merkmal der romanischen Forschungen und Arbeiten Deutschlands ist die Allseitigkeit. Ihre Absicht ist die Erkenntnis der Thatbestände; ihre Gegenstände werden als wissenswürdig in ihrem Wesen ohne Rücksicht auf andere Zwecke geachtet.

Schlegel selbst nimmt den von ihm bezeichneten Standpunkt in den *Observations sur la lang. et la litt. des Troubadours (1818)* ein, in mehrfacher Hinsicht ein Entwurf für die romanische Philologie. Die Grundansicht Raynouard's, der in Frankreich nur fünf Kenner, ihn eingerechnet, für seinen «*Choix*» wusste und mehr im Ausland auf sachkundige Beurteilung rechnete, wird darin nicht nur durch die richtigere ersetzt, wonach die romanischen Sprachen Töchter der lateinischen Volkssprachen und in gewissem Grade vom Deutschen beeinflusst seien. Sch. erörtert auch den Unterschied der von ihm sogenannten synthetischen und analytischen Sprachen, macht auf lateinische Fremdwörter in der französischen Sprache, auf die Bedeutung des Provenzalischen für die romanische Wortherleitung, auf den Wert der Beobachtung von Verschiedenheiten zwischen romanischer und lateinischer Sprache für die Kenntnis des inneren Lebens der romanischen Völker, namentlich in vorlitterarischer Zeit, aufmerksam und dringt auf eine kritische Behandlung der provenzalischen Texte. Sch.'s Forderungen in grösserem Umfange zu erfüllen wurde dann zur Lebensaufgabe für F. Diez *(1794—1876;* Schüler G. Welckers, durch Bouterweck, F. Benecke, Ch. Bunsen,, S. Artaud in die abendländischen Litteraturen eingeführt, *1823* a. ord., *1830* ord. Professor in Bonn)[1], von dessen Forschungen die neuere romanische Sprachwissenschaft und z. T. die altromanische Litteraturkunde ihren Ausgang nimmt.

Nachdem Diez sich als Übersetzer spanischer Romanzen versucht, zeigte er, von Göthe *(1818)* auf Raynouard's Werk aufmerksam gemacht, in der Eröffnung seiner, als eine Art Zeitschrift für Geschichte der romanischen Litteraturen gedachten «*Beiträge zur Kenntnis der rom. Poesie*» *(1825)* durch endliche Prüfung der Zeugnisse die Unhaltbarkeit der von Ray. u. a. noch aufrechterhaltenen Ansicht von dem Bestand förmlicher Minnehöfe im MA. Den weiteren Inhalt des litterarischen Bandes von Ray.'s Werk ersetzte dann die *Poesie der Troubadours (1826)*, durch eine, auch auf Ungedrucktes sich stützende Darstellung der Kunst der Troubadours, nach Inhalt, Form und Beziehungen zu anderen mittelalterlichen Litteraturen. Für Millot's Buch bot Diez sein *Leben und Werke der Troubadours (1829)* dar, worin ein ausgeprägter Thatsachensinn, ausgebreitete Kenntnis des Geschichtlichen, gewissenhaftes Verständnis provenzalischer Rede und geduldige Erforschung auch des Kleinen sich vereinigen, um das Wissbare über eine beträchtliche Anzahl südfranzösischer Lyriker in deutlich umrissenen Bildern zusammenzufügen. Ray.'s vergleichende Grammatik beseitigte sodann die nicht weniger überlegene *Grammatik der rom. Sprachen (1836—43)*, das Grundwerk sowohl der neueren romanischen Sprachforschung, wie die erste Grundlage für die philologische Behandlung altromanischer Texte. Als scharf beobachtenden, von richtiger

Anschauung vom Wesen der Sprache geleiteten Grammatiker und Etymologen hatte sich D. schon in der Abhandlung über die provenzalische Sprache in der *Poesie der Troubadours* gezeigt. Hier wird, in Anlehnung an W. von Humboldts sprachwissenschaftliche Untersuchungen und an J. Grimms Deutsche Grammatik, die vergleichende und geschichtliche Betrachtung des Italienischen, Rumänischen, Altprovenzalischen, Altfranzösischen, Französischen, Spanischen, Portugiesischen eingeleitet, und die Entstehung und Veränderung ihrer «Form», ihrer Lautgestalt, Wortbeugung und Bildung und ihrer Satzfügung auseinandergesetzt. Die Lehre vom Lautwandel, (die mit der Entdeckung der deutschen «Lautverschiebung» beginnt) ist hier bereits als Grundlage der geschichtlichen Sprachlehre und Wortherleitung bezeichnet. D. verwechselt nicht mehr den Laut mit dem Buchstaben, und bemüht sich jenen aus der Schrift auch erstorbener Sprachen zu erfassen. Er irrt noch öfter in der Angabe des Grundes für eine Sprachveränderung. Er lässt Bewusstsein und Absicht des Sprechenden dabei mitwirken. Er ahnt nur erst die verschiedenen Schichten lateinischer Wörter im romanischen Sprachschatze und die Ungleichheit ihrer lautlichen Stellung zum Lateinischen. Aber er bemerkt doch bereits die weitgreifende Wirkung der Angleichung (*Analogie;* S. 123) in der Wortbeugung, sieht in ihr nicht «regellose Übergänge» der Laute, und betont sogar, dass Laute nach allgemeiner Regel nur vermöge der Lautverwandtschaft sich berührten und in einander übergingen, (S. 113). In dem, Ray.'s etymologischem *Lexique roman* gegenübergestellten *Etymologischen Wörterbuch der romanischen Sprachen (1854)* prüfte D. ferner an den in der romanischen Grammatik gewonnenen Regeln der romanischen Lautentwickelung die für allgemeine romanische Wörter oder für die besonderen italienischen, hispanischen, gallischen Benennungen seither empfohlenen oder von ihm selbst aufgefundenen Grundwörter, unter genauer Abmessung ihres Wahrscheinlichkeitsgrades, Versenkung in den Geist romanischer Benennung und Berücksichtigung auch der Mundarten. Wo er ältere Grundwörter gutheisst, beweist er erst ihre Zulässigkeit; wo er irrig zustimmt, führte nicht der betretene Erkenntnisweg, sondern die, noch unvollständig ausgebaute Lautlehre abseits. Für die Auslegung und Beurteilung von Sinn und Sprachform altromanischer Texte gab Diez endlich in seinen Ausgaben der Strassburger Eide, des Eulalia- und Boetiusgedichts (*Altrom. Sprachdenkmale*, *1846)* und der Clermonter Legenden (*Altrom. Gedichte, 1852)* die ersten, nach den Regeln philologischer Kunst gestalteten Muster, die «umfassende Sachkenntnis, eindringenden Scharfsinn, ruhige Besonnenheit, saubre Reinlichkeit der Forschung und Darstellung, methodische Beschränkung auf das Notwendige und Sachgemässe» (M. Haupt) erzieherisch zu wirken bestimmten. Die in Lachmann'scher Schule erworbenen Eigenschaften, die ebenso wenig Diez' kleineren, im Tone schlichtester Sachlichkeit gehaltenen Besprechungen und Abhandlungen zur altromanischen Litteratur und Grammatik (hrsg. von Breymann, *1883)* fehlen, haben D. zu einem Schatz sicherer Einsichten gelangen lassen, wie er von keinem seiner Vorgänger und Zeitgenossen im Fach erreicht wurde.

Die romanische Grammatik, insbesondere die Lautlehre bildete Diez noch längere Zeit fast allein fort. Die zweite Auflage der *Rom. Grammatik (1856)* ist nicht nur durch Beobachtungen bereichert, sondern noch klarer in der Anordnung und bestimmter in den Regeln. Der als Forscher über europäische Völkerkunde, keltische Sprache und als Lexikograph bedeutendere L. Diefenbach *(1806—81)* hatte vor Diez (*Die jetzigen rom. Schriftsprachen, 1831)*, ähnlich F. Bopp, nur die Gleichförmigkeit der romanischen Sprachen in Formen und Lauten, in einer Anzahl Fällen, gegenüber dem Lateinischen dargestellt und zuerst das Rumänische und Rätoromanische herangezogen.

M. Rapp machte einen ersten Versuch *(Physiologie der Sprache, II, 1839)* den lautlichen Wert der altprovenzalischen und altfranzösischen Schriftzeichen nach der Bildungsstelle zu ermitteln. Ein Schüler Bopps, A. Fuchs *(1818* bis *47)* bekämpfte nachdrücklich *(Die unregelmässigen Zeitwörter, 1840)* die noch weit verbreitete Ansicht von Minderwert und Unvollkommenheit der romanischen Sprachen und von der Entbehrlichkeit ihrer Erforschung, und suchte sie, wie Fallot vom Französischen behauptet hatte, als natürliche Fortbildungen und als Vervollkommnungen der lateinischen Sprache *(Die rom. Sprachen in ihrem Verhältnis zum Lat., 1849)* zu erweisen. Waren seine Gründe auch nicht durchschlagend (die sog. Vokalsteigerung im romanischen Zeitwort hatte schon Diez richtig gedeutet), so hat er doch die unendliche Bildungsfähigkeit der romanischen Sprachen und ihren engen Zusammenhang mit dem Volkslatein vielfach belegt, ihre Mundarten, z. T. mit Hilfe von Aufzeichnungen W. v. Humboldts, vor Diez eingehender gekennzeichnet und sich in einer Fülle gelehrter Nachweise über die Gebiete romanischer Zunge, über Ursprung des Reimes und der romanischen Litteraturen, über die wechselnden Ansichten von den romanischen Sprachen anregend verbreitet.

Die Bearbeitung einzelner romanischer Sprachen ging anfangs noch von Raynouard, dann von Diez aus und ergänzt diesen z. T. J. Adrian *(† 1864* als Prof. der neueren Sprachen) entnahm Raynouard seine *Grundzüge einer provenz. Grammatik (1825).* Conrad v. Orelli *(1788—1854)* entwarf eine erste beschreibende *Altfranz. Grammatik (1830;* verbessert *1848)*, die Formen und Gebrauch der Redeteile, bes. des Zeitworts, bis auf Montaigne mit reichlichen Beispielen belegt und verdorbene und widerstrebende Stellen schon manchmal mit glücklicher Hand bessert. Den Grund zur geschichtlichen Grammatik der italienischen Schriftsprache, besonders ihrer Formen., und zu einer italienischen Poetik legte G. Blanc *(1781—1866;* o. Prof. in Halle *1833)* in der, aus Vorlesungen hervorgegangenen *Grammatik der ital. Sprache (1844).* Fallot's Plan einer Grammatik der altfranzösischen Mundarten unternahm G. Burguy *(† 1866)*, mit den Anschauungen von Diez und Fuchs, an ungesichtetem Stoffe, in seiner *Grammaire de la langue d'oïl (1853)* durchzuführen, die mit grosser Stellensammlung versehen und von einem, allerdings viel irrenden etymologischen Wöterbuch begleitet, die Beschäftigung mit dem Altfranzösischen immerhin erheblich erleichtert hat. Zuerst von E. Mätzner (geb. *1805)* wird *(Franz. Grammatik, 1856)* der Standpunkt des Unterrichts in der Darstellung der neufranzösischen Sprache, mit der, auf das Wesen derselben gerichteten Betrachtung vertauscht. Weniger tritt sie in der, nach Diez ausgeführten Laut- und Formenlehre, als in der, die französischen Ausdrucksweisen für die verschiedensten Gestaltungen des Urteils darlegenden Satzlehre M.'s hervor. M. schliesst sich darin, und noch mehr in seiner älteren *Syntax der neufranz. Sprache (1843)* an F. Beckers *(Organism der Sprache, 1827)* Anschauung von dem durchweg logischen Wesen der Sprache an. Er stellt fest, wie die verschiedenen Denkformen mehr oder weniger rein und in welcher «bildlichen Umhüllung» im neufranzösischen Satze sich ausprägen und vergleicht, um die Satzgestaltung anderer Sprachen zu kennzeichnen, die entsprechende Satzform im älteren Französisch, Provenzalisch, in anderen romanischen, in germanischen, den klassischen und semitischen Sprachen. M.'s bedeutende Arbeiten haben namentlich in der Satzlehre der deutschen Schulgrammatiken des Französischen sichtbare Spuren zurückgelassen. Von den kleineren an Diez' Grammatik sich anschliessenden Schriften genügt es hier noch auf die Erhebungen über *Altspan. Conjugation (1852)* von N. Delius (geb. *1813)*, über die *Flexion des provenz. Substantivs (1853)* von R. Volck-

mann, über die Entwickelung der *Altfranz. Prepositionen (1858)* von E. Gessner (geb. *1822)*, und die Darstellung der Lehren der *Drei ältesten franz. Grammatiker (1857)*, d. i. Uc Faidit, R. Vidal und Palsgrave durch Wildermuth hinzuweisen.

Die selbständige Bearbeitung des Wortschatzes romanischer Sprachen führte T. Seckendorff *(Dicc. de las ling. españ. y allem., 1823)* im Spanischen, F. Valentini *(Vollständ. ital. Wörterb., 1831)* im Italienischen weiter, beide auf grösstmögliche Vollständigkeit der Wortsammlung und eine genauere Verdeutschung der romanischen Wörter bedacht. Altfranzösische Wörter sammelt und deutet Jensch *(1858)* aus Floire und Blancheflor; germanische Wörter im Französischen Zange *(1851)* und Glagau *(1852)*. Aus einer neuen Quelle, dem verderbten Latein der alten Gesetze der Franken, weist der Sprachforscher F. Pott (geb. *1802)* romanische Wörter und Wortformen *(Rom. Elemente der Lex Salica, 1851; Plattlatein und Romanisch, 1852* u. a.) nach. In der Wortherleitung bemühte sich vor Diez B. Bolza (geb. *1801)* ohne Erfolg, mittels «Beachtung der Geschichte der italienischen Sprache und der physiologischen Lautverwandtschaft», etymologische Rätsel des italienischen Wortschatzes *(Vocabolario genetico-etimolog. della ling. ital., 1852)* aufzuhellen. Von Langensiepens späteren *Franz. Etymologien (1858)* ist keine einzige richtig. Dagegen verdienten manche unter den 138 lateinischen, deutschen, keltischen, baskischen, arabischen, persischen, mexikanischen Grundwörtern, die F. Mahn (geb. *1802)* in den *Etymolog. Untersuchungen (1854 ff.)* mit ausgebreiteter Sprachenkenntnis, unter oft anziehender Erläuterung, bei schwierigen romanischen Wörtern in Vorschlag brachte, ernstere Erwägung. Durch etymologische Forschung, die aber eine Probe nach den Regeln der Kunst nicht vertrug, und durch geschichtliche Berichte wurde L. Steub (geb. *1812)* zur Überzeugung vom etruskischen Ursprung einer grösseren Zahl graubündnerischer und tirolerischer Ortsnamen und auf Spuren etruskischer Sprache im rätoromanischen Sprachgebiete geführt *(Urbewohner Rätiens, 1844; Rhätische Ethnologie, 1844)*; sprachlich ist die Frage noch jetzt nicht entscheidbar.

Für die Kunde der, dem Ausländer besonders schwer zugänglichen romanischen Mundarten steuerte immerhin, nächst Fuchs, F. Schnakenburg *(† 1873)* in einem *Tableau comparatif des patois de la France, 1840)* brauchbare Textproben aus dem Süden und Norden Frankreichs, mit Kennzeichnung der beiden französischen Mundartgebiete nach Laut und Form, und F. Wentrup *(† 1883)* Umrisse der Laut- und Formenlehre der *neapolitanischen (1855)* und *sicilianischen Mundarten (1859)* bei. Entsprechende Arbeiten fehlten noch Frankreich wie Italien.

Auch die Kenntnis romanischer Hss. und seltener Bücher, die meist im Ausland aufgesucht werden mussten, helfen deutsche Gelehrte, nach Uhland, vermehren. Sie veröffentlichten ungedruckte altromanische Litteraturwerke, bearbeiteten sie nach der litterarischen Seite und schliesslich, nach dem von Diez gegebenen Beispiele, philologisch. Noch längere Zeit war, selbst für die Romanen, des Rechtslehrers F. Hänel *Catalogus librorum mss. (1829)*, der, obwohl hauptsächlich juristischen Hss. gewidmet, auch, auf siebenjähriger Reise gewonnene Vermerke über romanische Hss. der öffentlichen Bibliotheken Italiens, Frankreichs, Spaniens, Englands, der Niederlande enthält, der am weitesten führende Wegweiser durch die hssliche romanische Litteratur. Uhlands Schüler, A. v. Keller *(1812—82)* vermehrte die Kenntnis von Hss. altfranzösischer Dichtung Italiens durch Mitteilung von Auszügen *(Romvart, 1844)* erheblich. Der treffliche Dolmetscher romanischer Dichtung, P. Heyse, Diez' Schüler (geb. *1830)*, machte unter anderen *Roman. Inedita auf ital. Bibliotheken (1856)* das wichtige Alexanderfragment bekannt. W. Holland

(geb. *1822;* Prof. *1854* in Tübingen) versah eine Übersicht über die Werke des *Crestien de Troies* und über deren Hss. *(1854)* mit Angaben über ihren Inhalt. M. Thomas verzeichnete die romanischen Hss. der Münchener Bibliothek *(Codices mss. biblioth. Monac. 1858)*.

Eigenhändig in Paris abgeschriebene Troubadourlieder verwertete sodann bereits Diez in seinen Werken über die provenzalische Dichtkunst. Den deutschen Philologen wurden besonders ältere Litteraturwerke Frankreichs wichtig. Sie zogen sie selbst ans Licht. Lachmanns Abschrift des provenzalischen *Fierabras* gab mit Teilen mehrerer anderer altfranzösischer Heldengedichte I. Bekker *(1826, 1829)*, heraus; ausserdem *Garnier's Leben des heil. Thomas (1838)*, Auszüge aus *Altfranz. Epen der Marcusbibliothek (1839)*, *Provenz. geistliche Lieder (1842)*, *Aspremont (1847)*, *Floire und Blancheflor (1849)*, *Crestien's Erec (1856)* und von älterer italienischer Mundartdichtung z. B. Lehrgedichte des *Bonvesin (1850)*. J. Grimm teilte *Renart bestourné (1834)* mit. A. v. Keller veranstaltete Ausgaben des altfranzösischen *Romans des sept Sages (1836)*, von *Fabliaux (1840)*, der Gedichte des *Guillem de Berguedan*, *Guillem de Poitou* und *Marcabrun (1849)*, ausserdem vom *Conte Lucanor* und den *Cidromanzen (1839)*. H. Massmann *(† 1874)* druckte den *Eraclius* des Gautier von Arras *(1842)*. K. Lanz lässt seiner Übersetzung der catalanischen Chronik des *Muntaner (1842)* den Text selbst folgen *(1844)*. W. Wackernagel *(† 1869)* veröffentlicht *Altfranz. Lieder und Leiche (1846)*; H. v. Kausler den portugiesischen *Cancioneiro* des *Garcia de Resende (1846)*. Mahn beginnt, nach einem Neudruck bereits bekannter Troubadourlieder *(Werke der Troub., 1846)*, einen Abdruck des Gesammtinhalts der provenzalischen Liederhss. *(Gedichte der Troub., 1856)* und teilt die *Biographien der Troubadours (1883)* wieder mit. Von Delius folgt *Wace's Nicolas (1850)* und eine provenzalische Liederlese *(1853)*, von H. Pfaff der Troubadour *Guiraut Riquier (1853)*, von M. Thomas später eine Anzahl, Petrarca irrtümlich beigelegter Gedichte *(1859)* u. s. w.

Mit der bis dahin üblichen nackten Wiedergabe eines Textes nach einer und oft unsicher gelesener Hs. und mit dem halben oder Scheinverständnis der Überlieferung wird seit Diez' altromanischen Gedichten *(1852)* zunächst auf altfranzösischem und provenzalischem Gebiete gebrochen. K. Hofmann (geb. *1819;* o. Professor in München *1853)*, ebenso ausgezeichnet als Handschriftentzifferer, wie als Textbearbeiter, gab in *Amis und Amiles* und *Jourdains de Blaives (1852)* im selben Jahre, in Verbesserungen der Hs. und treffend gewählten Satzzeichen, ein weiteres Beispiel eindringenden Verständnisses altfranzösischer Rede, während er sich bei *Moniage Guillaume (1852)* und *Girard de Rossillon (1855)* auf den Textabdruck beschränkte. Eine noch unzureichende und unsichere Grundlage für die Textgestaltung boten Mätzner die vorhandenen Abdrücke altfranzösischer Minnelieder für seine *Altfranzösischen Lieder (1853)*, die er nach Sinn und Sprache erklärt, mit einem sorgfältigen Wörterbuch versieht und als dunkel dem Leser zu bezeichnen nicht ansteht, wo immer sie seinem ehrlichen Bemühen um Verständnis widerstanden, so dass Littré M. als einen zuverlässigen Führer in Exegese und Kritik bezeichnen durfte. E. Gessner erläuterte das von W. Müller 1845 entdeckte altfranzösische Alexiusleben, A. Rochat *(1856)* und A. Tobler das Alexanderfragment *(1857)* und Macht die von Thomas aufgefundenen Gedichte *(1859)*, wesentlich nach der sprachlichen Seite. Endlich K. Bartsch (geb. *1832;* o. Professor *1858* in Rostock, *1871* in Heidelberg) vereinigte, nachdem er eine grosse Zahl ungedruckter provenzalischer Gedichte *(Provenz. Denkmäler, 1856)* veröffentlicht hatte, erstmalig den ganzen zugänglichen Lesartenrohstoff zu einem altromanischen Schriftwerk, zu *Peire Vidal*'s Liedern *(1857)* um aus ihm mit dem von Lachmann bei mittelhoch-

deutschen Texten angewandten Verfahren den Urtext herauszubilden. Eine andere Art Kritik, die litterarische, übten die Herausgeber spanischer Romanzen in ihren, volks- und kunstmässige Romanzen scheidenden und ordnenden Auswahlen und Sammlungen. J. Grimm, der diesen Weg in einer *Silva de romances viejos (1815)* betreten hatte, folgte B. Depping *(Romancero, 1825;* besonders *1844*, ergänzt von F. Wolf *1846)* und F. Wolf *(1796—1866)*[2], Herausgeber auch spanischer, portugiesischer, catalanischer Volksromanzen und anderer spanischer Dichtungen aus Hss. *(1850. 52. 56)*, der mit Hofmann in *Primavera y flor de romances (1856)* die litterarische, Sprach- und Textkritik an einem der schwierigsten Gegenstände gleichzeitig zur Anwendung brachte.

Auswahlen und Zusammenstellungen gedruckter und ungedruckter romanischer Schriftwerke nach der zeitlichen Ordnung, wie sie die deutsche Philologie in Wackernagels Deutschem Lesebuch *(1835)* und in ähnlichen Werken besass, wurden daneben veranstaltet in der Absicht, die Entwickelung einer romanischen Litteratur an denjenigen Erzeugnissen zu veranschaulichen, die insbesondere in den einzelnen Zeiträumen und Gattungen sie zu kennzeichnen vermögen. So zuerst von F. Wolf eine *Floresta de rimas castell., (1837)*, von L. Ideler ein *Handbuch der altfranz. Nat.-Lit. (1842)*, verbunden mit einer Übersicht des Bekanntesten der altfranzösischen Litteratur, von A. Ebert (geb. *1820*, o. Professor *1862* in Leipzig) ein *Handbuch der ital. Nat.-Lit. (1854)*, begleitet von einer Darlegung ihrer ästhetischen Entwickelung und deren geschichtlichen Vorbedingungen, von L. Lemcke *(1816—84;* o. Professor *1867* in Giessen) ein *Handbuch der span. Litt. (1855)*, das eine grosse Auswahl von Texten nebst scharf gezeichneten Schriftstellerbildern enthält, von Bartsch ein *Provenz. Lesebuch (1855)* mit Litteraturüberblick und Lesartangaben.

Ausser durch diese Hilfsmittel, wird Kenntnis romanischen Schrifttums zu einem Teil der höheren Bildung in Deutschland durch die mehr und mehr anwachsende romanische Übersetzungslitteratur gemacht, die von den sprachgewandtesten Dichtern in nachfühlenden, formgetreuen Übertragungen auf immer höhere Stufe gehoben wird. Sie erstreckt sich nun von *Wace's Rou* (übersetzt von Gaudy, *1835)* und *Altfranz. Heldengedichten* (bearbeitet von A. v. Keller, *1839)* bis auf das *Ital. Volkslied* (A. Kopisch, *1838*, P. Heyse, *1858)*, und über die Litteratur der Italiener und Franzosen alter und neuer Zeit wie über die altprovenzalische und neurumänische. Die Verpflanzung romantischer Stoffe (z. B. des altfranzösischen *Conte de Poitiers* durch Halms *Griseldis, 1834)* und spanischer Dramen (z. B. Moreto's *Desden con el desden* durch Schreyvogel-West, *1819)* auf die deutsche Bühne, trug nicht wenig dazu bei, die Teilnahme für die romanische Dichtkunst zu steigern. Allgemeine Litteraturwerke wie W. Genthes *Geschichte der abendländ. Lit. (1832)*, J. Scherrs *Bildersaal der Weltliteratur (1848)*, G. Webers *Literarhist. Lesebuch (1851)* sind durch ihre Verbreitung ein Zeugnis für solche Teilnahme in weiten Kreisen. Auch Abhandlungen in den Zeitschriften der gebildeten Welt über romanische Litteratur älterer Zeit sind nicht mehr selten.

Den Grundstein zu einer Geschichte des romanischen Versbaus legte F. Wolf in seinem gelehrten Werke über die *Lais, Sequenzen und Leiche (1841)*, das die Unterschiede zwischen volks- und kunstmässiger Versart und Strophenbildung, den Zusammenhang beider mit der geistlichen lateinischen Dichtung und der Musik des MA. und die Entstehung und Gliederung einzelner Vers- und Strophenformen der Romanen wie Germanen aufhellte. W. Wackernagel *(Altfranz. Lieder, 1846)* schloss daran eine Untersuchung über die Form des altfranzösischen Liedes und seine fremden Nachbildungen, Diez

(Altrom. Sprachdenkm., 1846) über den epischen Vers der Romanen, P. Heyse *(Studia romanensia, 1852)* über den Refrain in der Troubadourdichtung und altfranzösischen Lyrik. K. Bartsch beschloss die erste Reihe metrischer Forschungen mit einer Darstellung des provenzalischen Strophenbaus *(1857)*.

Die geschichtliche Betrachtung beherrscht vollständig auch die Forschung über die romanischen Litteraturen, Litteraturwerke, Schriftsteller, litterarische Gattungen und Zeiträume, und das gesamte Schrifttum eines Volkes erscheint als Baum, dessen Wurzeln und Krone bis in die feinste Verästelung es zu verfolgen und dessen Eigenschaften aus dem Boden, der ihn trägt, aus Licht und Luft, die ihn umgeben, es zu begreifen gilt. In der Vollendung und Ausdehnung, in der diese sog. pragmatische Betrachtung der Litteratur durch G. Gervinus *(Gesch. der deutsch. Nat.-Lit., 1835)* bei der deutschen Litteratur zur Geltung gebracht wurde, konnte sie freilich noch keiner romanischen Litteratur zu Teil werden. Der Stoff war hier zu unvollständig bekannt und nach kaum einer Seite schon durchgearbeitet. Die Abfassungszeit, der Entstehungsort, die Quelle, die ursprüngliche Gestalt eines Dichterwerks, sein Verhältnis zu anderen Litteraturwerken, seine Stellung innerhalb der Litteratur, fast alles war hier bei der Mehrzahl, namentlich bei älteren Werken, noch zu bestimmen. Die romanische Litteraturforschung musste sich daher, wo die geschichtliche Betrachtung scharf im Auge behalten wurde, zur Erforschung des Einzelnen und zunächst zur Ausübung niederer philologischer Thätigkeit bequemen.

Die zur Zeit angesehenste romanische Litteratur, die spanische, durfte sie zunächst in Anspruch nehmen. Mit staunenswerter Kenntnis des Einzelnen berichtigte hier F. Wolf, einer der entschiedensten Vertreter des sog. litteraturgeschichtlichen Pragmatismus, die spanische Bearbeitung von Bouterwecks Geschichte der spanischen Litteratur *(1831)*, verbreitete Licht über das Verhältnis der spanischen Romanzenbücher zu einander, über Ursprung, Entwickelung und Eigenart der spanischen Romanzenpoesie, *(1846)*, lieferte Beiträge zur Geschichte der altportugiesischen Lyrik *(1843)*, des spanischen Dramas *(1848)* und knüpfte lehrreiche Erörterungen an eine grosse Zahl der spanischen Litteratur gewidmeten Veröffentlichungen des In- und Auslandes an[3]. Zur epischen Quellenkunde und zur Erkenntnis der mittelalterlichen Sagenbildung lieferte er in einem Bericht über die *Leistungen der Franzosen für Herausgabe ihrer Heldengedichte* einen wichtigen Beitrag *(1833)*. Die Entstehung und Verschiedenheit der Form der spanischen Romanzen und die Grundzüge der Gattung beschäftigten A. Huber *(1800—69;* o. Professor *1830* in Rostock, *1836* in Marburg, *1843* in Berlin)[1], den Herausgeber der *Cronica del Cid (1844)* und Verfasser einer *Geschichte des Cid (1829)*, in seiner Habilitationsschrift (der ersten romanistischen, *De primitiva cantilenarum pop. epic. apud Hispanos forma, 1844)*. Die Entwickelungsstufen der portugiesischen Lyrik vom 13. Jahrhundert bis auf Sâ de Miranda beschrieb nach Hss. der Pfarrer F. Bellermann *(1793—1863)* nach ihren hervorstechendsten Eigentümlichkeiten *(Liederbücher der Portug., 1844)*. Das spanische Drama vor Calderon und Lopez de Vega wurde erst durch den Grafen F. v. Schack (geb. *1815)*, in seiner Bewunderung für die spanische Bühne und in seiner Auffassung vom spanischen Schauspiel ein Schüler W. v. Schlegels, genauer untersucht, der den Inhalt vieler hundert unzugänglich gewesener spanischer Dramen den Meisten erst erschloss, die Abfassungszeit und Eigenart derselben angab, das Verhältnis mehrerer zum französischen Drama prüfte und eine Verbesserung der deutschen Bühne durch die spanische in Aussicht nahm *(Geschichte der dram. Kunst in Spanien, 1845)*. Schacks Werk ergänzt V. Schmidt *(† 1831)* durch die, 1822 nur im Aufriss veröffentlichte, 1857 erst vollständig gedruckte

grosse Arbeit über *Calderon's Schauspiele*, die über deren Inhalt, ihre Eigentümlichkeiten, Zusammengehörigkeit, Quellen, Nachbildungen u. s. w. belehrt.

Wie weit Deutschland mit diesen und anderen Arbeiten Spanien in der Erforschung von litteraturgeschichtlichen Thatsachen vorausgeeilt war, bekundete *(1849)* B. Duran, ein unverwerflicher Zeuge, wenn er gesteht: *Alemanes son los que mejor han publicado la historia de nuestra literatura y teatro, los que sabia- y filosoficamente han reimpreso, comentado y juzgado algunas de nuestras crónicas.* Über die Anfänge der catalanischen Litteratursprache, über Geist und Einfluss ihres grössten Vertreters R. Lull legte A. Helfferich *(R. Lull, 1858)* wohlerwogene Ansichten vor. Von den, auf einen weiteren Leserkreis berechneten Darstellungen grösserer Zeiträume der spanischen Litteratur war des vielschreibenden Übersetzers E. Brinckmeier (geb. *1802*) *Abriss der span. Nat.-Litteratur (1844)*, bis auf Gongora geführt, nur eine, durch Bücherangaben bereicherte und berichtigte Bearbeitung der Velasquez-Dieze'schen Ausführungen, und seine *Nationallitteratur der Spanier seit dem Anfang des 19. Jahrh. (1850)* wie sein aus Diez geschöpfter Abriss der Troubadourdichtung *(Die provenz. Troubadours, 1843)* inhaltlich arm. Ein ausgeführteres, freilich nicht immer treffendes Bild von der *Spanischen Litt. im MA. (1846)*, ihrem Inhalt und Geist, entwarf, auf die neueren Arbeiten gestützt, L. Clarus (Geheimrat Volk). Die beste Grundlegung der Geschichte der spanischen Litteratur wurde H. Julius' mit Ergänzungen, Bemerkungen, Einzeluntersuchungen von F. Wolf ausgestattete Übersetzung der Ticknor'schen *Geschichte der schönen Litteratur in Spanien (1852. S. 102).*

Im Mittelpunkte der Beschäftigung mit älterer italienischer Litteratur steht, wie in Italien selbst, die Danteforschung. Von den Anfängen der Bearbeitung französischer Heldensage in Italien hatten V. Schmidt *(Die ital. Heldengedichte, 1820)* und eine feinfühlige Abhandlung des Geschichtsschreibers L. v. Ranke (geb. *1795*) über die epische Auffassung bei den italienischen Heldenlieddichtern des 15.—16. Jahrhunderts und über eine ihrer Quellen, das Volksbuch der *Reali di Francia (Zur Geschichte der ital. Poesie, 1835)*, zum Teil neue Kunde verbreitet. Die erste deutsche geschichtliche Darstellung der italienischen Dichtung bis auf Tasso von grösserer Ausführlichkeit, E. Ruths *(1809—69;* Professor *1868* in Heidelberg) *Geschichte der ital. Poesie (1844)* führte den Gedanken einer Erläuterung derselben aus dem «psychologischen Charakter der Italiener und ihren Bildungsverhältnissen» noch ungleich durch. A. Eberts, den geschichtlichen mit dem ästhetischen Standpunkte verbindender Aufriss des italienischen Schrifttums (a. O.) gingen nur Blancs kurze Übersicht der italienischen Litteratur in Erschs und Grubers *Realencyklopädie (1847)* und eine Anzahl, einzelnen Schriftstellern (z. B. Dante, Petrarca) gewidmete gründliche Abschnitte dieses Sammelwerks voraus. Art und Richtungen der italienischen Mundartlitteratur schilderte L. Lemcke *(1848)*. An der Wende des Zeitraums erschien die vollendeteste geschichtliche Klarlegung des Wesens und der Entwickelung der italienischen Humanitätsbildung im 15. Jahrhundert von G. Voigt (geb. *1827; Wiederbelebung des classischen Altertums, 1859)*.

Aber besonders auf die deutsche Danteforschung[5] bezog sich C. Balbo's mahnender Zuspruch an seine Landsleute: *Certo, se nol facciam noi, sarà fatto un dì o l'altro da uno di quei maravigliosi e coscienziosi Tedeschi che a poco a poco usurpano a se tutte le erudizione nostre (1839)*. Ihre Begründer waren der Rechtslehrer K. Witte *(1800—1883)*, der sein Leben dem Verständnis Dante's und der Belehrung über seine Werke weihte, und der König Johann von Sachsen (Philalethes; *1801—73)*. Die von ihnen ins Leben gerufene, auf Italien zurückwirkende Danteverehrung erhielt ihren schönsten Ausdruck in der Dresdener Erinnerungsfeier für den Dichter vom Jahre 1865. Wittes

erste Danteschrift (*Missverständnis Dante's, 1824*) war eine Lossagung von der italienischen Führung, von der italienischen Auslegungsweise der Commedia, der Textbehandlung u. s. w., die W. noch in mehreren anderen seiner zahlreichen fördernden Besprechungen neuer Arbeiten über Dante (gesammelt in *Danteforschungen, 1869 f.*) verfolgte. Rossetti's Auffassungen bekämpfte er, wie W. v. Schlegel (*1836*), mit den Waffen des Spottes (*1829*). Dante's *Epistolae* stellte er (*1827. 1838. 1856*) mit kritischen Erläuterungen versehen zusammen. Die *lyrischen Gedichte* in Kannegiesser's Übersetzung (*1842*) stattete er mit ausführlicher Erklärung, den *Convito* (*1825; 1854*) und andere Werke Dante's mit Textberichtigungen (*1853*) aus. Jahrelang bemüht, die Mittel zur Herstellung eines endgiltigen, allseitig begründeten Textes der Commedia zu gewinnen, brach er mit seiner, auf die drei ältesten Hss. sich stützenden Probe einer kritischen Ausgabe (*Versuch einer neuen Ausgabe der Div. Com., 1856*) wenigstens der Überzeugung von der Unerlässlichkeit dieses, freilich äusserst schwierigen Unternehmens Bahn. Die Krönung seines Werkes gehört dem folgenden Zeitraum an. Der hohe Verehrer Dante's, Philathetes, dessen Hingabe an den Dichter die Bewunderung ganz Europas auf sich lenkte, versah seinerseits eine, bei aller Treue durch gelehrten, unflüssigen Ausdruck vom Urbild sich entfernende Übertragung der Commedia (*1839 ff.*) mit eigener, aus gründlicher Forschung hervorgegangener, die alten Ausleger wieder zu Ehren bringender, umfassender Erklärung. Nicht weniger bezeichneten G. Blancs Bemühungen um das philologische Verständnis der Commedia (*Die ersten Gesänge der Göttl. Com., 1832; Vocabolario Dantesco, 1852*; ital. *1859*) einen Wendepunkt in der Dantephilologie.

Dante wurde mehr und mehr, wie Shakespeare, zum deutschen Dichter, da ihn immer neue und vollkommenere Nachdichtungen (von Kannegiesser *1814 Commedia*, *1845 Convito* und *lat. Schriften;* von K. Streckfuss *1824*, B. v. Gusek *1840*, K. Graul *1842*, A. Kopisch *1842 Commedia;* von K. Förster *Vita nuova, 1841*), mit fasslichen Erläuterungen versehen, dem Laienverständnis erschlossen. Die übrigen, Dante gewidmeten Arbeiten sind zu einem Teile nicht frei von der falschen Meinung, sein Werk durch inneres Sehen begreifen zu können. Der Philosoph K. Rosenkranz (*1829*), F. Göschel in einer Betrachtung der theologischen Seite Dante's (*1842*), der Geschichtsschreiber F. Schlosser (*Dantestudien, 1855*)) G. Baur (*1856*) u. a. werden von dem Gesammteindruck, den der Dichter bei ihnen hinterlassen, zu ganz entlegenen und unerweisbaren Vermutungen und Anschauungen hingeleitet. Marchetti's Auffassung pflichtete Th. Grieben (*De variis.. rationibus.., 1845*) bei. Andere erhellen einzelne Seiten Dante's und seiner Dichtung. R. Abeken (*Beiträge zur Göttl. Kom., 1826*) beleuchtet die dichterische Weise einzelner Teile; K. Bähr (*Die Göttl. Kom., 1852*) versucht eine genaue Bestimmung der Örtlichkeiten der drei Reiche des Gedichts, E. Ruth (*Studien über D., 1853*) eine Darlegung der in ihm zum Ausdruck gebrachten Weltanschauung. Die glaubwürdigen Nachrichten über Dante's Leben, Dichten und seine Zeit stellte quellenmässig K. v. Orelli (*Cronichette, 1822*), die für gesichert geltenden Thatsachen über Dante und seine Werke Blanc (Ersch und Gruber, *Realencykl., 1832*) in beschreibender Form zusammen. Den Staatsmann Dante betrachtete K. Hegel (*Dante über Staat und Kirche, 1842*), L. Arndt (*De Dante A. scriptore ghibellino, 1846*) seine Parteistellung, sein Verhältnis zum Altertum K. Piper (*Beziehungen D.'s zum Altertum, 1846; Symbolik der christl. Kunst, 1847*). Dante und sein Werk als geschichtliche Erscheinungen zu begreifen nahm endlich X. Wegele (*Dante's Leben, 1852*) zur Aufgabe. Er löste sie bei eingehender Quellenkenntnis, Vielseitigkeit der Betrachtung und Genauigkeit der Darstellung weit besser sowohl

als seine italienischen Vorgänger wie sein deutscher Nachfolger H. Floto (*Dante's Leben, 1858*).

Die älteren französischen Litteraturdenkmäler fanden, wie ihre Herausgeber, so auch ihre Bearbeiter unter den deutschen Philologen. Die Vorgeschichte eines in mittelhochdeutscher Dichtung behandelten Stoffes, einer altdeutschen Dichtungsform verlief häufig auf französischem Boden und war dort und darüber hinaus aufzusuchen. So forschte J. Grimm auch über die französische *Fuchssage (1834)*, Massmann über die epische Geschichte des *Eraclius* in der französischen Litteratur *(1834)*, über die *Alexiuslegenden (1843)*, über *Partonopeus (1847)* und die französischen Quellen von Teilen der deutschen Kaiserchronik *(1849)*. W. Grimm bringt Licht in *Ruolantes Lied* in die französische Heldendichtung *(1838)*, später in die Sage von *Atis und Profilias (1846)*. San Marte (A. Schultz) beschäftigt sich eifrig mit den Sagen von *Artus (1842)* und *Merlin (1853)*; E. Sommer mit den Fassungen der Geschichte von *Flor und Blancheflor (1846)* und der *Theophiluslegende (1847)*; W. Wackernagel mit Formen und Inhalt der altfranzösischen Lyrik *(1846)*; H. Weismann *(1850)* und J. Zacher *(1858)* mit der verschlungenen *Alexandersage*, K. Frommann mit dem *Trojaroman (1857)* u. s. w. Die weitere Forschung hat an diese ersten Untersuchungen anzuknüpfen gehabt. Sie brachten zu deutlicherer Klarheit, als es ältere Schriften wie V. Schmidts Arbeiten über die französischen Prosaromane aus dem Karls- und Artussagenkreise *(1825*; franz. von Roisin, *1845)* vermochten, dass neben den, aus vaterländischen und christlichen Stoffen gefügten Litteraturwerken der Deutschen und Romanen im MA. noch eine allgemeine Litteratur und ein Kreislauf litterarischer Überlieferungen unter ihnen bestand, in dem Frankreich das Herz bildete. Sie überzeugten aber auch davon, dass eine zusammenfassende Darstellung der altfranzösischen Litteratur nur durch eine unendliche Menge ähnlicher Untersuchungen vorbereitet werden könnte.

Zur neueren französischen Litteratur ist die Stellung der deutschen Bearbeiter eine verschiedene. Den entwickelungsgeschichtlichen, pragmatischen Standpunkt wandte A. Ebert (*Entwickelungsgeschichte der franz. Tragödie, 1856*) auf die französische Tragödie des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts an, um hier die Herausbildung der Grundsätze für das ernste Heldenschauspiel Frankreichs aus einer Verkettung der gelehrten Einsicht mit Bildungs-, gesellschaftlichen und litterarischen Verhältnissen als eine Notwendigkeit darzuthun und die Wirkungen jener Grundsätze für die Ausgestaltung der tragischen Bühnendichtung Frankreichs zu verfolgen. Wie diese Arbeit noch heute (vgl. Darmesteter, *Le seizième siècle, S. 147*), so galt 1867 und später auch S. Nagels *Leben Villon's (1856)* als *la base des travaux qu'on a faits depuis sur ce sujet* in Frankreich. Geschichtliche Auffassung mit selbständigem schöngeistigen Urteil verbindet F. Kreyssig *(1818—80)* in der kurzen *Geschichte der franz. Nat.-Lit. (1851)*, bemerkenswert immerhin sofern, als ihr nur Nisard's einseitige und viel unvollständigere Gesamtdarstellung vorausliegt. In geschichtlichen und schöngeistigen Betrachtungen erstickt wird ein dürftiger Litteraturstoff in des Geschichtsschreibers E. Arnd *(† 1874)*, Nisard stellenweis nachgeschriebener *Geschichte der franz. Nat-Lit. im 16., 17. und 18. Jahrh. (1856)*. Ste.-Beuve's Schriftstellerbild hat sich A. Büchner (geb. *1827*; Prof. in Valenciennes und Caen) in seinen mit berechnender Hand entworfenen, mit frischen Zügen ausgestatteten, nicht immer im Rahmen der Zeit gehaltenen *Franz. Litteraturbildern (1858)* aus der Zeit der Renaissance und den folgenden Jahrhunderten zum Muster genommen. Jüngste Zeiträume und Erscheinungen des französischen Schrifttums unterliegen naturgemäss dem Urteil der, von ihren Wirkungen noch berührten Nachgeborenen oder der Zeitgenossen und

ihrer Art die Dinge aufzufassen. Der Schulmann K. Mager *(1818—58)* beleuchtete die Entwickelung der französischen Litteratur neuerer Zeit *(1789* bis *1837)* aus dem Gesichtspunkt unserer christlich-religiösen Weltanschauung *(1837)*. E. Schmidt Weissenfels schildert *(Frankreichs moderne Litt., 1856)* wichtige Seiten der Prosalitteratur seit der Restauration und die *Franz. Revolutionslitteratur, 1789—95 (1859)*, mit ihren Wirkungen für Staat und Gesellschaft. J. Schmidt (geb. *1818)* beschreibt und beurteilt mit Schärfe, von dem deutschen Standpunkte aus, die Wandlungen der französischen Geistesbildung seit der Revolution von 1789 in seiner inhaltreichen *Geschichte der franz. Litt. seit der Revolution (1858)*, unter Bestimmung der Stellung der Schriftsteller zu ihr und ihren Leistungen für sie.

Noch einige Fortsetzer findet die allgemeine Litteraturkunde und die allgemeine Litteraturbetrachtung. Eine erste Bekanntschaft mit den litterarischen Erzeugnissen alter Völker und Zeiten vermittelt die nach Zeiten und Stoffgebieten gegliederte, meist auf Titelangabe sich beschränkende *Allgemeine Literärgeschichte (1837)* von Th. Grässe *(1814—85)*, und die epische Dichtung des MA. zu überblicken dienten seine *Grossen Sagenkreise des MA. (1843)*. Das alte englische Werk von Dunlop *(S. 102)* über die Roman- und erzählende Dichtung bei Alten und Neueren übertrug und stattete mit zahllosen Ergänzungen und Berichtigungen der vielbelesene F. Liebrecht (geb. *1812;* Prof. in Lüttich *1849)* aus *(Dunlop's Gesch. der Prosadichtungen, 1851)*. Auch K. Hase berührte das romanische Schrifttum des MA. in seinem geistreichen Buche über *das geistliche Schauspiel des MA. (1858)*. F. v. Schlegels Litteraturbetrachtung bildeten dagegen die Philosophen K. Rosenkranz *(Allg. Geschichte der Poesie, 1832)* und K. Fortlage *(Gesch. der Poesie, 1839)* fort, der erstere, indem er die litterarische Kunstbildung der Völker aus dem Wesen ihres Geistes in seinen grossen Entwickelungsepochen abzuleiten suchte, der andere, indem er die Entwickelung der Litteraturen auf die poetischen Ideale der Völker gründete.

In der Sammlung romanischer Volkslitteratur, in der Vergleichung romanischer Märchen u. dgl. ging Deutschland den Romanen voran. Nach Göthe sprach der Dichter W. Müller über italienischen Volksgesang *(Rom, Römer, 1820)* und die, von M. besonders in Mittelitalien gesammelten Volkslieder machte B. Wolff *(Egeria, 1829)*, mit Anmerkungen versehen, zugänglich. Eine zweite Lese begleitete A. Kopisch mit deutscher Übersetzung *(Agrumi, 1836)*. Einzelne Lieder veröffentlichten K. Witte *(Ital. Volkslieder, 1839)*, A. v. Reumont *(Toskan. Volkslieder, 1840)*. Letzterer *(1838)*, P. Heyse *(1859)*, T. Gregorovius *(1859)* kennzeichneten das italienische Volkslied nach Inhalt und Gehalt. Die ersten französischen Volkslieder teilten B. Wolff *(1831)* und M. Haupt *(1835)* und mehr aus seinem Nachlass später *(1877)* A. Tobler mit. Französische Volkssagen fand der Mythenforscher W. Wolf *(1859)* auf. Proben neuester französischer Volksdichtung bot E. Sachs *(1856)*, volksmässige Mundartdichtung in Übersetzung W. Strobel *(Franz. Volksdichter, 1846)*. Einen Beitrag zur südfranzösischen Volkskunde bilden F. Schnakenburgs Beobachtungen über Sprache, Gesänge und Sitten in Béarn *(1857)*. Die neuprovenzalische Kunstdichtung eines Mistral führte Kannegiesser *(Mireio, 1859)* noch im Jahre des Erscheinens des Hauptwerkes dieses Dichters in Deutschland ein. E. Böhmer (geb. *1827;* o. Prof. *1868* in Halle, *1872—9* in Strassburg) entnahm zuerst spanische Tanzlieder dem Volksmunde in Malaga *(1859)*. Walachische, ebenfalls aus Volksmund gesammelte Märchen verdeutschten A. und E. Schott. Sie verbreiteten sich zugleich lehrreich über Sprache, Sitte und Geschichte der Rumänen *(1845)*. W. v. Kotzebue übertrug *Alexandri's rum. Volkslieder (1857)*. Den Anfang mit romanischer Märchen-

vergleichung macht J. Grimm in den Märchen *(1822)* und in der Vorrede zu Liebrechts Übersetzung von Basile's *Pentamerone (1846).*

1. Canello, Federigo Diez, 1871. · Breymann, F. Diez, 1878. Stengel, Erinnerungsworte an F. Diez, 1883. — 2. Ebert, Wolfs Bedeutung für die rom. Phil. im Jahrb. 1867. — 3. Mussafia, Reihenfolge der Schriften F. Wolfs 1866. — 4. Elvers, V.-A. Huber, 1872. — 5. Scartazzini, Dante in Germania, 1881, Ferrazzi, Manuale dantesco.

G. ENGLAND UND SKANDINAVIEN.

Englands romanistische Forschung folgt äusseren Anregungen. Sie gehen der Reihe nach von Raynouard, von den Herausgebern altfranzösischer Texte, von einzelnen englischen Philologen, von italienischen Flüchtlingen, die in England heimisch werden, und von anderen Seiten aus.

In der Frage nach dem Ursprung der romanischen Sprachen hatte sich C. Lewis auf Schlegels Seite gestellt *(Origin and formation of the rom. lang., (1835)*, wogegen A. Bruce-Whyte die romanischen Mundarten schon zu Trajan's Zeit, und im ganzen römischen Reiche keltische Volkssprache bestehen lässt, der die eindringenden lateinischen Völker zur romanischen Form verhalfen. Er verfolgt die romanischen Sprachen *(Hist. des lang. rom., 1841)* in ihrer Fortbildung zu Schriftsprachen und kennzeichnet die Hauptrichtungen der altromanischen Litteraturen. — Die Wahrnehmung der englischen Philologen, dass ältere englische Dichtungen ihre Quelle in französischen finden und französische Quellen für die englische Geschichte vorhanden seien, veranlasste zur Veröffentlichung einiger altfranzösischer Schriftwerke aus englischen Hss., die z. T. schon Michel bekannt geworden waren. Nach F. Cohen *(Anc. poésies franç., 1818)*, der vier kurze Gedichte des 13. Jahrhunderts gedruckt hatte, gab F. Madden *(1801—73)* die Havelokdichtung *(1838)*, Th. Wright *(1810—77)* das Tierbuch des Philippe von Thaun *(Popular treatises, 1841)* und die, von den Monumenta hist. Britanniae *(1848)* begonnene Chronik des *Gaimar* vollständig *(1850)* heraus. Auch den Abdruck der *Cent Nouvelles* nach der Hs. *(1858)* dankt man ihm. M. Cooke veröffentlichte *Grosseteste's Chasteau d'amour (1852)*, R. Luard Eduards des Bekenners Leben *(Lives of Ed. the Confessor (1858)*. Über Leben und Dichten anglofranzösischer Schriftsteller verbreitete sich in de la Rue's Weise ebenfalls Wright *(Biographia Britannica, 1842)*. Wichtig für die Kenntnis der Artusepik wurden die von Lady Ch. Guest herausgegebenen walisischen *Mabinogion (1838;* deutsch von San Marte *1842)* und der Erweis ihres Zusammenhanges mit Dichtungen des Crestien de Troies. Unter den Arbeiten zur neueren französischen Litteratur ist nur J. Bayle's Werk über *Montaigne (1858)* namhaft.

Seit Ugo Foscolo sich in London *(1817)* niedergelassen, der dort seine Werke über Dante und Petrarca schrieb, und G. Rossetti (seit *1824* in England), der gleichfalls seine Bücher über Dante dort verfasste, eine Professur für Litteratur in London bekleidete *(1830)*, kam die italienische Litteratur in England in Mode. Handliche Ausgaben italienischer Dichter erschienen in Menge. Dante's Commedia wurde in Prosa und in Versen (von J. Carlyle *1829*, Ch. Wright *1833*, J. Daymann *1844*, B. Cayley *1858*, F. Pollok *1854*, W. Thomas *1854*, Th. Wesley *1859)*, und auch die lyrischen Gedichte (von Ch. Lyell, *1842)*, sowie Tasso (von H. Wiffen, *1821)*, Ariost (von S. Rose *1825)* und Petrarca vollständig (von Th. Campbell, *1859)* übersetzt. Auch Rossetti übertrug ins Englische. Die gelehrte Arbeit beschränkte sich jedoch auf Dante und Petrarca. Der Petrarcaübersetzer Campbell schrieb ein ausführliches Leben Petrarca's *(Life and times of P., 1822)*, R. de Vericour,

nach Balbo, ein Leben Dante's *(1858)*. Bedeutendere Verdienste erwarb sich um Dante G. Warren Lord Vernon *(1803—66)* durch kostspielige Veröffentlichungen, wie die der *Commenti* des Petrus und Jacobus Alighieri *(S. 8)*, der vier ältesten Drucke der Commedia *(1858)*, durch Beiträge zu Dante's Leben *(1842)* und eine glänzende Ausgabe des *Inferno* *(1858)*, mit Textumschreibung und vielen erläuternden Beigaben ausgestattet.

Noch beschränkter ist die Teilnahme am spanischen Schrifttum. Spanische Romanzen finden Bearbeiter in Lockhart und Bowring, nachdem V. Salvá Deppings Romanzenbuch in London neu herausgegeben hatte *(1825)*. Dramen Calderon's übersetzte F. Mac-Carthy *(1853)*, und der Göthefreund H. Lewes (geb. *1817)* widmete Lopez und Calderon eine kritische Untersuchung. Dagegen schuf der einzige amerikanische Romanist, G. Ticknor *(1791—1871)*,[1] Schüler Beneckes, Bouterwecks u. a. in Göttingen, in seiner *History of spanish literature* *(1849*, franz. *1864)* eine auf gründlichster Kenntnis beruhende, mit dem einzelnen Werk bekannt machende Darstellung des spanischen Schrifttums, wie sie noch für keine romanische Litteratur vorhanden war.

Die englische Beschäftigung mit portugiesischer Litteratur stellt eine Auswahl altportugiesischer Minnelieder dar, die Ch. Stuart einem engeren Kreise zugänglich machte *(Fragmentos de hum cancioneiro ined., 1823)*. Trefflichen Dienst leisteten der Sagenvergleichung längere Zeit die Inhaltsangaben, aus denen sich die Übersicht über die erzählende Prosadichtung alter und neuer Völker in des Schotten J. Dunlop halbironischer *History of fiction* *(1814)* im Wesentlichen zusammensetzt. Seine Kenntnis von anderen Seiten romanischen Schrifttums nahm der Engländer noch aus H. Hallam's *(† 1859) Introduction to the literature of Europe, 1837)*, worin nach zuverlässigen Arbeiten älterer Gelehrter, mit selbständigem Urteil die schöne und wissenschaftliche Litteratur (letztere nach Eichhorn) der europäischen Völker vom 15.—17. Jahrhundert überblickt wird.

Von den romanistischen Arbeiten des skandinavischen Nordens ist nur wenig bekannt geworden. Die vaterländische Geschichte lenkte auch hier auf altfranzösische Schriftwerke hin. Noch vor Pluquet teilte der Kopenhagner Professor Broensted aus Wace' normanischer Reimchronik Abschnitte (nach Ste.-Palaye) nebst dänischer Übersetzung mit. Sein Landsmann L. Abraham schickte einer unausgeführt gebliebenen Ausgabe der Brut-Dichtung des Wace Textproben *(De Wacii carmine quod inscribitur Brutus, 1828)* voraus und beschrieb die französischen Hss. der Kopenhagner Bibliothek *(1848)*. In einer gründlichen Vergleichung der lateinischen, holländischen, französischen, deutschen Fuchsdichtungen setzte ferner A. Rothe *(Les Romans du renard, 1845)* die Untersuchungen Grimms fort.

Die von italienischer und spanischer Litteratur handelnden Schriftchen von W. Böttiger *(Italienska studier, 1853)* über die vordantische Dichtung, Dante, Tasso u. a., und von V. Törnegren *(Primordia artis scenicae hisp., 1843)* über das spanische Drama des 15. Jahrhunderts sind vermutlich nicht die einzigen Arbeiten schwedischer Gelehrter über die südromanischen Litteraturen bis zum Jahre 1859 gewesen.

1. G. Hillard, Life of G. Ticknor, 1876.

5. ZEITRAUM.

VERFOLGUNG GEMEINSAMER ZIELE IN DEN BETEILIGTEN LÄNDERN. SEIT 1859.

Ohne dass für die romanische Philologie, nach erstmaliger zweckbewusster Zusammenfassung der romanischen Sprachen durch Diez in der Romanischen Grammatik, im Wörterbuch u. s. w., ein Plan aufgestellt worden wäre, der die Ausdehnung und die Beschlossenheit des neuen Forschungsgebietes in sich gezeigt, der einen vollständigen Überblick darüber gegeben, die Art und Weise und die Ziele der Forschung kundgegeben hätte, kam ein solcher Plan und die Absicht, das romanische Geistesleben erforschen zu helfen, in den Arbeiten der meisten Romanisten Deutschlands bereits thatsächlich, wenn auch nur erst stückweise, zur Ausführung. In den romanischen Ländern dagegen beschränkte sich die Arbeit bis dahin auf einzelne Seiten allein der vaterländischen Sprache und Litteratur und entsprach hier und bei Behandlung von Sprache und Schrifttum anderer romanischer Völker noch selten den Forderungen, die in der Philologie z. Z. zu erfüllen als Pflicht galt. Über die Teilnamlosigkeit seiner Landsleute selbst für ältere französische Litteratur klagte noch 1864 ein wohl bekannter französischer Gelehrter: *Il est heureux en attendant, que l'Allemagne fasse notre besogne*; *son zèle entretient le feu sacré . .;* und spricht von *les quelques obstinés qui s'adonnent à une science que n'encouragent ni les faveurs officielles ni l'attention publique.* Die Geringschätzung für das heimische Volkslied liess ihn noch 1866 bekennen: *L'amateur de la poésie populaire est encore un original assez rare à rencontrer et dont la passion est . . . accueillie par des sourires.* Ein Schüler Guessard's hebt *(1861)* hervor, wie weit hinter den deutschen Ausgaben der französischen und provenzalischen Texte des MA. die französischen zurück stehen: *on sait avec zèle et avec quel succès l'Allemagne savante s'occupe de notre littérature. Elle a repris des études, qui chez nous avaient été suivies avec plus d'ardeur que de critique. Sur certains points même, elle s'est rendue maîtresse du terrain. L'histoire littéraire du midi de la France . . est devenue une science allemande.* Und er selbst wird später, wegen mangelhafter Herausgabe eines provenzalischen Litteraturwerkes *(1862)* damit entschuldigt, dass er z. Z. nur sehr unbestimmte Begriffe hätte haben können *de l'art de faire une édition critique;* denn *personne ne le lui avait appris et à cette époque personne en France n'eût pu le lui apprendre.* Dass die Darstellungen der Geschichte der französischen Litteratur ebenfalls nicht auf der Höhe der Zeit stehen, einseitig, parteilich und unvollständig sind, bezeugte derselbe Gewährsmann *(1861).* Nicht anders war es in den übrigen romanischen Ländern.

Eine entscheidende Wendung wurde indessen 1859 angebahnt. Die romanischen Länder wurden allmählich für den deutschen Gedanken einer romanischen Philologie gewonnen. Die Wendung knüpft sich an das von A. Ebert seit 1853 vorbereitete, seit 1859 von ihm mit F. Wolf, später von L. Lemcke (bis *1876)* herausgegebene *Jahrbuch für rom. und engl. Sprache und Litteratur,* das unter den kritisch Forschenden im In- und Auslande eine Verständigung über die geschichtliche Bearbeitung der romanischen Litteraturen und über die zu ihrem Dienst herbeigerufene romanische Philologie herbeizuführen, die Forscher zu sammeln unternahm, und für die gemeinsame Sache die massgebenden oder später massgebend gewordenen Mitarbeiter des Auslandes zu

gewinnen wusste. Die zunehmende Verbreitung deutscher Arbeiten über Philologie und Sprachwissenschaft im Ausland unterstützte das Unternehmen. Auf deutschen pilologischen und litteraturgeschichtlichen Arbeiten wird auch von den Romanisten im Ausland seitdem fortgebaut. Ein wechselseitiger Austausch der Forschung, der Ansichten über das Einzelnste wird eingeleitet und der planmässige Ausbau der jüngsten Philologie auch von den nächstbeteiligten Völkern mit wachsendem Eifer und Erfolge in Angriff genommen.

Den Anbruch eines goldenen Zeitalters der italienischen Philologie verkündete, bereits im Beginn des Zeitraums *(1859)*, G. Grion. Die Anzeichen waren keine täuschenden. Unter F. Zambrini's (geb. *1810)* Leitung rief die italienische Regierung *1860* eine *Regia Commissione de' testi di lingua* ins Leben, die in den 50 Bänden ihrer *Collezione di opere inedite* und in den 200 Teilen ihrer *Sceltà di Curiosità letterarie* eine ungeahnte Zahl unbekannter Sprach- und Litteraturwerke des 13.—15. Jahrhunderts zugänglich gemacht hat. Eine unter derselben Leitung stehende Zeitschrift *Il Propugnatore* begann *1868* die Gleichgiltigkeit der Schriftstellerwelt gegen die ältere einheimische Litteratur zu bekämpfen. Eine gelehrte Gesellschaft in Lucca vereinigte sich *1861* zur Herausgabe seltener italienischer Schriftwerke. Das Jahr *1860* sah die Errichtung des ersten italienischen Lehrstuhls für vergleichende Sprachwissenschaft, den in Mailand der erste Vertreter von Bopps und Diez' Lehren in seinem Vaterlande, einer der Meister der neueren Sprachwissenschaft und der Lehrer der meisten italienischen Romanisten, G. I. Ascoli (geb. *1829)*, einnahm. Sein erstes grösseres, die romanische Sprachkunde berührende Werk, die durch Biondelli's *Studi* hervorgerufenen *Saggi critici (1860)* kündigten bereits den Verfasser der *Saggi ladini* (s. u.) an. Ein Jahr später fing das gelehrteste und umfassendste italienische Wörterbuch, N. Tommaseo's und B. Bellini's *Dizionario della lingua ital.* an zu erscheinen und gebot G. Giuliani mit einer *Metodo di commendare Dante*, die sich zu dem Grundsatz, den Schriftsteller zunächst aus sich selbst zu erklären bekannte, der Zügellosigkeit der italienischen Danteerklärung Halt. Neue Professuren für vergleichende Grammatik der neulateinischen Sprachen und für vergleichende Geschichte der neulateinischen Litteraturen werden zu der, von A. d'Ancona (geb. *1835)* seit 1861 in Pisa eingenommenen Litteraturlehrkanzel, in den 70er Jahren unter dem Ministerium Bonghi hinzugefügt: *1873* in Mailand, *1874* in Florenz, *1875* in Bologna und Turin, *1876* in Neapel, Rom und Padua. Ausser in der verbreitetesten Zeitschrift für die gebildete Welt in Italien, in der *Nuova Antologia,* im *Propugnatore* und in den *Nuove Effemeridi Siciliane (1875 ff.)* brachte die junge Romanistenschule durch eine, der Forschung gewidmete *Rivista di filologia romanza (1872—75)*, fortgesetzt in dem *Giornale di filol. rom. (1878—83)*, beide von E. Monaci (geb. *1844;* Professor *1876* in Rom) herausgegeben, und in dem, von A. Graf, F. Novati, R. Renier begründeten *Giornale storico della letteratura ital. (1883 ff.)* die neuen Anschauungen in der Sprach- und Litteraturgeschichtsforschung zur Geltung. Ein grosses Sammelwerk für italienische Mundartkunde eröffnete Ascoli in dem *Archivio glottologico italiano (1872 ff.)*.

Der Anschluss Frankreichs an die deutsche Romanistik war durch Littré vorbereitet. Sein mächtiges, nach langjähriger Vorarbeit 1863 ans Licht tretendes *Dictionnaire de la langue franç.* konnte als ein zu Stolz berechtigendes «Nationalwerk» von den Landsleuten doch nur um den Preis erklärt werden, dass die, von L. auf die Geschichte und Herleitung des französischen Wortes verwandte Mühe und damit die romanische Sprachforschung selbst allgemeiner gebilligt wurde. A. Brachet (geb. *1844)* durfte danach versuchen, die sprachvergleichende Betrachtung des Französischen in der Form seiner preis-

gekrönten, alljährlich neu aufgelegten *Grammaire historique de la lang. franç. (1867)* in die Schule einzuführen, und in einem *Dictionnaire étym. de la lang. franç. (1870)* Diez' und Littré's Herleitungen französischer Wörter mittels der Lautlehre zu begründen. Von den beiden Führern der lebenden Romanisten Frankreichs, G. Paris und P. Meyer, die zu den frühesten Mitarbeitern des Jahrbuchs gehörten, schloss G. Paris (geb. *1839;* Professor *1867* am *Collège de France, 1869* an der *Ecole des Hautes Etudes)* seine Abhandlung *De l'accent latin dans la langue franç. (1862),* die erste französische lautgeschichtliche Untersuchung, an Diez', seines Lehrers, Grammatik an, und führte diese selbst *(1863)* durch Übertragung des einleitenden Teils in Frankreich ein. Im Verein mit dem Professor der vergleichenden Grammatik an der *Sorbonne,* M. Bréal, einem Schüler Bopps und Übersetzer seiner vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, und mit anderen französischen Philologen wirkte er vor allem auch für eine Erneuerung der philologischen Forschung und des philologischen Unterrichts in Frankreich, und die unter dem Minister Duruy *1869* auch zu diesem Zwecke ins Leben gerufene *Ecole des Hautes Etudes,* mit einem, den deutschen Universitäten entnommenen Unterrichtsgang, deren historisch-philologische Abteilung die Kenntnis der deutschen Sprache vorzuschreiben nicht unterliess, zählte ihn zu ihren ersten und erfolgreichsten Lehrern. Auch an der Gründung und Haltung der *Revue critique d'histoire et de littérature (1866),* bestimmt das «Litterarische Centralblatt» im Gebiete der Geschichte und Philologie in Frankreich zu vertreten, eine sachliche, nur die Fortbildung der Wissenschaft ins Auge fassende, fachmännische Kritik und die Grundsätze der geschichtlich-philologischen Forschung in Frankreich einzuführen, hat P. hervorragenden Anteil. Die von ihm mit P. Meyer (geb. *1840;* Professor *1872* an der *Ecole des Chartes, 1875* am *Collège de France, 1884* Director der *Ecole des Chartes),* der sich an deutschen Arbeiten zum romanischen Philologen herangebildet hatte, seit *1872* herausgegebene Zeitschrift für romanische Sprachen und Litteraturen, *Romania,* wirkte im gleichen Sinne wie das *Jahrbuch,* brachte es allmählich nach erfüllter Aufgabe aus dem Gleichgewicht und erwarb Frankreich eine leitende Stellung auf romanischem Gebiete. In Südfrankreich hatte kurz vorher die, an den Namen Mistral und an sein Epos *Mireio* sich knüpfende litterarische Bewegung und S.-R. Taillandier's *(1817—79)* Eintreten dafür *(La nouvelle poésie prov., 1859)* eine *Société pour l'étude des Langues romanes (1869),* zu Montpellier, und ebenfalls eine, der geschichtlichen Kenntnis der südfranzösischen Mundarten und ihrer Litteratur gewidmete Jahresschrift, die *Revue des Langues rom. (1870 ff.)* hervorgerufen. Im Jahre der Entstehung der *Romania* wird den Gebildeten und der Schule durch L. Gautier (geb. *1832*; Professor, *1871* an der Ecole des Chartes) das Rolandslied in der Ursprache näher gerückt. 1873 beginnt die von G. Paris veranlasste Übersetzung von Diez' *Grammatik* zu erscheinen. Die schnellere Herausgabe ungedruckter altfranzösischer und altprovenzalischer Texte mit den erforderlichen Erläuterungen nahm *1875* eine *Société des Anciens textes,* in die Hand, deren Seele G. Paris und P. Meyer ebenfalls sind, und die bis jetzt gegen 30 Bände veröffentlichte. Die Herausgabe der Meisterwerke der neuen französischen Litteratur nach den Grundsätzen philologischer Kritik hatte die französische Regierung bereits vorher dem *Institut* übertragen und unter die Leitung von A. Régnier *(1822—84)* gestellt, der die *Grands écrivains de la France* mit M[e] de Sévigné *(1862)* einführte. Weitere Lehrstätten für französische oder romanische Philologie eröffneten sich den Schülern von G. Paris und Meyer an der *Ecole des Hautes Etudes (1872),* an der *Sorbonne (1877),* in Montpellier *(1878),* Aix, Bordeaux, Lyon, Toulouse, Algier.

In Belgien ist die deutsche Schule durch A. Scheler (geb. *1819*, Bibliothekar *1854* in Brüssel) vertreten, der in einem *Dictionnaire d'Etymologie franç. (1862)* Diez' Spuren folgte.

In Spanien, dessen Akademie *1860* zu einem Band litterargeschichtlicher Abhandlungen *(Discursos leidos en las recepciones públicas)* sich aufraffte, schlossen sich Mila y Fontanals und Amador de los Rios an das *Jahrbuch*, und ersterer mit einer gründlichen Untersuchung über die Troubadourdichtung in Spanien *(De los trovadores en España, 1861)*, Letzterer mit einer gross angelegten *Historia critica de la literatura españ. (1861 ff.)* an die neue Richtung der Forschung an. Bücherfreunde und von ihnen beratene Buchhändler machten später ungedruckte und verschollene Werke geschichtlichen und litterarischen Inhalts, die *Sociedad de bibliófilos* seit *1866* 23 Bände, die *Sociedad de bibliófilos andaluces* seit 1848 27, Rivadeneyra in einer *Coleccion de libros españ. raros* seit 1871 16, in den *Libros de antaño* 11 Bände solcher Art bekannt und nahm in die *Biblioteca de autores españ.* mehrere tüchtige Ausgaben bekannter spanischer Schriftsteller auf. Den verheissenden Anfängen entsprachen die folgenden Jahrzehnte jedoch nur wenig.

Portugals Lehrerin in der romanischen Philologie wurde, im Anfang der 70er Jahre, Frankreich. Das 1873 begonnene, den Bedürfnissen der Zeit Rechnung tragende *Diccionario portuguez* von D. Vieira enthält zugleich die ersten, die Regeln der Kritik beobachtenden Beiträge zur portugiesischen Grammatik und Litteraturgeschichte von den lebenden Hauptvertretern der portugiesischen Philologie. Von A. Coelho (geb. *1840*, Professor der Sprachwissenschaft *1875* in Lissabon) eine vergleichende Darstellung der portugiesischen Sprache, von dem Dichter, Juristen, Philosophen und Litteraturforscher Th. Braga, (geb. *1843*, Professor der Litteraturgeschichte *1872* in Lissabon) einen geschichtlichen Überblick über das portugiesische Schrifttum. Eine von Coelho *(1872)* ins Leben gerufene *Bibliographia critica*, die, in der Weise der *Revue critique d'histoire et de litt.*, zur Verbreitung der Grundsätze geschichtlicher und philologischer Forschung in Portugal beitragen wollte, erlag alsbald einer grobsinnigen Gegnerschaft von beschränktem politischen Gesichtskreis.

Rumänien betritt seit 1870 die Bahn kritischer Forschung. Die Teilnahme für die vaterländische Sprache, für älteres Schrifttum und für Volkskunde bemühte sich namentlich P. Hasdeu (geb. *1835*, Professor und Archivdirector in Bukarest) zu wecken. Seine Zeitschrift *Columnă lui Trajan (1870 ff.)*, der Sprache, Geschichte und Litteratur des Landes gewidmet, war einige Zeit der Mittelpunkt dieser Bestrebungen.

Im rätoromanischen Gebiete treten, nachdem F. Rausch mit einem Überblick über die *Geschichte der Literatur des rät. Volkes (1870)* und Ascoli durch seine *Saggi ladini (1872)* den Einheimischen den Wert der Kenntnis rätoromanischer Schriftwerke und Sprachform bemerkbar gemacht hatten, einzelne Sammler rätoromanischer Litteratur mit nützlichen Veröffentlichungen hervor.

Unter den Ländern des Nordens bleibt England auffällig zurück. Trotz der anregenden Lehrthätigkeit eines Sprachforschers wie M. Müller in Oxford und trotz der Teilnahme der einheimischen Gelehrten an der englischen Philologie, die der Einwirkungen der romanischen Litteraturen auf die englische immer mehr nachwies, sind sie dort weder Gegenstand des höheren Unterrichts, noch zusammenhängender gelehrter Arbeit geworden. Dagegen wurde der romanischen Philologie an den Hochschulen Schwedens (Lund, *1865*; Upsala, *1872)*, Norwegens (Christiania, *1873)*, Dänemarks (Kopenhagen, *1875)* durch Sprachforscher aus Dänischer oder Deutscher Schule schon lange kräftiger Beistand. Sie wird selbst in Russland (Petersburg, *1869)* und neuerdings auch in Holland und Amerika gelehrt.

Immer mehr und den breitesten Boden hat sie, seit 1859, dank der Fürsorge der Regierungen, im Einklang mit den Fortschritten der Sprachwissenschaft und den gesteigerten Anforderungen an den französischen Unterricht der öffentlichen Schulen, in Deutschland, sowie in Österreich und der Schweiz gewonnen. Lehrstühle wurden ihr noch in Leipzig *(1862)*, Heidelberg *(1871)*, Strassburg *(1872)*, Königsberg *(1872)*, Breslau *(1874)*, Münster *(1874)*, Würzburg *(1875)*, Kiel *(1876)*, Erlangen *(1879)*, Greifswald *(1881)*, Freiburg *(1882)*, Jena *(1883)*; in Wien *(1868)*, Prag *(1874; 1882)*, Graz *(1876)*, Czernowitz *(1885)*; in Zürich *(1873)*, Genf *(1873)*, Bern *(1882)* errichtet. In Deutschland verbinden sich damit seit den 70er Jahren besondere Seminare, ausgestattet mit romanischen Bibliotheken. Aus ihnen ging im letzten Jahrzehnt die Hauptmasse der philologischen Kleinarbeit, hie und da mit Übereifer gefördert, hervor. Neue Zeitschriften traten dem *Jahrbuch* zur Seite und für dasselbe ein. Die Dantefeier vom Jahre 1865 liess ein eigenes *Dantejahrbuch*, von K. Witte, später von E. Böhmer und J. Scartazzini geleitet, entstehen. Böhmer eröffnete 1871 *Romanische Studien*. Das Jahrbuch vertrat seit 1877 Verf.'s *Zeitschrift für Rom. Philologie*. Eine *Zeitschrift für neufranz. Sprache und Litteratur* (1879) setzten G. Körting und E. Koschwitz neben Herrigs Archiv, K. Vollmöller *Romanische Forschungen (1881)* neben die romanischen Studien, ein kritisches *Litteraturblatt für Germ. und Rom. Philologie* begannen O. Behaghel und F. Neumann 1880. Sammelwerke dienen zur Bekanntmachung altfranzösischer Texte, wie W. Foersters *Altfranz. Bibliothek (1879)*, Suchiers *Bibliotheca normanica (1879)* oder machen seltene neufranzösische Schriftwerke zugänglich, wie K. Vollmöllers *Sammlung franz. Neudrucke (1881)*. Auch für die Einführung in altfranzösische Litteratur und Textkritik stellte K. Bartsch nunmehr ein im In- und Ausland viel gebrauchtes Hilfsmittel in der *Chrestomathie de l'ancien franç. (1866)* zur Verfügung.

Von bedeutendem Einfluss auf den allgemeinen Entwickelungsgang der romanischen Philologie werden die Fortschritte in der lateinischen Grammatik und die gleichzeitige sprachphysiologische und sprachpsychologische Forschung und die Sagenvergleichung Deutschlands. W. Corssens Untersuchungen über *Aussprache, Vocalismus und Betonung des Latein. (1858)*, lenken in ihrer Verwertung unclassischer lateinischer Wortform und sprachvergleichender Schlüsse für die lateinische Lautgeschichte, in ihrem Versuch aus Grammatikerbericht, Schreibweisen und dichterischem Brauch die Lautwerte der lateinischen Schriftzeichen und die Betonung des lateinischen Wortes zu ermitteln, darauf hin, auf demselben Wege die romanische Grundsprache, das niedere Latein, genauer und nach denselben Seiten kennen und vom Latein bestimmter unterscheiden zu lernen. Den Anfang damit machte H. Schuchardt (geb. *1842*, o. Prof. *1872* in Halle, *1876* in Graz), der im *Vokalismus des Vulgärlateins (1866)*, in lateinischen Inschriften, Hss., Urkunden und Grammatikerangaben, nicht nur den Spuren romanischer Lautform, besonders des romanischen Vokalismus, scharfsichtig und in weitestem Umfange nachgeht, sondern auch lateinische und romanische Lautgeschichte im Zusammenhang zu behandeln den Anstoss gibt.

In seinen und in Ascoli's romanistischen Arbeiten tritt zuerst auch die lautphysiologische Einsicht, deren Unerlässlichkeit für die Sprachforschung E. Brückes *Grundzüge der Physiologie der Sprachlaute (1856)* und die weitere, zu immer schärferen Bestimmungen über die Lautbildung gelangende lautphysiologische Litteratur klar machte, in feinerer Lautunterscheidung, in Beachtung der dem Lautwandel gezogenen natürlichen Schranken, im Nachweis lautphysiologisch berechtigter, verborgener Übergangsformen lateinischer Laute, in der romanischen Sprachforschung zu Tage. Sie konnte sich der Betrachtung der Naturseite der Sprache um so weniger mehr entziehen, als Lautphysiologie

und Darwinismus darauf hingewirkt hatten, die Sprache als ein Erzeugnis der Sprachwerkzeuge und die Sprachwissenschaft als Naturwissenschaft aufzufassen. Die namentlich von A. Schleicher (*Deutsche Sprache, 1860; Die Darwin'sche Theorie, 1863:* frzös. *1868*) und von M. Müller in seinen, aus dem Englischen (*1861*) ins Deutsche, Französische und Italienische übergegangenen *Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache* vertretene Ansicht übte vorübergehend auch in der romanischen Philologie die nachteilige Wirkung, dass die Lautveränderungen als Vorgänge von starrer Gesetzmässigkeit gefasst, jeder gesicherten Wortherleitung ein neues «Lautgesetz» (immer freilich nur in der einzelnen Sprache giltig) entnommen, und sog. Ausnahmen entweder als sog. sporadischer Lautwandel bei Seite gestellt, oder einem «Gesetze» gezwungen untergeordnet wurden. Fördernd wirkte dagegen die Darwin'sche Naturanschauung in dem Sinne, dass sie, die Naturbeschreibung zur Naturgeschichte umbildete, auch in der Sprache kleinste Veränderungen belauschen und selbst Artverschiedenheiten in ihr als aus einer Summe kleinster Veränderungen hervorgegangen denken lehrte.

Allmählich trat auch die ältere Auffassung von der Sprache, die man Diez leiten sieht, wenn er nach der Ursache der Ausnahmsstellung ursprünglich gleichgestalteter Wörter fragt und sie öfter in der Einwirkung des einen Wortes auf das andere begründet findet (Analogie), in den Vordergrund, die psychologische, die in der Sprache ein Erzeugnis des erkennenden Geistes, in der Sprachveränderung Wirkungen der psychischen Mechanik, in der Sprachwissenschaft eine Geisteswissenschaft erblickt, und der, ausgehend von W. v. Humboldts sprachwissenschaftlichen Forschungen und Herbarts Psychologie, H. Steinthal in Untersuchungen über den Zusammenhang der Sprache mit dem vorstellenden Geiste (*Grammatik, Logik und Psychologie, 1855; Assimilation und Attraktion, 1860* u. s. w.), zugleich unter endgiltiger Zurückweisung der Auffassung F. Beckers von der Sprache als Ausdruck des logischen Denkens, wieder Geltung verschaffte. Sie führte, nachdem W. Scherer (*Geschichte der deutsch. Sprache, 1868*) die Forderung ausgesprochen, die Erklärung der lautlichen Sonderstellung von Wörtern nicht schuldig zu bleiben, und die Notwendigkeit betont hatte, bei der Aufsuchung der Ursachen lautlicher und Formveränderungen die Worte einer Sprache in ihrer Gesamtheit und in ihrem Verhältnis zu einander in der Rede in Betracht zu ziehen, zu einer Prüfung der bisher aufgestellten «Lautgesetze» auf ihre Giltigkeit, zur Erkennung der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze (besser: der mechanischen Lautveränderungen), zur Erklärung der Ausnahmen mit Hilfe der *Analogie.* Die Anwendung dieser Betrachtungsweisen der sprachlichen Form auf die indogermanischen Sprachen durch A. Leskien (*Declination im Slavisch-Litauischen, 1876*), durch H. Osthoff und K. Brugmann (*Morphologische Untersuchungen, 1878*) u. a. wirkte auch auf die romanische Sprachforschung zurück. H. Pauls tiefdringende sprachgenetische Erörterungen (*Principien der Sprachgeschichte, 1880*) versprechen Gleiches.

Zu weiterer Ausdehnung der Untersuchung von Sagen, Liedern, Bräuchen des Volkes und zur Verfolgung der Volkslitteratur bis zum Orient und bis ins Altertum zurück regten nach Loiseleur namentlich Th. Benfeys Übersetzung des indischen Fabelbuchs *Pantschatantra (1859)* und seine Nachweise über den Zusammenhang europäischer und morgenländischer Erzählungsstoffe an.

Im übrigen beruht der Fortschritt der romanischen Philologie auf dem Zusammenwirken ihrer Vertreter in den verschiedenen Ländern. Die allseitige Beteiligung an ihr und die Anwendung derselben Erkenntnisverfahren hat sie, ähnlich den Naturwissenschaften, zu einem internationalen Arbeitsfeld werden lassen. Die romanistischen Zeitschriften inbesondere bringen

diesen internationalen Zug an ihr durch ihre, den verschiedensten Ländern angehörigen, meist in ihren Sprachen redenden, und sich beständig verständigenden Mitarbeiter zum Ausdruck. Die Schnelligkeit des Austausches der Meinungen, den ein ausgedehnter Zeitschrift- und Bücherverkehr vermittelt, macht es gegenwärtig schon schwer, im einzelnen Falle die Stellen zu bezeichnen, von wo neue Einsichten und Anregungen ausgingen. Übersichten über die romanistische Litteratur für die Jahre 1859—74 sind im *Jahrbuch,* von 1875 an in der *Bibliographie der Zeitschrift für romanische Philologie* enthalten. Sie gestatten hier bei Bücherangaben ein abgekürztes Verfahren.

Das Kennzeichen der romanistischen Arbeit im jüngsten Zeitraum ist auf fast allen ihren Gebieten die Befassung mit dem Einzelnen, das Streben nach klarer Anschauung, willige Hinnahme des Gewesenen, das Ringen nach begründeter Erkenntnis, wie weit oder wie eng in den einzelnen Ländern die Grenzen des Arbeitsfeldes auch gezogen werden.

Die Herausgabe altromanischer Texte setzt sich, z. T. auch ausserhalb ihrer Heimat in kaum überschbarem Umfange fort, wird aber nach und nach nur noch den philologisch Vorbereiteten möglich. Altfranzösische Dichtungen und Prosawerke machen in Frankreich noch weiterhin Michel, Guessard, Tarbé, de Montaiglon, Michelant, ferner N. de Wailly (geb. *1805),* A. Pey (geb. *1824),* C. Hippeau (*† 1883),* E. de Coussemaker (geb. *1805),* E. Hucher (geb. *1814),* Marquis Queux de St.-Hilaire (geb. *1837)* u. a., sowie P. Meyer, G. Paris, F. Bonnardot (geb. *1843),* L. Pannier *(1842—75),* A. Joly (geb. *1824),* G. Raynaud (geb. *1850),* U. Robert (geb. *1845),* A. Thomas (geb. *1857),* E. Picot (geb. *1844),* u. a. bekannt. In Deutschland: F. Wolf, K. Bartsch, C. Hofmann, L. Holland, A. Tobler (geb. *1835,* o. Prof. in Berlin *1870),* A. Mussafia (geb. *1834,* o. Prof. *1868* in Wien), J. Brakelmann *(1844—70),* E. Martin (geb. *1841),* G. Körting (geb. *1845,* o. Prof. *1876* in Münster), E. Stengel (geb. *1845,* o. Prof. *1872* in Marburg), Verf. (geb. *1844,* o. Prof. *1874* in Breslau, *1880* in Strassburg), W. Foerster (geb. *1844,* o. Prof. *1876* in Bonn), H. Suchier (geb. *1848,* o. Prof. *1875* in Münster, *1876* in Halle), K. Vollmöller (geb. *1848,* o. Prof. *1877* in Erlangen, *1881* in Göttingen), E. Kölbing (geb. *1846),* F. Settegast (geb. *1852),* J. Koch, F. Apfelstedt (*† 1882),* J. Stürzinger, G. Warnke, A. Weber, G. Weidner, R. Reinsch, R. Püschel, A. Kressner u. a. In Belgien: Ch. Potvin (geb. *1818),* van Hasselt, A. Scheler. In Holland: A. Jonkbloet, S. Bormans, G. van Hamel (Prof. *1884* in Groningen). In England: R. Atkinson; in Norwegen: F. Wulff. Litteraturwerke Frankreichs aus der Zeit nach der Reformation werden, z. T. in höchst schätzbaren Ausgaben, ebenfalls noch in grosser Menge zugänglich gemacht, ausser durch P. Lacroix, A. de Montaiglon, P. Blanchemain, A. Michiels, Ch. d'Héricault, L. Lalanne, E. Fournier, von J. de Rothschild (*† 1881),* E. Courbet (geb. *1837),* V. Fournel (geb. *1829),* Ch. Read (geb. *1819)* u. a., in Deutschland von W. Foerster, E. Stengel. Die klassischen und allgemeiner gelesenen französischen Schriftsteller bearbeiten gründliche Kenner wie A. Régnier, L. Lalanne, Ch. Marty-Laveaux (geb. *1823),* G. Servois *(1829),* E. Despois (*† 1876),* P. Mesnard (geb. *1812),* A. Feillet (*† 1872)*; L. Moland, J. Assézat (geb. *1832)* u. a.

Manchen noch ungehobenen Schatz des altprovenzalischen und catalanischen Schrifttums ziehen P. Meyer, H. Morel-Fatio (geb. *1850,* Prof. *1880* in Algier); G. Azais (geb. *1805),* A. Boucherie *(1831—83,* Prof. *1878* in Montpellier), C. Chabaneau (geb. *1831,* Prof. *1878* in Montpellier), A. Luchaire (geb. *1846,* Prof. in Bordeaux), L. Constans ans Licht; in Spanien Mila y Fontanals; in Deutschland F. Mahn, A. Mussafia, K. Bartsch,

N. Delius, C. Sachs (geb. *1829)*, W. Grüzmacher, E. Stengel, W. Foerster, H. Suchier, F. Armitage; in Belgien A. Scheler.

An der weiteren Veröffentlichung unbekannter italienischer Texte haben Italien, Deutschland, Schweden und Russland Teil. In der *Collezione di opere inedite* und in der *Sceltà di Curiosità letterarie* gaben F. Zambrini, L. del Prete, P. Fanfani (*† 1879*); A. Bartoli (geb. *1833*, Prof. *1874* in Florenz), P. Rajna (geb. *1847*, Prof. *1873* in Mailand, *1883* in Florenz), A. d'Ancona, D. Comparetti, G. Carducci (geb. *1836*, Prof. *1861* in Bologna), T. Casini, G. Ferrario, R. Renier (geb. *1859)*, L. Manzoni, G. Navone u. a. Sprach- und Litteraturdenkmäler heraus; anderwärts, ausser mehreren der genannten: B. Sorio, I. del Lungo, E. Teza (Prof. in Pisa), E. Monaci, C. Guasti, L. Polidori u. a. In Deutschland A. Mussafia, E. Böhmer, W. Foerster, A. Tobler, Le Coultre, B. Wiese, P. Gellrich u. a.; in Schweden E. Lidforss (Prof. *1865* in Lund), in Russland A. Wesselofsky Prof. *1869* in Petersburg). Die Dantefeier im Jahre 1865 veranlasste L. Scarabelli und die Geistlichen von Monte Cassino zu Abdrücken geschätzter Hss. der Commedia, und K. Witte zu einer, auf die ältesten Hss. begründeten Ausgabe derselben. Der Mundartkunde boten einen neuen, reichen Stoff A. Zuccagni-Orlandini in einer *Raccolta di dialetti ital. (1864)* und G. Papanti (geb. *1830)* in vielen hundert Übertragungen des Gleichnisses vom verlorenen Sohn *(I parlari italiano in Certaldo, 1875)*.

Die Kenntnis der spanischen Litteratur wurde, ausser durch die spanischen Sammelwerke, noch durch Amador de los Rios, Mila y Fontanals; A. Mussafia, H. Knust, G. Baist (geb. *1863)*, K. Vollmöller; E. Lidforss; A. Morel-Fatio erweitert.

Durch Ausgabe portugiesischer Litteraturwerke machten sich Th. Braga, de Juromenha, durch Abdrücke altportugiesischer Liederbücher E. Monaci und Molteni, ausserdem Frau C. Michaelis de Vasconcellos (geb. *1851)* und J. Cornu (geb. *1849*, o. Prof. *1876* in Prag) verdient.

Neue rumänische Texte endlich werden P. Hasdeu, M. Gaster (geb. *1856)*, U. Jarník (geb. *1848*, Prof. *1882* in Prag) u. a., rätoromanische durch A. v. Flugi, C. Decurtins, J. Ulrich zugänglich.

Die buchstabengetreuen Abdrücke bilden unter den Ausgaben alter Litteraturwerke die Ausnahme. In Italien werden sie bisweilen, gegen die Meinung der Herausgeber, nicht erreicht, in Deutschland in missverstandener Gründlichkeit auch unnötiger Weise geboten. G. Paris, E. Monaci, E. Stengel, W. Foerster veranstalteten von wichtigeren Hss. Lichtdruckaufnahmen. Der Brauch früherer Zeit, die neuen Werke litterargeschichtlich zu untersuchen, ihre Quellen, Entstehungszeit und Heimat zu bestimmen wird allgemeiner, und führt zur Ermittelung ihrer litteratur- und sprachgeschichtlichen Stellung, wo genaue litterarische Zergliederung, sicheres Sprachverständnis, Vertrautheit mit der rüstig fortgeschrittenen sprachlichen Forschung sich verbinden. Die kritisch-ergänzende Nacharbeit, die A. Mussafia, (*Jahrb. 1862 ff., Zeitsch. 1877 ff.)*, K. Bartsch (*Jahrb. 1862 ff.* u. a.), später G. Paris und P. Meyer (*Revue critique*, *Romania)* den neuen Ausgaben zu Teil werden liessen, wurde eine Schule für die Jüngeren. Im vollen Umfange brachten die Aufgaben der Erklärung und Kritik, das Erfordernis sorgfältiger grammatischer und lexikalischer Beobachtung, eines hingebenden Eindringens in den Sinn des Schriftwerks A. Toblers unerbittliche Besprechungen (*Jahrb. 1867 ff., Gött. gelehr. Anz., 1872 ff.* u. a.) und seine eigenen Ausgaben altfranzösischer Litteraturwerke *(Auberi, 1870, Aniel, 1872)* zum Bewusstsein. W. Foerster *(Ztschr. f. öst. Gymn., 1874; Ztschr. f. rom. Phil., Lit. Centralb.)* und H. Suchier *(Ztschr. f. rom. Phil., Lit. Centralbl.)*

folgten in wirksamen Beurteilungen und lehrreichen Ausgaben (*Richart le biel, 1874; Aucassin und Nicolete, 1878*) dem gegebenen Beispiele. Spät erst fand G. Blancs *Versuch einer philologischen Erklärung der göttl. Komödie* (*1860;* ital. *1865*) einige Beachtung in Italien, z. B. in Carducci's *Rime di Petrarca* (*1876*).

Die Erklärung beschränkte sich noch ganz auf den Wortsinn und liess den, für die Kenntnis der Zeitbildung verwertbaren Sachinhalt eines Schriftwerkes unberührt. Um so verdienstlicher war die zusammenhängende und eingehende Darstellung von Altertümern mittelalterlicher Bildung, die der Kunstgeschichtsforscher A. Schultz (geb. *1838*) auf die deutsche und französische Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts in seinem *Höfischen Leben in der Zeit der Minnesinger* (*1879*) gründete. Französische Heldendichtungen verwendeten ebenso H. Bresslau (*Rechtsaltertümer aus dem Rolandslied, 1871*) und M. Pfeffer (*Der gottesgerichtliche Zweikampf, 1885*) für Feststellung altfranzösischer Rechtsanschauung und Rechtsbrauches. Die Deutung der Dichtung Dante's machte keinen bedeutenden Fortschritt, da die, für Anwendung von G. Giuliani's Auslegungsgrundsatz erforderliche Vorbereitung noch häufig versäumt wurde. Der Streit der Meinungen im einzelnen Falle blieb meist bestehen. An der Auslegung der Commedia nahmen ausser Giuliani besonders Teil P. Fanfani (*1873*), V. Imbriani, C. Galanti u. a.; in England Cl. Barlow (*1864*), in Deutschland neben Witte, F. Bergmann (*1865*), J. Scartazzini (Ausgabe der Com. mit ausführlicher Erklärung, *1874*) u. a.[1] Zum Verständnis der kleineren Werke Dante's, von denen P. Fraticelli (*1861*) und G. Giuliani die italienischen und lateinischen (*1868*), A. d'Ancona (*1872*) und K. Witte *Vita nuova* (*1876*), K. Witte die *Monarchia* (*1871*) wieder veröffentlichten und erläuterten, trug auch E. Böhmer in Textverbesserungen und Erklärungen zur *Monarchia* (*1866*) und zu *De vulg. eloq.* (*1868*) bei, während F. d'Ovidio (geb. *1848*, Prof. *1876* in Neapel) die Grundgedanken letzterer Schrift (*1874*) zuerst mit überzeugender Klarheit darlegte. Sonst erfuhren nur noch Franz von Assisi's *Sonnengesang* durch E. Böhmer (*1871*), die Predigten des *Fra Giordano* durch A. Mussafia (*1871*), Barberino's *Reggimenti delle donne* durch G. Galvani (*1871*), die Gedichte Petrarca's geschichtlichen und moralischen Inhalts in der erwähnten Ausgabe Carducci's und einige andere Werke erklärende oder textkritische Behandlung. Bei den spanischen Denkmälern beginnt sie mit A. Morel-Fatio's *Magico prodigioso* des Calderon (*1877*), G. Baists Ausgabe des *Libre de la caza des Don Juan Manuel* (*1880*) und M. Krenkels Erklärung von *Bühnendichtungen der Spanier* (*1881*). Bei den portugiesischen mit den, von W. Storck (geb. *1829*) seiner Übersetzung der kleineren Dichtungen des *Camoens* (*1880*) beigefügten Erläuterungen und den, sich daran anschliessenden Bemerkungen zum Camoenstext von Frau C. M. de Vasconcellos (*1880*). Neuere französische Schriftsteller werden in Régnier's *Grands écrivains de la France* (*1862 ff.*) von den Herausgebern mit dem, zu genauerem Verständnis erforderlichen philologischen Beiwerk ausgestattet. Molière's *Précieuses ridicules* und *Femmes savantes* versah L. Livet (*1884*) mit Anmerkungen und Wörterbuch. Ein Tummelplatz der Meinungen wird der *Misanthrope.* Eine vollständige Geschichte des *Tartuffe,* verbunden mit Prüfung seiner moralischen und künstlerischen Seite, entwirft W. Mangold (*1881*). Das Verständnis Molière's in Deutschland förderte noch H. Fritsche mit einem *Namenbuch zu Molière* (*1868*) u. a. Schulmännner, wie der genannte, und A. Laun (*† 1881*) bearbeiteten *Molière* (*1873*), letzterer auch *Lafontaine* (*1877*) *Racine,* Andere andere Klassiker und neuere französische Schriftsteller (Weidmann'sche Sammlung, *1877 ff.*; die Teubners in Leipzig, *1872 ff.*) für die Bedürfnisse des höheren Unterrichts.

Vor Durcharbeitung sämtlicher oder einer zulänglichen Anzahl Hss. eines Textes scheute man noch längere Zeit zurück, weil die zunächst ins Auge gefasste litterarische Betrachtung auch auf eine sog. gute Hs. sich stützen zu können schien, z. B. bei den von Guessard u. a. herausgegebenen altfranzösischen Heldengedichten. Das vom Verf. durchgebildete Verfahren (*Hssliche Gestaltungen des Fierabras, 1869*), nach dem die Grundgestalt eines in mehreren Hss. überlieferten Schriftwerkes herzustellen allein gelingen kann, führte sich zunächst in die französische Philologie, spät in die italienische ein. P. Meyer versuchte danach eine Gruppierung der Hss. des *Girard de Roussillon (1870)*, E. Martin bei der altfranzösischen Fuchsdichtung (*1872*), F. Bonnardot (*1874*) und W. Vietor (*1874*) bei den Epen von den *Lothringern*, andere beim *Rolandslied* u. s. w. Das erste Beispiel eines nach dem Verfahren hergestellten romanischen Textes gab G. Paris in der *Vie de St. Alexis (1872)*, dem Vorbild der, in geschlossener Reihe nun folgenden «kritischen» Ausgaben altfranzösischer und altprovenzalischer Sprachdenkmäler. Die denkwürdige Wirkung der Ausgabe der alten Legende beruhte ausserdem auf dem Versuch einer Wiederherstellung auch der Sprachform der alten Niederschrift des Alexiuslebens, die die Grundlage der erhalten gebliebenen Hss. bildete, unternommen in der begründeten Überzeugung von der Vernünftigkeit der mittelalterlichen Lautbezeichnung und der Fortführung älterer Schreibweisen in jüngeren Abschriften. Der Versuch liess den älteren N. de Wailly's, die Schreibweise des Geschichtsschreibers Joinville (*La langue de Joinville*, *1868*) aus der schriftlichen Überlieferung zu ermitteln, an Ergebnissen nicht nur weit hinter sich, sondern erschloss zugleich der französischen Lautgeschichte neue Wege und neue Aufgaben. Die lautgeschichtliche Zergliederung, die G. Paris danach an der, ebenfalls auf eine Urform zurückgeführten *Leodegardichtung* (*1872*) vornahm, wirkte mächtig auch auf die ins Stocken geratene französische Mundartforschung ein. Gleichzeitig erneuerte A. Tobler die seit Fallot aufgegebene Beschäftigung mit altfranzösischen Urkunden und verwertete seine Beobachtungen über das Schreibverfahren in amtlichen Schriftstücken des pikardischen Gebietes zur Bestimmung und Darstellung der Mundart im *Vrai aniel* (*1871*), den die ersten verlässlichen Aufschlüsse über die Sprache von Artois begleiten. Zur Bestimmung des Lautwertes altfranzösischer Schriftzeichen zogen E. Böhmer (*1872*) und A. Darmesteter (geb. *1846*, *maître de conférences* an der *Sorbonne*, *1877*) auch hebräische Umschriften altfranzösischer Wörter heran.

Seitdem steht die alte Litteratur Frankreichs mehr unter philologischen als litteraturgeschichtlichen Gesichtspunkten. Die Durchführung jener scheint nun der Anwendung dieser vorangehen zu müssen, wenn unanfechtbare litterargeschichtliche Einsichten gewonnen werden sollen. Die Philologie und Sprachforschung sind so vorläufig aus dem Dienstverhältnis zur Litteraturgeschichte herausgetreten und finden in ihr nur die Krönung ihres Werkes.

Die kritische Bearbeitung altromanischer Texte setzten fort E. Mall (geb. *1843*, Prof. *1873* in Münster, *1875* in Würzburg) am *Cumpoz* des Philipp von Thaun (*1873*), mit immer grösserer Sorgfalt und Umsicht W. Foerster an *Richart le biel* (*1874*), *Aiol* (*1876*), *Chevalier as deus espées* (*1877*), Crestien's *Cligés* (*1884*), in der *Altfranz. Bibliothek* u. a., A. Mussafia an der *Catal. Version der sieben Weisen* (*1876*), H. Suchier an *Aucassin et Nicolete* (*1878*), *Reimpredigt* (*1879*), an *Provenz. Denkmälern* (*1883*). Ferner H. Andresen (geb. *1844*) an *Wace' Rou* (*1877*), Th. Müller (*1816—81*; Prof. *1853* in Göttingen) am *Rolandslied* (*1878*), R. Heiligbrodt an *Gormond et Isembart* (*1878*), A. Stimming (geb. *1846*, o. Prof. *1879* in Kiel) an *Bertran de Born* (*1879*), E. Koschwitz (geb. *1851*; o. Prof. *1881* in Greifswald) an der

Reise Karls d. Gr. (1880), P. Meyer an *Daurel et Beton (1880)*, *Raoul de Cambrai (1882)*, F. Settegast an der *Histoire de J. César (1881)*, L. Pannier an französischen *Lapidaires (1882)*, A. Canello (*1848—83*, Prof. *1876* in Padua) an *Arnaut Daniel (1883)*, B. Wiese an *Brunetto Latini's Tesoretto (1883)*, K. Warnke an *Marie de France (1885)*, G. v. Hamel an den Dichtungen des *Renclus de Moiliens (1885)* u. a., mit ungleichem Erfolge. Über bestimmte Grundsätze für eine einheitliche Lautdarstellung der alten Sprachen einigten sich die Herausgeber noch nicht.

Mit der Feststellung der Sprachstufe dieser altfranzösischen, altprovenzalischen, catalanischen, italienischen Litteraturwerke wurden zugleich sprachgeschichtliche Thatsachen, Einblick in die Vielgestaltigkeit romanischer Sprache und Antworten auf allgemeinere Fragen der romanischen Laut-, Form- und Sprachgeschichte gewonnen, aber auch immer neue, der Untersuchung bedürftige Gegenstände entdeckt. A. Mussafia (*Altfranz. Gedichte, 1864*), K. Bartsch (*Sancta Agnes, 1869*) und A. Tobler (*Aniel, 1871*) hatten mit Aufzeichnungen und Feststellung von Spracheigentümlichkeiten in den von ihnen veröffentlichten Werken begonnen, O. Knauer hatte die Sprache picardischer und französischer Texte des 14. Jahrhunderts (*1867 ff.*) beschrieben. Ch. Thurot (*1823—82*) stellte (*La prononciation franç., 1881*) später die Aussprache des Französischen im 16. Jahrhundert nach den Aussagen der zeitgenössischen Grammatiker fest. G. Paris und seine Nachfolger entwarfen nach Reimbindungen und Schreibungen die Grammatik der Litteraturdenkmäler. Zahlreiche deutsche Dissertationen boten die Grammatik früher herausgegebener altfranzösischer Schriftwerke und achteten mit Tobler und Paris auf die mundartliche Seite ihrer Sprache. N. Caix (*1845—82*; Prof. *1874* in Florenz) gelangte auf gleichem Wege zu einer Darlegung der Schriftgestalt der italienischen Dichtersprache des 13. Jahrhunderts (*Origini della ling. poet. ital., 1880*). Der Sprachlehre der alten und demnächst lebender Mundarten wurden hiermit sichere Ausgangspunkte geschaffen und sie selbst nun Gegenstand zusammenhängender Untersuchung.

Die Sprache artesischer Urkunden beschrieb, ohne noch die mundartlichen Züge zu erkennen, N. de Wailly (*Les chartes d'Aire, 1871*), die poitevinischen Schriftstücke A. Boucherie (*Le dialecte poitevin, 1873*), ohne den Umfang ihrer Tauglichkeit bestimmt zu haben. Altfranzösische Werke mit deutlicher mundartlicher Färbung legten W. Foerster (*Dialogues Gregoire, 1876*) und F. Bonnardot (*Dialogus animae conquerentis, 1876*; vorher, *1873*, lothring. Urkunden) vor, mit Angabe über ihre besonders auffälligen Sprachformen. H. Suchier (*Die M. Paris zugeschriebene Vie de St. Auban, 1876*) ordnete anglofranzösische Sprachdenkmäler nach dem Grade ihrer Entfernung vom festländischen Französisch. G. Raynaud (*Le dialecte de Ponthieu, 1876*) stellte die Sprache pikardischer Urkunden des 13. Jahrhunderts dar. Durch eindringendste Zergliederung, unter Anwendung sprachgeschichtlicher Grundsätze, suchte G. Lücking die mundartlichen Verschiedenheiten der ältesten französischen Sprachdenkmäler (*Die ältesten franz. Mundarten, 1877*) nachzuweisen. F. Neumann (geb. *1854*, o. Prof. *1882* in Freiburg) verbindet die Beschreibung der Sprache von Urkunden aus Vermandois mit der Aufhellung lautgeschichtlicher Vorgänge (*Zur Laut- und Flexionslehre des Altfranz.*, *1878*). H. Suchier verfolgt (*Die Mundart des Leodegarliedes, 1878*) die örtliche Verbreitung einzelner altfranzösischer Sprachformen, und veranlasst eine grosse Anzahl kleiner Schriften namentlich über die Sprache nördlicher und nordostfranzösischer Texte. Ebenso schliessen sich an W. Foersters Untersuchung über das Südostfranzösische (*Lyoner Yzopet, 1882*) Arbeiten seiner Schüler an über ost-, west- und südfranzösische Mundart: von F. Apfelstedt (*Lothrin-*

gischer Psalter, 1882), K. Müller (*Assonanzen im Girart de Rossillon, 1882)*, E. Goerlich (*Südwestl. Dialecte der Langue d'oil, 1882)*, W. Mushacke (*Mundart von Montpellier, 1884)*, die die lebenden Mundarten dabei zu Rate zu ziehen nicht versäumen. Dasselbe gilt von der Darstellung der Sprache östlicher Denkmäler von A. Fleck (*1877*), der von Ile de France von E. Metzke (*1880*), der des Alexanderbruchstücks (*1882*) von H. Flechtner (*† 1883*) u. a.

Unter den lebenden Mundarten Frankreichs fand nunmehr die limousinische einen geschulten Bearbeiter in C. Chabaneau (*Grammaire limous., 1871 ff.)*, dem sich J. Aimeric (*1879*), L. Constans (*1880*) in der Darstellung der Sprache der Rouergue, A. Luchaire mit einer Untersuchung über das Südwestfranzösische (*Les idiomes pyrénéens, 1879*) anschliessen. Die französischen Mundarten der Schweiz behandelten F. Häfelin (*Rom. Mundarten der Südwestschweiz, 1872; Le Patois du canton de Fribourg 1879)*, J. Cornu (geb. *1849*, o. Prof. *1876* in Prag) in *Phonologie du Bagnard (1879)*, J. Gilliéron in *Le Patois de Vionnaz* (*1880*) und *Atlas phonétique* (*1881*) in gründlichster Weise und mit Rücksicht auf das geographische Gebiet lautlicher Erscheinungen. Die Beobachtung der Verbreitung gewisser Lauteigentümlichkeiten über ein zusammenhängendes Gebiet, das den Osten Frankreichs zum Teil, die Westschweiz und einen norditalienischen Landstrich umfasst, liessen I. Ascoli (*Schizzi franco-provenzali, 1875*) dasselbe, als eine besondere romanische Sprachform anwendend, vom Provenzalischen und Französischen ausscheiden und als eine neue romanische Sprache fassen. Um die Kenntnis der normannischen Spracharten erwarb sich Ch. Joret (geb. *1839*; Prof. *1883* in Aix) in *Le Patois normand du Bessin (1874), Caractères du Patois normand (1882), Mélanges phonétiques (1884)* erhebliche Verdienste, während J. Talbert's *Le dialecte blaisois (1874)* nur die Bedeutung einer Stoffsammlung beansprucht.

An der kritischen Forschung über italienische und rätoromanische Mundarten alter und heutiger Zeit haben Italien und Deutschland teil. A. Mussafia eröffnet sie mit mehreren, durch Feinheit der Beobachtung und Schärfe der Unterscheidungen ausgezeichnete Darstellungen der altmailändischen (*1868*), romagnuolischen (*1871*) und anderer norditalienischer Mundartform (*Zur Kunde norditalienischer Mundarten, 1873*). I. Ascoli beginnt die planmässige Bearbeitung italienischer Spracharten im *Archivio glottologico italiano* mit der vergleichenden Untersuchung der rätischen und ihnen nahestehender norditalienischer Mundarten (*Saggi ladini, 1872*) und erkennt mit erstaunlich sicherem Blicke die verschlungenen Pfade der rätischen Lautentwicklung, ihre Abstufungen, Übergänge und ihre räumliche Ausdehnung. Ecksteine der italienischen Mundartkunde sind seine Abhandlung über die Stellung des Ligurischen zu den hauptsächlichsten italienischen Sprachgestaltungen (*1874*), seine Anmerkungen zur altvenetianischen Kaiserchronik (*1878*) u. a. seiner Beiträge zum *Archivio* geworden. Arbeiten seiner Freunde oder Schüler, wie die G. Flechia's (geb. *1811*, Prof. *1852* in Turin) zur etymologischen Bestimmung mundartlicher Wörter (*1874*), von C. Nigra über die Sprache von Val Soana (*1875*), von G. Morosi und F. d'Ovidio über süditalienische Mundarten, von N. Caix über die italienischen Sprachgestaltungen überhaupt (*Storia della lingua ital., 1872*), von C. Salvioni (*Dialetto della città di Milano, 1884*) und von anderen Eingebornen, aber auch J. Maschkas *Conjugation der neumail. Mundart* (*1870*), F. Wentrups *Beiträge*, A. Redolfis Lautlehre des «*bergellischen Dialects*» (*1884*), A. Toblers Erläuterungen zu der von ihm veröffentlichten venetianischen Übersetzung der *Sprüche des Cato (1883)* und zu *Uguçon da Laodho (1884)* und A. Mussafias Ausgabe und sprachliche Prüfung des neapolitanischen *Regimen sanitatis (1884)* lassen das Feld

der italienischen Mundartkunde nicht nur eifrig, sondern auch als das bestbestellte im romanischen Sprachgebiet erkennen. Das Rätoromanische steht kaum zurück. Denn zu den Stoffsammlungen von A. Vian *(Die Grödner, 1864)*, von Ch. Schneller *(Volksmundarten Tirols, 1870)*, von J. Alton *(Ladinische Idiome, 1879)* fanden sich, neben Ascoli, auch in E. Stengel *(Vokalismus der Dialecte in Graubünden, 1868)*, H. Schuchardt *(Lautwandel im Churwälschen, 1870)*, J. Stürzinger *(Conjugation im Rätoroman., 1879)* und vor allem in Th. Gartner (geb. *1843*, o. Prof. *1885* in Czernowitz), dem vielseitigsten und genauesten Kenner des Gebietes *(Gredner Mundart, 1879; Judicarische Mundart, 1882; Rätorom. Grammatik, 1884)* gründliche und geschickte grammatische Bearbeiter ein.

Umfassenden Aufschluss über Laut und Form der rumänischen Spracharten gewährte erst der Slavist F. v. Miklosich (geb. *1813*) in einer *Lautlehre der rumän. Dialecte (1880)*. Auch andere Gelehrte nehmen bei Behandlung einzelner Seiten des Rumänischen auf die Mundarten Rücksicht: H. Schuchardt in einer Prüfung der Stellung des Rumänischen zum Albanesischen *(1872)*, in lautgeschichtlichen Untersuchungen D. Georgian *(1876)*, und M. Gaster *(1880)*, A. Lambrior *(1846—83)* in Aufsätzen der Romania *(1877 ff.)*, H. Tiktin in den scharfsinnigen *Studien zur rum. Philologie (1884)*.

Die mundartliche grammatische Litteratur für Spanien beschränkt sich auf E. Gessners Schrift über *das Leonesische (1867)*.

Die Ausbildungsfähigkeit der Lautlehre der romanischen Sprachen wurde bei Beobachtung von Schreibung und Reimweise alter Texte ebenfalls erkannt. Von K. Bartsch und A. Mussafia an, die den Eintritt eines scheinbar eingeschobenen *i* vor *é* aus lateinischem a im Altfranzösichen beobachteten und die Fälle dieses Eintritts bestimmten, werden eine ganze Reihe neuer, für die philologische Kritik und Mundartkunde bedeutsamer «Lautgesetze» im Altfranzösischen und Provenzalischen entdeckt und bekannte auf die genauere Formel gebracht. P. Meyer stellt den Doppelwert des provenzalischen *o (1870)* und die örtliche Verschiedenheit altfranzösischer Schriftwerke hinsichtlich der Entwickelung des lateinischen *en* vor Cons. *(1871)* fest; G. Paris fand ein zwiefaches *o* im Altfranzösischen *(1872)*, E. Böhmer einen geschlossenen *e*-Laut für lateinisches *ĭ* in geschlossener Silbe noch in der Zeit der Rolanddichtung *(1875)* erhalten. A. Tobler, A. Mussafia, E. Mall, W. Foerster, H. Suchier und andere Herausgeber romanischer Texte bauen so die Lautlehre der einzelnen romanischen Sprachen weiter aus.

Ebenso ergiebig wird aber die vergleichende Betrachtung, die Sammlung gleichartiger Fälle, die Verfolgung der Geschicke eines Grundlautes, das Aufsuchen der Bedingungen und Ursachen von Lautänderungen innerhalb einer oder mehrerer lebenden Sprachen, wo Diez bisweilen aus vorsichtiger Scheu noch geschwiegen hatte. So forschte A. Brachet *(Rôle des voyelles atones, 1866)* nach dem Gesetz des Schwundes unbetonter Vocale vor und nach der Tonsilbe in volkstümlichen Wörtern der bekanntesten romanischen Sprachen. A. Mussafia fand eine allgemeine Regel für die Entstehung rumänischer Diphthonge und gewisser einfacher Vocale aus denselben Grundlauten *(Rumän. Vocalisation, 1868)*. J. Zupitza (geb. *1844*) suchte das Gesetz für den Fall auslautender Consonanten und Vocale im Provenzalischen und Französischen *(Nordwestromanische Auslautgesetze, 1871)* bündig zu fassen, Ch. Joret beobachtete den Auslaut im Spanischen *(1872)*. Genauere Bestimmungen für die italienischen Entwickelungen des lateinischen *i* und *e* traf A. Canello *(1872; 77)*, J. Storm (geb. *1845*, Professor *1877* in Christiania) über Veränderung und Schwund unbetonter Vocale im Italienischen *(1873)*. Die schwer zu übersehende Geschichte des vielveränderten lateinischen c in romanischer Sprache

und Mundart beginnt Ch. Joret (*Du C dans les lang. rom.*, *1874*) zusammenhängend darzulegen. Er wird von F. Neumann a. O. und von A. Horning (geb. *1846*) in wesentlichen Punkten (*C vor e i im Roman.*, *1883*) ergänzt und berichtigt, wo der beengende Begriff des Lautgesetzes ihm weder Regel noch Ausnahme zu bezeichnen gestattet hatte. Ebenso gibt A. Darmesteter Brachet's Regel vom Vocalschwund (*La protonique non initale, 1876*) in der vortonigen Silbe eine genauere Fassung. Umfang und Ursache der Consonantendoppelung in erster Silbe italienischer Wörter suchten F. d'Ovidio und H. Schuchardt (*1877*) zu bestimmen. J. Cornu erklärte mancherlei scheinbare Unregelmässigkeiten der französischen Sprache (*Glanures phonolog.*, *1878*) und im Portugiesischen (*1881—83*). R. Gonçalves Vianna beschreibt zum ersten Male (*Phonétique de la lang. portug.*, *1883*) die Laute der gebildeten Sprache in Portugal u. s. w. Zu einer Verdunkelung der natürlichen Ansicht von der Allgemeingiltigkeit lautlicher Regeln führten Zusammenstellungen der aus demselben Grundwort erwachsenen romanischen Doppelwörter, obwohl man schon mit Diez zwischen volksmässiger und gelehrter Wortgestalt zu unterscheiden gelernt hatte. A. Brachet sammelte sie im Französischen (*Dictionn. des doublets, 1868*), A. Coelho (*Formes divergentes portug.*, *1873*) für das Portugiesische, in grösster Fülle Frau C. Michaelis de Vasconcellos für das Spanische, (*Roman. Wortschöpfung, 1876*), A. Canello (*Gli allotropi, 1880*) für das Italienische.

Für sonstige Fälle unregelmässiger Wortgestalt und für, in schriftlicher Aufzeichnung nicht übermittelte Lautveränderungen kamen die Einwirkung von Wort auf Wort in fliessender Rede und die Lautphysiologie mit Erklärungen zu Hilfe. H. Schuchardts Nachweis, dass der Wechsel der Aussprache anlautender Consonanten in italienischen Mundarten vom Auslaut des vorangehenden Wortes abhängig sei, (*Les modifications syntactiques de la consonne initiale, 1872; 74*), war geeignet, die Wortgestalt auch in den romanischen Sprachen für wandelbar und für allein aus zusammenhängender Rede bestimmbar zu erkennen. Verf. belegte auch die Wirkung des Wortanlauts auf den Auslaut vorangehender tonloser Wörter im Italienischen (*Lo il im Ital.*, *1877*; *Egli ogni, 1878*). Unerklärte Gestaltung des Auslautes französischer Wörter von anderer Art suchte F. Neumann (*Satzdoppelformen der franz. Sprache, 1884*) auf dem gleichen Wege zu deuten, wobei er im weitesten Umfange jene Wirkung für das Französiche voraussetzte.

In die dunkle Entwickelung französischer Diphthongen brachten H. Schuchardt (*Franz. oi ui, 1874*) und L. Havet (*Oi et ui en français 1874*) einiges Licht, indem sie Übergangslaute zwischen der Grundlage o + i und dem Endpunkt *ui* aufsuchten, die eine Reihe (physiologisch) nächstverwandter Laute darstellten, nicht auf der Entwickelungsbahn anderer Grundlaute des Französischen lägen und im Französischen in anderer Stellung als Übergangslaute auftreten. Die in diesem Falle angenommene Entstehung eines Diphthongen aus Triphthong wandte auch V. Thomsen (geb. *1842*, Professor in Kopenhagen) bei Erklärung der Entwickelungen des französischen *i* aus e + i (*1876*) an. Auf ähnlichem Wege suchte E. Böhmer (*A e i im Roland, 1875*) den Lautwert des altfranzösischen *e* aus a, W. Foerster die Entwickelungen des lateinischen ŏ im Französischen (*Schicksale des lat. o, 1878*) zu erkennen, wogegen B. ten Brink (geb. *1841*, o. Professor *1870*, in Marburg, *1872* in Strassburg) der vorromanischen Lautdauer Einfluss auf den französischen Lautklang (*Dauer und Klang, 1879*) zuerkannte. Diese und andere Untersuchungen, z. B. Thomsen's, an des Germanisten E. Sievers sich anschliessende Auffassung von der Entstehung französischer *i*-Diphthonge aus nachfolgenden palatalisierten Consonanten (*L'i parasite, 1875*), die über *o*

fermé im Französischen von G. Paris *(1881)*, die W. Meyers (geb. *1861)* über die tonlose Paenultima im Romanischen *(1884)*, die von W. Köritz über *s* vor Consonant im Französischen *(1885)* beseitigten mehr und mehr die Meinung von der Unerklärbarkeit romanischer Lautentwickelung und Sonderstellung romanischer Wortgestalt.

Wo Lautphysiologie und vergleichende Lautgeschichte, Lautveränderungen nicht mehr aufzuklären vermochten, wurde endlich auch der, früher oft behauptete Einfluss der Barbarensprachen auf die römische Sprache in Erwägung gezogen, (Schuchardt, *Vokalismus*, *1866)* und für bestimmte Fälle zu beweisen gesucht, z. B. von H. Schuchardt (Besprechung von *Windischs Irisch. Gram., 1880)*, von I. Ascoli *(Lettera glottologica, 1881)*. Die neueren Untersuchungen über das Colonie-Romanisch oder Creolisch, von H. Baissac *(Patois créole, 1880)* über das Franz.-Creolische, von A. Coelho *(Os dialectos romanicos, 1881)* über das Hispanisch-Creolische, L. Adam's *Idiomes négro-aryens (1883)*, H. Schuchardts *Kreolische Studien (1883)* verfolgen gleichfalls den Zweck, Einblick zu gewinnen in Art und Richtung der Einwirkung einer Sprache auf die andere. Besonders hat H. Schuchardt *(Slavo-Deutsches und Slavo-Italienisches, 1884)* über die Wichtigkeit solcher Untersuchungen, über die zu befolgenden Gesichtspunkte, über die geschichtliche, politische, psychologische und physiologische Seite des Gegenstandes Aufschlüsse gegeben.

Die Form- und Wortbildung der romanischen Sprachen wurde durch die vielseitige und eindringende lautgeschichtliche Forschung mittelbar, aber auch in eignen Untersuchungen weiter aufgehellt. Unerledigt blieb die von d'Ovidio *(Dell' unica forma flessionale, 1872)* wieder angeregte Frage nach der Entstehung der einen Form des italienischen Nomens, die er durch lautlichen Verfall der Casusendungen erklären zu können meinte, während Mussafia, Tobler, Ascoli u. a. am Accusativ als Grundlage festhielten. Das Verschwinden regelrichtiger Beugung des Nomens in Gallien zur Zeit der Merowinger belegte H. d'Arbois de Jubainville *(La déclinaison lat. en Gaule*, *1872)* aus derzeitigen Schriftstücken. Später führte W. Meyer *(Schicksale des lat. Neutrums, 1883)* den Übertritt vom Neutrum zum Masculinum und Femininum auf Einwirkungen männlicher und weiblicher Wortreihen mit gleichartigen (romanischen) Endsilben zurück. Eine nach den Beugungsweisen gegliederte Übersicht über die Abwandelung des französischen Zeitworts unternahm C. Chabaneau *(Théorie de la conjugaison franç., 1868)*. Den schon vorromanischen Wechsel in der Verwendung lateinischer Zeitformen in den romanischen Sprachen verfolgte K. Foth *(Verschiebung der Tempora*, *1876)* nach seinem geschichtlichen Gange. Die Wege, auf denen das Französische zu einheitlicherer Bildungsweise der Formen des Zeitworts zu gelangen suchte, wiesen insbesondere D. Behrens *(Lautvertretung innerhalb des franz. Verbalstammes, 1882)* und A. Risop *(Analog. Wirksamkeit in der franz. Conjug.*, *1883)*, die Einwirkung von Formen des Zeitworts *être* auf die Personalendungen in den französischen Conjugationen *(Das Verbum être, 1882)* R. Thurneysen (geb. *1857*, Professor *1884* in Jena) nach. Nach z. T. neuen Gesichtspunkten wurde die französische Wortbildung erörtert: von A. Darmesteter, die Arten der französischen Wortzusammensetzung und das Verhältnis des inneren Bildes vom Gegenstand zu den Gliedern der Zusammensetzung und ihren grammatischen Beziehungen *(Formation des mots composés, 1875)*, sowie die in heutiger Sprache zur Wortableitung dienenden End- und Vorsilben *(Création des mots nouveaux, 1877)*. Den von Tobler sogenannten Suffixtausch wies J. Rothenberg in grösserem Umfang im Französischen nach *(De suffixarum mutatione, 1880)*.

In der romanischen Satzlehre, genauer der alt- und neufranzösischen, der seit einem Jahrzehent namentlich deutsche Erstlingsarbeiten, von verschiedenem Werte, gewidmet sind, werden Erhebungen über Verwendung, Verbindung und Stellung der Redeteile im Satze bei einzelnen altfranzösischen und späteren Schriftstellern oder einer Reihe solcher angestellt, um den feststehenden Gebrauch und die Regel zu finden, oder es werden Regeln und eigenartige Redeweisen erklärt. Nach H. Weils Versuch *(De l'ordre des mots, 1869)* die, der freien lateinischen Wortordnung gegenüberstehende sogenannte logische des Französischen aus der Abschwächung der Bedeutung der französischen Beugungsmittel herzuleiten, wurden von J. Le Coultre *(1875)*, P. Krüger *(1876)*, mit weiterem Blick von H. Morf (geb. *1854*, Professor *1882* in Bern) u. a. die grammatischen Bedingungen für, vom Neufranzösischen abweichende Wortstellungen im Altfranzösischen aufgesucht. In Besprechungen solcher Arbeiten *(1875; 79)* brachte dagegen A. Tobler das logische Verhältnis der scheinbar versetzten Redeglieder zu einander in der Frage zur Geltung, das A. Schulze *(1884)* später bei Erklärung der A[illegible]en der Wortstellung im französischen Fragesatze zu Grunde legte. Die Wirksamkeit eines oder mehrerer Grundbegriffe in allen Anwendungen des italienischen und altfranzösischen Conjunctivs bemühen sich A. Güth *(Lehre vom Conjunctivus, 1876)*, mit Vorführung der einzelnsten Fälle F. Bischoff *(Conjunctiv bei Crestien, 1881)* darzuthun. Die altfranzösischen Pronomina, Präpositionen, Verneinungswörter, die Bindewörter der Zeit, der Gebrauch der Zeit- und der Modusformen des Verbums, der Relativ- und anderer Sätze werden in beschreibend gehaltenen oder geschichtlichen Darlegungen nach der syntaktischen Seite hin behandelt; im Allgemeinen gründlicher, als in einigen gleichzeitigen französischen Beiträgen zur geschichtlichen Satzlehre des Französischen, wie A. Benoist's *Syntaxe franç. entre Palsgrave et Vaugelas (1877)* oder P. Clairin's Erörterung über die Herausbildung des Genitivsinns bei *de* mit dem Nomen im Spätlatein und im Französischen *(1880)*. Die französische Satzlehre berührte vielfach A. Tobler in *Vermischten Beiträgen zur Grammatik des Franz. (1877 ff.)*, Deutungen undurchsichtiger Wortfügung und Verbindung nach Sinn und Entstehungsweise, ausgezeichnet durch Treue der Auffassung, Strenge der Beweisführung und Scharfblick in Erkennung der mannichfachen Ursachen für eigentümlichen Ausdruck in alt- und neufranzösischer Rede.

Wo eine solche Fülle von Einzeluntersuchungen für das richtige Verständnis von Wesen und Geschichte der romanischen Sprachen erfordert wurde, konnten auf alle Teile der Grammatik sich erstreckende Darstellungen einer romanischen Sprache nur beabsichtigen, vorübergehend zu nützen. C. v. Reinhardstöttners *Grammatik der portug. Sprache (1878)*, P. Försters *Spanische Sprachlehre (1880)*, wie E. Monaci's und F. d'Ovidio's *Manualetti d'introduzione agli studi neolatini Spagnuolo (1879); Portoghese (1881)* stellen in Anlehnung an Diez das Gesicherte älterer und neuerer Forschung aus der Laut- und Formenlehre zusammen. Der Schwerpunkt der *Grammaire comparée de la lang. franç. (1876; 1885)* von C. Ayer *(† 1884)* und des *Lehrbuchs der ital. Sprache (1878)* von H. Vockeradt liegt in der Behandlung der Satzlehre.

Die lexikographische Arbeit betrifft sowohl den Wortschatz lebender romanischer Sprachen und classischer Schriftsteller, wie den älterer Zeiträume und Schriftwerke, die Mundarten, die Herkunft der Nennwörter und der Eigennamen. Das zur Zeit vollkommenste Wörterbuch einer romanischen Sprache, Littré's grosser *Dictionn. de la lang. franç.*[2] ist nicht nur mit vielen neuen, bündigen Worterklärungen, reichlichen Beispielen für die übersichtlich angeordneten Bedeutungen und Verbindungsweisen eines Wortes, mit grammatischen und synonymischen Belehrungen ausgestattet, sondern belegt auch das Vorkommen

neufranzösischer Wörter in den alten Schriftdenkmälern (*«Historique»*) und verzeichnet und bespricht die angenommenen Grundlagen derselben. Eine eigentliche Wortgeschichte, wie die Brüder Grimm im deutschen Wörterbuch, zu bieten, lag L. noch fern. Trotzdem zog die sprachgeschichtliche Forschung aus seinem *«historique»* grösseren Gewinn, als aus dem *Dictionnaire historique de la lang. franç. (1865 ff.)* der Akademie, das sich innerhalb der neufranzösischen Zeit bewegt und nur Ableitung und Zusammensetzung, nicht aber altfranzösischen Wortgebrauch berücksichtigt. Ausserordentliche Reichhaltigkeit und Sorgfalt in der Angabe der Verwendung und Aussprache der Wörter der lebenden und Schriftstellersprache Frankreichs ist der Vorzug, den C. Sachs' *Encyclopäd. Wörterbuch der franz. und deutschen Sprache (1869)* vor anderen deutschen und französischen Wörterbüchern besitzt. Reichtum an Wörtern und Belegen zeichnet das mächtige *Dizionario della lingua ital. (1861 ff.)* Tommaseo's und Bellini's aus, mit dem sich L. Scarabelli's Neubearbeitung von Tramater's *Vocabolario universale della ling. ital. (1878)* nicht entfernt messen kann. Die Vorführung lediglich der gebildeten lebenden italienischen Sprache und Wortform mit Angabe der Betonung und Aussprache machten sich G. Rigutini und P. Fanfani (*Vocabolario ital. della ling. parlata, 1875*) zuerst zur Aufgabe. In dem jüngst begonnenen *Nòvo dizionàrio della ling. ital. (1884)* von P. Petròcchi wird bei neuartiger Bezeichnung der Aussprache eine strenge Scheidung der verschiedenen Sprachschichten des Italienischen angestrebt. J. Cuervo erläutert in einem *Diccionario de construccion y regimen de la ling. castell. (1884 f.)* mit Beispielen aus alten und neuen Schriftstellern die Grundbedeutung spanischer Wörter und ihren Sinn in der Verbindung mit anderen Wörtern, ihre Formen und Beziehungsweisen. Ausser L. Boucoiran (*Dictionn. des idiomes méridionaux, 1875 ff.*) und G. Azaïs (*Dictionn. des idiomes rom., 1877*) zeichnete in grösserer Vollständigkeit der Dichter F. Mistral (geb. *1830*) den Sprachschatz der südfranzösischen Landschaften (*Tresor dou felibrige, 1878 ff.*) auf. Zur Kenntnis des classischen französischen Wortgebrauchs lieferten nach Génin noch Ch. Marty-Laveaux *(1862)* und F. Godefroy (geb. *1826*) in Wörterbüchern zu *Corneille (1862)*, E. Sommer in einem solchen zu *Me de Sévigné's* Briefen *(1866)* umfangreiche Beiträge. E. Blanc (*Dictionn. logique, 1882*) führt Robertson's begrifflichen Aufbau des französischen Sprachschatzes nach thomistischen Kategorien weiter durch.

Ein gewaltiger Anfang zur vollständigen Bekanntmachung des altfranzösischen Sprachschatzes wurde ebenfalls von F. Godefroy im *Dictionn. de l'ancien lang. franç. (1880 ff.)* gemacht, das wenigstens die dem heutigen Französischen fremd gewordenen Wörter der gedruckten und ungedruckten altfranzösischen Schriftwerke des 9.—15. Jahrhunderts in ihren Formen aufführt und mittelst äusserst zahlreicher Belegstellen zu deuten unternimmt. Daneben ist das, inzwischen von L. Favre zum Abdruck gebrachte *Dictionn. hist. de l'ancien langage franç. (1875 ff.)* Ste.-Palaye's (*S. 37*), das wie Littré die neufranzösischen Wörter in altfranzösischer Gestalt und Bedeutung im Auge hat und belegt, kaum noch imstande, der französischen Philologie weitere Dienste zu leisten. Vor- und nebenher wurde die altfranzösische Wortkunde von C. Goldbeck *(1872)* und namentlich von A. Tobler (*Auberi, 1870; Aniel, 1871*, Besprechungen von Ausgaben u. s. w.), der selbst ein altfranzösisches Wörterbuch im grössten Stil Jahrzehente hindurch vorbereitete, ferner von A. Scheler in Ausgaben und im *Glossaire philolog.* zur *Geste de Liége (1882)*, von L. Gautier (*Roland, 1872*), von W. Foerster und anderen Herausgebern altfranzösischer Texte, sowie von E. Stengel durch eine den gesamten altfranzösischen Sprachstoff vom 9. bis Anfang des 12. Jahrhunderts in Wörterbuchform verzeichnende Liste gefördert.

Die ausserordentlich wachsende Zahl der Sammler des mundartlichen Wortschatzes, in Nordfrankreich L. Vermesse *(1861)*, L. Héricher *(1862)*, J. Sigart, H. Forir *(1866)*, L. Favre, Lalanne *(1868)*, V. Jonain *(1869)*, G. Métivier, Th. Mignard *(1870)*, L. Meyer *(1871)*, E. Roland, Ch. Joret *(1874)*, D. Lorrain, Ch. Contejean, A. Delboulle *(1876)*, E. de Chambure, F. Poulet *(1878)*, J. Jouancoux, Ch. Ménière *(1880)*, Ch. Beauquier *(1881)*, M. Jossier *(1882)*, Ch. Monselet *(1884)*; für das francoprovenzalische Gebiet J. Onofrio, L. Grangier *(1864)*, D. Bridel *(1868)*, F. Brachet *(1883)*; in Südfrankreich L. Gras, C. Moncault *(1863)*, H. Doniol *(1877)*, Vayssier *(1879)*, M. d'Hombres *(1884)*; in Italien G. Nerucci *(1865)*, A. Tiraboschi *(1867)*, G. Galvani *(1868)*, G. Pasquali, C. Coronedi-Berti *(1869)*, J. Pirona *(1871)*, L. de Vicentiis *(1872)*, R. d'Ambra *(1873)*, G. Casaccia, E. Meschieri *(1876)*, G. Finamore *(1880)*, C. Pariset *(1883)* u. a. erfüllen zwar in ihren, z. T. höchst umfangreichen und mühevollen Werken, trotz philologischer Teilnahme für den Gegenstand, ihre schwierige Aufgabe weder durch Fernhaltung eingewanderter Wörter, noch durch Aufnahme aller echt volksmässigen, oder durch genaue Angabe der Aussprache (mit Ausnahme von Joret) vollständig. Sie erweisen sich bei etymologischen Versuchen ihr noch weniger gewachsen. Sie führten aber in dem Aufgezeichneten den Erfahreneren einen unverächtlichen und für die Erkenntnis der mittelalterlichen Mundarten wie für die Wortherleitung vielfach erfolgreich verwendeten Stoff zu.

Die kritisch etymologische Forschung wird erst jetzt allgemeiner. Sie ist den Hauptsprachen zugewendet. A. Scheler und E. Littré begründeten manchen Zweifel an Diez' französischen Etymologien und suchten neue Grundwörter auf. H. Engelmann *(Gloss. des mots espagn., 1861)* bestimmte zuerst genau die arabischen Bestandteile des spanischen und portugiesischen Wortschatzes. F. v. Miklosich *(Slavische Elemente im Rumän., 1862)* füllte durch Zurückführung einer grossen Zahl rumänischer Wörter auf ihre slavischen Grundlagen eine klaffende Lücke der romanischen Etymologik aus. A de Cihac *(† 1884)* wurde es danach möglich, Dank seiner ausgedehnten Bekanntschaft mit den osteuropäischen Sprachen, in einem *Dictionn. d'étymologie dacoromane (1870 ff.)* auch den magyarischen, türkischen, griechischen, albanesischen Einfluss im rumänischen Wortbestand darzulegen. Die aus orientalischen Sprachen stammenden neufranzösischen Wörter stellte M. Devic *(Dictionn. étymol. des mots franç., 1876)* zusammen. Neben mancher gewagten Deutung romanischer Wörter bieten auch N. Caix' *Studi di etimologia ital. (1878)* einzelne Ergänzungen und Berichtigungen zu Diez' Etymologischem Wörterbuch. Die dort im Keltischen wiedergefundenen romanischen Benennungen unterwarf R. Thurneysen *(Keltoromanisches, 1884)* einer sorgsamen etymologischen Zergliederung. Die Beschaffenheit der Sprache der alten Franken und ihren Anteil am Französischen bemühte sich zuerst W. Waltemath *(Fränk. Elemente der franz. Sprache, 1885)* zu bestimmen. Fast jeder mit der romanischen Lautentwicklung vertraute Forscher steuerte zum Ausbau des etymologischen Wörterbuchs der romanischen Sprachen, namentlich des französischen oder italienischen Teils, einen grösseren oder geringeren Beitrag bei: H. Schuchardt, G. Paris, A. Tobler, A. Mussafia, I. Ascoli, G. Flechia, N. Caix, P. Hasdeu, S. Bugge, J. Storm, J. Cornu, W. Foerster, H. Suchier, G. Baist, Frau Michaelis de Vasconcellos, F. Settegast, A. Horning, Verf. u. a. Die Summe aus der etymologischen Arbeit zu ziehen, legte noch Diez selbst in seiner letzten Schrift *(Roman. Wortschöpfung, 1875)* die Hand an, indem er den Anteil der lateinischen und der fremden Sprachen an den romanischen Benennungen innerhalb der einzelnen Begriffskreise und den Verlust

lateinischer Bezeichnungen und ihren Ersatz aus anderen Sprachen festzustellen begann.

Die Prüfung der Bildung und die Herleitung der Eigennamen (*Onomatologie*) beginnt mit G. Flechia's gelehrten Untersuchungen über die *Nomi locali dell' Italia superiore (1871)*. A. Longnon (*Géographie de la Gaule, 1878*) wies in alten lateinischen Schriftwerken eine Anzahl unbeachtet gebliebener lateinischer Namensformen französischer Ortsbenennungen nach. Früher hatte Quicherat gewisse Regeln für die Umbildung lateinischer Ortsnamen im Französischen (*Formation franç. des anciens noms de lieux, 1867*) beobachtet. H. Moisy suchte die altfranzösisch-normannischen Formen in der Normandie verbreiteter Personennamen (*Noms de famille norm., 1875*) auf. R. Mowat (*La déformation dans les noms propres, 1870*) sammelte durch Verkürzung von Vollnamen aus Familiennamen entstandene Koseformen, E. Ritter die mit Verkleinerungsendungen gebildeten französischen Familiennamen (*Noms de famille, 1875*) lateinischer und deutscher Abkunft; L. Larchey (*Dictionn. des noms, 1880*) lässt in seinem etymologischen Familiennamenbuch sehr verkehrte Ableitungen zu.

Eine klarere Einsicht in das Verhältnis der romanischen Sprachen zum Lateinischen war der Erfog der vielseitigen Erforschung ihrer älteren Gestaltungen und schrittweisen Veränderungen. Fuchs' Meinung von der natürlichen Herausbildung der romanischen Sprachen aus dem Lateinischen ergab sich als die richtige. Der schon von M. Müller a. O. gebilligten Anschauung, die Verf. (*Sprachquellen und Wortquellen des latein. Wörterbuches, 1884*) später begründete, trat nur noch H. Steinthal (*Verhältnis der rom. Sprachen zum Latein., 1864*) entgegen. In der Überzeugung, dass durch den Übergang des Lateinischen auf die andere Sprachen redenden Stämme und Völker Italiens, Spaniens, Galliens, Rätiens und Daciens aus dem Lateinischen eine neue Sprachart, nicht nur ein gealtertes Latein entstanden wäre, wie aus der bei derselben Sprachgemeinschaft verbliebenen griechischen oder urgermanischen Sprache ein gealtertes Neugriechisch und Neuhochdeutsch von unverändertem griechischem und germanischem Gepräge, beharrte er bei der Benennung der romanischen Sprachen als Tochtersprachen und fasste sie als «Kinder einer neuen Zeugung», als Sprachbastarde, ohne Anschaulichkeit in ihren Benennungen und unfähig, mit ihnen Empfindung zu wecken. F. Scholle (*Der Begriff Tochtersprache, 1869*) zeigte, dass diese Auffassung auf irrigen Annahmen über romanische Wortbedeutung und auf Nichtbeachtung des Vorrats anschauungsloser Begriffswörter in den in gerader Linie vererbten Sprachen beruhe.

Eindringendere Nachforschungen über das Volkslatein dienten dazu, letzte hartnäckige Bedenken gegen eine ungewaltsame Entwickelung des Lateinischen zum Romanischen zu beheben, da sie zur Entdeckung immer neuer Spuren des Romanischen im Lateinischen führten. H. Rönsch wies deren (*Itala und Vulgata, 1859*, und in anderen Schriften) in der Sprache der alten lateinischen Bibelübersetzungen und den Werken christl.-lateinischer Schriftsteller der Kaiserzeit auf. Vor allem setzte E. Wölfflin in verschiedenen Abhandlungen (z. B. *Bemerkungen über das Vulgärlatein, 1874* u. a.), die mit feinstem philologischem Sinne der vulgärlateinischen Ausdrucksweise, Wortbildung und Wortverwendung in den lateinischen Litteraturwerken nachgingen, lateinische und romanische Rede in Verbindung. W. Foerster zeigte (*Bestimmung der latein. Quantität aus dem Rom., 1878*), dass die Übereinstimmung romanischer Sprachen zuverlässige Rückschlüsse auf die Dauer lateinischer Vokale in Positionssilben gestatte. Verf. stellte (*Vulgärlateinische Substrate, 1884 f.*) die aus der romanischen Lautgeschichte sich ergebenden, als vulgärlateinisch anzusehenden, vom Schriftlatein abweichenden Grundformen romanischer Wörter und Wortbildungsmittel zusammen und gründete die Lautverwandtschaft und Laut-

verschiedenheit der romanischen Hauptsprachen auf die zeitliche Verschiedenheit des vom gemeinen Mann gesprochenen Lateins. E. Seelmann (*Aussprache des Latein, 1885*) benutzte die romanischen Sprachen gleichfalls bei seiner Bestimmung von Klang, Dauer und Betonung der lateinischen Laute. Den Zusammenhang der Völkerschaftsgrenzen Italiens in römischer Zeit mit den heutigen italienischen Mundartgebieten hob H. Nissen (*Italien. Landeskunde, 1883*) hervor. Die Stellung der Eingeborenen der Römerprovinzen zum römischen Reiche und den Gang ihrer Romanisierung beleuchteten eingehender im rumänischen Sprachgebiet R. Rösler (*Román. Studien, 1871*), A. Budinszky (*Ausbreitung der latein. Sprache, 1881*) und A. Jung (*Die roman. Landschaften, 1881*) im Gesamtgebiet lateinischer Sprache.

Auf einzelne romanische Versarten und ihre Geschichte, auf Strophenbau und Strophenentwickelung, auf Silbenmessung und Reim, auf Versrhythmus, und besonders auf die Verskunst der Franzosen und Provenzalen beziehen sich die Untersuchungen zur romanischen Verslehre. Zu Diez' Erörterung über den epischen Vers der Romanen fügt B. ten Brink (*Conjectanea in historiam rei metricae franco-gall., 1865*) die Ableitung des französischen Zehnsilbners aus dem lateinischen dactylischen hyperkatalektischen Trimeter und des Alexandriners aus jenem. Die Verwendung des zehnsilbigen Verses in altfranzösischer Dichtung setzt A. Rochat (*Le vers décasyllabe, 1870*) auseinander. Bestritten ist die von K. Bartsch versuchte Ableitung des altprovenzalischen Elfsilbners aus dem Keltischen (*1878*). Über Reim und grundsätzlich reinen Reim, über Reimspiele und reimlose Verse in der französischen Dichtung des 15.—17. Jahrhunderts verbreitete sich (*Etudes sur la rime franç., 1876*) L. Bellanger (*† 1879*). Entstehung, Begriff und Anwendung des reichen Reimes bei den mittelalterlichen Dichtern Frankreichs verfolgt (*1882*) E. Freymond (geb. *1855*, Prof. *1884* in Heidelberg). Den üblichen Aufnahmen über die von dem einzelnen Troubadour gebrauchten Vers- und Strophenformen gegenüber versuchte H. Suchier (*Der Troubadour Marcabrun, 1875*) Marcabrun's Strophen in ihre Bestandteile aufzulösen und ihre Entwickelung nachzuweisen. Die Kennzeichen volksmässiger und kunstmässiger Strophenform in altfranzösischer Lyrik stellt F. Orth (*Reim und Strophenbau in der altfranz. Lyrik, 1882*) fest. Nichterledigung der Vorfragen lässt die Abweichungen der anglofranzösischen von der festländisch-franz. Versbildung noch ganz verschieden deuten. H. Suchier (*Vie de St. Auban, 1876*) führte sie, und ähnlich J. Koch (*Chardry, 1879*), auf Eigentümlichkeiten der anglofranzösischen Sprache und auf Einwirkung englischer Verskunst, H. Rose (*Chronik Fantosme's, 1880*) auf hssliche Verderbnis der Urschriften, J. Vising wiederum (*Versification anglonormande, 1884*) auf ungenügende Bekanntschaft anglofranzösischer Dichter mit den Regeln des französischen Versbaus zurück. Die Volksdichtung in ihrem Zusammenhange mit kunstmässigem Vers- und Strophenbau prüfen zuerst Amador de los Rios (*Spanische Sprüchwörter, 1860*), der die Einwirkung des spanischen Sprichworts auf die Herausbildung bestimmter spanischer Verse darlegt, und H. Schuchardt (*Ritornell und Terzine, 1874*), der das Verhältnis des italienischen Rispetts und Ritornells zu einander, ihren Ursprung und ihre Entwickelung zu Ottava und Terzine nachzuweisen unternimmt.

Die Regeln der neufranzösischen Verskunst setzte nach Ackermann und Quicherat G. Weigand (*Versification franç., 1863*) auseinander. Veränderungen in der Silbenmessung und Reimbehandlung der französischen Dichtung seit dem 16. Jahrhundert bespricht F. de Gramont (*Les vers franç., 1876*). A. Tobler (*Franz. Versbau, 1880*; franz. *1885*) belehrt über Silbenmessung, Pausen, Hiat und Reim sowohl des alt- wie neufranzösischen Verses. Wieweit F. Malherbe gesetzgeberisch für den französischen Versbau geworden, führen

P. Gröbedinkel *(1880)* und F. Johannesson *(1881)* aus. Wie wenig das auf ihn zurückgeführte Hiatverbot im Einklang mit dem französischen Sprachbau sei, machte A. Braam *(1884)* klar. Das immer noch nicht zu deutlichem Bewusstsein gebrachte Wesen des französischen Versrhythmus beschäftigte L. Becq de Fouquières *(Versification franç., 1879)*, der an Quicherat's Versgliederung festhaltend, Dauer und Rhythmus der französischen Langzeile mit Dauer und Rhythmus der Athmungsbewegungen in Verbindung bringt, sowie O. Lubarsch *(Franz. Verslehre, 1879)*, der den französischen Vers nach den Worttonsilben in kleinste rhythmische Einheiten zerlegt und daraus hervorgehen lässt.

Auf dem Gebiete der Litteraturforschung besteht ein emsiges Zusammentragen von Einzelnheiten, besonders aus den älteren Zeiträumen, für eine künftig auszuführende, auch im Kleinen treue, wahrgefasste Geschichte der Litteratur der romanischen Völker, die in nachschaffender Vergegenwärtigung des Geistes der Schriftsteller, der Zeiten und Völker die Entwickelung und Wandlungen ihrer Bildung und litterarischen Kunst unverfälscht vor Augen stellen soll. Die ungleichartige Bekanntschaft mit dem romanischen Schrifttum der einzelnen Zeiträume bringt eine verschiedene Behandlung derselben mit sich.

Für die älteren war wesentlich eine Erweiterung der litterarischen Denkmälerkunde. Ihr dienen neue Handschriftenverzeichnisse, Beschreibungen und Untersuchungen solcher, Büchernachweise u. dgl. Die französische Nationalbibliothek führt nun selbst die in ihren Tausenden französischer Hss. aller Zeiten *(Catalogue des Mss. franç., 1868 ff.)* enthaltenen Werke und Werkchen auf, und ihr Leiter L. Delisle ordnet sie nach ihrem Inhalt zusammen *(Inventaire méthodique des Mss. franç., 1876 f.)*. Ihre spanischen Hss. beschrieb genauer als Ochoa A. Morel-Fatio *(Catalogue des mss. esp., 1881)*, G. Raynaud vermerkte *(Inventaire des mss. ital., 1882)* die bei Marsand fehlenden italienischen Hss. Die Beschreibungen der Hss. der Bibliotheken in den Provinzen lässt die französische Regierung in dem 1849 begonnenen *Catalogue général des mss. des biblioth. publ.*, zum Vorteil auch für die Romanistik, fortführen. Für dort oder anderwärts noch nicht behandelte Bibliotheken helfen einstweilen die kurzen Angaben über deren Hss. in U. Robert's *Inventaire des mss. des biblioth. de France (1879)* aus. Auch von den romanischen Hss. Englands wird weitere Kunde. Der Lord Ashburnham lässt die romanischen Hss. seiner reichhaltigen Bibliothek *(Catalogue of the mss. 1868)* beschreiben, A. Mortara *(Mss. italiani, 1864)* verzeichnet die italienischen Hss. der Bodleianischen Bibliothek, P. Gayangos *(The spanisch mss., 1875)* die spanischen des British Museum u. s. w. Über auf deutschen Bibliotheken befindliche romanische Hss. geben Nachrichten A. Barack in seinem Verzeichnis der Hss. von Donaueschingen *(1865)*, H. Bodemann in seiner Beschreibung der Hss. in Hannover *(1867)*, Verf. in Hagens *Catalogus codicum biblioth. Bernensis (1874)* über die Hss. in Bern, u. a. Zur Kunde italienischer Bücher und Hss. verhelfen F. Zambrini's Verzeichnis der Drucke italienischer Litteraturwerke des 13. und 14. Jahrhunderts *(Opere volgari a stampa, 1866)* und seine Mitteilungen über Bolognesische Hss. *(1868)*, F. Palermo's *(Mss. palatini di Firenze, 1860)* Angaben über florentinische Hss. und A. Bartoli's glänzende Beschreibung der Hss. der florentiner Nationalbibliothek *(Manoscritti ital., 1879)*.

Bei der Dantebibliographie hat es nun nicht mehr sein Bewenden. Colomb de Batines' Werk setzen F. Carpellini *(Letteratura dantesca, 1866)* und J. Petzholdt *(Bibliographia dantea, 1872)* fort und J. Ferrazzi erneuert es in einem weitschichtigen, die Litteratur über Petrarca, Tasso, Ariost zugleich mit verzeichnenden *Manuale dantesco (1865)*. Die Petrarcahss. italienischer Bibliotheken stellte E. Narducci *(1874)*, A. Bacchi della Lega die Ausgaben der Werke Boccaccio's *(1875)*, G. Spinelli eine *Bibliografia Goldoniana (1884)*

zusammen. Ebenso stellten Th. Braga *(1880)* und J. de Vasconcellos *(1880)* für Camoens eine *Bibliografia Camoniana*, und früher P. Lacroix eine *Bibliographie Molièresque (1872)*, E. Picot eine Bibliographie für Corneille *(1876)*, G. Bengesco für Voltaire *(1881)*, H. Harisse sogar eine Liste der Ausgaben des Romans von *Manon Lescaut (1877)* auf. Bücherübersichten zur französischen Volkslitteratur begannen 1883 H. Gaidoz und P. Sébellot, u. s. w.

Ergänzt werden die Hss.-Verzeichnisse noch durch Mitteilungen über einzelne Hss. und ihren Inhalt, z. B. von A. Ebert, P. Meyer, G. Grion, H. Knust, T. Casini, A. Scheler, L. Pannier, E. Stengel, R. Reinsch, G. Raynaud, Verf. u. a. Ausführliche Inhaltsangaben, litterargeschichtliche Bemerkungen oder Untersuchungen und Bruchstücke begleiten öfter diese Mitteilungen bei unbekannten altfranzösischen Texten, namentlich die P. Meyer's *(1862 ff.)*, ferner solche von G. Paris, L. Delisle, F. Bonnardot, G. Raynaud, E. Ritter, A. Tobler, A. Weber, H. Varnhagen, R. Reinsch u. a.; bei französischen, provenzalischen, italienischen die von K. Bartsch, E. Stengel; bei französischen, provenzalischen, italienischen, spanischen die A. Mussafia's; bei italienischen die von G. Passano, G. Papanti, G. Biagi, A. Bartoli, A. Miola; bei spanischen die A. Morel-Fatio's, K. Vollmöllers u. s. w. Auch das Erträgnis von Vergleichungen, bei Ausgaben romanischer Schriftwerke nicht benutzter Hss. wird mehrfach zugänglich, z. B. die Lesarten der venetianer Hss. der Divina Commedia, und mancher anderer Texte. Die hssliche Überlieferung der altfranzösischen Minnedichtung begann, um für eine Ausgabe die Grundlagen festzustellen, J. Brakelmann *(1868)* zu ordnen. Verf. suchte *(Liedersammlungen der Troubadours, 1877)* die Hss. der provenzalischen Lyriker in ihre Bestandteile aufzulösen und bis zu den Anfängen ihrer schriftlichen Aufzeichnung vorzudringen. Schon vorher hatte A. Mussafia *(Liederhss. des G. Barbieri, 1874)* den Inhalt noch im 16. Jahrhundert vorhanden gewesener Troubadourhss. zu bestimmen gesucht. Bei der Alexanderdichtung prüfte das Hss.-Verhältnis P. Meyer *(1882)*, bei der *Vie des saints Pères* E. Schwan *(1884)*, u. s. w.

Eine erste Bekanntschaft mit ungedruckten oder gedruckten älteren Litteraturwerken vermitteln weiterhin beschreibende Inhaltsangaben, verbunden mit Prüfung des litterarischen Wertes oder mit Kennzeichnung gewisser Seiten, wie sie P. Paris in der *Hist. litt. de la France, 25 ff. (1869—81)* bei den altfranzösischen Heldengedichten, Kreuzzugsepen, Abenteuerromanen, bei anglonormannischen Dichtungen u. s. w. fortführt. Derselben Art ist seine Nachricht von Karls des Grossen Reise *(1859)*, A. Pey's Bericht über *Doon de Mayence (1859)*, der von S. Luce über *Gaidon (1860)*, von F. Wolf über Dichtungen von der Liebeskunst und über *Renart contrefait (1860; 61)*, von P. Meyer über *Tristan de Nanteuil (1868)*, von W. Foerster über *Durmart (1874)*, von A. Thomas über *Aquilon de Bavière (1882)* u. a. Die beschreibende Darstellung vereinigt G. Paris in der Fortführung des Werkes seines Vaters in der *Hist. litt. de la France (1881)*, bei Betrachtung erzählender und lehrhafter altfranzösischer Gedichte des 13. und 14. Jahrhunderts, mit der quellengeschichtlichen Erörterung und der Prüfung der Sprache, und trägt so, unterstützt von einer ausgebreiteten Kenntnis mittelalterlicher Litteratur und ihrer Stoffe, auch an jenem Orte zur Aufhellung altfranzösischer Litteraturüberlieferung und der Entwickelungsgeschichte französischer Dichtung bei. Abhandlungen von L. Lemcke über die Sprichwortnovellen des *Cintio de' Fabrizii (1859)*, von Mila y Fontanals über das geistliche Drama Cataloniens im MA. *(1862)*, von A. Ebert über die beiden ältesten italienischen Mysterien *(1863)*, von V. di Giovanni über geistliche Schauspiele des 15. und 16. Jahrhunderts in Palermo *(1868)*, von M. Hartmann über das altspanische Dreikönigsspiel *(1880)* u. a.,

namentlich auch die litterarischen Einleitungen in neueren Ausgaben älterer Dichtungen, forschen in gleicher Richtung.

Alle philologischen Hilfsmittel kommen nach und nach in Anwendung bei Fragen nach Echtheit und Urform litterarischer Überlieferung und nach dem Anspruch eines Schriftstellers auf ihm beigelegte Werke. Die Art der Überlieferung gestattete meist schon den Herausgebern der Lieder eines Troubadours die ihm nicht gehörigen auszuscheiden. Sprachliche und innere Gründe wurden herangezogen von P. Meyer in der Frage nach dem Verfasser der *Chanson de la Croysade* etc. *(1865)*, und zur Erkennung der *Henri d'Andeli* zugeschriebenen Gedichte *(1872)*, von F. Settegast bei der Prüfung der Frage nach dem Verfasser des Trojaromans, von E. Schwan bei der Feststellung der Werke des *Philippe von Remi (1880)*. Die Ebenheit, Widerspruchsfreiheit, die innere Einheit der Darstellung diente Verf. zum Prüfstein bei Bestimmung der ältesten Gestaltungen des Fierabras *(1869)*. F. Scholle *(Baligantepisode, 1876)*, A. Rambeau *(Assonanzen der chanson de Roland, 1878)*, Graevell *(Personen des Rolandslieds, 1880)* erwogen Ausdruck, Sprachstufe und Gleichartigkeit der Personendarstellung im Rolandslied, um ältere und jüngere Teile in ihm zu erkennen. Die Echtheit wird namentlich bei älteren italienischen Schriftstücken öfter in Zweifel gezogen und selbst mit Leidenschaft in Streitschriften erörtert. Di Giovanni *(Il Volgare in Sardegna, 1866)* zeigte die Verdächtigkeit der ältesten italienischen Inschriften, E. Böhmer die späte Aufzeichnung alter sicilianischer Urkunden *(1878)*, A. Salinas die an einer Grabschrift zu Erice begangene Jahrzahlfälschung *(1883)*. Die vielverteidigten Prosastücke und Gedichte der Carte di Arborea, angeblich des 11. Jahrhunderts, wurden von G. Vitelli *(Carte d'Aborea, 1870)* und in einem gleichzeitigen Gutachten der Berliner Akademie *(Monatsberichte, 1870)* als ein ungeschicktes Erzeugnis der 40er und 50er Jahre dieses Jahrhunderts gebrandmarkt. Ebenso entspann sich ein lebhafter Kampf um die Urkundlichkeit des Geschichtsschreibers M. Spinelli, in dessen Werk W. Bernhardi *(1868)* eine Fälschung des 16. Jahrhunderts erkannte, um die Chronik der Malespini und des Dino Compagni, deren späte Entstehung in der überlieferten Form P. Scheffer-Boichorst *(1870—78)* nachwies, während I. del Lungo *(Dino Compagni, 1884)* für die Echtheit des Dino eintrat, C. Hegel *(Chronik des Dino, 1875)* seine teilweise Rettung versuchte.

Leben, Person und Thätigkeit romanischer Schriftsteller älterer Zeit genauer kennen zu lernen, gestatteten die vorhandenen Unterlagen gewöhnlich nicht, wie eindringend und vielseitig sie auch geprüft wurden. Meist mussten sich die Herausgeber älterer Schriftsteller mit Ermittelung ihrer ungefähren Lebenszeit und Heimat begnügen. Über Wace brachte nach Du Méril *(Vie de Wace, 1859)* G. Paris einige neue Thatsachen ans Licht *(Romania, 1880)*. Über Leben und litterarische Thätigkeit des Philipp von Remi unterrichtete L. Bordier *(1869)* eingehend. Die Kenntnis vom Leben einzelner Troubadours wurde um manchen Zug vermehrt durch vorsichtige Auslegung ihrer Lieder von Herausgebern und Erzählern ihres Lebens, wie F. Mahn *(Cercalmon, 1859)*, P. Laurens *(Bertran de Born, 1863)*, F. Hüffer *(Guillem de Cabestanh, 1869)*, A. Stimming *(Jaufre Rudel, 1873* und *Bertran de Born, 1878)*, E. Philippson *(Mönch von Montaudon, 1873)*, L. Clédat (geb. *1851)* in *Bertran de Born (1878)*, H. Bischoff *(Bernard de Ventadorn, 1878)*, E. Beschnidt *(Guillem de Cabestanh, 1879)*, C. Appel *(Peire Rotgier, 1882)* u. a. Wie Mila y Fontanals über die provenzalischen Dichter Spaniens belehrt hatte *(S. 106)*, so kennzeichnete P. Meyer *(Les derniers troubadours de la Provence, 1869)* die letzten Vertreter der lyrischen Kunst in Südfrankreich, und berichtete O. Schultz *(Ital. Troubadours, 1883)* auf Grund umsichtigster Nachforschung über die provenzalisch dichtenden

Italiener. Über *Francesco da Barberino's* Stellung zur provenzalischen Litteratur gab A. Thomas *(1883)* wertvolle Aufschlüsse.

Bei den hervorragenderen älteren Schriftstellern und bei vielen neuerer Zeit dagegen wurde eine allseitige und erschöpfende Einsicht in ihre Persönlichkeit, Thätigkeit und Stellung und die Aufhellung auch kleinster Umstände oft nicht nur möglich, sondern, wie z. T. schon früher, wünschenswert oder unentbehrlich gefunden. Viel verzweigt wird in der Zeit der Jahresfeier Dante's, Petrarca's, Boccaccio's, Machiavelli's, Galilei's, Metastasio's, Leopardi's, Manzoni's, ebenso bei Calderon, Camoens, bei Corneille, Molière, Voltaire[3] die Untersuchung über Leben und Werke derselben. Aus der unübersehbaren neuen Dantelitteratur,[4] die den Dichter vom Schädel bis zu den verborgensten Ahnungen seiner Seele prüft, ragen durch Neuheit der Forschung und der Einsichten keineswegs die grösseren Arbeiten von P. Fraticelli *(Storia della vita di D., 1861)* oder J. Scartazzini *(Dante's Leben, 1869)* hervor. Tiefere Blicke warf F. de Sanctis *(1818—84)*[5] in des Dichters Seele *(Carattere di D., 1869; Argomento della D. C.*, *1870)*. G. Papanti *(Dante seconda la tradizione, 1873)* lässt ihn nach den Vorstellungen alter italienischer Beurteiler und Erzähler, G. Carducci *(Fortuna di Dante, 1866)* nach der Ansicht erscheinen, die die spätere Gelehrsamkeit von ihm sich gemacht. A. d'Ancona kehrt *(Beatrice, 1865)* zu einer vernünftigen Auffassung von Beatrice zurück. W. Preger deutet *Matelda (1873)*, F. Pasqualigo setzt die vier Tage des Purgatorio den vier Lebensaltern gleich, R. Fornaciari *(Studi su Dante, 1883)* bestimmt die Abfassungszeit der *Vita nuova* u. s. f. Bedeutenderen Anteil an der Forschung nehmen nach irgend einer Seite ausser den S. 111 erwähnten Gelehrten in Italien G. Todeschini, T. Selmi, B. Sorio, F. Berardinelli, J. Ferrazzi, L. Gaiter, P. Villari, F. Perez, A. Borgognoni, A. Lubin; in Deutschland Th. Paur, K. Bartsch, P. Scheffer-Boichorst, A. v. Reumont, R. Köhler, H. Delff; in Frankreich J. Klaczko u. s. f.

Von Petrarca entwarf A. Mézières *(Pétrarque, 1868)* ein feingezeichnetes, L. Geiger *(Petrarca, 1874)* ein beglaubigtes und leicht auffassbares Lebensbild, G. Körting *(Petrarka's Leben, 1878)* eine auf die Quellen gegründete, ins Einzelne gehende Schilderung seiner Lebensverhältnisse, seiner Art, gelehrten Bestrebungen und Schriftstellerei. B. Zumbini (geb. *1840)* würdigte P. als lateinischen Dichter *(Studi su P., 1878)*, nach seinem politischen Denken und hinsichtlich seines Naturgefühls. F. de Sanctis *(Saggio sul P., 1869)* umriss in scharfen Linien P.'s geistige und dichterische Persönlichkeit. Die von G. Fracassetti zuerst vollständig veröffentlichten und ins Italienische übersetzten Briefe P.'s *(1858; 63)*, an Vertraute gerichtet oder im höheren Alter geschrieben, die G. Voigt *(Briefsammlungen P.'s, 1883)* nach ihrer Zusammenordnung untersuchte, wurden bei jenen lebensgeschichtlichen Arbeiten mit Nutzen befragt. A. Hortis (geb. *1850)* ergänzte die Kenntnis von P.'s gelehrten Beschäftigungen durch Herausgabe kleinerer noch ungedruckter Schriften P.'s *(1874)* und Durchforschung der bekannten. Mit Beschränkung auf Wesentlicheres beschrieb neu Boccaccio's Leben und Werke M. Landau *(1877*; ital. von A.-Traversi, *1884)*; eingehender, unter Erörterung der streitigen Punkte sowie B.'s lateinischer Schriftstellerei, G. Körting *(B.' Leben, 1880)*. In gründlichster und ausführlichster Weise belehrte über letztere A. Hortis *(Opere lat. del B., 1879,* und in verschiedenen kleineren Schriften, *1875 ff.)*.

Bei einzelnen weniger gekannten italienischen Schriftstellern war es die Verdunkelung ihrer Stellung in der Litteratur, was eine eifrige Beschäftigung mit ihnen bewirkte. An Ciullo d'Alcamo und sein einziges Lied, das A. d'Ancona (in der Ausgabe *1875)* am vollständigsten erläuterte und allseitig untersuchte, schloss sich eine grössere Reihe von Abhandlungen über Lebens-

zeit, Namen, Mundart des Dichters und Art seines Gedichtes an. Jacopone da Todi, Cecco d'Angiolieri und Petrarca's Lehrer Convenevole da Prato rückten durch Untersuchungen A. d'Ancona's *(1874)* ebenfalls erst in hellere Beleuchtung; Cecco d'Ascoli durch F. Bariola *(1879)*, Dante von Majano durch F. Novati *(1883)*. Über Brunetto Latini's Leben und Werke und deren Quellen hatte früher Th. Sundby *(B. Latinos Levnet, 1869;* italienisch von R. Renier, *1884)*, über Giovanni da Prato A. Wesselofky *(1867)* zuverlässig unterrichtet.

Mit weitschauender Darlegung der Bildungsgeschichte der Zeit verbinden die lebensgeschichtlichen Berichte über bedeutende Vertreter der italienischen Litteratur P. Villari (geb. *1827)* in seiner Geschichte Savonarola's *(1859)* und Machiavelli's *(1877)*, K. Hillebrand *(† 1884)* in seinen Untersuchungen über Dino Compagni *(1861)*, A. v. Reumont (geb. *1808)* in seinem Werke über Lorenzo de' Medici *(1874)*. Vittoria Colonna's Dichten, Schicksal und Sinnesart schildern H. Roscoe *(1868)* und, mit Darlegung der derzeitigen geistigen und politischen Zustände in Italien, A. v. Reumont *(1881)*. Leben, dichterische und philosophische Leistungen R. Rucellai's behandelt ausführlich A. Alfani *(1872)*, den Dichter und Grammatiker G. Trissino P. Morsolin *(1878)*. Von G. Vico entwarf C. Cantoni eine getreue Charakteristik *(1864)*, Goldoni's Leben und Schaffen schilderte anschaulich F. Galanti *(1882)*.

Spanischen und portugiesischen Schriftstellern errichtet das Ausland ausgeführtere lebensgeschichtliche Denkmäler: dem Dichter Gongora E. Churton *(1863)*, Luiz de Leon A. Wilckens *(1863)* und H. Reusch *(1863)*, Cervantes, allerdings nicht ein völlig entsprechendes E. Chasles *(1866)*; Camoens F. Burton *(1881)*.

Die neuere französische Litteratur gestattet den Beziehungen eines Schriftstellers und seiner Werke nach vielen Seiten hin nachzugehen und unbeschadet gründlicher Kritik, auch künstlerische Aufgaben in lebensgeschichtlichen Darstellungen zu lösen. Freilich stehen in Frankreich die gelehrte, urkundliche Forschung über die neuere Litteratur und die schöngeistige Behandlung, der jene seit den 60 er Jahren unbequem zu werden beginnt, der *érudit* dem *lettré* noch unversöhnt gegenüber. Die Losung *le goût n'est rien,* wird für den Ersteren erfunden, um den Kritiker mit seinem Spruch *le goût est tout* in Ansehn und ihm die Freiheit mit dem Gegenstande zu schalten und ihn aus den beliebenden Gesichtspunkten zu schätzen zu erhalten. Aber Männer wie Littré sahen im litterarischen Werke auch schon nur ein Glied in der langen Kette litterarischer Schöpfungen, unlösbar verbunden mit den Gliedern, die es fesseln, bedingt nach allen Seiten, entwickelt und nicht im Sprunge hervorgetreten, und sind gesonnen das Geschichtliche geschichtlich zu verstehen.

Vereinigung einzelner aufgefundener Nachrichten mit Erhebungen aus den Werken genügen zunächst bei den erst wieder auflebenden Schriftstellern, deren sich E. Turquety *(Olivier de Magny, 1860)*. A. Chassang *(Gringore, 1861)*, A. Jeandet *(Pontus de Tyard, 1861)*, J. Jarry *(Oeuvres dram. de Rotrou, 1868)*, P. Blanchemain in einem, den Dichtern der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und ihren Geliebten *(Poëtes et amoureuses, 1877)* gewidmeten Werke u. a. annehmen. Neue Prüfung der Quellen, Aufsuchung vernachlässigter Quellen, Berichtigung des Schriftstellerbildes auch durch tieferes Eindringen in seinen litterarischen Nachlass veranlasst die Wahrnehmung unverträglicher Züge in den bisherigen Kennzeichnungen der bekannteren Litteraturvertreter. Namentlich Molière[6] wächst dabei weit über die herkömmliche Schätzung hinaus. Seine Lebensgeschichte wird aufs Genaueste zu ermitteln gesucht, von P. Soulié *(Recherches sur M., 1863)*, der neue Urkunden ans Licht

zieht, von J. Loiseleur (*Points obscurs de la vie de M., 1877*) u. a. J. Levallois (*Corneille inconnu, 1876*) berichtigt durch Auslegung und Vergleichung seiner Werke das Bild Corneille's, A. Longnon (*Fr. Villon, 1873*) und Th. Malvezin (*M. de Montaigne, 1875*) begründen das Leben Villon's und Montaigne's auf die Urkunde. Zu Rettungen und Wiederanerkennung der Verdienste von Schriftstellern zweiten oder dritten Ranges reichen einzelne Litteraturforscher die Hand; V. Fournel (*La littérat. indépendante, 1862*), der den Schleier von vergessenen Vertretern der Satire, des Romans und anderer Gattungen hebt, St.-René Taillandier, der Boursault (*1865*) wieder Ehre erweist; G. Larroumet (*Marivaux, 1882*) und J. Fleury (*Marivaux, 1881*), die einem der liebenswürdigsten französischen Schriftsteller in unbefangener Würdigung seiner Dramen, Romane, Darstellungsweise und Sprache, seiner Sinnesart und Absichten gerecht zu werden suchen. Dancourt's Eigenart suchte J. Lemaître (*La comédie après Molière, 1882*) durch Kennzeichnung seiner komischen Gestalten festzustellen.

So waren andere Kritiker schon vorher bei einzelnen classischen Schriftstellern verfahren. H. Taine (geb. *1828*) hatte Lafontaine's menschliche Art und sein dichterisches Verfahren aus den Typen seiner Fabeln, aus deren Ausstattung mit bestimmten menschlichen Zügen und Handlungsweisen und aus seiner Schreibart zu entwickeln gewusst (*Lafontaine 1860*). J. Fleury suchte durch vergleichende Erläuterung der verschiedenen Seiten von Rabelais' Werk das Bild dieses, noch kaum schon in seiner Einheit begriffenen Geistes (*1877*) herzustellen. Bei Racine namentlich, daneben bei einer Anzahl anderer Schauspieldichter des 17. Jahrhunderts, ging E. Deschanel (geb. *1819*) darauf aus (*Le romantisme des classiques, 1883*), durch eindringende ästhetische Zergliederung ihrer Werke und durch Vergleichung, ihre Neuerungen im Drama und deren Durchführung zu erkennen und die Züge des Gesichtes zu erfassen, das sie den Zeitgenossen zeigten. Bei R. Mahrenholtz (*Molière, 1881*) verbindet sich der kritische Bericht über Molière's Leben, über seine moralische und künstlerische Art mit der kritischen Zergliederung der einzelnen Dichtungen.

Mehr noch als hier wird Wesen und Wirken eines Schriftstellers zusammengedacht von Fortbildnern des Schriftstellerlebens und des litterarischen «Portraits», die in des Schriftstellers geistige Entwickelung aus Lebensberichten, Zeitverhältnissen und aus seinen Werken Einblick zu gewinnen und sein Leben und Schaffen im inneren und äusseren Zusammenhange zu begreifen suchen. Nicht von Jedem wurde hierbei sachlich verfahren oder die Schwierigkeit der Aufgabe gewürdigt und überwunden. In hohem Grade gelang es F. Brockerhoff in seinem Leben Rousseau's (*1863*), während J. Morley, der von Rousseau (*1873*) und Diderot (*1878*) ausgeführte Bilder zeichnet, und St.-Marc Girardin in seinem *Rousseau* (*1875*) manche Seiten des Gegenstandes ausser Acht lassen und mehr als wohlgesinnte Kritiker verfahren als geschichtlich treu abschildern. Dem Leser überlässt den Standpunkt für die Beurteilung Voltaire's selbst zu wählen G. Desnoiresterres (geb. *1817*) in seiner, auf einer unendlichen Fülle von Einzelnheiten gestützten, ausführlichen Darlegung der Geistesgeschichte Voltaire's (*1867 ff.*). Nur seine moralische Seite und seine philosophische Entwickelung zog E. de Pompery (*Le vrai Voltaire, 1867*) in Betracht. D. Strauss (*Voltaire, 1870*) wollte die eigentümliche Geistesbeschaffenheit des merkwürdigen Schriftstellers zeigen, W. Kreiten (*Voltaire, 1878*) dagegen den hasseswürdigen Feind der Religion und den Vorkämpfer des kirchenfeindlichen Freisinns in ihm darstellen. So weit es die gegenwärtigen Mittel und ein Einleben in die Werke Rabelais' und Molière's gestatten, führen E. Gebhart (*1877*) die Persönlichkeit Rabe-

lais' und F. Lotheissen (geb. *1833*) die Molière's (*1880*) im Rahmen ihrer Zeit vor, ohne Lücken der Kenntnis von ihrem Wesen aus der eignen Erfahrung ergänzen zu wollen.

Die Entstehungsgeschichte und die Quellen einzelner Werke älterer Zeit wurden erst auf der gegenwärtigen Stufe der romanischen Philologie genau und womöglich bis zu den ferngelegenen Anfängen verfolgt. Auf ein lateinisches, erst später wieder aufgefundenes Werk führte A. Mussafia den alfranzösischen Dolopathos (*1864*) zurück. Die lateinischen Grundlagen der Normannenchronik des Wace und die Art ihrer Benutzung ermittelte G. Körting (*1867*), Galfrid von Monmouth erwies als Quelle von Wace' Brutdichtung B. ten Brink (*1868*). Die im Münchener Brut benutzten lateinischen Geschichtswerke erkannte K. Vollmöller (*1877*). S. Hosch (*1877*) und P. Meyer (*1879*) stellen den Zusammenhang zwischen dem lateinischen und provenzalischen Leben des heil. Honorat fest. Die von Garnier von Pont St.-Maxence verwerteten lateinischen Berichte über das Leben des heil. Thomas verglich genauer, als zuvor geschehen war, E. Etienne (*1884*). Den Grundlagen der italienischen Steinbücher forschte E. Narducci (*1869*) nach, denen der altfranzösischen L. Pannier (*Les Lapidaires franç., 1882*). Die von Philipp von Thaun gebrauchten Tierbücher suchte F. Mann (*1884*) auf, die Vorlagen der Fabelsammlung der Marie de France E. Mall (*1885*). Nicht nur geschriebene, sondern auch mündliche Überlieferung kam in Frage bei der Aufsuchung von Quellen erzählender Dichtungen. Dass der altfranzösische Jourdain de Blaives Bestandteile des griechischen Romans von Apollonius von Tyrus enhalte, bewies C. Hofmann (*1871*). A. Joly legte bei Erörterung der Grundlagen des Trojaromans Bénoits die Geschichte der Trojasage im MA. dar (*1870*); L. Constans (*Légende d'Oedipe, 1880*) prüfte die Bearbeitungen des thebanischen Sagenkreises. Die von Boccaccio im Decameron behandelten Stoffe suchte M. Landau (*Quellen des D., 1869*), die des älteren Novellino A. d'Ancona (*Fonti del Novellino, 1873*) in den verschiedensten Litteraturen auf. Die Ausbildung der Virgilsage im MA. bildet den Gegenstand von D. Comparetti's (geb. *1835*) *Virgilio nel medio evo* (*1872*). A. Graf (geb. *1848*) sammelte (*Roma, 1882*) die auf die Geschichte des alten Rom bezüglichen Sagen und Erinnerungen in den verschiedensten abendländischen Litteraturen und forschte nach Urform und Quellen derselben in gründlicher Untersuchung. F. Liebrecht erkannte Bestandteile der Legende von Buddha im französischen Roman von Barlaam und Josaphat (*1860*), A. Wesselofsky Volkssagen in Pucci's Dichtungen (*1866*); G. Paris orientalische Märchenüberlieferung im *Lai de l'Epervier* (*1878*), und die Verbindung solcher mit vaterländischer Sage in der *Pèlerinage de Charlemagne* (*1880*). Die vordantische Visionenlitteratur betrachtete aufs Neue A. d'Ancona (*Precursori di Dante, 1874*).

Die vergleichende Bearbeitung mittelalterlicher Erzählungsstoffe umfasste immer mehr Sprachen und Darstellungsweisen und diente nicht blos zur Ermittelung des Zusammenhanges der litterarischen Überlieferungen, sondern auch zur Feststellung ihrer Grundgestalt und ersten Form. A. Mussafia betrachtet aus diesem Gesichtspunkte die italienischen Bearbeitungen der Trojasage (*1871*), G. Paris (*1876*) die romanischen, P. Rajna die italienischen Übertragungen (*1878*), H. Varnhagen die italienischen Prosaumbildungen des Romans von den sieben Weisen (*1881*), Letzterer auch die Behandlungen eines indischen Märchens in morgen- und abendländischen Sprachen (*1882*). E. Kölbing untersuchte das Verhältnis nordischer, englischer, deutscher Bearbeitungen französischer erzählender Dichtungen, wie des *Partonopeus, Gregorius,* der *Eliesage,* des *Amis* und *Amiles,* des *Tristran* (*1876 ff.*) u. a. Ebenso erörterte P. Rajna das Verhältnis italienischer, von französischen abhängiger Heldenromane wie

Rinaldo di Montalbano (1870) oder *Reali di Francia (1872)* u. a., A. Thomas die Stellung der *Entrée de l'Espagne* zur französischen Heldensage *(1882)*. S. Bormans und C. Matthes prüften den Zusammenhang zwischen niederländischen und altfranzösischen Epen; A. Morel-Fatio verglich den spanischen Alexander mit französischer Alexander-Dichtung *(1875)*. Die Entwickelung und mannichfache Ausgestaltung verschiedener Legenden beobachten A. Mussafia *(Altspan. Maria Egyptiaca, 1863; Tundalo, 1871)*, E. Kölbing *(Theophilus, 1876)*, E. Wolter *(Judenknabe, 1879)*, H. Brandes *(Vision des Paulus, 1884)*; von Sagenstoffen: P. Märtens die Lancelotsage, *(1880)*, G. Paris Lancelot du Lac *(1881)*, H. Herzog Flore und Blancheflor *(1884)*. Beim Rolandslied suchen G. Laurentius *(1876)*, G. Paris *(1882)* und A. Pakscher *(1885)* die Altertümlichkeit der lateinischen Fassungen nachzuweisen und aus der Überlieferung in andere Sprachen eine unverfälschtere Grundform zu erschliessen, bei Floovant, unter Erweis merowingischer Sagengebilde, A. Darmesteter *(1877)*. Den geschichtlichen Hintergrund für *Girard de Rossillon (1878)* und *Raoul de Cambrai (1882)* enthüllte A. Longnon, u. s. w.

Einen ersten Versuch im Grossen, die Entwickelung einer Gruppe gleichartiger, auch in fremde Litteraturen übergegangener altfranzösischer Epen, der Königsepen, von den ungeschriebenen Anfängen bis zur jüngsten, der Volksbuchgestalt, ihre Verbreitung und Wirkung im In- und Auslande, ihren thatsächlichen Kern, ihre mythologischen und geistlichen Bestandteile aufzuweisen machte G. Paris in der *Histoire poëtique de Charlemagne (1865)*. Gleichzeitig gab L. Gautier *(Les épopées franç., 1865)* eine umfassende Übersicht über die Epen von der französischen Königsfamilie und den Königstreuen, über ihren Inhalt, ihre Grundlagen, Grundgedanken und Bearbeitungen, über ihre Überlieferung und gelehrte Behandlung, und entwickelte seine Ansicht über den Ursprung und den germanischen Anteil am französischen Epos, beschrieb seinen Stil, seine Formen, seine Vortragsweise u. s. w. In kürzerem Abriss verbreitete sich später über dieselben und verwandte altfranzösische Heldengedichte K. Nyrop *(Old-franske Heltedigtning, 1883)*. Die litterarische Form und den Geist des französischen vaterländischen Epos kennzeichnete A. Tobler *(Volkstümliches Epos, 1866)*. Schon früher beschäftigte die Frage nach dem Verhältnis der deutschen, provenzalischen und altfranzösischen Heldendichtung wieder Ch. d'Héricault *(Origine de l'Epopée franç., 1859)*, und P. Meyer *(Epopée franç., 1867)* legte die Unbeweisbarkeit des Vorhandenseins eines südfranzösischen Karlsepos dar, und stellte den Zusammenhang zwischen germanischem Heldenlied und französischem Heldengesang in Abrede. Wie und auf welchem Wege, seit merowingischer Zeit, aus fränkischer Sage und Dichtung der französische Heldengesang sich herausbilden konnte, entwickelt dagegen auf scharfsinnige Weise P. Rajna in den *Origini dell' Epopea francese, (1884)*. Über die französischen Kreuzzugsdichtungen verbreitete sich näher H. Pigeonneau *(Cycle de la Croisade, 1877)*. Die Entstehung der Graalsage erklärte sich P. Paris *(1872)* aus kirchenpolitischen Absichten Heinrichs II. von England. Ihre litterarische Ausbildung in Frankreich und Deutschland verfolgten F. Zarncke *(Graalsage, 1876)* und in Anschluss an ihn *(1877)* A. Birch-Hirschfeld (geb. *1850*), der auch den Umfang der Kenntnis französischer Epen bei den Provenzalen genauer zu bestimmen unternahm *(1878)*. Die Fuchsdichtung leitet P. Paris in der neufranzösischen Bearbeitung des *Roman de Renard (1860)* nunmehr aus der äsopischen Fabel her. A. Jonckbloet *(Etude sur le roman du R., 1863)* legt dagegen bei seinem Versuch, die Entstehung der einzelnen Teile nachzuweisen, Grimms Ansicht zu Grunde. Die Frage nach Ursprung und Heimat der Amadisromane erörterte aufs neue L. Braunfels *(† 1885)* in *Amadis von Gallien (1876)*.

Auch bei anderen Gattungen älterer Litteratur wird nach Ursprung und Entwickelung, z. T. noch mit geringerem Erfolge geforscht oder sie werden anderen Gesichtspunkten unterstellt. Für die Ciddichtungen stellte H. Lucas (*Histoire du Cid, 1861*) die geschichtlichen Urkunden zusammen. Die Beziehungen der Romanzendichtung überhaupt zur Geschichte und zu den fremden Litteraturen sucht Mila y Fontanals (*Poesia heróico-popular, 1874*) auf. Die Stellung der portugièsischen Kunstlyrik zur Minnedichtung Frankreichs wurde durch Diez (*Portug. Hofpoesie, 1863*) aufgeklärt. Die Abhängigkeit der provenzalischen von der französischen Pastourelle suchte J. Brakelmann (*1868*) darzuthun, während sie nach O. Schultz (*1884*) nur bei den späteren Provenzalen unter französischem Einfluss steht. Die alten italienischen Novellenbücher prüfte auf Alter und Art M. Landau (*Zur Geschichte der ital. Novelle, 1878*). Die bekanntesten satirischen Werke in französischer Sprache des MA. und des 16. Jahrhunderts und die Satire in der bildenden Kunst, die litterarische, wie die politische, religiöse und philosophische, kennzeichnet Ch. Lenient (geb. *1826*), in ihrer Form, ihren Anlässen, Wirkungen und Vertretern (*Satire en France au moyen age, 1859; au XVIe s., 1866*). Die entwickelungsgeschichtliche Forschung über das geistliche Drama des 14. und 15. Jahrhunderts setzte in Italien A. d'Ancona (*Origini del teatro italiano, 1877*) fort, nachdem E. Giudici (*Storia del teatro ital., 1869*) die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf das vom Drama der Alten unabhängige italienische Schauspiel das MA., durch Beschreibung und Abdruck solcher Schauspiele, gelenkt hatte. Eine Beschreibung der bekannten französischen Mysterien in zeitlicher Anordnung bietet L. Petit de Julleville (geb. *1841*) in seinen *Mystères* (*1880*). Die zahlreichen altfranzösischen Bearbeitungen der Bibel und biblischer Schriften in Prosa untersuchte in ihrem Verhältnis zu den Grundlagen und deren lateinischen Auslegern und nach ihren Beziehungen zu einander S. Berger (*La Bible franç., 1884*), die Bearbeitungen in Versen J. Bonnard (*Traductions de la Bible, 1884*). Beiträge zur Kenntnis des litterarischen Verkehrs und Lebens im MA. bieten P. Meyer's *Saluts d'amours* (*1867*) durch den Nachweis der äusseren Form und Bestimmung des französischen Liebesgrusses, A. Tobler (*Spielmannsleben, 1875*) und E. Freymond (*Jongleurs u. Menestrels, 1883*) in ihren Erhebungen über die Thätigkeit der öffentlichen Spielleute und über ihre Leistungen für die französische Litteratur. Die Stellung des Französischen und der französischen Litteratur des MA. in England erfährt die erste zusammenhängende Behandlung in B. ten Brinks *Geschichte der engl. Lit.* (*1877*).

Unter den Gattungen neuerer Litteratur wird das Schauspiel mit besonderer Vorliebe in verschiedenstem Umfange beschrieben, beurteilt und untersucht, aber auch von den Romanen noch nicht in seiner Ausbildung und Entwickelung beobachtet. Der Überblick über Verfasser, Form und Figuren des italienischen Renaissancelustspiels von A. Agresti (*La commedia ital. del sec. XVI°, 1871*) räumt den Dichtern eine grössere Selbständigkeit ein, als sie besitzen. Auf ein richtigeres Mass führt sie V. de Amicis (geb. *1846*) in seiner allgemein gehaltenen Darlegung über Entlehnung von Gestalten, Stoffen, Kunstmitteln aus dem lateinischen Lustspiel (*L'imitazione nella commedia ital., 1871*) zurück. G. Guerzoni (*Il teatro nel sec. XVII°, 1876*) kennzeichnet Metastasio, Goldoni und Alfieri, E. Camerini (*† 1875*) in *I precursori di Goldoni* (*1872*) Fagiuoli, Chiari u. a.; A. d'Ancona berichtet (*Rappresentazione dramatica, 1869*) über ein romantisches Volksschauspiel oder Maispiel im heutigen Toskana.

Die auffallendsten Eigentümlichkeiten einer grösseren Zahl französischer Lustspiele des 16. Jahrhunderts hob E. Chasles (*Comédie en France, 1862*) hervor. L. Moland (*Comédie italienne, 1867*) schildert die Stegreifspiele der

Italiener in Paris seit dem 16. Jahrhundert. J. Bonassies (*La Comédie franç.*, *1874; Les spectacles forains, 1875*) liefert, neben Anderem, Beiträge zur äusseren Geschichte der französischen Bühne und A. Jullien (*La comédie et la galanterie, 1879*) macht Eröffnungen über das Schauspielerleben im 18. Jahrhundert. In wie weit das damalige französische Lustspiel unmittelbar oder verdeckt Sitten und Denkweise der Zeit wiederspiegelt, richtet oder verhöhnt, hat G. Desnoiresterres (*Comédie satirique, 1885*) aus einer bedeutenden Zahl Dramen desselben Jahrhunderts dargethan. Dem religiösen und philosophischen Freisinn auf der tragischen Bühne, dem Optimismus und den Gleichheitslehren im Schauspiel des 18. Jahrhunderts spürt L. Fontaine (*Le théâtre et la philosophie, 1879*) nach. Die Bühnenstücke der Revolutionsjahre 1788—99 bespricht E. Jauffret (*Le théâtre révolutionnaire, 1869*) in der Reihenfolge ihrer Veröffentlichung. Die erste Gesamtdarstellung des neueren französischen Dramas seit Jodelle, H. Lucas' *Histoire du théâtre franç.* (*1862*; die erste dürftige Behandlung *1843*), versehen mit einer Liste der Dramen in der zeitlichen Folge, kehrt nur erst die Eigenart der einzelnen Dichter und ihrer Dichtungen, nicht die Bedingungen und Verhältnisse, die sie erklären können, heraus. Die gross gedachte *Geschichte des Dramas* (*1865 ff.*) des Dichters L. Klein (*1800—76*), der den, in aller dramatischen Dichtung wirksamen plastischen Gedanken in seiner Entwickelung und Gestaltung bei den litterarischen Völkern vorführen wollte, sucht in den, der italienischen (*1867*) und spanischen Bühne (*1871*) gewidmeten Teilen die Beschreibung und Inhaltsangabe mit der geschichtlichen Betrachtung und Abschätzung zu durchdringen, bleibt aber bei allem inneren Reichtum hinter der Aufgabe zurück, weil die einzelnen Erscheinungen der dramatischen Dichtkunst sich bei ihm nicht vor dem geschichtlichen und Bildungshintergrund bewegen und Nebendinge mehr und mehr Einfluss auf die Darstellung gewinnen. R. Prölss' *Geschichte des neueren Dramas* (*1880 ff.*) schöpft die Kenntnis des spanischen, italienischen, französischen Dramas z. T. aus zweiter Hand.

Die ungelehrte Litteratur, das Volksbuch wie die Arten der mündlichen Litteratur eines romanischen Volkes, betrachtet zuerst im Zusammenhang nach Quellen und Form M. Gaster in seinem Werk (*Literatura populară română, 1883*) über volkstümliche Litteratur der Rumänen.

Andere Arbeiten über litterarische Gattungen nehmen ihren Standpunkt in einer bestimmten Zeit. Die Fabel, auch ausserhalb Frankreichs, Besonderheiten der indischen, lateinischen und älteren französischen zieht P. Soulié (*Lafontaine, 1861*) in Betracht, um Lafontaine's Behandlung und Darstellungsweise durch den Gegensatz zu veranschaulichen. St.-Marc Girardin prüft die Fabel des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit (*Lafontaine et les fabulistes, 1867*) unter Anlegung einer, aus eindringender Zergliederung der Fabeln Lafontaine's gewonnenen ästhetischen Ansicht. Die Anfänge der philosophischen Schriftstellerei in französischer Sprache beschäftigen A. Desjardins (geb. *1838*) bei Feststellung des moralischen Gehalts der Werke Montaigne's, Charron's, Bodin's u. a. (*Les moralistes franç. du XVIe s., 1870*). L. Livet ermittelt (*Précieux et Précieuses, 1859*) den Anteil hervorragender Mitglieder des Hôtel Rambouillet an der Herausbildung des *bel esprit* in der Litteratur des 17. Jahrhunderts. J. Duchesne verbreitet sich (*Histoire des poëmes épiques, 1870*) über Chapelain und die gleichzeitigen Heldenlieddichter. E. Hatin (geb. *1809*) verfolgt (*Histoire de la Presse en France, 1859 ff.*) die Ausbildung des Zeitungswesens in Frankreich von 1631—1789 und den Einfluss der Zeitung auf Litteratur und Zeitbildung.

Die Darstellung einzelner Zeiträume romanischer Litteratur des Mittelalters oder der Neuzeit ist abhängig von den Vorarbeiten und,

namentlich für die Neuzeit, von den philosophischen, moralischen, politischen und ästhetischen Anschauungen des Bearbeiters. Nicht selten reichen sich in Frankreich der Gelehrte und der Kritiker die Hand. Die Dürftigkeit der Einzelforschungen über das MA. lassen in den meisten Litteraturen nur erst lückenhafte Darstellungen zu, Übersichten, unverbundene Vorführung des Einzelnen, Verknüpfung nur des sicher Gekannten oder allgemeine Betrachtungen. K. Bartschs *Grundriss der provenz. Litt. (1872)* war bestimmt, der philologischen Forschung zur Wegweisung zu dienen. V. Balaguer's *(† 1883)* umfangreiche, aus Lebensbildern bestehende *Historia de los trovadores (1878)* und F. Hüffers *The Troubadours (1878)* sind unselbständig und unzuverlässig. H. Semming erweckt infolge unzulänglicher Quellenkunde *(Geschichte der franz. Litt. des MA., 1862)* eine nur unvollkommene Vorstellung von Umfang, Art und Richtungen des altfranzösischen Schrifttums. Ch. Aubertin's (geb. *1825)* stoffreichere *Histoire de la littérature franç. au moyen âge (1876)* kennt die Haupterscheinungen der altfranzösischen Zeit, beruht aber nicht immer auf wohlverstandener fremder Forschung, wo eigene Anschauung und Prüfung mangelt. F. Bancel bahnt *(Révolutions de l'esprit franç., 1878)* einer vorurteilsloseren Auffassung von der geistigen und litterarischen Bewegung Frankreichs im MA. in weiteren Kreisen den Weg. Über die Pflege der Wissenschaften in Frankreich im 14. Jahrhundert gab V. Le Clerc *(Hist. litt. de la France,* 25. Bd., *1869)*, von dem Zustand der Künste E. Renan (das.) einen ausführlichen quellenmässigen Bericht.

In Italien suchte G. Guerzoni (geb. *1835)* durch Darlegung des Gehaltes der altitalienischen Dichtung *(Primo rinascimento, 1878)* zu einer unbefangeneren Beurteilung der Anfänge der vaterländischen Poesie anzuleiten. In ihrer Breite, und besonders nach der stofflichen Seite, hatte bereits A. Bartoli *(I primi secoli della lett. ital., 1871)* die italienische Litteratur des 13. und 14. Jahrhunderts vorzuführen angefangen. Die ersten, denselben Zeitraum behandelnden 6 Bände seiner *Storia della lett. ital. (1878 ff.)* fassen dagegen die gelehrte Einzelforschung zusammen, um die Kenntnis von allen wissenswerten Einzelnheiten über die alte italienische Litteratur zum Allgemeingut der Gebildeten zu machen. Inhalt, Form und Geist der ältesten italienischen Lyrik und ihre Stellung zur provenzalischen und jüngeren italienischen wurden von A. Gaspary *(Sicilian. Dichterschule, 1878*; ital. von S. Friedmann, *1882)* treu aufgefasst und besonnen beurteilt. In seiner bis zu Petrarca geführten *Geschichte der ital. Litt. (1884)*, die in der allgemeinen Auffassung vom Wesen der altitalienischen Litteratur de Sanctis folgt, wird dem Bedürfnisse des derzeitigen Lesers wie des Forschers in gleichem Masse entsprochen und gehen der Angabe über Inhalt und Form eine deutliche Kennzeichnung von Werk und Schriftsteller, die Bezeichnung ihrer Bedeutung und ihrer Stellung in der litterarischen Entwickelung, die Abschätzung ihres Wertes und begründende Erläuterungen und Büchernachweise zur Seite.

Über die hervorragendsten Werke der spanischen Litteratur bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts nach Inhalt, Form und Gehalt unterrichtet Th. de Puymaigre *(Vieux auteurs castillans, 1861; Cour littéraire de Juan II, 1873)* einen grösseren Leserkreis. Unvollendet blieb J. Amador de los Rios' *Historia critica de la literatura españ. (1861 ff.)*, die die Entfaltung des vaterländischen Volksgeistes in Spanien auf allen Stufen und in allen Formen darlegen sollte. Sie beschreibt die spanische und lateinische Litteratur Spaniens, die als Erzeugnis lediglich der römisch-christlichen Überlieferung aufgefasst wird, in Verbindung mit spanischer Wissenschaft und mit Rücksicht auf die Stellung der Fürsten zur Litteratur bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts.

Reicher und verschiedenartiger ist die Litteratur über die jüngeren Zeitalter. In weit über den gewöhnlichen Rahmen hinausgehender Ausdehnung, vorwiegend von schöngeistigem und religiösem Standpunkte, den Stoff aufreihend statt verknüpfend, mit äusserst ungleicher Vollständigkeit in Bezug auf Nachrichten und Angaben über den einzelnen Schriftsteller und seine Werke, planlos in der Darstellung wie in der Anordnung; behandelt F. Godefroy *(Hist. de la litt. franç. depuis le XVIe s., 1859 ff.)* das neufranzösische dichterische und gelehrte Schrifttum, besonders ausführlich die letzten Jahrhunderte. Eine Schule spanischer Dichter des 16.—19. Jahrhunderts, die angeblich durch gleiche Anschauungen und Manier sich zusammenschliessen, macht A. Lasso de la Vega y Arguëlles *(La escuela poëtica Sevillana, 1871 ff.)* in Schriftstellerbildern bekannt. Die bisher noch nur allgemein von den Romanen gewürdigte geistige und litterarische Bewegung in den romanischen Ländern im 16. Jahrhundert wird in hellste Beleuchtung gerückt. In unübertrefflicher Weise, mit tiefem Blick in die geistigen Zustände, Menschen und Leistungen des 15. und 16. Jahrhunderts schildert J. Burckhardt (geb. *1818)* die Latinisierung des mittelalterlichen Menschen in Italien und die Vorgänge bei der Herausbildung der neuen politischen, religiösen, litterarischen Anschauungen und Ideale *(Cultur der Renaissance, 1860)*. E. Gebhart *(Renaissance en Italie, 1879)* erklärte sie aus der Fortdauer classischer Überlieferungen in Italien, aus seiner staatlichen Zersplitterung und der ihm erhalten gebliebenen Geistesfreiheit. A. de Tréverret *(L'Italie au XVIe s., 1877)* erläutert sie durch eine Betrachtung der bedeutendsten Schriftsteller der Übergangszeit, Machiavelli, Castiglione, Sannazar, Ariost, Guicciardini. Die Entwickelung der Renaissancebildung und der neuern Kunst in Frankreich bis auf Descartes und ihre Wirkungen im politischen, kirchlichen Leben, in Wissenschaft, Geschichtsforschung und Litteratur verfolgt zuerst J. Jolly (geb. *1813*) in dem *Mouvement intellectuel au XVIe s., (1860)*. Mit grosser Beherrschung des umfänglichen Stoffes weist E. Egger *(† 1885)* den gestaltenden Einfluss der Beschäftigung mit Litteratur und Kunst des Altertums in der französischen Litteratur der neueren Zeit *(L'hellénisme en France, 1869)* nach und A. Darmesteter und A. Hatzfeldt bezeichneten *(Le seizième siècle, 1878)* in fasslicher zusammenhängender Darstellung die von Dichtern und Schriftstellern des 16. Jahrhunderts eingeschlagenen Richtungen.

Für die Einführung in die französische Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts wählte G. Merlet (geb. *1828)* die Form der Zergliederung der Hauptwerke der Classiker *(Chefs d'oeuvre des classiques franç., 1876)* nach Inhalt, Quellen, Darstellung u. s. w. Folliolley *(La litt. franç. au XVIIe s., 1864)* legte an die Litteratur im Zeitalter Ludwigs XIV. den katholischen Kirchenglauben als Massstab an. F. Lotheissen *(Gesch. d. franz. Lit. im 17. Jahrh., 1877 ff.)* bemühte sich, den Gang der französischen Litteratur im 17. Jahrhundert und ihre bekannteren Vertreter treu und deutlich zu schildern, und ihre Eigenart aus der Zeitbildung zu erklären und zu beurteilen, ohne verborgneren Zusammenhängen nachgehen und tiefer in das schriftstellerische Wesen und in allgemeinere Erscheinungen eindringen zu wollen. In ihrem Zusammenhange mit der englischen Litteratur, nach ihren Wirkungen auf die Geschicke Frankreichs und auf die Litteratur Deutschlands, nach Gehalt, Ideen und schöngeistigem Werte betrachtet und beurteilt H. Hettner *(† 1882)* die französische Litteratur des 18. Jahrhunderts *(1860)*. Die schriftstellerische Thätigkeit von Männern wie G. Vico, G. Gozzi u. a. und ihren Einfluss auf politische, bürgerliche und religiöse Zustände Italiens im 18. Jahrhundert zu erläutern ist die Absicht von N. Tommaseo's *Storia civile nella lett. ital. (1872)*. G. Guerzoni beschreibt *(Il terzo rinascimento, 1874)* die von G. Parini eingeleitete selbständigere Richtung der satirischen und lyrischen Dichtung Italiens. Die

italienische Dichtung, Prosa und Presse der Revolutionszeit verwarf und brandmarkte in kirchlich-unfreisinniger Verurteilung L. Previti (*Letteratura rivoluzionaria, 1876*) im Gegensatz zu A. Roux, der die schöne und geschichtliche Litteratur Italiens seit Beginn des Jahrhunderts (*Histoire de la litt. ital. contemporaine, 1870*) als Erzeugnisse des litterarischen, des künstlerischen Geistes, nach Inhalt und Behandlungsweise der Stoffe gewürdigt hatte. Die Dichtung und Geschichtsschreibung Frankreichs im 19. Jahrhundert beurteilte nach Gegenstand, Gehalt und Darstellungskunst ihrer Vertreter P. Charpentier (*La litt. franç. au XIXe s., 1875*). G. Merlet entwickelte (*Tableau de la litt. franç., 1800—15; 1878*) die Veränderungen in den philosophischen, religiösen und politischen Anschauungen, und die Wandlung der Grundsätze litterarischer und Kunstkritik in Frankreich im Beginn des Jahrhunderts. G. Brandes (geb. *1842*) verfolgte die französische Litteratur ausserhalb Frankreichs (*Franz. Emigrantenliteratur, 1872*), und beschrieb die Anfänge und den Fortschritt der romantischen Bewegung (*Romantische Schule, 1883*) in Frankreich in scharfer Zeichnung von Bildern der bedeutendsten Schriftsteller und Kritiker, die ihr angehörten.

Gesamtdarstellungen einer romanischen Litteratur, die, auf philologischer Grundlage ruhend, den Stoff geschichtlich durchdrängen, hat die neue Zeit nicht schon hervorzubringen vermocht. Die romanische Philologie befindet sich hier in der Lage der Naturwissenschaft, die die Dinge der Welt erst entdeckt und erforscht, ehe sie das Weltbild zeichnet. Wo Gesamtdarstellungen einer romanischen Litteratur geboten wurden, sind sie entweder nur Zusammenstellungen des Einzelnen ohne geschichtliche Fügung, bestimmt den bekannten Stoff übersehen zu helfen, oder weisen für diese Fügung massgebende Grundgedanken auf, oder wollen weiteren Kreisen Kenntnis vom Wissenswürdigsten übermitteln. Im ersten Falle befindet sich F. Rauschs *Geschichte der Lit. des rätorom. Volkes* (*1870*), die bei dem ganz von äusseren Anstössen bewegten und nur in den niederen Gattungen ausgebildeten Schrifttum in rätoromanischer Sprache nicht mehr sein konnte, als ein Verzeichnis der rätoromanischen Schriften mit Angaben über ihre Verfasser und deren Leben. Die *Histoire de la litt. espagn.* von E. Baret (*1863*) beschränkt sich auf eine Vorführung des Eigenartigsten und Bleibendsten in der spanischen Litteratur bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts. Th. Braga's weitschichtige *Historia da litt. portug.* (*1872*) berührt die geschichtlichen Fragen, ohne sie zu lösen, und vertritt Anschauungen ohne sie durchzuführen. Vergleichsweise Vollständigkeit und Genauigkeit in Einzelnheiten zeigt T. Perrens in seiner, den Kunstwert der Hauptwerke der italienischen Litteratur bestimmenden *Histoire de la litt. ital.* (*1866*); aber die äusseren und inneren Bedingungen, unter denen sie hervortreten, bleiben unberührt. Die *Lezioni di lett. ital.* (*1867*) L. Settembrini's (*† 1876*)[7] betrachten Inhalt und Form der italienischen Litteraturwerke, ihre Grundgedanken und ihren Gehalt und die Richtungen der Litteratur in einzelnen Zeiträumen als Ausdruck der politischen und kirchlichen Gegensätze der Zeiten; sie übersehen andre, in der Litteratur wirksame Mächte. Und wenn F. de Sanctis (*Storia della lett. ital., 1870*) mit glänzender Anschaulichkeit und schärfster Erkennung ihres seelischen Gefüges die die Hauptrichtungen der italienischen Poesie darstellenden Dichter von ältester Zeit bis auf Tasso aus ihren Werken schildert und zeigt, wie selten aus vollendetem poetischen Anschauen und Empfinden hervorgegangene Werke in der italienischen Litteratur seien und welche Umstände im geistigen und politischen Leben Italiens die dichterische Begabung meist nur zu einseitiger Entfaltung gelangen liessen, so erschöpft diese Darstellungsform wohl den Begriff des Schriftstellerbildes, nicht aber den der Geschichte der Litteratur. M. Sauer will in seinem Abriss einer *Geschichte der ital. Litteratur* (*1883*) der allgemeinen Bildung das Bekannteste vorführen. Das fran-

zösische Schrifttum beschreibt aufs Neue P. Albert (*† 1880*) in der *La littérat. franç. (1873—82)* jedoch ähnlich Nisard nur, soweit darin die Eigentümlichkeiten des französischen Geistes und des geistigen Lebens eines Zeitraums, von der altfranzösischen Epik bis zur Romantik, zu lebendigem Ausdruck kommen. H. Laun (*History of french literature, 1876*) nimmt bei Vorführung derselben Zeit Rücksicht auf die französische Bildungsgeschichte. E. Engel (*Gesch. der franz. Litteratur, 1882*) wählt für seine oberflächliche Darlegung des Bekanntesten und der Litteratur des 19. Jahrhunderts den Standpunkt des schöngeistigen Betrachters.

Einen unerwarteten und bedeutenden Aufschwung nimmt im jüngsten Zeitraum der romanischen Philologie in den romanischen Ländern auch die Volkskunde, *Folk-lore* nun genannt. In den meisten wurden eigene Gesellschaften und Zeitschriften zu ihrer Beförderung seit einem Jahrzehent gegründet. Es wird gesucht, das von der Schule und städtischen Gesittung noch nicht Verdrängte zu retten und zu sammeln und die begonnene Bearbeitung weiter zu führen.

In Italien steht an der Spitze der Sammler und Forscher der palermitaner Arzt G. Pitrè (geb. *1843*). Eine umfangreiche *Biblioteca delle tradizioni pop. siciliane (1871 ff.)* vereinigt die von ihm dem Volksmunde in Sicilien entnommenen, mit Erläuterungen versehenen Volkslieder, Erzählungen, Märchen und Sprichwörter, von ihm beobachtete Volksschauspiele und Kinderspiele, Untersuchungen über Art, Form und Entstehung sicilianischer Lieder und Erzählungen. S. Salomone-Marino (*Canti popolari, 1867; Leggende, 1880*) wirkt mit P. in gleichem Sinne, und verbündete sich mit ihm zur Herausgabe eines *Archivio per lo studio delle tradizioni pop. (1882)*, das an Stelle von F. Sabatini's älterer *Rivista di letteratura popol. (1877)* trat. Venetianische Gesundheitsregeln, Lieder, Erzählungen, Märchen, Gebete, Aberglauben, Rätsel, Gebräuche u. s. w. machte G. Bernoni (*1872 ff.*) bekannt. Volkslieder sammelten ausserdem aus verschiedenen Teilen des Landes C. Blessig (*1860*), A. Wolf (*1864*), G. Nerucci (*1865*), G. Ferrario (*1867 ff.*), L. Lizio-Bruni (*1867 ff.*), Bolza, M. Leicht, E. Teza (*1867*), Mazzatinti (*1883*) u. s. f. Sprichwörter wurden ausserdem von Pitrè (*1869*), L. de Vassano, A. Tiraboschi (*1875*), V. Ostermann (*1876*) u. a.; Märchen und Erzählungen von H. Knust (*1866*) G. Widter und A. Wolf (*1866*), L. Gonzenbach (*1870*); Sagen und Legenden von F. Sabatini (*1880*), G. Finamore (*1882*) u. a.; Gebräuche u. a. von A. de Nino (*1879 ff.*) u. a. aufgezeichnet. Das lebende Volkslied ermöglichte nun auch das Verständnis und die Erkennung gleichartiger lyrischer Erzeugnisse in mittelalterlichen Hss., die G. Carducci (*Cantilene e ballate, 1871*), A. d'Ancona (*Poesia popolare, 1878*), T. Casini (*La coltura bolognese, 1883*) herausgaben oder beleuchteten.

In Frankreich, für das J. Champfleury (*Chants pop., 1860*), D. Arbaud (Provence, *1862*), M. Buchon (Franche-Comté, *1862*), P. Tarbé (Champagne, *1863*), Th. de Puymaigre (*1865*), J. Bugeaud (*1866*) Volkslieder, C. Moncaut (*1861*) und F. Bladé (*1871*) Märchen und Erzählungen, J. Dejardin (*1861*) und F. Bladé (*1867*) Sprichwörter, und E. du Méril Ehebräuche (*1861*), Regis de la Colombière Volksbrauch (*1868*) sammelten, nachdem O. v. Reinsberg-Düringsfeld (*Calendre Belge, 1860*) Legenden und, an die Feste des Jahres sich anschliessenden Aberglauben im französischen Belgien, H. Berthoud Legenden und Volksglauben in Flandern (*1862*) aufgesucht hatten, scheint die *Romania* namentlich die Sammler ermuntert und die Freunde der französischen Volkskunde vermehrt zu haben. V. Smith (*† 1882*) teilte dort seit 1872, Th. de Puymaigre 1874 u. a. Volkslieder, E. Cosquin seit 1875 u. a. Märchen mit. Volkslieder früherer Jahrhunderte gaben G. Paris (*Chansons*

du XVe s., 1875) und aus M. Haupts Sammlung A. Tobler *(Franz. Volkslieder, 1877)* heraus. Die von E. Rolland und H. Gaidoz 1877 geleitete, 1884 nach längerer Unterbrechung wieder aufgenommene Zeitschrift *Mélusine* machte immer weitere Kreise auf die Gegenstände der Volkskunde, auf die Art, wie sie zu sammeln seien und auf die volkspsychologische Bedeutung der Litteratur, Anschauungen und Sitten des Volkes aufmerksam. Volkslieder teilten seitdem mit A. Montel und L. Lambert *(1880)*, L. Pitts *(1883)*, L. Decombe *(1884)* u. a., Märchen H. Carnoy *(1879)* u. a., Sprichwörter u. dgl. Person *(1876)*, de la Tour-Keyrié *(1882)* u. a., Aberglauben u. dgl. A. Vingtrinier *(1874)*, L. de la Salle *(1875)* u. a. E. Rolland stellte die volkstümlichen Benennungen in Frankreich heimischer Tiere *(Faune popul. de la France, 1877 ff.)*, auf sie bezügliche Aussprüche, Aberglauben, Geschichten zusammen. Ländliche Gebräuche beschrieb A. Babeau *(1885)*. Eine allgemeine Bibliothek für Volkskunde *(Les littératures popul., 1881 ff.)* trat ins Leben, worin Normandie, Picardie, Bretagne, Gascogne vertreten sind.

Durch J. Grimm war die erste Sammlung spanischer Märchen und Lieder, die *Cuentos y poesias pop. andaluces* von F. Caballero (Cecilia von Arom, geb. Böhl de Faber, *1859)* angeregt worden. Sprichwörter gaben de Nervo *(1874)*, in grosser Zahl M. Sbarbi *(Refranero españ., 1877)*, J. Haller *(1883)*, zigeunerische Lieder *(Cantes flamencos, 1881)*, sowie Rätsel (Demofilo) A. Machado y Olvarez *(1880)* heraus. Die von ihm gegründete Gesellschaft des *Folk-lore andaluz (1882)* bringt in ihrer *Biblioteca de las tradiciones pop. (1882)* Beiträge über alle Teile der Volkskunde. Catalanische Volkslieder teilten nach Mila y Fontanals noch, sowie Kinderspiele, F. Maspons y Labros *(Rondelleyre, 1871); Iochs d'infancia, 1874)* und B. Bertran y Bros *(1885)*, Rätsel F. Pflay y Briz *(1880)* mit.

Die ersten portugiesischen Volkslieder bot F. Bellermann *(Portug. Volkslieder, port. u. dtsch., 1864)*, Volkslieder von den Azoren und Brasilien Th. Braga *(1869. 83)*, Lieder und Kinderreime A. Coelho *(1879)* und Z. Consilieri Pedroso *(1881)*, Romanzen von Madeira R. de Azevedo *(1880)* dar. Nach Altertümern, Aberglauben und Gebräuchen des portugiesischen Volkes forschten A. Coelho *(Costumas et crenças, 1880 ff.)*, Z. Consilieri Pedroso *(1880 ff.)* und der Herausgeber eines Almanachs für Volkskunde J. Leite de Vasconcellos *(1882)*.

Aus Rumänien veröffentlichten Sprichwörter O. v. Reinsberg-Düringsfeld *(1865)*, E. Vizoly *(1883)* und neue Märchen und Volkslieder A. Jarník *(1877; 85)* u. a. Im rätoromanischen Gebiete regten Ch. Schneller *(Märchen u. Sagen aus Wälschtirol, 1867)*, A. v. Flugi *(Volkslieder des Engadin, 1873)* und J. Alton *(Proverbi, tradizioni, 1881)* zum Sammeln für die Volkskunde an.

Zu einer grossen Zahl dieser Veröffentlichungen, zu Erzählungen und Liedern, wies seit 1861 der beste Kenner der Volkslitteraturen R. Köhler (geb. *1830*), zu den Mitteilungen über romanische Volkssitte und Brauch F. Liebrecht in fremden Volkstümern und in der mittelalterlichen und den alten Litteraturen (z. T. gesammelt in *Zur Volkskunde, 1879)* Seitenstücke nach; sie legten darin mit Nigra *(S. 86)* den Grund zur vergleichenden romanischen Volkskunde *(Demopsychologie)*. Pitrè, St. Prato *(Novelle livornesi, 1880)* in Italien, E. Cosquin in Frankreich, O. v. Reinsberg-Düringsfeld *(Sprichwörter germ. u. rom. Völker, 1872)*, J. Haller u. a. in Deutschland folgten hierin. Für die Erforschung des Ursprungsorts und der Entstehungsweise gleichartiger Märchen, Erzählungen, Volkslieder u. s. w. sind nur erst zögernde Schritte gethan. Den naturmythischen Hintergrund, den die deutsche Mythenforschung dem Märchen so oft zuzuerkennen gehabt, machte G. Paris *(Le Petit Poucet, 1870; 75)* auch für das romanische Däumlingsmärchen wahr-

scheinlich, das er aus der germanisch-slavischen Auffassung des Sternbildes des Wagens und aus dem Hermesmythus ableitet. C. Nigra *(Poesia popol. ital., 1876)* setzte nochmals *(S. 86)* die Gegensätze zwischen dem oberitalienischen und unteritalienischen Volksliede nach Inhalt und Form auseinander und führte sie auf die Stammesverschiedenheit der Bewohner Nord- und Süditaliens zurück. Die Grundgestalt eines, in vielen Spielarten bekannten französischen Volksliedes (von der versagten Rose) bemühte sich J. Gilliéron *(Claire Fontaine, 1883)* durch Vergleichung des Wortlauts und Bestimmung des Grundgedankens wiederherzustellen, womit ein, in günstiger liegenden Fällen ohne Zweifel zum Ziele führender Weg zum erstenmale betreten ist. Dasselbe Verfahren wandte nach dem Vorgang J. Grimms, W. Wolfs, W. Mannhardts auch F. Liebrecht (a. O.) bei Ergründung der ältesten Form und der Entstehung romanischen Volksbrauchs und Aberglaubens, oft mit unbezweifeltem Erfolge, und bei Untersuchung der italienischen Hochzeitsbräuche A. de Gubernatis *(Usi nuziali in Italia, 1869)* an.

Trotz des Mangels an vorbereitender abgeschlossener Einzelarbeit im Gebiet der romanischen Volkskunde sind bereits die ersten Steine zum geschichtlichen Aufbau allerdings zunächst erst des italienischen Volksliedes zusammengefügt worden, nachdem es M. Guitard *(Etudes sur les proverbes franç., 1860)* zwar gelang, Art und Wesen des französischen Sprichworts, nicht aber sein Alter und seine Geschichte darzulegen, und W. Scheffler *(Französ. Volksdichtung, 1883)* nur auf eine beschreibende Darstellung ausgeht. Auch E. Rubieri betrachtet *(Storia della poesia pop. it., 1877)* vornehmlich erst das Verhältnis des italienischen Volkslieds zur italienischen Dichtung, seine Formen, seine moralische Art, und belauscht im Lied die italienische Volksseele; aber die Nachweise über das frühe Vorkommen des italienischen Volksliedes schliessen sich bei ihm nicht auch zu einer Geschichte desselben zusammen. A. d'Ancona erwies jedoch bereits *(Poesia popol. ital., 1875)* das hohe Alter vieler heute gesungener Lieder des Volkes aus Schriftstücken, verfolgte die Einwirkungen von Volksgesang und Litteratur auf einander und begleitete das italienische Volkslied von seinem Ursprungsort Sicilien, nach Feststellung der landschaftlichen Grundformen, auf seiner Wanderung und in seiner Ausbreitung auf dem italienischen Festlande.

1. S. die Dantebibliographien S. 123. — 2. Littré, Comment j'ai fait mon dictionnaire, 1880. — 3. S. die S. 124 erwähnten Bibliographien. — 4. S. vorige Anmkg. — 5. S. Gaspary in Herrigs Archiv 54. Band. — 6. Lacroix, Bibliographie molièresque, 1872. — 7. Torraca, La vita e gli scritti di L. Settembrini, 1877. L. Settembrini, Ricordanze della mia vita, 1879.

Bei der in den letzten Jahrzehnten sichtbar vermehrten Verbreiterung und Vertiefung der romanisch-philologischen Forschung in den meisten romanischen Ländern, bei der immer allgemeiner werdenden Teilnahme für sie und bei der Bedeutung der Leistungen der sie vertretenden romanischen Gelehrten, können begründete Zweifel an ihrem Fortbestand ausserhalb Deutschlands ernstlich nicht mehr erhoben werden. Werden ihre romanischen Vertreter in der Heimat auch gelegentlich noch als *école allemande* herabgewürdigt, richtiges Denken in deutscher Weise als minderwertig, denn heimische Vorurteile geschätzt, und erscheint auch noch die Beschäftigung mit der Litteratur,

an der sich die Vorzeit ergötzte und bildete, weil sie der ästhetischen Erziehung des Volkes gefährlich werden könnte, — was doch Niemand von der Bekanntschaft mit altertümlicher darstellender Kunst befürchtet —, als eine Verirrung sowohl den Verfechtern des herrschenden litterarischen Geschmacks, als den Kritikern, denen die litterarische Kunst hauptsächlich in der Schaffung und Überwindung von Schwierigkeiten, in Verfolgung geheimer Absicht besteht, so sind solche missbilligende Stimmen zu vereinzelt, um den Fortgang der romanischen Philologie in Frankreich oder anderwärts in Frage stellen zu können. Die rührige Thätigkeit auf dem Gebiete der Volkskunde unter den lateinischen Völkern ist eine Bürgschaft mehr für ihren Fortschritt. Denn im Volke hat die Vergangenheit in Dichtung und Sage, Denken und Thun so unvertilgbare Spuren hinterlassen, dass Volkskunde und Philologie gleichen Schritt zu halten gezwungen sind, und so lange die Teilnahme für jene besteht, diese nicht untergehen kann.

II. ABSCHNITT.

AUFGABE UND GLIEDERUNG DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE

VON

GUSTAV GRÖBER.

Restituet omnia.

In der Reihe der Jahrhunderte, in denen die Beschäftigung mit romanischen Sprachen und Litteraturen sich beobachten lässt, zeigt die romanische Philologie ein wechselndes Gesicht. Mancherlei Zwecken dienend, oft nur spielende oder tastende Bearbeitung von Einzelheiten oder an der Oberfläche haftende Betrachtung grösserer Teile, ist die romanische Philologie seit zwei Menschenaltern der Würdigkeit ihres Gegenstandes und der Unentbehrlichkeit seiner Erforschung voll bewusst geworden und hat zu einem begründeten, allseitigen Wissen von ihm zu gelangen als ihre Aufgabe erkannt. Unausgesprochen liegt den romanischen Forschungen der letzten Jahrzehnte die Überzeugung von der Lösbarkeit einer besonderen Art von Aufgaben und die Meinung zu Grunde, dass Untersuchungen über einzelne romanische Sprachen und Litteraturen, wie die nach verschiedenen Richtungen musternde und forschende Prüfung mehrerer oder aller derselben, zu Einsichten von noch unbemessenem Werte zu führen vermöge; zu Einsichten, die auch ausserhalb der romanischen Länder die aufrichtige Teilnahme aller derer beanspruchen dürfen, die von der geistigen Vergangenheit in der Menschengeschichte bedeutsamer Völker Kenntnis zu besitzen nicht verschmähen und zu Einsichten, die für die Forschung auf anderen Wissensgebieten sogar von grösster Bedeutung werden können.

In letzterem Sinne äusserte schon 1845 A. Höfer,[1] mit Hinblick auf die romanischen Sprachen, dass sie «infolge geschichtlicher Übersichtlichkeit, formeller Verderbnis und innerer Vollendung fortan einer grösseren Beachtung wert seien, und dass das gelehrte Studium derselben dem Studium der alten Sprachen, wie der ganzen Wissenschaft der Sprache, einen hohen Gewinn zuführen müsse, einmal für das Wesen der Lautverhältnisse und zweitens für Syntax und Bedeutungslehre.» Auch F. Pott sprach aus, dass «die wahrhaft in der Einbildung nur bestehende Kluft zwischen der neuen und antikrömischen

Bildung sich mittels eines genauen und tiefen Eingehens in die Kunde der Sprachen, welche sich nach Rom benennen, ausfüllen und zusammengehen müsse.» Und ziemlich allgemein ist heutzutage die Überzeugung, dass Sprachgebiete wie das romanische, neben dem germanischen und slavischen, diejenigen seien, wo die vergleichende Sprachforschung ihre methodologischen Principien am sichersten gewinnen könne.[2]

2. Die Frage nach der Berechtigung einer romanischen Philologie ist danach nicht mehr zu beantworten. Auch ein Zweifel daran, ob sie als eine Wissenschaft, in strengem Wortsinne, gelten dürfe, kann nach den Leistungen der letzten 50 Jahre auf verschiedenen ihrer Gebiete und nach jener Erwartung der Vertreter der indogermanischen Sprachwissenschaft nicht mehr bestehen. Sie ist nicht mehr blos gelehrtes Wissen, das Wissen von Einzelheiten aus Sprach- und Litteraturgeschichte der Romanen, sondern strebt die Zusammenhänge zu erkennen, die unter den Spracherscheinungen und litterarischen Erzeugnissen der Romanen bestehen, und ihr Hervortreten und ihre Art aus ihren Ursachen zu begreifen. Sie hat sich gewöhnt, nicht blindlings dieser oder jener Überlieferung Glauben zu schenken, diese oder jene Auffassung auf den Gegenstand der Betrachtung zu übertragen, ihn aus Zweckmässigkeitsgründen so oder so anzuordnen und zu gliedern, sondern sie geht nun darauf aus, durch Kritik, unter Aufsuchung geeigneter Erkenntnisverfahren *(Methode)*, mit Hilfe des gegebenen Einzelnen die sprachliche und litterarische Vergangenheit der Romanen in ihrer einstigen Wirklichkeit wieder herzustellen und in die inneren und äusseren Anlässe ihres Wechsels im Laufe der Zeiten einzudringen. Sie zählt so nicht zu den Begriffswissenschaften, wie Logik oder Mathematik, die aus unwiderleglichen Grundgedanken auf analytischem Wege zur Entdeckung und systematischen Anordnung der in ihnen enthaltenen Einzelwahrheiten gelangen. Sie ist keine von den Gesetzeswissenschaften, wie Physik oder Chemie, die aus den wahrgenommenen Veränderungen im Gebiete der Sinnenwelt die in aller Zeit unveränderliche Wirkungsweise der an Erscheinung und Veränderung der Dinge betheiligten Kräfteträger erschliessen. Sie ist aber, wie jede andere Philologie, wie Kunst- oder Staatengeschichte, Teil eines ausgedehnten dritten Wissenschaftsgebietes, der Geschichtswissenschaft, die eine begründete und allseitige Kenntnis herbeiführt von den geistigen Äusserungen der Menschen, soweit sie Überlieferungen mit uns verbinden, und bei reichlicher Überlieferung zu Einsichten von gleicher Unwiderlegbarkeit und Gewissheit gelangt, wie die Gesetzeswissenschaften. Die romanische Philologie ist beteiligt an der Aufschliessung der geistigen Vergangenheit der Romanen, wie die deutsche Philologie an der der Germanen, die classische an der der Römer und Griechen, die Staatengeschichte an der der Geschicke von Staat und Staaten, die menschliches Handeln bewirkte u. s. w.

3. Indessen bleibt die Frage, ob denn die gegenwärtige Thätigkeit der Romanisten den Begriff, der sich aus dieser Stellung der romanischen Philologie zu den Geschichtswissenschaften ergibt, bereits erschöpft, wieweit ihr Gebiet abgesteckt werden darf, in welchen Beziehungen zu anderen geschichtlichen Wissenschaften sie sich befindet. Was sie ist, wurde sie gemäss den Bedürfnissen und Einsichten der Jahrhunderte, die sie durchlief. Jeder näherte sich auf dem breitesten Wege einem erstrebten Ziele, Viele wanderten nach der Richtung, die Schrift und Wort eines vertrauenerweckenden Führers wies, und früher entwickelte Philologien dienten diesem im häufigsten Falle zur Richtschnur. Die Frage, was die romanische Philologie sein kann und sein soll, ist mithin nicht mit dem Hinweis auf ihre Geschichte beantwortet.

4. Eine nicht massgebend gewordene begriffliche Bestimmung der «modernen Philologie», bei der vor allem an die romanische gedacht ist (von

Sachs in Herrigs Arch., *1858*), erkannte derselben eine sehr umfangreiche Aufgabe zu, wenn sie verlangte: «ein anschauliches Bild der modernen Völker, zunächst und hauptsächlich der nach Litteratur und Wissenschaft am meisten entwickelten, aufzustellen und die verschiedensten Richtungen ihres geistigen Lebens bis zur Jetztzeit durch und für ein wissenschaftliches Verstehen ihrer Sprachen kunstmässig und wissenschaftlich zu erfassen». In anderer Fassung (Körting, *Encyclopädie der Rom. Philol. I, 156*) heisst sie «diejenige Wissenschaft, deren Aufgabe und Ziel die Erkenntnis des eigenartigen geistigen Lebens der romanischen Völkergruppe ist, soweit dasselbe in der Sprache und Litteratur seinen Ausdruck fand und noch findet». Das aus Sprache und Sprachwerk erkennbare geistige Leben der Romanen, dort in seinem ganzen Umfang, hier in seinen Eigentümlichkeiten ist der Kernpunkt der beiden, viel mehr einschliessenden Forderungen, als bisher der romanistische Forscher zu leisten gesonnen war. Sie greifen in fremde, wohlangebaute Wissenschaftsgebiete hinüber. Sie sind jedoch, wenn nicht darum, so aus dem Grunde unannehmbar, weil sie Unausführbares und Halbheit vorschreiben. Denn aus romanischem Sprachwerk allein, ohne Herbeiziehung namentlich der mittelalterlichen Werke in lateinischer Sprache, ist z. B. das verlangte anschauliche Bild von dem wissenschaftlichen, religiösen oder politischen Leben der Romanen im MA. nicht aufstellbar. Und die Erkenntnis des «eigenartigen» geistigen Lebens der Romanen zielt, wenn der Ausdruck in seinem Sinne gefasst werden soll, auf eine Auswahl unter den Erscheinungen im Sprach- und Bildungsleben derselben hin, bei der z. B. von der Beobachtung der Entwickelung einer romanischen Sprache auf allen Stufen ihrer Bildung, von der Aufsuchung von Gesetzen der Sprachveränderung, die sie bisher allein suchte, von einem erschöpfenden Einblick in die romanische Litteraturbewegung Abstand genommen wird, und der romanischen Philologie der Name einer Wissenschaft nicht mehr zukommen kann. Oder würde die Beschränkung der Erkenntnis im Tier- und Pflanzenreiche auf «eigenartige» Entwickelungsformen des tierischen Leibes und der Pflanze noch Wissenschaft, und ein begründetes Wissen in Zoologie und Botanik dabei auch nur möglich sein?

5. Beide Begriffsbestimmungen sind aus der klassischen Philologie auf die romanische übertragen[3] und schliessen sich an die Auffassung F. A. Wolfs, A. Boeckhs und F. Ritschls von Philologie und klassischer Philologie an. Dabei ist der Unterschied übersehen, der zwischen der geschichtlichen Wissenschaft, aus der fast alle anderen Geschichtswissenschaften herauswuchsen, der klassischen Philologie, und der spät gekommenen, aus Geschichts-, Litteratur- und Sprachforschung hervorgegangenen romanischen Philologie sowohl hinsichtlich der Möglichkeit sich auszudehnen, als hinsichtlich der Quellen beider besteht. Während die klassische Philologie aus den lediglich griechischen und römischen Schriftwerken (ihren schriftlichen Quellen) von den Geschicken des griechischen und römischen Volkes, von ihren Staaten, ihren Staatseinrichtungen, ihren Gesetzen, ihren Lebensformen, ihrem Glauben, ihren Künsten die erste Kunde darbot, die sie nach Entdeckung zahlreicher Denkmäler aus dem Altertum (den monumentalen Quellen) zu erweitern, zu befestigen und zu berichtigen vermochte, und so für die antike Geschichte, Rechtskunde, Sitten-, Religions- und Kunstgeschichte die erste Grundlage legte, war die Geschichte romanischer Völker, die romanische Rechtsgeschichte, die Geschichte des kirchlichen Lebens bei den Romanen und ihrer Kunst aus Schriftwerken in lateinischer Sprache und aus Denkmälern der Kunst zu erforschen bereits begonnen worden, ehe Schriftwerke in älteren romanischen Sprachen bekannt waren, die Beiträge dazu zu liefern vermochten, und ehe der Gedanke an eine romanische Philologie bestand. Dort Schriftwerke in

zwei verwandten, auf einander hinweisenden Sprachen, die vor umfänglicherer Entdeckung von Denkmälern lange Zeit ausschliesslich die Quelle für Kenntnis des geistigen Lebens der Griechen und Römer bildeten; hier für viele Jahrhunderte lateinische Schriftwerke die einzigen Quellen für den Einblick in die wichtigsten Seiten des geistigen Lebens der Romanen und erst für jüngere Zeiträume gleichwertige Quellen in den romanischen Sprachen. Dort bei grosser Vielheit der Aufgaben ein einartiger sprachlicher, sich gegenseitig aufhellender Stoff, hier bei Verfolgung gleicher Ziele Schriftquellen in vielerlei Sprachen, für die romanische Staatengeschichte im Mittelalter z. B. auch noch die deutschen, auf denen die deutsche Philologie ruht.

Dazu haben einzelne Lehrgebiete der Wissenschaft vom griechischen und römischen Altertum, wie Geschichte und Kunstgeschichte, durch Vermehrung ihrer Hilfsmittel, jene durch das Studium der geographischen Verhältnisse, durch die Epigraphik u. s. w., diese durch die, grössere Lücken ausfüllenden Funde und durch Verwendung technischer Kenntnisse eine selbständigere Stellung zu der schriftlichen Überlieferung einzunehmen begonnen, sodass sie ihre Aufgabe im weitesten Umfange erfassend, zur Bearbeitung der schriftlichen Überlieferung der Griechen und Römer in ein ähnliches loseres Verhältnis getreten sind[4], in dem die Geschichte und Kunstgeschichte der romanischen Völker zu der bisher üblichen Bearbeitung der romanischen Schriftquellen oder romanischen Philologie sich befindet. Die Inanspruchnahme fremder Wissenschaften für die romanische Philologie, die mit ihr nur z. T. den gleichen Stoff (die schriftlichen Quellen) verarbeiten und aus anderen Quellen (z. B. den monumentalen) schöpfen und in anderer Richtung forschen müssen, um ihre Erkenntnisziele zu erreichen, findet daher auch in der gegenwärtigen Ausübung und Auffassung der klassischen Philologie keine Rechtfertigung. Die Wissenschaften mehren sich mit der fortschreitenden Erfahrung. Sie wachsen auseinander heraus, wobei jede neue diejenige verengert, die sie heranwachsen liess. Es entspricht nicht dem allgemeinen Gange der Forschung, mit ihr sich bildende Grenzen unter den Wissenschaftsgebieten niederzureissen.

6. Auch andere Bestimmungen der Aufgabe der klassischen Philologie oder der Philologie sind unanwendbar auf die romanische Philologie. So die jüngste[5], wonach Geschichte und Sprachforschung aus der Philologie ausscheiden und das *φιλολογεῖν* darin besteht, «nachzuempfinden und nachzudenken, was bedeutende Menschen vor uns empfunden und gedacht.» Denn dann hätte sich der romanische Philolog auf diejenigen romanischen Litteraturwerke zu beschränken, die es sich um ihres ethischen und künstlerischen Gehalts und um ihres Reichtums an Einsichten willen noch verlohnte, gründlich zu verstehen. Die mittelalterlichen und litterarischen Schöpfungen zweiten Ranges genössen solchen Vorzugs nicht, und selbst jene ersten Ranges blieben halb unverstanden. Auch eine ältere Auffassung[6], der zufolge die Philologie «zu erschliessen hat, was an geistigen Schätzen da war,» lässt durch Betonung des für die Gegenwart Wertvollen unter den geistigen Leistungen der Vergangenheit keinen Raum für eine Betrachtung des geistigen Entwickelungsganges der Völker, der Menschen und der Menschheit, wie sie in den neueren Philologien bereits angestrebt wird. So gewiss das griechische und römische Altertum als Inbegriff einer Verkörperung unserer ästhetischen, ethischen und Bildungsideale in unserem Bewusstsein lebt und wirkt und zu unserem Heile immer leben und wirken, und im Vereine mit dem religiös-moralischen Idealbild des Stifters der christlichen Religion uns zum Nachstreben aneifern und begeistern soll, so gewiss hat auch die klassische Philologie als Wissenschaft, wie die christliche Religionsgeschichte thut, daneben den kritischen That-

sachensinn zufrieden zu stellen, der die Glaubhaftigkeit und richtige Auffassung der Urkunde, die geschichtlichen Dinge in ihrem wahren Sein, das Grosse nach seinen menschlichen Seiten und im Zusammenhange mit dem Kleinen und Vorbereitenden, das Heranwachsen der geistigen Schätze, die Wandlungen des geistigen Gehalts der Zeiten im Altertum zu erkennen verlangt. Das Wertvolle ist Gegenstand des Unterrichts. Es kann wohl Triebfeder der klassisch-philologischen Forschung sein, nicht aber kann es der Gegenstand ihrer Forschung heissen und das Wertvolle in der romanischen Philologie kann von anderer Art sein als in jener. Daher ist mit jener Bestimmung des Begriffs der klassischen Philologie ihre Verwendung, nicht ihr Gegenstand bezeichnet, und also auch sie nicht angethan, den Gegenstand der romanischen Philologie bestimmter erfassen zu helfen.

7. Von einem allgemeinen Begriff von Philologie aus, durch Teilung desselben, die Feststellung der Aufgabe und des Umfangs der romanischen Philologie zu versuchen, ist gewiss der zum Ziele führende Weg. Allein es kommt auf richtigen Begriff und richtige Teilung an. Nichts würde natürlich ein Begriff von Philologie helfen, der aus den vorhandenen Philologien abstrahiert wäre und deren Merkmale enthielte. Denn bei der Teilung ergäbe sich nur eine jede so wieder, wie man sie vorher hatte; man wanderte eine Begriffsleiter auf und ab. Es muss vielmehr der Begriff von Philologie aus einer Gliederung der Wissenschaften überhaupt gewonnen und ihr Gebiet von dort aus bestimmt werden. Es ist der Weg, den A. Boeckh[7] einschlug, als er der Philologie die Erkenntnis der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit überwies und sie so der Geschichte, der Wissenschaft von der geistigen Vergangenheit des Menschen, gleichsetzte.[8] Hierdurch war die Philologie den speculativen Wissenschaften gegenüber gestellt als allgemeine Wissenschaft von dem Inhalt des menschlichen Selbstbewusstseins in der Vergangenheit und ihrer dienenden Stellung zu den anderen geschichtlichen Wissenschaften enthoben. Die allgemeine Philologie, die die gesamte Menschheit umfasste, gliederte sich nach Menschengemeinschaften in die Philologien der einzelnen Völker, oder die geistigen Leistungen der verschiedenen Völker bildeten einzelne geschichtliche Lehrgebiete, eine Geschichte der Entwickelung des litterarischen, des musikalischen Geistes der Völker, allgemeine Staatengeschichte u. dgl. Hiermit ist für Bestimmung der Stellung der romanischen Philologie zu den übrigen geschichtlichen Wissenschaften jedoch kaum schon mehr gewonnen, als wenn man sich dahin einigte, die Gesetzeswissenschaften mit dem Namen Physik zu benennen, weil dies der allgemeinste Name für die Beobachtung der Naturvorgänge sei, nur ein neuer Name, nicht schlechter, aber auch nicht besser als etwa Kulturgeschichte, Bildungsgeschichte u. dgl., der dem philologischen Forscher allerdings zum Bewusstsein gebracht hat, an wie grossen Aufgaben er mitarbeitet und welches seine letzten Ziele sind. Nicht aber ist damit sein thatsächliches Verhältnis zu den anderen Geschichtswissenschaften, zu denen die Philologie unbestreitbar zu zählen ist, bezeichnet.

8. Das Verhältnis zu ihnen kann nur das der Überordnung, Unterordnung oder Beiordnung sein. Übergeordnet wäre die Philologie gewiss dann, wenn die übrigen geschichtlichen Wissenschaften nur um höherer philologischer Zwecke willen betrieben würden. Aber die Kunstgeschichte hat nicht die Vergegenwärtigung des Inhalts des Schrifttums eines Volkes im Auge, sondern die Erkenntnis der Entfaltung seines künstlerischen Geistes. Die Völker- und Staatengeschichte betrachtet die Handlungen des zur Sittlichkeit befähigten wollenden Menschen nach ihren Wirkungen auf die Volksgemeinschaften, und trägt nicht bei zur Erschliessung der geistigen Schätze der Menschheit. Untergeordnet können diese Wissenschaften nur einer Wissenschaft werden, die

den Entwickelungsgesetzen des menschlichen Geistes nachforschte, die aber erst möglich ist, wenn die geschichtlichen Wissenschaften ihre Aufgaben gelöst haben; sie wäre eine Gesetzeswissenschaft und hat nichts mit der an einen empirischen Stoff gebundenen Philologie gemein. Aber ebensowenig kann sie den Geschichtswissenschaften untergeordnet werden. Denn als Erforscherin der Sprachentwickelung dient sie weder z. B. der Wissenschaftsgeschichte, noch der Religionsgeschichte, vielmehr ebenfalls jener psychologischen Gesetzeswissenschaft, und als Herstellerin der schriftlichen Urkunden und als deren Deuterin will sie den Geschichtsforscher nicht in den Stand setzen, die Leistungen des menschlichen Geistes, denen er nachgeht, aus ihnen zu entnehmen und richtig zu erfassen, sondern die Urkunden nach der Absicht ihrer Urheber verstehen und ihren Geist sich daraus vergegenwärtigen. Sie wird dadurch, dass die Staaten- oder Wissenschaftsgeschichte auf der schriftlichen Urkunde, die sie bearbeitet, ebenfalls beruhen, ihnen nicht mehr dienstbar und leibeigen, als die Physik oder Chemie der Physiologie, oder die Mathematik jenen beiden.

9. Mithin kann sie den Geschichtswissenschaften nur nebengeordnet sein. Sie betrachtet, wie jene, bestimmte Leistungen und Äusserungen des menschlichen Geistes. Es muss und kann nur das ihr zufallen, worauf die übrigen kein Anrecht, wozu diese kein, und nur sie das Vermögen hat. Ausser Betracht kommen bei einer Festsetzung der gegenseitigen Grenzen diejenigen geschichtlichen Wissenschaften, deren hauptsächliche Grundlagen Denkmäler (monumentale Quellen) sind, wie die Geschichte der Künste, auch der Musik, sofern die Notenschrift nicht Gedanken und Wahrnehmungen überliefert, die Geschichte des Handwerks, der Werkzeuge, Geräte und aller Erzeugnisse der Menschenhand, der Herstellung von Verkehrswegen, Verkehrsmitteln, u. s. w. Dass in Schriftquellen Aussagen über Wesen, Verwendung und Geschichte solcher Erzeugnisse enthalten sind, gibt der Philologie mit nichten ein Anrecht auf Bearbeitung dieser geschichtlichen Gebiete, weil mit Namen, Andeutungen oder auch Beschreibungen der Gegenstände eine deutliche und richtige Vorstellung von ihnen nicht schon gegeben ist und wohl, wie die Forschungen über die Funde von Geräten aus vorgeschichtlicher Zeit lehren, mittels der vorgeschichtlichen Denkmäler selbst, durch Vergleichung und Prüfung ihrer Eigenschaften, ein geschichtliches Verständnis für dieselben erreicht werden kann, die Schriftstellen aber ohne die Denkmäler weder verstanden werden, geschweige denn für eine geschichtliche Anschauung von der bezüglichen geistigen Leistung verwertet werden können. Auch diejenigen geschichtlichen Lehrgebiete, die vorwiegend auf der schriftlichen Überlieferung ruhen, die aber der Denkmäler und darauf sich stützender Hilfswissenschaften, wie die Staaten- und Völkergeschichte, z. B. der Münz- und Wappenkunde und selbst der Kenntnis der natürlichen Beschaffenheit der Länder, des Klimas, des Bodens, ihrer hydrographischen und orographischen Verhältnisse bedürfen, sind durch die Doppelart ihrer Quellen von der Philologie zu unterscheiden. Sie entnehmen den Schriftwerken nur politische Geschehnisse und mit ihnen in Verbindung stehende Nachrichten, zerstreute, für den Urheber der Quelle oft nebensächliche Mitteilungen, und lassen der Philologie und anderen Geschichtswissenschaften noch immer die Auffassung des Schriftwerkes als solches, nach seinem Gehalt und Inhalt, und die Verfolgung geistiger Äusserungen übrig, die ausschliesslich in Schriftwerken festgehalten sind, wie die Leistungen vergangener Zeiten im Gebiete der Wissenschaften, die Erscheinungen im Gebiete der Religion, der Sitte, der Litteratur, der Sprache. Ob diese Leistungen und Erscheinungen alle Gegenstand der Philologie sein, oder welche von ihr zweckmässig zu trennen sind, nur das bleibt ernstlich zu erwägen.

10. Nun ist ersichtlich, dass die Geschichte der Glaubenslehren, der Philosophie, der Rechtsanschauungen, der Rechtsverhältnisse früherer Zeit, die Geschichte der menschlichen Einsicht in die Natur der Dinge der organischen und anorganischen Welt und die von Kenntnissen irgend welcher Art, die alle nur durch schriftliche Aufzeichnung uns nahe gebracht werden, am wahrsten von demjenigen erforscht werden wird, der in jenen Erkenntnisgebieten zu Hause ist. Die Entwickelung eines Systems religiöser Anschauungen und Satzungen wird der Mytholog und Theolog, den philosophischen Denker und die Geschichte des philosophischen Denkens der Philosoph, die Ausbildung des Rechtsinnes und den Zustand des Rechtslebens in irgend einem Zeitabschnitt der Vergangenheit der Jurist am besten aufhellen, und so wird ein Jeder am besten seine Vorgänger und die Geschichte seiner Wissenschaft aufzufassen vermögen. Oder aber, der Philolog muss eben Mytholog, Theolog, Philosoph u. s. w. sein oder werden, wenn er es den Vertretern jener Wissenschaften gleichthun will. Und auch da hörte er auf zu sein, wo die Wissenschaft früherer Zeit, deren Entwickelung beobachtet werden soll, eine noch verstandene oder mit Hilfe der lebenden Sprache verständliche Sprache redet. Und wäre gar eine Sprache oder die Sprache unveränderlich, so würde von Philologie überhaupt nicht geredet werden können. Hieran aber gibt sich als das Gebiet der eigensten Thätigkeit des Philologen unzweideutig zu erkennen: die unverstandene oder unverständlich gewordene Rede und Sprache. Erst wo diese vorhanden, bedarf der Erforscher der Vergangenheit eines Gebietes geistiger Leistungen der Hilfe des Philologen. Aber auch nur bei ihm kann er sie finden, nur er besitzt die Schlüssel zur Eröffnung des Sinnes des stummen Schriftzeichens, nur er lässt vergangene Zeiten zu uns reden und fremde Zungen uns verstehen; die Wissenschaft also von fremder Rede ist Philologie, die Wissenschaft vom *λόγος* der Griechen, der Römer, der Orientalen, unserer Vorfahren, der Romanen u. s. w. Der Name passt dafür noch ebenso gut, wie für die Wissenschaft des Wissens der Name Philosophie, obwohl das Sinnen über Rede und Wissen in unserer altgewordenen Zeit zur ernsten kritischen Betrachtung sich gekehrt hat.

11. Ist nun wahre und getreue Vergegenwärtigung des Inhalts fremder Rede Aufgabe der Philologie, so liegt ihr ob, einerseits die Vergegenwärtigungen fremder Reden geschichtlich zu verknüpfen, sie selber als Ganzes nach Inhalt und Form zu erklären und zu beurteilen: so ergeben sich Litteraturforschung und Litteraturgeschichte als Teile der Philologie. Andererseits ist sie zur Erfüllung ihrer Aufgabe gezwungen, die Rede bis ins Einzelnste zu zergliedern, also die Sprache zu erforschen; mithin ist auch die Sprachforschung eins ihrer Lehrgebiete. Die Erscheinung des menschlichen Geistes in der Sprache, seine Leistungen in der künstlerisch behandelten Rede bilden ihren eigentlichen Gegenstand. Nicht auch diese können selbständigen geschichtlichen Wissenschaften überwiesen werden. Denn eine die Sprachen zusammenfassende Sprachwissenschaft wäre dann nur eine gesonderte geschichtliche Wissenschaft, wenn alle Sprachen aus einer Ursprache hervorgegangen, also ein genealogischer Zusammenhang unter ihnen erwiesen wäre. Da dies nicht der Fall, kann sie entweder nur als psychologische Gesetzeswissenschaft gedacht werden, oder als Geschichtswissenschaft aus der Untersuchung der einzelnen Sprachen sich hervorbilden; die Sprachforschung kann also gegenwärtig keinesfalls von der Philologie getrennt werden. Ebensowenig die Geschichte der Litteratur. Denn in den Sinn eines Litteraturwerks dringt nur der Philolog so vollkommen ein, um ihm die gebührende Stelle unter den litterarischen Leistungen eines Volkes, einer Zeit anzuweisen, und eine allgemeine Litteraturgeschichtswissenschaft ist so lange undenkbar, als unter den Litteraturen

ein continuirlicher Zusammenhang unerwiesen ist. Andererseits kann die Philologie aber auch nicht mehr umfassen. Selbst nicht auf die Dauer die Volkskunde *(Folk-lore)*, die Kulturgeschichte des Volkes, obwohl die Sprache in den Geist des Volkes Blicke zu werfen gestattet, Erzeugnisse der Volkslitteratur ihrer Beurteilung unterliegen, über Glauben und Aberglauben, Sitte und Brauch des Volkes Schriftwerke Nachricht geben und aus der Philologie die Volkskunde in der That hervorgegangen ist. Denn nahe alle geschichtlichen Wissenschaften haben an ihr Teil. Sie kann sie nur hegen und pflegen, bis sie zur Mündigkeit herangewachsen ist, um den ihr gebührenden Platz unter den geschichtlichen Wissenschaften einzunehmen, und nur Sprache und Litteratur des Volkes als den ihr gehörigen Teil beanspruchen.

12. Die Selbständigkeit der Philologie gegenüber den übrigen geschichtlichen Wissenschaften ist aber natürlich nur eine relative. Sie ist nicht grösser, als z. B. die der Staatengeschichte gegenüber der Philologie oder Rechtsgeschichte, und wie unter den Gesetzeswissenschaften, z. B. Physik und Chemie, ein gegenseitiges Geben und Nehmen besteht, so auch hier. Das Verhältnis der Wissenschaften ist eben nicht das der Ausschliessung und nicht in einem räumlichen Bilde, durch Nebeneinanderstellung, zu veranschaulichen. Die Vergleichung der Wissenschaften mit den Ländern auf der Landkarte wird z. B. nur dann zutreffend, wenn man die Verbindungen, die zwischen den politisch geschiedenen Ländern durch Flussläufe, Bergzüge, unterirdisch durch die geologische Formation, überirdisch durch Verkehrsstrassen u. dgl. hergestellt werden, nicht ausser Acht lässt. So führen auch aus der Philologie Kanäle hinaus und in sie hinein. Diejenigen geschichtlichen Wissenschaften, mit denen sie im Austausch sich befindet, wie die Staaten-, Kultur-, Kunst- und Wissenschaftsgeschichte gleichen Grenzländern, mit denen die Philologie in natürlicher Verbindung steht: sie sind ihre geschichtlichen (und mit ihr verbundene) Grenzwissenschaften. Sie benutzen die von ihr verständlich gemachten Urkunden fremder Rede; sie bedient sich der, von ihnen daraus entnommenen geschichtlichen Thatsachen, oft selbst schon bei der Wortdeutung und noch mehr bei der Erforschung der Litteraturen. Sie nähern sich in dem Masse dem gemeinschaftlichen Ziele, als der Austausch der Einsichten unter ihnen zunimmt.

13. Wenn nun zwar überall, wo fremde Rede, auch Philologie ist, und überall dasselbe Verfahren angewendet werden muss, um durch sie in den Geist der Redenden einzudringen, um Sprache und Rede in ihrer Entwickelung zu erforschen, so kann doch nicht, wie Boeckh dachte, eine Universalphilologie vorhanden sein, da diese eine ununterbrochene Continuität in Sprache und Rede von ihren Anfängen voraussetzt. Bei der Aufstellung von Philologien muss aber Continuität in Sprache und Rede massgebend sein. Wo diese aufhört, hört auch ein Philologiegebiet auf. Nur mittels verwandter oder sich deutender Sprachen, die Hilfsmittel zur gegenseitigen Aufhellung bieten, lassen sich grösste Philologiegebiete bilden. Daher kann von einer indogermanischen Philologie[9] gesprochen werden, sofern sprachliche Verwandtschaft zwar des Sanskrit, Persischen, Griechischen, Lateinischen, Keltischen, Germanischen, Litauischen und Slavischen besteht, nicht aber ein Zusammenhang dieser mit anderen bekannten Sprachen zu bestehen scheint; ebenso von einer semitischen, mongolischen, chinesichen Philologie u. s. w. Aber nicht nur die Grösse dieser Gebiete, sondern auch die geschichtliche Gruppierung der Träger jener verwandten Sprachen, die verschiedene, z. T. erkannte, z. T. noch zu ermittelnde engere Gemeinschaften bilden, nötigt zu weiterer Teilung, oder vielmehr, da in allen empirischen Wissenschaften vom Gegebenen und Bekannten ausgegangen werden muss, zu einer Zusammenordnung der

Sprachenträger von engerer Verwandtschaft und von engerer geschichtlicher Verbindung, wie sie die Geringfügigkeit der Unterschiede in der Sprachform, die schriftliche Urkunde u. s. w. der Völker festzustellen gestattet. Je kleiner die Gruppen, desto beschränkter natürlich die Einsicht. Die kleinsten Gruppen bilden nächstverwandte Mundarten, die sich nur in geringem Umfange, aber innerhalb desselben sicher aufzuhellen vermögen. Nach anderen Seiten werden sie verständlich bei Berücksichtigung der übrigen Mundarten einer Sprache, in ihrer gegenwärtigen und einstigen, in Schriften festgehaltenen Gestalt. Mundarten und ältere Sprachform führen zur Erkenntnis anderer verwandten Sprachen; diese legen sich wieder einander aus und lassen zur Entdeckung weiterer Verwandten und sprachlicher Zusammenhänge und zu immer neuen Aufschlüssen über die Geistesgeschichte der Träger einer Sprache gelangen. Ein erster Halt bei der Aufstellung solcher immer umfassenderen Sprachgebiete wird da geboten, wo vermittelnde Glieder fehlen, wo die höhere Einheit der Sprachverwandten nicht mehr in schriftlicher Urkunde vorliegt, sondern aus der Vergleichung derselben in möglichster Vollständigkeit erst zu reconstruieren ist, damit die Annäherung zum gemeinsamen Ausgangspunkte der weiteren Sprachverwandten möglich werde. Auf solchem Wege ergibt sich innerhalb einer indogermanischen, eine romanische Philologie. Ihr Ausgangspunkt ist die Rede des gemeinen römischen Mannes, die nur unvollkommen in der Schrift überliefert wird und grossenteils zu erschliessen ist. In gleichem Sinne ist eine germanische, slavische, keltische Philologie u. s. w. anzuerkennen, die in urgermanischer, urslavischer u. s. w. Rede endet.

14. Allein es ist nicht zu übersehen, dass geschichtliche Ereignisse Berührungen mit fremder, entfernt verwandter oder auch unverwandter Rede und eine Mischung der Rede, wie der Bildungselemente einer Sprachgemeinschaft herbeiführen. Die Vergegenwärtigung ihrer Rede würde unvollkommen bleiben, wenn die eingedrungene unverstanden bliebe. Mit deutscher Rede trat die fast aller Kulturvölker in Berührung, die der Franzosen, Italiener Engländer u. s. w.; die Kenntnis dieser nur befähigt den deutschen Philologen, gewisse seiner Aufgaben zu lösen. Ebenso verhält es sich auf romanischem Gebiete mit der Rede italischer Stämme und dem Latein des gemeinen römischen Mannes, mit der gebildeten lateinischen Sprache, mit der Rede der Eingeborenen römischer Provinzen, der Kelten, Iberer und später der Germanen, Araber, Slaven u. s. w., in jüngerer Zeit mit der mittelalterlichen lateinischen, mit englischer, deutscher Bildung u. s. w. Aber darum ist der romanische Philolog nicht auch berufen die lateinische, keltische, iberische, germanische, slavische u. s. w. Rede zu erforschen. Denn dies geschieht mit rechtem Erfolg doch nur von den mehr oder weniger zahlreichen Verwandten jener anderen Sprachengruppen aus, deren Berührungen mit dem Romanischen, die ihnen dienenden Philologien wiederum als gränzende Länder von mannigfachen Verbindungen mit der romanischen Philologie erscheinen lässt. Sie werden sich gegenseitig zu Hilfsphilologien. Sie haben den Verbindungen nachgehend, im fremden Lande, in dessen Sprache und Sprachwerken sich soweit heimisch zu machen, um sie bloslegen zu können. Sie werden das Land für sich in Anspruch nehmen dürfen, wenn es nach anderer Seite nicht engere Verbindungen aufweist, oder ein Eiland ist, wie z. B. das Baskische in Spanien und Südfrankreich zu sein scheint, zu dessen Aufhellung der Romanist zweifellos beizutragen hat, weil er es vor anderen kann. Dasselbe gilt von der lateinischen Rede des Mittelalters, mit der sich die romanische Jahrhunderte hindurch im Austausch befindet, so lange die Philologie derjenigen Rede, zu der das Mittellatein im genealogischen Verhältnis steht, auf sie verzichtet.

15. Die vornehmste der Hilfsphilologien bildet für die romanische die mit dem Namen der klassischen Philologie benannte, weil sie das Altlateinische, den nächsten Verwandten des zu erschliessenden vulgären Lateins in sich befasst. Dass das Altlateinische mit dem Griechischen zu einem Philologiegebiet vereinigt wird, ist auch nach dem hier beobachteten Gruppierungsgrundsatz unerlässlich, da, abgesehen von dem Verwandtschaftsgrade beider Sprachen, die geschichtlichen Verhältnisse es gefügt haben, dass die eine die Deuterin der andern und keine andere Rede es in grösserem Masse geworden ist. Welche nächsten Sprachverwandten die klassische Philologie in sich aufnehmen könne, um ihre Aufgabe zu erfüllen,[10] ist hier nicht in Frage. Wohl aber, ob die romanische Philologie, die sich auf Schritt und Tritt an die lateinische Sprache und Litteratur und nicht minder an griechisches Schrifttum gewiesen sieht, nicht eher als Teil oder Ausläufer der klassischen sich betrachten solle, wenngleich Continuität zwischen Romanisch und Lateinisch und zwischen romanischer und griechischer Litteratur nicht besteht. Eben darin, dass das Romanische in das Lateinische sprachgeschichtlich hineingreift und Seiten des Lateinischen zu beleuchten vermag, über die die lateinischen Schriftquellen im Dunkel lassen, zeigt sich, dass auch Unterbrechung in der Überlieferung der Rede keine unübersteigliche Scheidewand bildet, und die Grenzen der Forschungsgebiete auch hier fliessende sind. Allein 1) ist die Scheidewand noch vorhanden und soll erst durch Entgegenarbeiten von beiden Seiten entfernt werden; 2) trägt romanische Rede nur in geringer Ausdehnung zu richtiger Auffassung lateinischer Rede und umgekehrt lateinische zu genauer Deutung romanischer Rede bei; 3) muss die Forschung dort ihren Ausgangspunkt nehmen, wo sie die breitesten Grundlagen findet: d. i. hier aber sowohl das romanische Schrifttum und die lebenden romanischen Sprachen als die reiche graecolatinische Sprachüberlieferung. Die Bearbeitung eines gleichartigen, jedoch durch Zeiten getrennten Sprachstoffs von zwei auseinanderliegenden Standorten aus, von denen die beiden grossen Teile, ein jeder fast vollständig, überschaut werden kann, rechtfertigt sich ebenso, wie das Festhalten an den drei Naturreichen, so lange die Übergänge von dem einen zum andern gesucht werden müssen. Der Blick auf das Ganze muss verhindern, dass die zur gegenseitigen Hilfe berufenen Wissenschaften sich von einander abwenden.

16. Innerhalb der romanischen Philologie Teilungen vorzunehmen, und die Teile eine andere als die natürliche Verbindung eingehen zu lassen, wie es geschieht, wenn man in Deutschland französische Sprache und Litteratur und die englische zur «neueren Philologie» zusammenfügt, und der klassischen als eine, ebenfalls humane Bildung vermittelnde Philologie gegenüberstellt, hat nur didaktischen Zweck. Auch bei Verbindung der romanischen, germanischen u. s. w. Philologie mit der Forschung über mittellateinisches Schrifttum zu einer mittelalterlichen Philologie, die der Altertumswissenschaft gegenübertrete, wie etwa die Geschichte der mittelalterlichen Völker der des Altertums, würden die Ziele philologischer Forschung aus den Augen verloren und die wechselseitigen Einwirkungen der verschiedene Zungen redenden Völker statt diese selbst zum Forschungsgegenstand gemacht.

17. Somit ergibt sich also, bei einer Bestimmung der Aufgabe und des Gebietes der romanischen Philologie von dem Begriffe der Philologie überhaupt aus, eine allgemeinere Formel, die sich nicht allzuweit entfernt von einem schon früher[11] einmal für sie gebrauchten Ausdruck, wonach ihr Zweck und Ziel «hauptsächlich Erforschen und Erkennen der romanischen Sprachen und Litteraturen» ist, und was sie leisten kann, hat sie im letzten Zeitraum ihrer Entwickelung zu leisten in Wirklichkeit begonnen. Die «Forschung

über die unverständlich gewordene und unverstandene romanische Rede» gipfelt in der Erkenntnis der Entwickelung künstlerisch gestalteter romanischer Rede und romanischer Sprache, die nur, soweit sie Muttersprache ist, unmittelbar verstanden wird, aber auch als solche nicht ausreicht, um sie oder ein Erzeugnis künstlerischer Rede in ihr nach der geschichtlichen Seite hin wahr aufzufassen. Sie wird daher schon auf ihrer gegenwärtigen Stufe, bei den Romanen nicht anders als bei dem Ausländer, Forschungsgegenstand. Sie ist es in allen ihren Gestaltungen, in ihrer ganzen Dauer, bis hinab zu ihren Anfängen, als schlichter Ausdruck des Denkens im Verkehr, wie im schriftstellerischen Werke. Die Erkenntnis der Entwickelung der romanischen Rede setzt aber ihr Verstehen auf jeder ihrer Stufen und in jeder, sie verwendenden Leistung voraus. Hierfür bedarf es bestimmter Mittel und Thätigkeiten und der Kenntnis von Umfang, Art und Beschaffenheit des sprachlichen Stoffes, in den es einzudringen gilt. Auch des Einblicks in angrenzende Forschungsgebiete, die mit demselben oder anderem Stoffe die geistige Vergangenheit der Romanen nach anderen Richtungen aufhellen, und der Bekanntschaft mit den Einsichten, die von anderen Philologien aus nichtromanischen Sprachquellen über Sprache und Schrifttum der Romanen gewonnen werden, oder welche die romanische Philologie zu prüfen, zu begründen, zu ergänzen und zu vertiefen vermag, kann der romanische Philolog nicht entbehren, wenn er seine Aufgaben lösen will. Wer endlich mit diesen Aufgaben bekannt gemacht zu werden und Teil an ihrer Lösung zu nehmen wünscht, hat Belehrung darüber zu suchen, wieweit die Lösung bereits gediehen, wo sie versucht, aber nicht erreicht ist und nach welchen Zielen in ihr gegenwärtig gestrebt wird und überhaupt gestrebt werden kann.

18. Einem solchen ausserhalb Stehenden bietet sich die romanische Philologie somit von vier Seiten dar. Wie sie wurde und was sie ist, ist der erste Gegenstand, über den es zu unterrichten gilt und ist in einem Grundriss der romanischen Philologie Gegenstand eines einführenden oder propädeutischen Teiles. Er bedarf ferner einer Anleitung zur philologischen Forschung über die romanische Rede, die ein anleitender oder formaler Teil zu gewähren hat. Mit den Hauptergebnissen der Forschung und mit ihrem wesentlichen Inhalt hat ihn ein dritter darstellender oder realer Teil bekannt zu machen. Und welches die Hauptthatsachen der übrigen geschichtlichen Wissenschaften, die nach dem geistigen Leben der Romanen und ihren Geschicken forschen, und welchen Hilfsmitteln sie zu entnehmen sind, wird Aufgabe eines Belehrung über die Grenzwissenschaften der romanischen Philologie gewährenden vierten Teiles sein.

Der **Einführende Teil** gliedert sich aber in zwei Abschnitte; in einen:

I. (historischen) Abschnitt von der GESCHICHTE DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE, und in einen

II. (theoretischen) Abschnitt über AUFGABE UND GLIEDERUNG derselben.

Der **Anleitende Teil** ferner verbreitet sich in einem

I. Abschnitt über die QUELLEN DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE und zwar:

A) über die schriftlichen und

B) über die mündlichen Quellen. Nicht jedoch nach der bibliographischen Seite, die, soweit dies in einem Überblick über das Ganze der romanischen Philologie geschehen kann, in dem Abschnitt über die Geschichte der romanischen Philologie berücksichtigt worden ist, indem der reichhaltigeren Handschriften- und Bücherverzeichnisse gedacht wurde, die die litterarischen Quellen der romanischen Philologie in grösserem Umfange

zu verzeichnen begannen. Vielmehr handelt es sich um eine Beschreibung der äusseren Beschaffenheit derjenigen Sprach- und Litteraturquellen, die aus der Zeit vor dem Bücherdruck stammen, und um Art und Eigentümlichkeiten der mündlichen Quellen. Da die romanischen Schriftstücke, seien es Inschriften, Urkunden, Bücher oder sonstige Aufzeichnungen, häufig keine Angaben über Entstehungszeit und Entstehungsort an sich tragen, die geschichtliche Einordnung jedes Schriftstücks aber ein Erfordernis in jeder Philologie ist und auch Echtes vom Gefälschten unterschieden werden muss, so sind die Merkmale in Schrift, Schreibstoff und Schriftstückform darzulegen, mit deren Hilfe die Zeit-, Ort- und Echtheitbestimmungen möglich werden. Mit der Auffindung solcher Merkmale der äusseren Form mittelalterlicher Schriftüberlieferung beschäftigt sich die Lehre vom Schriftwesen (Paläographie), der jene Belehrungen zu entnehmen sind. Die mündlichen Quellen der romanischen Philologie, die lebende Sprache im romanischen Volksmunde, und die von ihm verbreiteten, nur durch ihn bewahrten litterarischen Äusserungen romanischen Volksgeistes sind in der anderen Unterabteilung des anleitenden Teiles nach ihrer Art und Stellung zur Litteratur u. s. w. zu beleuchten und zu kennzeichnen. Den

II. Abschnitt bildet die METHODIK DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE oder die Lehre von der Behandlung ihrer Quellen und den, zum Zwecke allseitiger Vergegenwärtigung und Erforschung romanischer Rede anzuwendenden Erkenntnisverfahren. Die Gesichtspunkte, unter denen die Rede als Sprache, als Bezeichnendes, die aus schriftlicher oder mündlicher Quelle zu schöpfende Sprache, in ihrer Gestaltung in irgend einem Gebiet romanischer Zunge und zu irgend einer Zeit, und nach ihrer Entwickelung betrachtet werden kann, führt vor und begründet

A) die Methodik der sprachwissenschaftlichen Forschung. Dagegen lehrt

B) die Methodik der philologischen Forschung (im engeren Sinne), wie das von der Sprache Bezeichnete, die Rede nach ihrem Inhalt, im Sinne ihres Urhebers im Einzelnen und Ganzen erfasst (Hermeneutik) und aus getrübter Überlieferung (Kritik) aufgefunden, wiederhergestellt und getreu vergegenwärtigt werden kann. Die dabei anzuwendenden Erkenntnisverfahren sind dieselben bei den schriftlich festgehaltenen, wie bei den mündlich fortgepflanzten Erzeugnissen der Rede. Bei den letzteren kommen noch einige besondere Gesichtspunkte litterarischer Forschung in Betracht. Der dritte,

der **Darstellende Teil** bietet die Summe der auf methodischem Wege erlangten Einsichten in die Sprachentwickelung der Romanen, in die Geschichte der Formen ihrer kunstmässigen Rede und in Gang und Zusammenhang ihrer litterarischen Thätigkeit. Er zerfällt demnach in drei Abschnitte. Der

I. sprachgeschichtliche Abschnitt führt die ERGEBNISSE DER ROMANISCHEN SPRACHFORSCHUNG vor und geht aus

A) von den Sprachen, die in den romanischen Ländern, vor dem Auftreten romanischer Sprachurkunden und neben der vulgären Römersprache geredet wurden, und über die die philologische Thätigkeit auf anderen Sprachgebieten, die romanischen Hilfsphilologien, Aufschlüsse bieten. Es sind

1. die SPRACHEN DER EINGEBORENEN in den romanischen Ländern, das Keltische, Iberische, und die italischen Sprachen, die vor dem vulgären Latein zurückwichen;
2. die LATEINISCHE SPRACHE in ihrer vulgären und litterarischen Form;

3. die Sprache deutscher Beherrscher romanischer Landschaften, der Araber und Slaven.

Sodann handelt der sprachgeschichtliche Abschnitt

B) von den romanischen Sprachen selbst und von der romanischen Sprachentwickelung, d. i.

1. von der Einteilung der romanischen Sprachen und ihrer äusseren Geschichte;
2. von der italienischen Sprache und ihren Mundarten;
3. von der rumänischen Sprache;
4. von den rätoromanischen Mundarten:
5. von der französischen Sprache und ihren landschaftlichen Gestaltungen; ebenso
6. von der provenzalischen Sprache,
7. von der catalanischen,
8. von der spanischen,
9. von der portugiesischen Sprache, und
10. von dem Creolischen. Gegenstand des

II. Abschnitts des darstellenden Teiles ist die KÜNSTLERISCHE BEHANDLUNG DER ROMANISCHEN SPRACHEN NACH SEITE DER FORM, oder

A) romanische Metrik und

B) romanische Stilistik, die Lehre von den Formen der rhythmisch gegliederten Rede und von den Mitteln des rednerischen Ausdrucks in den romanischen Litteraturen. Der

III. Abschnitt behandelt die GESCHICHTE DER LITTERARISCHEN LEISTUNGEN in romanischer Sprache (Litteraturgeschichte). Sie erschöpft bei weitem nicht den Begriff der Litteraturgeschichte der Romanen, da der litterarische Geist derselben im Mittelalter und noch im Beginn der neueren Zeit sich auch in lateinischer Sprache äusserte, und eine lateinische Litteratur in den romanischen Ländern der romanischen vorausgeht, sie begleitet, sie nach mehreren Richtungen hin vorbereitet, einleitet und bestimmt. Es ist daher unvermeidlich, dass dieses Schrifttum der Romanen, nach der litterarischen Seite, von dem Erforscher des Werdens und der Wandlungen der romanischen Litteratur bearbeitet wird. Es bildet demnach

A) die lateinische Litteratur den natürlichen Ausgangspunkt einer geschichtlichen Darlegung des

B) romanischen Schrifttums, bei dem nach den Völkern, eine

1. Provenzalische,
2. Französische,
3. Catalanische,
4. Spanische,
5. Portugiesische,
6. Italienische,
7. Rumänische,
8. Rätoromanische Litteratur zu unterscheiden ist. Endlich der vierte,

der **Geschichtswissenschaftliche Teil**, der die für die romanische Philologie wichtigsten Thatsachen der geschichtlichen Grenzwissenschaften zusammenfasst und die hauptsächlichsten Quellen und Hilfsmittel anführt, die für sie und zur Einführung in sie vorhanden sind, hebt naturgemäss an mit einem

I. ETHNOLOGISCHEN Abschnitt, der von den Völkern, die romanische Länder bewohnten, nach ihrer physischen Seite und nach ihren geistigen Besonderheiten berichtet. Ein

II. GESCHICHTLICHER Abschnitt gibt dagegen Kunde von den geistigen Äusserungen und Leistungen der Romanen ausser den sprachlichen und sprachkünstlerischen, also von

A) der romanischen Staatengeschichte und den Schicksalen der romanischen Länder und Völker;

B) von ihren Bildungszuständen, ihren Lebensformen, den bürgerlichen Einrichtungen, den Gewohnheiten, Sitten, Thätigkeiten, Unterhaltungen, wozu gehört, was die Volkskunde an Kenntnis über Glauben, Aberglauben, Gebräuche des Volkes u. s. w. ergibt (Culturgeschichte im engeren Sinne);

C) von der kunstgeschichtlichen Thätigkeit der Romanen (Kunstgeschichte), von ihrer Pflege

1. der MUSIK, sowie
2. der BILDENDEN KÜNSTE. Nicht minder verbreitet er sich über die Bethätigung des erkennenden Geistes der Romanen, über den Zustand

D) der Wissenschaften (Geschichte der Wissenschaft) unter ihnen, der geschichtlichen, der Gesetzes- und der Begriffswissenschaften.

19. Kein Raum ist in einer Übersicht über das Gebiet der romanischen Philologie für sog. Hilfswissenschaften, als welche bezeichnet werden beinahe alle diejenigen Lehrgebiete, denen die höhere allgemeine Bildung entstammt und die, in denen Jeder sich heimisch machen muss, der Wissenschaft betreiben will, Sprachkunde, Litteraturkunde, lateinische und griechische Grammatik, Psychologie, Logik u. s. w. Denn in diesem Sinne müsste von den landläufigsten Gegenständen und elementaren Begriffen, wie von den entlegensten Wissensobjecten die Rede sein, da sie in Beziehung zur romanischen Philologie stehen oder einst in Beziehung zu ihr treten könnten. Was der Einzuführende an Lebenserfahrung, an Verstandesreife und Schärfe, an analytischem und synthetischem Denkvermögen mitzubringen habe, müsste ebenfalls bestimmt werden, und so würde teils Selbstverständliches, teils Unangebbares zur Sprache gebracht. Hier haben die Schule und das Nachdenken einzutreten. Wer den Ernst hat sich zu belehren, wächst mit der Aufgabe und bedarf nicht des Wegweisers auf Schritt und Tritt.

20. Die hier beschriebene romanische Philologie ist rein theoretischer Natur. Als solche leistet sie, was jede andere Wissenschaft zunächst leistet: sie beseitigt das Gefühl der Nichtbefriedigung, das Nichtwissen oder Nichtrechtwissen im Erkenntnis Bedürftigen erzeugen und gestaltet das Wissen in ihrem Bereich zu einem begründeten Wissen. Sie leistet jedoch auch einiges mehr. Sie setzt auch die geschichtlichen Grenzwissenschaften in den Stand ihre Aufgaben erschöpfender zu lösen. Sie wird der sprachgeschichtlichen Forschung zur Leuchte bei Aufhellung der dunklen Pfade, die durch die dürftige schriftliche Überlieferung einer alten Sprache zu ihren Anfängen führen. Sie verhindert den Verfall der Urkunden für das geistige Leben der Romanen in der Vergangenheit, den Gleichgiltigkeit und Geringschätzung zur Folge gehabt haben und noch weiter haben würden. Sie führt die Lebenden zum rechten Verständnis der romanischen Dichter und Denker früherer Zeiten. Sie trägt in ihrem Teile dazu bei den Zusammenhang der Bildung der Völker durch die Zeiten zu erhalten. Sie redet laut und deutlicher als andere geschichtliche Wissenschaften zur Gegenwart von der geistigen Mächtigkeit der Romanen, von ihren Schranken, Schwächen, Verirrungen und ruft ihnen zu und lehrt ihnen das *γνῶθι σεαυτόν*, dessen die Völker, wie der Einzelne bedürfen. Sie trägt, genötigt über die eigne Nation hinaus in fremde einzudringen, bei zur Versöhnung der Völker, zur Beseitigung thörichter Vor-

urteile, zur Fernhaltung nationalen Eigendünkels. Sie wird zum Schutz, wo Unwissenheit oder Charlatanerie mit falschem oder fremden Glanze über die ererbten und eigenen Schätze zu verblenden suchen.

Alle diese Wirkungen der romanischen Philologie sind idealer Art. Unleugbar ist sie nicht berufen zu einer vielseitigen praktischen Wirksamkeit und unfähig das zu leisten, was durch Erfassung des idealen Geistes des Altertums die classische Philologie für die Menschenbildung und Menschenerziehung geworden ist; denn jener Geist lässt sich in ihr nicht künstlich erzeugen. Verbesserung der Lehrmittel und des Unterrichts in den lebenden romanischen Cultursprachen, die die romanische Philologie in sichere Aussicht stellen darf, ist ein verhältnismässig geringer praktischer Ertrag aus dem von der romanischen Philologie immer breiter bestellten Boden. Geist und Art alter romanischer Schriftsteller sind nicht umsetzbar in moderne Bildung und Litteratur. Vertraut mit ihnen werden immer nur engere Kreise sein können. Allein, warum soll von diesen aus die rechte Einsicht in das eigene Wesen und das rechte Verständnis für das Fremde in weiteren Kreisen unter den Romanen nicht verbreitet werden und der Geist der Versöhnung mit der wachsenden Selbsteinsicht sich nicht festigen können? Hier liegt eine der schönsten und eigensten Aufgaben der romanischen Philologie. Denn werden die Romanen auf die Dauer ihrer Vorfahren sich schämen können oder vielmehr auf ihre litterarischen Ehrentitel in der Vergangenheit verzichten mögen? Und können geschichtliche Wissenschaften Höheres leisten als die Nationen über sich selbst aufklären?

Jener Aufgabe kann und darf sich die romanische Philologie nicht entziehen und sie verheisst ihr, auch wenn alle Fragen, die ihr erschöpfbarer Stoff ihr vorlegt, beantwortet sind, so lange zu bestehen, als romanische Völker sein werden.

1. Zeitschrift für die Wissensch. der Sprache I. Bd. 1845. — 2. Osthoff u. Brugmann, Morphol. Untersuchungen I. S. VII, 1878. — 3. Sachs: nach Bernhardy, Grundlinien zur Encyklopädie der Philologie, 1832. — 4. E. Gerhard, Grundzüge der Archäologie, 1853. A. Conze, Bedeutung der klass. Archäologie, 1869. — 5. H. Usener, Philologie u. Geschichtswissenschaft, 1882. — 6. G. Curtius, Geschichte u. Aufgabe der Philologie, 1862. — 7. Boeckh, Encyklopädie der Philologie, hrsg. v. Bratuschek, 1877. — 8. So auch H. Steinthal, Philologie, Geschichte u. Psychologie, 1864. — 9. K. Brugmann, Stand der Sprachwissenschaft, 1885. — 10. Das. S. 24. — 11. F. Mahn, Entstehung, Bedeutung, Zweck u. Ziele der rom. Philologie, 1863.

II. ANLEITUNG ZUR PHILOLOGISCHEN FORSCHUNG.

I. DIE QUELLEN DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE.

II. DIE BEHANDLUNG DER QUELLEN.



I. ABSCHNITT.

DIE QUELLEN DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE.

A. DIE SCHRIFTLICHEN QUELLEN

VON

WILHELM SCHUM.

Dass Heimat und Entstehungszeit der graphischen Überlieferungen eines Sprachdenkmales bei Beurteilung des litterarischen und philologischen Wertes desselben ein gewichtiges Wort mitsprechen, bedarf heute keines besonderen Beweises mehr; freilich ist nur eine Minderzahl namentlich der älteren epigraphischen und handschriftlichen Überlieferungen sprachlich bedeutsamer Denkmäler mit ausdrücklichen Angaben über die Zeit und den Ort ihrer Entstehung versehen; vielmehr muss man aus den Formen der Schrift und der übrigen Ausstattung Aufschluss über diese Punkte zu gewinnen suchen. Seitdem mit dem späteren 17. Jahrhundert die Wahrheit des hier an der Spitze stehenden Satzes erkannt war,[1] ist man daher auch in den Ländern romanischer Zunge unablässig bemüht gewesen, Materialien zur mittelalterlichen Schriftkunde zu sammeln, sowie die Entwickelung der Schriftformen kritisch zu durchforschen und methodisch darzustellen; einen ganz besonderen Aufschwung verdanken diese Studien und Forschungen aber den Fortschritten, die die Kunst der Handschriftenabbildung in unseren Tagen gemacht hat.[2] Allerdings sind alle diese Bestrebungen, die älteren wie die neueren, bei der Stellung, die das Lateinische als Geschäfts- wie Gelehrtensprache im Mittelalter einnahm, unmittelbar viel weniger den in den Volkssprachen sich bewegenden Überlieferungen zu gute gekommen; mittelbar nur ist die graphische Kritik der letzteren insofern hierbei gefördert worden, als die Entwickelung der Schrift in ihnen keine andere gewesen ist, als in den lateinischen In- und Handschriften: wer im Mittelalter schreiben lernte, wird sich — soweit

[1] Über die von hier ab datierende Geschichte der Paläographie als Wissenschaft vergleiche man W. Wattenbach, *Schriftwesen* S. 1—35 und Th. Sickel, *Acta regum et imperatorum Karolinorum digesta et enarrata* I, 30—51.

[2] Die vornehmlichsten Leistungen auf diesem Gebiete werden im Verlaufe vorliegender Abhandlung bei einzelnen Veranlassungen aufgeführt werden.

wir das Schulwesen jener Zeit übersehen können — lateinischer Vorlagen und Texte zuerst haben bedienen müssen. Wenn wir es also versuchen wollen, die Schriftentwicklung in den Überlieferungen der wichtigsten romanischen Sprachdenkmäler in grossen Zügen zusammenfassend darzustellen und die sichersten Handhaben, die dieselbe zu wissenschaftlicher Kritik bietet, mit möglichster Schärfe und Kürze hervorzuheben, so werden wir doch immer ab und zu einen Blick auf die gleichzeitige lateinische Paläographie und Epigraphik zu werfen haben. Überdies dürfen wir uns einer Prüfung der Entwickelungsperioden nicht ganz entschlagen, in denen nur einzelne Namen, technische Ausdrücke u. s. w. mitten in lateinischen Texten von dem Vorhandensein einer Volkssprache Zeugnis ablegen und die Feder der Gebildeten zwar noch Lateinisch, aber in von klassischen Mustern durch Wortbildung, Grammatik und Syntax ebenso abweichenden als dem Volksdialekte nahestehenden Formen schrieb.

Wie die römische Kultur und Bildung in Frankreich und Spanien alle eigenen geistigen Leistungen, die aus den Kreisen der alt eingesessenen Bevölkerung hervorgegangen sein mochten und zu erblühen im Begriff waren, überflutete, verschüttete und vernichtete, so ist auch schon in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters die römische Schrift in jenen Gebieten die allein gültige und herrschende geworden; von den wenigen, uns erhaltenen gallischen Steindenkmälern zeigt nur eine Minderzahl rein keltischen Wortlaut; in den übrigen erscheinen zuerst weniger, später mehr lateinische Worte neben der alten Landessprache und gleichen Schritt mit dieser Umbildung scheint die Verdrängung der ursprünglich gebräuchlichen griechischen Schrift durch das lateinische Alphabet zu halten; nur gelegentlich tauchen neben letzterem noch einige eigentümliche entweder von den Kelten selbst erfundene oder aus der altetruskischen Schrift entlehnte Zeichen auf.[1] Kein besseres Geschick hat den in Italien und Spanien während der grossen Wanderung eindringenden germanischen Stämmen gelächelt: in Ravenna fügen zwar um Mitte des 6. Jahrhunderts gotische Priester ihre Unterschriften in der Muttersprache mit den für diese aus den Elementen des griechischen, lateinischen und Runen-Alphabetes durch Ulfila geschaffenen Schriftzeichen in ein von einem römischen Notar entworfenes Instrument ein[2] und die einst von Knittel entdeckten Wolfenbütteler Fragmente der gotischen Bibelübersetzung[3] stammen sicherlich aus Spanien oder aus dem südlichen Frankreich; auf die Dauer haben indes auch diese Völker ihre eigene Bildung selbst gegen die im Verfall begriffene römische Kultur nicht behaupten können; dieselbe hatte inzwischen einen allgewaltigen Bundesgenossen in der ihr stammesverwandten Kirche gefunden. Die modifizierte griechische (cyrillische) Schrift, deren sich mit den umwohnenden Slaven die Rumänen erst spät nach der Erfindung der Buchdruckerkunst im 16. Jahrhundert in den ältesten uns bekannten Aufzeichnungen und Büchern in rumänischer Sprache (s. III. T., Abschn. I, B. 3) bedienten, kommt hier nicht in Betracht.

Allgemeine Litteratur: J. Mabillon, De re diplomatica libri VI. 2. Ausg. 1709. Nouveau traité de diplomatique par deux réligieux Bénédictins de la congrégation de St. Maur. Paris 1750—1765. Natalis de Wailly, Eléments de paléographie. Paris 1838. A. Merino de Jesu Christo, Escuela paleographica o

[1] J. Becker, *Die inschriftlichen Überreste der keltischen Sprache* in Kuhn und Schleichers *Beitr. z. vergl. Sprachforsch.* III, 182 u. 183.

[2] F. Massmann, *Die gothischen Urk. von Neapel u. Arezzo.* Wien 1838.

[3] *Ulphilae versio Gothica e cod. Guelferbytano exscripta et edita.* Braunschw. 1720. Die abradirte gotische Schrift ist mit westgotischer Cursive wohl im 8. Jahrhundert überschrieben.

de leer letras antiguas y modernas desde la entrada de los Godos en España. Madrid 1780. Th. Astle, The origin and progress of writing. London 1783. (Seit 1853 mehrmals in neuer Bearbeitung herausgeg. durch Noel Humphreys.) Fumagalli, Delle istituzioni diplomatiche. Milano 1802. A. da Gloria, Compendio delle lezioni teorico-pratiche di paleografia e diplomatica. Padova 1870. W. Wattenbach, Anleitung zur lateinischen Palaeographie. 3. Aufl. Berlin 1878. W. Wattenbach, Das Schriftwesen des Mittelalters. 2. Aufl. Leipzig 1875.

NACHSCHLAGEWERKE FÜR ABKÜRZUNGEN: J. L. Walther, Lexicon diplomaticum. Gottingae 1752. L. A. Chassant, Dictionnaire des abbréviations latines et françaises. 3me éd. Paris 1866.

I. EPIGRAPHIK.

A. RUNEN.

Nur einzelne Zeichen des Runenalphabetes, das von den auf römischem Boden sesshaft gewordenen germanischen Stämmen bis dahin für kürzere epigraphische Aufzeichnungen benutzt wurde, scheinen ein ferneres Dasein gefristet zu haben. Wie es in Burgund nicht an Funden von Münzen und Schmuckgegenständen, die mit runischen Inschriften versehen sind[1], fehlt, so ist es kaum zweifelhaft, dass Goten, Franken und Langobarden in gleicher Weise auch auf römischem Boden noch die Runenformen gebrauchten. Es wäre daher an sich keine Unmöglichkeit, dass bei der Mischung dieser Stämme mit der römischen Bevölkerung auch Runen vereinzelt in lateinische Stein- und Erz-Inschriften Aufnahme gefunden hätten; eine eigentümliche Form des Q (ᛘ), die sich in einer *Inschrift aus Albigny* findet,[2] dürfte nicht gerade beweisend für eine solche Vermutung sein; zweifelhaft ist es auch, ob in den Münzen westgotischer Könige[3] das D (þ), bei dem der Schaft[4] weiter nach oben und unten über die Ansätze des Bogens hinaus verlängert ist, für die Rune thorn zu halten ist; dagegen steht das Vorkommen der runischen Form für F (ᚠ) in mehreren *Inschriften* aus der Gegend von *Amiens* ausser Frage.[5] Ausserdem erscheint in einer der letzteren eine absonderliche Gestalt des L (ᛚ), bei der der sonst horizontale Balken schräg nach unten gelegt ist und von der Mitte des Schaftes seinen Ausgang nimmt; dasselbe ist ausserdem in einer jetzt *Mainzer Inschrift* der Fall, in der auch noch bei E (E) der Schaft über die Ansätze der Balken oben und unten verlängert ist;[6] anderweit kommen die eigenartigen E- und L-Formen teils allein, teils gerade nebeneinander in älteren Inschriften aus Spanien[7] und in dem Veroneser

---

[1] Siehe F. Dietrich, *die burgundischen Runeninschriften von Charnay* in Haupt's Ztschr. f. d. Altert. XIII, 105—123. — Die Funde von La Chapelle S. Eloi bei Edm. Le Blant; *Inscript. chrétiennes de la Gaule antérieures au VIII. siècle.* I, 195 No. 99 u. 95, 213 ff. No. 141 werden als unecht verworfen von G. Stephens *Handbook of old Northern Runic monuments.* III, 16.

[2] Le Blant a. O. p. 37 No. 13.

[3] *Nouv. trait.* II. pl. 25, 28 u. 29.

[4] So empfiehlt es sich wohl der Kürze halber die vertikalen Buchstabenteile zu nennen, wogegen die horizontalen als «Balken» zu bezeichnen wären.

[5] Le Blant a. O. p. 427 No. 323, p. 428 No. 325.

[6] Le Blant a. O. p. 454 No. 223.

[7] Aem. Hübner, *Inscr. Hisp. christ.* No. 117, 120, 121, 281.

Ciborium aus der Zeit um 722[1] vor; es liegt daher nahe in diesen Stücken einen gewissen Einfluss des Runenalphabetes zu erkennen.

B. RÖMISCHE MAIUSKELSCHRIFT.

Sonst begegnet man in lateinischen Inschriften den bekannten römischen Capitalbuchstaben bald in festen, feinen und schönen Zügen, bald in roheren, unregelmässigen und unsicheren Gestalten, die man als rustikale zu bezeichnen pflegt. Neben der Capitalschrift erscheint der andere Zweig der Maiuskelschrift, die Unciale, teils selbständig, teils trifft man auf eine Mischung beider, in der bald die Elemente der einen, bald die der anderen überwiegen. Nach sorgfältiger Prüfung der Verhältnisse scheint es indess nicht ratsam, aus dem Vorhandensein dieser Mischung, sowie aus dem grösseren oder geringeren Grade derselben, wie aus der Sicherheit und Unsicherheit der Formen irgend einen Schluss auf das Alter der betreffenden Inschrift zu ziehen; zuverlässiger weist eine etwaige Durchsetzung solcher Inschriften mit einzelnen Elementen der Cursivschrift[2] auf eine jüngere Zeit der Entstehung und zwar in Frankreich auf spätere Epochen noch als in Italien; während sich an Inschriften der römischen Katakomben schon seit dem Ende des 3. Jahrhunderts das Eindringen von Cursivbuchstaben,[3] wie man sie sonst nur aus den Pompejanischen Graffitis und aus den Wachstafeln des 1. und 2. Jahrhunderts kennt, beobachten lässt, sind in Frankreich ähnliche Stücke erst aus dem frühen 6. Jahrhundert nachweisbar; eine ganz cursive Inschrift von La Chapelle S. Eloi aus dem Anfange des 6. Jahrhunderts[4] hat überaus grosse Ähnlichkeit mit einer römischen vom Jahre 330.[5] Erst mit der karolingischen Zeit verschwindet diese Hinneigung zur Cursive und beginnt man sich bei der Herstellung der Maiuskeln einer grösseren Regelmässigkeit und Genauigkeit zu befleissigen, ohne indess die grundsatzlose Nebeneinanderstellung von Capital- und Uncialformen aufzugeben; gleichzeitig kommt eine andere, in den Anfängen vielleicht noch weiter zurückliegende Neuerung mehr und mehr zu voller Geltung: man gestaltet die Buchstaben eines Wortes verschieden gross, um sie zur Raumersparnis hie und da übereinander zu stellen, auch vielleicht in einander zu schieben und zu verschränken; auch von der seit Alters bekannten Methode, zwei auf einander folgende Buchstaben so mit einander zu verbinden, dass ein Teil der Züge beiden gemeinschaftlich angehört, macht man einen ausgiebigen, vielleicht übertriebenen Gebrauch; bei C, G, O und S gibt man überdies eckigen Formen den Vorzug vor den bis dahin und später wieder üblichen runden und natürlicheren Gestalten;[6] in Spanien, wo man die oben geschilderten Buchstabenverbindungen oder Ligaturen ganz besonders pflegte, gab man dem T dadurch schon seit dem mittleren 8. Jahrhundert eine absonderliche Gestalt, dass die linke Hälfte des

---

[1] Maffei, *Museum Veron.* p. CLXXXI u. *Nouv. trait.* II pl. 29 p. 641; auch bei F sind hier die Balken schräg nach oben gerichtet. Die auf voriger Seite Anm. 3 citierten Münzen haben gleichfalls das hier zuletzt beschriebene L.

[2] *b, d, q, r* finden sich am ehesten in cursiver Gestalt; vergl. A. et A. Allmer, *Atlas des inscript. de Vienne.* No. 279/6 v. 501, No. 280 v. 564; Le Blant a. O. p. 73 No. 34, p. 136 No. 66, p. 179 No. 88.

[3] J. B. de Rossi. *Inscriptiones christianae urbis Romae VII. saec. antiquiores.* I, No. 21 vom J. 296, sowie deutlicher No. 38 v. 330 u. No. 55 v. 339.

[4] Le Blant a. O. I, 194 No. 71.

[5] De Rossi a. O. I, No. 38.

[6] Siehe z. B. die den Namen Pipins nennende Inschr. aus S. Germain *Nouv. traité* II pl. 31 p. 653 und die eines angeblich unter Karl d. Gr. geschenkten Reliquien-Kastens aus Clermont, ebenda II pl. 27 p. 606; überaus charakteristisch für alle Eigentümlichkeiten dieser Zeit ist die sicher dem 10. Jahrh. angehörige Inschr. No. 332 bei Allmer a. O., ebenso bei Hübner, *Insc. Hisp.* No. 276 von 1048.

Balkens halbkreisförmig nach unten gebogen wurde, während man den Diagonalstrich und den zweiten Schaft des N um die Hälfte kürzte und der zweite Teil des Buchstabens so gewissermassen in der Luft schwebt.[1] So blieb es ohne irgend welche auffällige Änderungen bis zum 12. Jahrhundert und es ist somit schwer, undatierte Inschriften vom 9. Jahrhundert bis dahin einem bestimmten kürzeren Zeitraume zuzuweisen.

C. GOTISCHE MAIUSKELN.

In das 12. Jahrhundert gehören entschieden Inschriften mit Buchstabenformen in der alten Weise, an denen indes ein grösserer Schwung bemerkbar ist[2] und bei denen die Schäfte oben und unten durch eine breite, in ihrem mittleren Teile hie und da eingebogene Linie begrenzt werden, sowie Monumente, bei denen das C und das der Unciale entnommene E durch eine Bogenlinie auf der rechten Seite geschlossen sind (C, E), das M aus einem Kreise besteht, an den ein Haken angesetzt wird (M), und endlich das N aus einem Schafte und einem von der Spitze desselben ausgehenden Haken gebildet wird (N); an Siegeln lässt sich das allmähliche Aufkommen dieser Neuerungen am ehesten chronologisch verfolgen: eins der späteren des deutschen Kaisers Heinrich IV. ist das älteste, welches das neue, handschriftlich schon länger vorkommende M zeigt; im Kaiser-Siegel seines Sohnes kommen zuerst neben der schwungreichen Bildung der Buchstaben die oben geschilderten Formen des E und M zugleich vor,[3] ohne dass dieselben in den Siegeln der Nachfolger bis auf Heinrich VI.[4] wieder erschienen; in den Siegeln der französischen Könige trifft man das neue M zuerst unter Ludwig VII. und Ansätze zu demselben schon unter Ludwig VI., das E und die modernere Gestaltung der Buchstaben im Allgemeinen dagegen erst unter Philipp II.,[5] während in den päpstlichen Bullen der Gesamt-Charakter schon unter Eugen III. gotisch ist und das veränderte N unter Coelestin III. Eingang findet.[6] Zu diesen Neuerungen gesellt sich allmählich auch eine Umbildung des A, F, L und T,[7] sowie eine weitere Modifizirung des M und man hat sich in ebenso unerklärlicher Weise, wie es bei der Einteilung und Bezeichnung der Baustile ge-

---

[1] Hübner, a. O. No. 128 v. 762. Die aus Spanien stammenden Inschr. sind auch an der eigentümlichen Bildung des XL durch bogenförmiges Herunterziehen und Durchkreuzen des nach rechts gewandten Balkens des X kenntlich. Als Zeichen für 500 steht ferner regelmässig ein Uncial-D.

[2] Schon auffällig an der Inschr. eines Messergriffes bei F. de Guilhermy, *Insc. de la France du Ve siècle au XVIIIe*, V, 95, die daselbst in die Zeit von 1067—1097 gesetzt wird.

[3] *Neues Archiv f. ältere deutsche Gesch.-Kunde* IV, 513 und C. Heffner, *Die deutschen Kaiser- und Königssiegel.* Würzb. 1875 Taf. III No. 29.

[4] Ebend. Taf. IV No. 37 u. 38; ob das daselbst unter No. 36 abgebildete Stadtsiegel mit der vollen Durchführung der neuen Schriftformen in diese Zeit wirklich schon gehört, ist etwas fraglich. Stark zur gotischen Form neigt ein C im Siegel Friedrichs I. (eb. Taf. V No. 33).

[5] Mabillon a. O. p. 445; *Trésor de numismatique et glyptique* pl. III No. 2, 3 u. 5; A. Luchaire, *Etudes sur les actes de Louis VII.* Paris 1885. pl. V.

[6] Mitth. des Institutes für östr. Gesch. Bd. III, Tafel zu W. Diekamp, päpstl. Urk.-Wesen, No. 12 ff. u. 24.

[7] Ein unsicheres Hin- und Herschwanken zwischen den alten und neuen Formen zeigen recht deutlich No. 374 u. 375 von 1164 u. 1165 im *Atlas des inscriptions antiques et du moyen âge de Vienne par* Aug. *et* Adr. Allmer; selbst 1195 ist, wie aus No. 384 ersichtlich, der gotische Charakter noch nicht völlig durchgedrungen. Inschr. in got. Maiuskeln die älter als Mitte des 12. Jahrh. sein sollen, müssen als spätere Nachahmungen älterer Vorlagen angesehen werden; so ist No. 344 eine dem Jahre 1216 angehörende Erneuerung der von 887 datierenden, in römischer Maiuskel angefertigten Originalgrabplatte, von der sich noch ein Bruchstück nach Ausweis von No. 343 erhalten hat.

schehen ist, gewöhnt, eine so geartete Maiuskelschrift als gotische der früher gebräuchlichen römischen gegenüber zu stellen; ältere und neuere Paläographen romanischer Nationalität gefallen sich darin, diese sog. Gotik als eine Entartung der Schrift zu bezeichnen, aber es spricht sich hierin wohl eher eine Ahnung als eine sichere Kenntnis des Umstandes aus, dass nach den obigen Daten Deutschland als die Heimat dieser neuen Mode anzusehen ist.

D. GOTISCHE MINUSKELN.

Wie wenig berechtigt die Bezeichnung «gotisch» ist, zeigt ferner, dass man sie auch einer Minuskelschrift beilegte, die seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts zuerst in Frankreich [1] und wenig später auch in Deutschland auf Inschriften auftaucht. Zu dieser gleichen Bezeichnung scheint der Anlass darin gesucht werden zu müssen, dass man noch lange in den Minuskelinschriften für die Initialbuchstaben gotische Maiuskelformen beibehielt, wie man erst mit der Aufgabe der gotischen Schrift überhaupt auch von der Anfertigung ganzer Inschriften in gotischen Maiuskeln abging; [2] wie es betreffs letzterer nicht leicht ist zu entscheiden, ob ein undatiertes Stück dem 13. oder 14. Jahrhundert angehört, so ist auch die erwähnte epigraphische, gotische Minuskel sich das 14. und 15. Jahrhundert hindurch fast gleich geblieben; was ihren Ursprung angeht, so ist letztere eben weiter nichts als eine Übertragung und Nachahmung der seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts immer eckiger und schärfer gebildeten Bücherminuskel auf Stein und Metall; [3] dennoch preist es der Paduaner Da Gloria [4] als ein Glück, dass man sich in Italien unter dem Einflusse der lebendigeren Beschäftigung mit dem klassischen Altertum schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts [5] von der Herrschaft sowohl jener sog. gotischen Minuskel wie Maiuskel befreit habe.

E. RÖMISCHE KAPITALSCHRIFT DER RENAISSANCE.

Dem so gegebenen Anstosse ist man, wie in der Wissenschaft überhaupt, so auch auf dem Gebiete der Epigraphik anderweit zumeist gern und bald gefolgt, [6] nur in Frankreich hat es auffällig lange gedauert, ehe man sich zur Annahme der Renaissanceformen der lateinischen Kapitalschrift entschloss;

---

[1] Eine Inschrift in Minuskel vom Jahre 1270 bei Guilh. l. O. V, 303 dürfte kaum authentisch sein; zu den ältesten sicheren Inschr. gehört wohl eine v. 1324 bei Guilh. IV, 219, dann folgt eine von 1326 eb. I, 494, ferner ein Spruchband in Minuskel, während die Hauptinschr. noch Maiuskel zeigt, von 1327 eb. I, 74, v. 1336 eb. I, 485. Dagegen kann ich auch der im *Nouv. trait.* II pl. 31 p. 654 gegebenen spanischen Inschr. vom Jahre 1032, in der Bücherminuskel auf Stein nachgeahmt sein soll, kein rechtes Vertrauen schenken.

[2] Siehe unten das Nähere; unter den französischen Königen führt die Minuskel zum ersten Male Karl VII († 1461) in seinem Nebensiegel, *Trésor de numism.*, pl. XII No. 2; die Frauen der königlichen Familie haben eher den Neuerungen gehuldigt; das Siegel Johanna's, der Frau Philipp's VI., die 1340 starb, zeigt schon Minuskel; eb. pl. VIII, No. 2. In den Adelssiegeln findet sich die Minuskel noch früher.

[3] Das einzige mir bekannte Beispiel für ein früheres Vorkommen von einzelnen Buchstaben vorgotischer Bücherminuskel in Inschr. ist No. 1883 bei Guilh. V, 268, die nach letzterem in das frühere 12. Jahrh. gehören soll, mir aber jünger erscheint; die Buchstaben sind übrigens eingeritzt, auch kommt unter ihnen ein Maiuskel-M gotischen Charakters vor.

[4] *Compendio delle lez. etc.* p. 79.

[5] Da Gloria bringt selbst auf Tafel VI des Atlas zu dem *Compendio* unter No. 14 und 15 zwei Inschr. in gotischer Maiuskel aus Padua aus den Jahren 1435 u. 1427.

[6] Da Gloria a. O. p. 80 will sogar wissen, dass in Spanien die römische Maiuskelschrift schon um Mitte des 15. Jahrh. aufgekommen sei, die gotische Minuskel habe sich daneben bis gegen Ende des 15. Jahrh. erhalten.

Epigraphik S. 159—161.

Westgotische Königs-Münzen. D L L E

Inschrift aus Amiens. F L | Mainz F D L E

Spanische Inschriften. E L | Veroneser Cibor.

Cursive Formen — aus Rom v. Jahre 296. b d m n r

Cursive Formen — aus Frankreich (501—564). b d q r

römische Inschr. vom Jahre 330. Victorina annum Gallicano Symmaco

Inschr. von S. Eloi aus dem 6. Jahrh. Germanus regnante

Eckige Formen, Ligaturen und Verschränkungen aus der Zeit bis zum 12. Jahrh. cho hic o Gre diei endi Hugo pius papas monacorum providus abbas

aus spanischen Inschriften. O T N XL D

Gotische Maiuskeln.

Siegel des deutschen Kaisers Heinrich's V. D E G J M R

Siegel der Stadt Gelnhausen. C L N S T U

Siegel französischer Könige. A F H M

Gotische Minuskeln.

Schem fec.



Paläographie S. 163—181.

Maiuskelschrift.

römische Capital-Schrift

römische Uncial-Schrift: ältere Formen; jüngere Formen

Überschrift der westgotischen Bibel aus La Cava

Überschrift d. Erfurter Constantinus Casinensis

Decret. Gregorii IX. lib. V. cod. Halensis Ye 32 F. — *Si legi-timus*

Formen des 14. Jahrh.

Renaissance-Schrift.

Cursive.

langobardische — ti

westgotische — ti

merowingische — s. u — ti — et — nt

Minuskel.

karolingische — (i)

toletanische — bus — que

beneventanische — um — nt

Schuren fec.



nachdem das zweite Siegel Ludwigs XII., in dem seine italienische Politik einen besonderen Ausdruck fand, bereits mit einer Umschrift in römischen Kapitalen und Uncialen versehen ist,[1] findet man im Majestätssiegel Franz' I. wieder gotische Maiuskeln[2]; nur in dem von Franz in Gemeinschaft mit Papst Leo X. bei Besieglung des Concordates gebrauchten Stempel kehrt die lateinische Kapitalschrift wieder und wird nun von den Nachfolgern festgehalten;[3] ebenso erscheint die gotische Minuskel länger und in grösserem Umfange als in Deutschland in den Umschriften französischer Grabsteine[4]; selbst um Mitte des 16. Jahrhunderts erblickt man hier nur spärlich die römischen Formen.[5]

II. PALÄOGRAPHIE DER HANDSCHRIFTEN.

A. DIE MAIUSKELSCHRIFT.

Nahezu ähnliche Erscheinungen zeigen die bei Überschriften und als Initialen verwendeten Maiuskelformen. Recht früh schon scheint es üblich gewesen zu sein bei Texten, die in Uncialschrift geschrieben waren, Kapitalbuchstaben für die Überschriften und Unterschriften grösserer Abschnitte, sowie als Initialen zu verwenden; der umgekehrte Fall ist, soweit ich es übersehe, in den Zeiten, wo man noch einen grossen Teil der Hss. in Kapitalschrift anzufertigen pflegte, überaus selten vorgekommen; häufiger findet er sich erst seit dem 9. Jahrhundert, wo man nach längerer Vernachlässigung des Gebrauches der Kapitalschrift vereinzelt bei Herstellung grösserer Texte wieder zu derselben griff; für die Überschriften der Texte in Halbuncialschrift und in Cursive scheute man sich ebensowenig wie in den Inschriften, eine Mischung aus beiden Maiuskelalphabeten zu wählen; dazu befleissigt man sich in der Zeit vom 7. bis 9. Jahrhundert gerade keiner allzugrossen Feinheit und Zierlichkeit in diesen Bildungen, wie sehr man sonst auch bemüht ist, dieselben durch Anwendung greller Farbenzusammenstellungen von Grün, Gelb und Rot, sowie durch Einzeichnen von allerlei verschlungenen Ornamenten, wie von Vogel-, Fisch- und Schlangengestalten besonders zu beleben. Von der Zeit Karls d. Gr. ab bis zum Ende des 10. Jahrhunderts treffen wir hier wieder auf ebenso schöne als einfache Gestalten, denen man die Nachahmung oft mehrerer, nicht immer gleichzeitiger, altrömischer Muster ansieht. Mit Vorliebe gibt man auf der pyrenäischen Halbinsel einzelnen Buchstaben eckige Gestalten, während man zugleich doch wieder zu Verschnörkelungen neigt; ausser den oben geschilderten Eigentümlichkeiten des N und T wird H, I und L erheblich nach oben verlängert und werden in den Überschriften gern die Worte abwechselnd rot und schwarz oder rot und blau geschrieben; der bunte Schmuck der alten Bibel aus La Cava[6] muss hiernach eher von der Hand eines Spaniers, Danila, als

[1] *Trésor de Numismatique* pl. XIV, No. 2.

[2] Ebenda pl. XV, No. 1ª.

[3] Ebenda pl. XV, No. 2 u. 3. In den Bullen finde ich zuerst unter Eugen IV. röm. Capitalschr. s. de Wailly a. O. II, pl. U.

[4] Stücke von 1558 u. 1562 bei Guilhermy a. O. I, 39 u. 117, von 1612 ebenda II, 622

[5] Die ältesten dieser Art bei Guilh. a. O. I, 405 gehören in die Zeit von 1506—11, dann folgt daselbst zuerst wieder eine vom Jahre 1521.

[6] *Cod. dipl. Cavensis* I, tav. 2; hierdurch im Vertrauen auf die noch von Wattenbach Anl. S. 15 aufrecht erhaltene Angabe, dass der Codex langobardischer Herkunft sei, erschüttert, sehe ich, dass in dem Excurse zum *Cod. dipl. (Il codice biblico)* p. 2 ausdrücklich das Vorkommen der eigentümlichen Form für XL, die ich hier p. 161 Anm. 1 als westgotisch bezeichnete, erwähnt wird, und finde auch, dass der Cursive des Textes die für langobardische Provenienz charakteristische Form des r fehlt.

von einem Italiener dieses Namens herrühren; die Anbringung zahlreicher Ligaturen, Verschränkungen und Ineinanderschiebungen ist indes auch im südlichen Frankreich[1] und in Italien in dieser Zeit überaus beliebt; diese Sitte erhält sich namentlich in letzterem Lande selbst unter Einfluss der Gotik, dem von den Bücherschreibern weniger Widerstand entgegengesetzt worden zu sein scheint als von den Steinmetzen und Stempelschneidern; eine derartige Überschrift mit mehreren gotischen Maiuskelformen bietet schon die in Erfurt befindliche italienische Hs. des Pantechnon des Constantin von M. Casino vom Jahre 1147[2] und auch das fast monogrammatisch gestaltete «in perpetuum» in den Adressen der Bullen Eugens III.,[3] sowie die Überschrift einer Bibel aus Floreffe bei Namur, die um 1160 gefertigt sein kann,[4] lassen ein weiteres Eindringen der Gotik erkennen. Nicht minder ausgebildet ist seit dem frühen 13. Jahrhundert in Italien der Gebrauch, die Buch- und Kapiteltitel, sowie auch die Anfangsworte der Texte in abwechselnd roten und blauen, teils stark verlängerten teils verkürzten gotischen Maiuskeln, die man bald in einander, bald über einander stellt, zu schreiben,[5] so dass umgekehrt da, wo eine solche Ausstattung vorliegt, mit Sicherheit auf die Entstehung der betreffenden Hss. in Italien zu schliessen ist. Der Süden ist es gleichfalls wieder, wo die gotischen Maiuskelformen als Anfangsbuchstaben kleinerer Abschnitte seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts starke Verschnörkelungen und Verzerrungen erleiden;[6] die geringere oder deutlichere Ausprägung dieser Bildungen ist oft die einzige Handhabe, die später sich so überaus ähnlichen Minuskel-Hss. näher nach dem ausgehenden 13. oder nach dem beginnenden 15. Jahrhundert hin zu legen; schon vor Mitte des 15. Jahrhunderts wird endlich die gotische Maiuskel in den Initialen durch die römische Kapitalschrift[7] wieder verdrängt, während man anderwärts an ihr noch lange festhält, aber die Überschriften schreibt man, wie es sich seit dem 13. Jahrhundert eingebürgert hatte, noch spät in vergrösserter und etwas verzierter Minuskel oder Cursive.[8]

Unendlich schwer ist es, die Herkunft ganzer in Maiuskelschrift geschriebener Texte zu beurteilen; die Formen derselben erlauben eben nicht, dass die Individualität des Schreibers zur Geltung kommt; so haben sich bis jetzt an keiner in Kapitalschrift geschriebenen Hs. der älteren Zeit äussere Kennzeichen dafür finden lassen, dass dieselbe ausserhalb Italiens angefertigt worden sei; nur für den Utrechter Psalter[9] und die ehemals in Canterbury verwahrte Hs. eines Psalmencommentars des hl. Augustin,[10] die ich beide als Nachahmungen älterer in Kapitalen geschriebener Muster in die karolingische Zeit setze, ist die Möglichkeit einer Entstehung in England oder in Frankreich zuzugeben. Unter den Texten in Uncialschrift, durch die die Kapitalschrift seit dem

---

[1] *The Palaeographical Society*, pl. 62 *Regulae S. Benedicti* aus der Diöcese von Nîmes vom Jahre 1129. Auch ein gotisches Maiuskel-N u. T findet sich hier.

[2] Man vergleiche meine *Exempla codd. Amplonianorum Erfurtensium.* Berlin 1882. Tafel IX u. X.

[3] *Nouv. trait.* V, pl. 86.

[4] *Pal. Soc.* pl. 213.

[5] Diese Methode ist besonders beliebt in den älteren Hss. der Dekrete Gregors IX.

[6] S. *Ex. codd. Amplon. Erf.* Taf. XXVIII u. die Mehrzahl der Abbildungen ital. Hss. aus dem 14. Jahrh. in der *Palaeographical society.*

[7] Das allmähliche Eindringen derselben zeigen *Pal. Soc.* pl. 250 von 1412 u. pl. 252 von 1433.

[8] Wie z. B. in der dem 2. Viertel des 15. Jahrh. angehörigen Hs. der Prosa-Version des *Roman de la Violette,* aus der die Ausgabe der poet. Fassung von Francisque Michel mehrere Abb. u. p. XXVI eine Beschreibung bringt.

[9] De Gray-Birch, *the history, art and paleography of the Ms. styled the Utrecht Psalter.* Lond. 1876.

[10] *Palaeogr. Soc.* pl. 19.

6. Jahrhundert fast ganz verdrängt zu sein scheint, sind nach inneren Gründen sicher eine Anzahl bereits in merowingischer Zeit in Frankreich und auch in den Teilen Italiens, wo die Langobarden sich im Übergewichte befanden, angefertigt worden, aber es muss fraglich bleiben, ob die grosse Verwilderung, die man an diesen Stücken beobachtet, dem Einflusse der Zeit oder den örtlichen Verhältnissen beizumessen ist; möglich wäre es nur, dass neben den Veränderungen, die sich allmählich am A von [A] zu [A], am E von [E] zu [E], am S von [S] zu [S], am T von [T] zu [T] und [T] bemerken lassen,[1] die Umbildung des N durch ein immer stärker hervortretendes Herabsinken des Diagonalstriches von [N] zu [N] und [N][2] dafür spreche, die Heimat der betreffenden Hss. oder ihrer Schreiber in Gallien zu suchen. Die in karolingischer Zeit entstandenen Uncial-Hss., deren Buchstaben eher wie gemalt als wie geschrieben aussehen, zeigen natürlich infolge von Nachahmung älterer Vorlagen oft die sonst für verschiedene Perioden und Gebiete charakteristischen Formen nebeneinander.[3] Nicht besser steht es um die Beurteilung der Hss. in Halbuncialschrift, die die Buchstabenformen der Uncialschrift und der Cursive entlehnen, die einzelnen Zeichen aber nach Art der Maiuskeln sicher bilden und selbständig neben einander stellen; die Gestalt der vorkommenden Uncialbuchstaben gibt für Altersabschätzungen auch hier noch den besten Anhalt.

B. DIE MINUSKELSCHRIFT.

1. DIE LANGOBARDISCHE, WESTGOTISCHE UND MEROWINGISCHE CURSIVE.

Bequemer liegt hiergegen die Beurteilung der in Cursivschrift geschriebenen Texte, indem sich auf dem Boden der auch für Bücherhss. mehr und mehr eingebürgerten altrömischen Urkundenschrift in Frankreich und Italien seit dem Sesshaftwerden der Franken, Westgoten und Langobarden besondere, durchaus eigenartige und scharf von einander verschiedene Formen entwickelt haben; da diese Neubildung sich durchaus allmählich nur vollzog, ist es freilich für die älteste Zeit nicht immer leicht, die westgotische Cursive von der fränkisch-merowingischen und diese von der langobardischen mit Bestimmtheit zu unterscheiden und letztere wiederum hebt sich anfänglich auch nur wenig von der in Italien keineswegs aufgegebenen, römischen Cursive ab; im Gegensatze zu den Langobarden hat man vielmehr in gewissen, von diesen nicht berührten Gebieten und Gesellschaftskreisen die römische Schrift auch ferner gepflegt und dabei den bereits vorhandenen Verfall und die drohende Verwilderung nur noch gefördert.[4] Dennoch können cursive Proben, in denen [a] für a, [e] oder [e] für e, [r] für r, [t] für t teils selbständig, teils in zahlreichen eigenartigen Ligaturen vorkommen, entschieden als langobardisch bezeichnet werden;[5] alsbald treten noch eigentümliche, umgebogene Ansätze an den unteren Enden der Schäfte bei d, h, i, m und n

---

[1] Man vergleiche hierzu die einschlägigen Tafeln aus Wattenbach-Zangemeisters *Exempla codicum litteris maiusculis scriptorum.* Heidelberg 1878.

[2] In extremster Weise ausgebildet im Evangeliarium Augustodunense, abgeb. bei Wattenbach-Zangemeister, *Supplementum exempl. etc.* Taf. 61. Die Hs. ist 754 sicherlich innerhalb des Herrschaftsgebiets Kg. Pippins geschrieben.

[3] Evangeliar Karls d. Gr. u. d. Bibel Karls d. Kahlen im *Cabinet des mscr. de la bibliothèque nationale* pl. XX No. 1 u. 6.

[4] Am besten veranschaulicht den Gegensatz das bei Fumagalli a. O. I, tav. II abgebildete Notariatsinstrument aus Mailand von 725 in römischer Cursive und eine Urk. im *Cod. dipl. Cavensis* I. tav. I von 792 in langobardischen Formen.

[5] Neben dem *Cod. Cavensis* liefert die *Bibliotheca Casinensis* u. die *Paleografia artistica di Monte Cassino* einen guten Vorrat lehrreicher Abbildungen der einschlägigen Schriftarten.

hinzu, so dass dieselben die Gestalten [letter forms] erhalten und wird hiermit dem Gesamtcharakter der Schrift ein erheblich verändertes Aussehen gegeben; als spezifisch westgotisch sind hiergegen Formen anzusehen wie [letter form] für a, [letter form] für b, [letter form] für c, [letter form] und [letter form] für e, [letter form] für p, [letter form] für s, [letter form] für t;[1] bei der merowingischen Schrift ist es weniger die Form einzelner Buchstaben, die sich ändert, als die Schreibweise im Allgemeinen; man zieht zumeist ungefüge, oben und unten breit ausladende, in der Mitte zusammengeschnürte Gestalten vor, auch die Schäfte haben am oberen Ende starke keulenförmige Ansätze und verdicken sich nach unten hin wieder, während sie in der Mitte ziemlich schwach gebildet sind; dazu überwiegen in den Ligaturen reiche Verschnörkelungen, ja es werden hier, wo es eigentlich gilt, Raum und Zeit zu ersparen, sogar überflüssige Züge noch hinzugefügt. Es scheint fast, als wenn diese Schrift ihre Durchbildung vornehmlich der königlichen Kanzlei zu verdanken und sie erst aus den königlichen Urkunden Eingang in den gelehrten Bücherapparat[2] gefunden habe; freilich ist gerade die Urkundenschrift am wenigsten zunächst von der Gegenströmung betroffen worden, die sich naturgemäss gegen die alles überwuchernde Verwilderung erheben musste und deren Ausgang nach den bisherigen Forschungen auf Karl d. Gr. oder dessen gelehrte Umgebung zurückgeführt zu werden pflegt.

2. Die karolingische Minuskel.

Bestimmt nachweisbar ist wenigstens, dass mit den letzten Jahrzehnten des 8. Jahrhunderts die merowingische Cursive verschwindet und an ihre Stelle eine Schreibweise tritt, deren Vorbild weniger in der angelsächsischen Currentschrift als in der spätrömischen, auch im Frankenreiche bekannten Halbunciale zu suchen ist; der letzteren sind im Wesentlichen die Buchstabenformen entlehnt, nur werden dieselben kleiner und handlicher gebildet, auch mit Ausnahme des N alle Reste der Uncialschrift aus ihrer Mitte beseitigt; am meisten an die alte Cursive erinnert noch die oben offene Form des a ([letter form]) und eine Minderzahl bequemer und handlicher Ligaturen, von denen man sich auch ferner nicht sogleich losmachen konnte; auch in der keulenförmigen Gestaltung der Oberschäfte zeigt sich noch der Zusammenhang mit den alten Überlieferungen; in gewissem Sinne hat man in karolingischer Zeit diese Bildungen sogar noch gefördert und vielleicht übertrieben; die Worttrennung und sorgfältigere Interpunktion ist erst im weiteren 9. Jahrhundert zu ihrem Rechte gekommen. Die so beschaffene Schrift, die wir uns als karolingische Maiuskel zu bezeichnen gewöhnt haben, und in der eins der ältesten romanischen Sprachdenkmäler, die Casseler Glossen geschrieben sind,[3] ist nun nicht nur der Ausgangspunkt für eine weitere organische Entwicklung in den folgenden Jahrhunderten

---

[1] Für die ältere Entwickelung der Schrift in Spanien bringen jetzt treffliches Material die *Exempla scripturae Visigothicae ed.* G. Loewe *et* P. Ewald, Heidelb. 1883; sonst ist noch zu vergleichen die oben citierte *Escuela paleográphica* von Merino u. die *Paleografia visigoda* von Jesus Muñoz y Rivero; das *Manual di paleografia diplomática española de los siglos XII al XVII* des letzteren (Madrid 1880) beschäftigt sich nur mit den späteren Verhältnissen.

[2] Facsimiles von Bücherhss. giebt Mabillon a. O. p. 365, Champollion-Figeac, *Chartes latines sur papyrus d'Egypte, Pal. Soc.* pl. 68, W. Arndt, *Schrifttafeln zum Gebrauche bei Vorlesungen,* No. 11 u. 28; von Urk. vornehmlich A. Letronne, *Diplomata et chartae Merovingicae aetatis in archivo Franciae asservata* (Par. 1848) u. J. Tardif, *Facsimile de chartes et dipl. Merov. et Carlov. compris dans l'inventaire des monuments historiques* (Paris 1866).

[3] Abb. als Beilage zu W. Grimms Ausgabe in den Sitz.-Ber. der Berliner Akad. d. W. für 1846, S. 425—511. Gute Proben latein. Hss. dieser Zeit aus Frankreich siehe *Pal. Soc.;* z. B. pl. 45 aus S. Bertin u. pl. 60 aus S. Hubert in den Ardennen.

geworden und hat sich im fränkischen Kaiserreiche diesseits wie jenseits der Alpen und Pyrenäen ein unbeschränktes Herrschaftsgebiet erobert und behauptet, sondern sie hat auch auf die von der westgotischen und langobardischen Schrift beherrschten Gebiete einen massgebenden Einfluss geübt.

3. Die toletanische und beneventanische Minuskel.

Beiderseits beginnt mit dem 9. Jahrhundert ein ähnliches Vorgehen gegen den cursiven Charakter der Schrift: man lässt mehr und mehr von den überhäufigen, schwer zu entziffernden Ligaturen ab, bildet die einzelnen Buchstaben in allen ihren Teilen vollständiger und ausdrucksvoller, gelangt so zuerst zu einer Kurrentschrift und schliesslich zu einer durchaus minuskelartigen Form und geht darin sogar noch weiter, dass man sich in Spanien in einzelnen Teilen der Schrift einer ausgeprägten Steifheit, in anderen schwungvoller und schnörkeliger Rundungen, in Italien aber überaus eckiger und gebrochener Formen befleissigt, die seitens französischer Paläographen zur Einführung des Ausdruckes «*lombard brisé*» für die späteren Gestaltungen der «*scriptura beneventa*» Anlass gegeben haben. Um Mitte des 12. Jahrhunderts erreicht die mit dem 9. Jahrhundert einsetzende und stetig weiter greifende Entwickelung ihren Höhepunkt und Abschluss. Im Gebiete der alten langobardischen Königreiche scheint diese Schrift kaum allzu vielen Boden gefunden und sich übrigens nicht lange erhalten zu haben; um so mehr ist sie in den langobardischen Herzogtümern und der Nachbarschaft derselben in Unteritalien, vornehmlich in Benevent, Monte-Casino und La Cava, gepflegt worden; die Originalhs. des Casineser Historikers, *Leo von Ostia,* aus dem späten 11. Jahrhundert[1] zeigt fast schon die langobardische Schrift in ihrer vollendetsten Entwickelung und ist der geringere und grössere Grad in der Durchführung der hier erkennbaren Eigentümlichkeiten dafür bestimmend anderweit vorkommende Hs. älter oder jünger anzusetzen; hiernach würde die handschriftliche Überlieferung des sogenannten Ritmo Cassinese weder ins 13. Jahrhundert,[2] noch an das Ende des 11., wie es früher geschah, sondern in die Mitte oder 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts zu setzen sein.[3] Von diesem Zeitpunkte ab werden infolge veränderter Kulturverhältnisse Werke in beneventanischer Schrift überhaupt immer seltener. In Spanien verschwinden fast zur selben Zeit die spezifischen Formen der westgotischen Cursive; es wäre immerhin möglich, dass eine synodale Bestimmung von 1096,[4] die den Gebrauch jener Schrift im falschen Verdachte eines Zusammenhanges derselben mit Ulfilas verbot, so lange Zeit gebraucht habe, ehe sie zur praktischen Geltung kam. Eine Hs. der *Versus ad pueros* von 1122, die die Historische Akademie in Madrid erst neuerdings erworben hat, ist noch nach alter Weise wenigstens in toletanischer oder isidorianischer Schrift ausgeführt, während der in einer der fränkischen Minuskel ähnlichen Schrift geschriebene Codex der eben genannten Akademie-Bibliothek, der die *Gesta del Campeador* enthält, in den Ausgang des 12. und die Escurial-Hs. des *liber de consolatione rationis* dem beginnenden 13. Jahrhundert angehört.[5] In Gallicien, das bei seiner territorialen Abgeschlossenheit in vielen Dingen hinter den anderen Landschaften der Halbinsel zurückgeblieben ist, soll die alte Schrift sogar bis ins 13. Jahrhundert

---

[1] W. Arndt, *Schrifttafeln etc.* No. 7 u. 32.
[2] A. Gaspary. *Ital. Litter.-Gesch.* I, 49.
[3] *Rivista di filologia Romanza* II, 2, 98, wo auch eine Abb. zu finden ist.
[4] Wattenbach, *Anltg.* p. 18.
[5] Amador de los Rios, *Historia crítica de la literatura española* II, p. 238, 175, 245 u. facs. 2, 4 u. 5.

hinein noch vorkommen.[1] In den Abbildungen der Monumenta Portugaliae[2] folgt auf eine Urkunde von 1108 in westgotischen Formen ein Diplom von 1123 in fränkischer Minuskel. Die eigentliche Pfleg- und Pflanzstätte der westgotischen Formen war entschieden Castilien; Navarra und Aragonien haben wie auf anderen Gebieten geistiger Kultur so auch hinsichtlich der Schrift eher eine gemeisame Entwickelung mit dem südlichen Frankreich aufzuweisen. Ist in jenen Teilen Spaniens daher auch schon früher die fränkische Minuskel in ständigem Gebrauche gewesen, so ist umgekehrt nicht unmöglich, dass man sich hie und da auch im westlichen Südfrankreich bei schriftlichen Aufzeichnungen westgotischer Schrift oder einer Mischung aus ihr und der fränkischen Schrift bedient habe; auf eine Entstehung in einem der beiderseitigen Grenzgebiete weist hierdurch wenigstens ein Hs.-Bruchstück des *Liber sapientiae* auf der Hallischen Universitäts-Bibliothek:[3] die Schrift im Grossen und Ganzen ist trotz einiger Absonderlichkeiten als fränkische Minuskel anzusehen, doch trifft man an einer Stelle auf eine spezifische westgotische Ligatur von t mit i, auf die im ganzen Mittelalter allein in Spanien übliche Schreibweise *quum* statt *cum* und auf die Bezeichnung von Abkürzungen durch zwei kleine Striche mit einem darübergesetzten Punkt. Hörte man nun zwar auch zur oben angegebenen Zeit in Italien und Spanien auf, jene besonderen Schriftarten zu benutzen, so übertrugen sich doch die charakteristischen Elemente der Eckigkeit und Steifheit auch auf die hierauf in beiden Ländern angenommene fränkische Minuskel und wirkten in derselben in einer die Feststellung der Hs.-Provenienz begünstigenden Weise weiter; vor allem sind sämtliche aus Spanien stammenden Minuskel-, Current- und Cursivschriften bis ins 16. Jahrhundert durch die bei aller Steifheit einzelner Buchstabenteile noch vorhandene Neigung zu rundlichen Schnörkeln, durch eine von den sonstigen Methoden etwas abweichende Verteilung der Grund- und Haarstriche, sowie durch scharfe, aber nicht ungeschickte Übergänge der letzteren in einander unverkennbar.[4]

4. Die fränkische Minuskel bis zum 13. Jahrhundert.

Die fränkische Minuskel selbst hat im 9. Jahrhundert wenige erhebliche Änderungen erfahren:[5] zuerst bemerkt man eine schärfere Ausbildung der Distinction, dann verschwinden noch einige der wenigen bisher beibehaltenen Ligaturen, ja vom Ende des Jahrhunderts ab bis gegen Mitte des 10. werden sogar c und t und ſ und t nicht mit einander verbunden,[6] ferner tritt a mehr und mehr gegen cc und α in den Vordergrund, verliert sich die keulenförmige Gestalt der Oberschäfte und wird durch gleichmässig starke Formen ersetzt, endlich zieht man seit Ausgang des 9. und während des ganzen 10. Jahrhunderts feine zierliche Schriftzeichen den früheren groben und grösseren Gestaltungen vor, für die Überschriften wählt man auch eine zierliche kleine Kapitalschrift, die recht alten Mustern, wie dem Florentiner Virgil des früheren 5. Jahrhunderts, entlehnt sein könnte. Diese Erscheinungen

---

[1] Muñoz a. O. p. 48.

[2] *Leges et consuetudines* I, 343.

[3] Ya 4, Q. Fast ganz westgotisch ist die *Enquête de Fontjoncouse* (Dép. de l'Aude) von 834 geschr., *Musée des Archives départementales* tab. IV, No. 5.

[4] Man vergleiche nur die späteren Tafeln bei Merino a. O. mit gleichzeitigen Proben aus anderen Ländern. Einige ältere portugiesische Urk. in Bücher-Minuskel von 1179 u. 1195 (*Mon. Port.; Leg. et cons.* I, 343) sind allerdings frei von jenen Einflüssen, weniger die jüngeren (ebenda I, 161)

[5] Lateinische Hss. aus Frankreich siehe *Pal. Soc.* pl. 166 u. 167.

[6] S. *Pal. Soc.* pl. 209 aus Nevers aus der Zeit von 840—860.

begegnen samt und sonders in der schriftlichen Überlieferung eines der ältesten Belegstücken der romanischen Litteratur, in dem *metrischen Martyrium der h. Eulalia,*[1] das mit den Anfängen des altdeutschen Ludwigs-Leiches auf einem Blatte steht, sowie in einer Hs. *lateinischer Gebete,* die in der Zeit von 908—925 in S. Hubert in den Ardennen geschrieben wurden.[2] Hiernach müsste die Hs. der *Historien Nithards,* die uns den zweisprachigen *Strassburger Eid von 842* überliefert, auch ohne den neuerdings erbrachten Beweis, dass sie von demselben Schreiber herrührt, der die Chronik des Flodoard von Rheims mit ihren Nachträgen bis 978 fertigte,[3] schon aus äusseren Gründen erheblich jünger angesetzt werden: die Oberschäfte setzen hier bereits oben breit an oder sind mit einer kleinen Ausladung nach links versehen, f und t sind auf dem abgebildeten Blatte[4] bereits ständig wieder mit einander verbunden, c und t stehen nur ein einziges Mal selbständig neben einander und würde sonach alles für eine Entstehung zu Ende des 10. oder gar im Anfange des 11. Jahrhunderts sprechen. Sogar der *Clermonter Codex der Passion*[5] macht mit Ausnahme der Schaftbildung auf den ersten Blättern einen älteren Eindruck als die Hs. der Eide, wenigstens kommen in jenem die älteren a-Formen wie ɑ und ɑ vereinzelt vor, sind die Ligaturen æ und nt noch ziemlich häufig und stehen s und t zum Teil selbständig neben einander, zum Teil sind sie in der früher wie später üblichen Weise mit einander verknüpft; das Vorkommen eines einzelnen kapitalen N ist selbst bis ins 12. Jahrhundert hinein keine Seltenheit und noch viel weniger das einer Verbindung des kapitalen N mit einem kapitalen T; eigentümlicher berührt in der Clermonter Hs. aber die Verbindung des Maiuskel-N mit einem cursiven f, die freilich auch schon in den alten Uncial-Hss. auftaucht; die Sprache bringt ferner einen öfteren Gebrauch des z als in lateinischen Texten mit sich, erklärt aber nicht den Gebrauch von 3 verschiedenen Formen desselben, von denen eine stark nach oben, die andere stark nach unten verlängert ist, die 3. wohl als die normale gezeichnet werden kann; andere auffällige Gestalten verdanken dem Korrektor ihr Dasein. — Kaum jünger als die Passion kann aus denselben Gründen auch die Clermonter Hs. der altfranzösischen *Leodegar-Legende*[6] sein, die überdies hinter einer im späten 9. Jahrhundert angelegten Glossensammlung eingetragen ist.

Die oben angedeuteten Elemente einer neuen Entwickelung nehmen im Laufe des 11. Jahrhunderts an Ausdehnung und Stärke erheblich zu. Die Schäfte der Buchstaben mit Oberlänge werden mehr und mehr spatelförmig gebildet und erhalten, je näher die Entstehungszeit dem 12. Jahrhundert liegt, an der Spitze einen kleinen Einschnitt; höchst merkwürdig ist es, dass man es im 11. Jahrhundert ganz besonders liebte den Schaft des r unter die Linie, auf der die übrigen Buchstaben normaler Grösse stehen, herunter zu ziehen: beim a ist der Schaft noch immer etwas geneigt (a) und in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts taucht zuerst am Ende der Worte und zwar nicht selbständig, sondern mit a, i, o, u zu einer secundären Ligatur verbunden das runde s

---

[1] G. Paris, *Les plus anciens monuments de la langue française.* Paris 1875. Album, pl. 2.

[2] *Pal. Soc.* pl. 94; die auffällige Verlängerung des ſ und f nach unten, sowie ein noch häufiges Vorkommen von *u* lässt darauf schliessen, dass der Schreiber sonst vielleicht bei Anfertigung von Urkunden thätig war; der Charakter der Bücherschrift dieser Zeit ist schärfer ausgeprägt bei Arndt a. O. Taf. 17 u. 45 u. *Ex. codd. Ampl.* Taf. V.

[3] Ztsch. für deutsche Phil. III, 85 ff.

[4] G. Paris *l. pl. anc. mon.* pl. I.

[5] Ebenda pl. III—IV. Die Schrift ist zum Theil nicht unähnlich der eines Inventariums der Kathedrale von Clermont aus der Zeit von 980—1012 im *Musée des Archives départ.* tab. XIV No. 19.

[6] Ebenda pl. VII—IX.

auf; für u tritt in solchen Fällen zumeist v ein, und wird letzteres allmählich auch mehr und mehr selbständig im Innern der Worte verwendet; die unteren Enden des f und ſ, wie der erste Schaft des n und die beiden vorderen Schäfte des m neigen sich entweder mit einer scharfen Spitze nach links oder sind nach dieser Seite hin abgeschrägt. Der Mangel eines jeden runden s in den beiden *Florentiner Fragmenten des Alexander-Liedes*[1] möchte so dafür ins Gewicht fallen, dieselben in das 11. Jahrhundert, wenn auch in dessen letzte Hälfte, zu setzen; Buchstabenform und Ductus sind in beiden im Wesentlichen gleich; nur ist das 2. von flüchtigerer und unsicherer Hand als das 1. geschrieben; auch dass die Verse nicht abgesetzt sind, stimmt zu obiger Zeitangabe. — Man hat es ferner im 11. Jahrhundert anfänglich vorgezogen im Gegensatz zur Ottonischen Zeit sich recht grosser und grober Buchstabenformen zu befleissigen, ist aber dann in der 2. Hälfte des genannten Jahrhunderts in einzelnen Fällen zu um so feineren und zierlicheren Zügen zurückgekehrt; solche würden z. B., wenn das mir zugängliche Facsimile[2] zutreffend und getreu ist, in der Pariser Hs. des sogenannten *Sponsus* wieder zu finden sein. — Mit geringerer Sicherheit lässt sich das von dem durch den Einfluss der Zeit stark mitgenommenen *Valencienner Fragment des Jonas,*[3] in dem die etwas flüchtige Minuskel mehrfach durch tironische Noten abgelöst wird, sagen; ſ und t sind auch hier noch nicht wieder stetig verbunden, wie die Wiedereinführung dieser Verbindung überhaupt in romanischen Texten sich längere Zeit als in lateinischen Werken hingezogen zu haben scheint; das r hat mehrfach die für das 11. Jahrhundert charakteristische Gestalt; der cursive Charakter des Stückes verleitet beim ersten Anblicke leicht zu einer Überschätzung des ihm zukommenden Alters.

Mit dem 12. Jahrhundert erreicht die bisher geschilderte Entwicklung der Minuskel ihre Vollendung; die Oberschäfte werden in der Regel oben gespalten, die unteren Enden biegen bei den Schäften der in obigem Absatze aufgeführten Buchstaben zwar noch nicht nach rechts um, sind aber mit einem kleinen, nach rechts in die Höhe stehenden Flämmchen oder Strichelchen verziert und machen in Frankreich nur die südlicheren Gebiete eine Ausnahme hiervon; der Schaft des a stellt sich nunmehr aufrecht und ein ganz untrügliches Merkmal für eine Entstehung in den ersten und nach den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts ist es, wenn sich über dem doppelten i oben zwei kleine feine Striche finden; vom rundlichen s wird in zwei Formen, einer grösseren ſ und einer kleineren s, ausgedehnter Gebrauch gemacht und zwar nicht mehr nur am Ende der Worte und in Ligaturen; ebenso werden die letzten Silben einzelner Worte, besonders die auf M und R ausgehenden, gern in Kapitälchen geschrieben und das einzelne i in solchem Falle unter die Linie verlängert. Eine solche Minuskel war es denn, die auch in Italien und Spanien in den Gebieten, wo bisher die einheimische Schrift sich noch behauptet hatte, Eingang und Verbreitung fand; sie erhielt aber hier einen noch weit eckigeren und scharfgeschnittenen Ausdruck, als in einzelnen Teilen von Italien bisher schon der Fall gewesen war.[4] Die vorhin erwähnten

---

[1] Facs. im paläographischen Apparate des K. romanischen Seminars in Bonn. Taf. II u. III.

[2] E. de Coussemaker, *Histoire de l'harmonie au moyen âge,* Paris 1852; pl. 13.

[3] G. Paris, *Les pl. anc. mon.* pl. X.

[4] Man vergleiche im *Archivio paleografico Italiano diretto da* E. Monaci. Roma 1884. II, tav. 3 die Chronik des Benedikt vom Monte Soracte aus dem 10. Jahrh., tav. 4 die Usus Farfenses aus dem 11. Jahrh., tav. 5 ein Obituarium der Kirche des h. Cyriacus in via lata, tav. 7 und 8 aus dem Registrum Gregorii vom ausgehenden 11. und beginnenden 12. Jahrh., tav. 9 u. 10 aus der Canonessammlung des Deusdedit aus der Zeit Paschals II.

Flämmchen legte man hier nämlich, statt sie nach rechts aufsteigen zu lassen, vollständig horizontal; dieser eckige Ductus ist besonders an der bereits erwähnten Erfurter Hs. des *Constantinus Casinensis* von 1147 [1] ausgeprägt, während die steiferen und gerade abgeschnittenen Formen uns mehr an einem Codex der *Regeln des h. Benedict* aus S. Gilles von 1129 entgegenleuchten;[2] man thut daher vielleicht gut, diese Schreibweise allgemeiner als die südländische zu bezeichnen.

Um so auffälliger ist daher, wenn die *Cambridger Psalter-Hs.* mit der französisch-normannischen und der anglonormannischen Interlinearversion,[3] die aus der zuletzt besprochenen Zeit stammt und als deren Verfertiger der berühmte Schreiber Eadwine gilt, in den lateinischen Teilen die eben geschilderten Formen zeigt; man müsste zur Erklärung dieses Umstandes besonders enge Beziehungen zwischen England und Italien voraussetzen und könnte das Vorhandensein solcher zur Not aus den beide Länder damals in gleicher Weise beherrschenden Einflüssen des normannischen Volkselementes folgern, wie auch eine um Mitte des 12. Jahrhunderts in Winchester entstandene Bibel neben Miniaturen, die erweislich in englischem Stile gehalten sind, zwei Bilder von entschieden italienischem Gepräge überliefert.[4] Zwar hat es der Herausgeber des Cambridger Psalters nicht ausdrücklich bemerkt und es ist aus dem Facsimile nicht mit voller Sicherheit ersichtlich, ob die nichtlateinischen Glossen von demselben Schreiber wie das Übrige herrühren, aber die Schrift sämtlicher Glossen zeigt in gleicher Weise die im Texte fehlenden, aus der Urkundenschrift in die der Bücher übertragenen eigentümlichen Verlängerungen des f, ſ und r nach unten und es hebt sich die englische Fassung durch die Anwendung der alt-angelsächsischen Formen für g, th und w augenfällig ab. Im Ganzen ähnlich, nur etwas jünger sieht auch die Hs. der *französischen Übersetzung der 4 Bücher der Könige*[5] aus der Mazarin-Bibliothek aus; dieselbe gehört sicherlich in die späte zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts, da schon der Strich über dem einzelnen i auch, wenn es neben anderen Buchstaben als m, n und u steht, vorkommt, die sich aus dem Ansatze des Flämmchens entwickelnde Umbiegung an den unteren Enden aller Schäfte des m, n, r, f und ſ sich findet, der Bogen des h schon etwas unter den Schaft heruntergezogen ist, die Überschrift aus gotischen Maiuskeln besteht und nur beim t der Schaft noch nicht den Balken überragt, sondern denselben noch ziemlich in der Mitte trifft. Alle diese Kennzeichen sind noch nicht einmal in der Erfurter Hs. des *Liedes auf den Kreuzzug von 1147*[6] vollständig ausgebildet. Überaus nahe steht letzterer die *Digby-Hs.* des *Rolandsliedes,*[7] obwohl beim t der Balken weit mehr auf die rechte Seite des Schaftes fällt; dazu sind die Verse hier abgesetzt und die Initialen in einer neuen, dieser Zeit eigentümlichen Weise behandelt; die Bildung der Schäfte dagegen ist im Kreuzzugslied wie im Rolandsliede keine ungewöhnliche, sondern die damals auch in Deutschland übliche. Auf Grund ähnlicher Formen müsste nach Ausweis des gegebenen Facsimiles die Cambridger Hs. des *Liedes*

---

[1] *Ex. codd. Ampl.* Taf. IX. u. X. S. oben pag. 164, Anm. 2.
[2] *Pal. Soc.* pl. 82.
[3] F. Michel, *Le livre des psaumes, ancienne traduction française* im Bd. 49 der *Collection des monuments inédits sur l'histoire de France.*
[4] *Pal. Soc.* Text zu pl. 124.
[5] Le Roux de Lincy, *Les quatres livres des rois* im Bd. 18 der *Coll. des mon. inédits.* Paris 1841.
[6] *Ex. codd. Ampl.* Taf. XII.
[7] E. Stengel, *Das altfranz. Rolandslied; genauer Abdr. der Oxforder Hs. Digby 23* mit photogr. Facs. Heilbr. 1878.

vom wackeren Ritter Horn[1] noch ziemlich in die Mitte des 12. Jahrhunderts gesetzt werden, wogegen der in der Bodleiana verwahrte Codex der *französischen Psalmenübersetzung*[2] trotz gegenteiliger Angaben des Herausgebers weiter in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts gehört. Die Hs. des kleinen Seminars zu Tours mit der *Epistel des h. Stephanus*[3] zeigt dagegen eine weitere Ausdehnung des Bogens am h, zahlreiche Striche über dem einzelnen i, bei a einen auffällig hohen Ansatz des vorderen Bogens am Schafte, aber noch kein An- und Ineinanderschieben der Buchstaben, wie es mit dem 13. Jahrhundert üblich wird, obwohl die Schrift stark zur Cursive neigt und einen eigentümlichen Ductus, bei dem man an Nachwirkung langobardischer Formen denken könnte, besitzt. Deutlich tritt das scharfe Aneinanderrücken von d und e, sowie von d und o, so dass gewisse Linienteile beiden Buchstaben gemeinsam sind, an der Pariser Hs. des von *Garnier de Pont* verfassten *Lebens des h. Thomas von Canterbury*[4] hervor und ist dieselbe daher in das allerspäteste 12. oder in den Anfang des 13. Jahrhunderts zu rücken; sicher in letztere Periode fällt die Entstehung der *Pariser Hs.* der *Predigten des h. Bernhard*,[5] in der ähnliche Ligaturen häufiger sind und sich auch eine grössere Versteifung der Formen bemerkbar macht. In der That besteht auch, was die Schrift angeht, kein allzu grosser Unterschied zwischen dieser und einer anderen *Pariser Hs.*, die die vom *Oxforder Canonicus Angier herrührende französische Übersetzung des Dialogus des h. Gregor* enthält und bei der die Schlussworte «Explicit opus manuum mearum quod complevi» es durchaus glaubhaft machen, dass die folgende Jahresangabe 1212 nicht allein auf die Entstehung der Übersetzung, sondern auch auf die eigenhändige Anfertigung der Reinschrift durch den Autor zu beziehen ist.[6] Nicht allzuviel jünger wird auch die Hs. der *Arsenal-Bibliothek* des aus dem Poitou stammenden *Roman d'Alexandre*[7] sein. Das Facsimile des Harley-Mscr. der *Chronique des ducs de Normandie* des anglonormannischen Trouvère *Benedict*[8] ist leider nicht geeignet, um eine genauere Altersabschätzung danach zu treffen, indes soviel ist doch an ihm zu sehen, dass die Hs. nicht, wie vom Herausgeber angeführt wird, erst gegen Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden, sondern etwas älter ist; gegen Ende der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wäre eher nach unseren Ausführungen die *Pariser Hs.* des *Raoul de Cambray* einzusetzen; selbst eine in derselben vorkommende zweite Hand[9] kann bei ihren flüchtigeren und etwas cursiven Formen nicht für jünger gehalten werden.

5. Die gotische Minuskel des 13.—16. Jahrhunderts.

Der sog. gotische Charakter der Minuskel, wie er mit zuerst in einer der Mitte der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zuzuweisenden Pariser

---

[1] *Das anglonorm. Lied vom wackeren Ritter Horn. Genauer Abdr. der Cambr., Oxf. und Londoner Hss. besorgt von* R. Brede u. E. Stengel; *Ausg. u. Abh. VIII.*

[2] *Libri psalmorum versio antiqua gallica ed.* Franc. Michel. Oxonii 1860. Man vergleiche hierzu auch *Cabinet des mscr. de la bibliothèque nationale* tab. XXXVII No. 5 u. 6 vom Jahre 1167.

[3] Facs. im paläograph. App. des roman. Seminars in Bonn.

[4] Facs. ebenda.

[5] Facs. ebenda, sowie im *Cab. des mscr.* pl. XXXIX No. 1.

[6] *La vie de S. Grégoire le Grand traduite du latin par frère Angier, religieux de Sainte-Frideswide publ. par* P. Meyer in Romania XII, 149 und 150. Das Facs. s. auch *Recueil de facs. à l'usage de l'Ecole des chartes* No. 14.

[7] Ebenda No. 19.

[8] *Chron. d. ducs de Normandie publ. par* F. Michel. *Coll. d. docum. inédits* 6. Bd., Einl. p. 27.

[9] *Raoul de Cambray publ. par* P. Meyer et A. Longnon, *Soc. des anciens textes français*, Bd. XVII. Sie ähnelt sehr der Taf. XVI von 1244 in *Ex. codd. Ampl. Erf.*

Hs. No. 73 des *Cliges* von *Chrétien von Troyes*[1] vorkommt, ist in Frankreich schon um Mitte jenes Jahrhunderts ziemlich vollständig durchgedrungen; am klarsten zeigt das eine neuerdings von der Pariser Bibliothek wieder erworbene, 1250 in *S. Denis* hergestellte Hs.,[2] die neben verschiedenen reich illustrierten *lateinischen Heiligenleben* auch eine französische *Vita* des *Stiftspatrons* enthält, und ein 1264 gefertigtes Mscr. des *Roman de Troyes* vom *Benoit de Saint More.*[3] Die Buchstaben sind sämtlich etwas in die Höhe gezogen, die Schäfte überaus kräftig gebildet, oben und unten stets scharf umgeknickt. Die Verbindungen werden durch Haarstriche, in die die Schaftenden auslaufen, bewirkt; beim a entsteht ausserdem durch weites Herüberziehen des Bogens vom zweiten Schafte nach dem ersten eine zweite Schlinge (a); bei d überwiegt die noch heute im Alphabete der deutschen Druckschrift übliche Gestalt; das kleine aus einer Schlangenlinie gebildete s gestaltet sich mehr und mehr eckig (s) und das t wird durch eine Verkürzung des Balkens und durch die Verlegung desselben nach rechts (t) dem c immer ähnlicher. Während man so, wie die Vie de S. Denis zeigt, einerseits zu besonders grossen und kräftigen Bildungen kam, ja bei Bibel-Hss. und liturgischen Texten noch erheblich über diese Grössenverhältnisse hinaus ging, hat man bei den stetig wachsenden Forderungen, die nunmehr an die Schreibthätigkeit gestellt wurden, für profane Werke auch zu kleineren Abstufungen und zu flüchtigeren Gestaltungen, aus denen sich eine neue Art Currentschrift und Büchercursive mit zahllosen Übergängen und Spielarten entwickelte, gegriffen. Von denjenigen Hss., deren Schrift noch entschieden als Minuskel anzusehen ist, scheinen mir die beiden Codices des *Roman de la Violette*[4] der Dionysius-Vita in der Form am nächsten zu stehen und von ihr nur durch die geringere Grösse der Züge unterschieden zu sein; ich möchte daher nicht den einen an das Ende und den anderen mehr in die Mitte des 13. Jahrhunderts, sondern beide in die frühere zweite Hälfte dieser Epoche legen. Altertümlicher sieht fast die Cambridger Hs. des *Livere de reis de Engleterre*[5] aus, doch enthält dieselbe in dem a, das aus zwei gleich langen, oben verbundenen Schäften und einer dieselben durchkreuzenden Diagonallinie zu bestehen scheint, eine aus dem doppelschleifigen a hervorgegangene und daher jüngere Entwicklungsform (a), die zu der bisher angenommenen Entstehung im Jahre 1274 wohl passen dürfte; schade ist es daher, dass das Facsimile der Hs. der Werke des *Adam de la Halle* aus Arras[6], die bestimmt aus dem Jahre 1278 stammt, nicht umfänglicher und sorgfältiger ausgeführt ist; auch hier taucht wohl schon das jüngere a auf; trotz der älteren Form dieses Buchstabens möchte aber der *Wolfenbüttler Codex* des *Gui de Warwick*[7] nach der jüngeren Gestalt des t und bei dem eigentümlichen Schwunge der immerhin kräftigen Schrift eher an das Ende des 13. oder in den Anfang gar des 14. Jahrhunderts zu rücken sein. Kaum so jung würde nach der Schrift die *Pariser Hs.* der

---

[1] Facs. im paläogr. App. des roman. Sem. in Bonn.

[2] *Mélanges de paléographie et bibliographie par* L. Delisle. Atlas pl. 6.

[3] N. de Wailly, *Eléments* II, pl. VII No. 7.

[4] *Roman de la Violette publ. par* F. Michel p. LXIV.

[5] *Le liv. de reis de Engl. edited by* John Glover, London 1865.

[6] *Oeuvres complètes du trouvère Adam de la Halle publ. par* E. de Coussemaker. Paris 1872. Auch die Abb. des *Credo de Joinville* (Paris 1870) ist nicht scharf genug, um anstandslos den Angaben der Herausg., A. F. Didot u A. de Montor, dass die benutzte Hs. um 1251 entstanden sei, beipflichten zu können. Ferner sieht man auch bei Ferd. Wolf, *Über die Lais* (Heidelb. 1841), an dem Facs. VI nur ungefähr, dass die *Pariser Hs. des Lai d'Aelis* ins späte 13. Jahrh. gehört, und am Facs. VII, dass der *Wiener Lai aus dem Roman de Tristan* nicht im allerletzten Teile des 14. Jahrh. geschrieben ist.

[7] Photogr. im Besitze von H. Suchier.

Manekine[1] zu schätzen sein, wenn in den Architekturteilen der Initialen nicht der für diese Zeit zu junge, sog. Eselsrücken angebracht wäre; die Gestalt und Tracht der vorkommenden menschlichen Figuren würde jener Schätzung weit weniger widersprechen. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts erscheint dann noch eine zweite Gestalt des a, die der eben besprochenen sehr ähnlich sieht, nur fehlt derselben der Diagonalstrich (a), da sie nicht in der Weise entstanden ist, dass der weit nach links herübergezogene Bogen des zweiten Schaftes mit dem ersten verschmolz, sondern dadurch, dass der erste je später, desto höher am zweiten Schafte ansetzt; eine zu dieser Umbildung neigende Form findet sich in gleicher Weise in einem *Renten-Register* von 1247 aus *Périgueux,*[2] wie in der *Chigi-Hs.* des *provenzalischen Mysteriums der h. Agnes*,[3] in der aus der Provence stammenden *Troubadour-Hs.*, (bei Bartsch T.),[4] in der einen *Pariser Somme le roi* von 1294,[5] in dem *Manuscrit de l'hôtel de ville, dit de la coutume* (jetzt K. K. 1337 der Archives nationales),[6] und in einer aus Italien stammenden lateinischen Hs. der *Chirurgie des Brunus Longoburgensis,* die sogar schon ins Jahr 1276[7] gehört. Wäre es nun auch nicht auffällig, dass sich von diesen Proben die Schrift in den Hss. der *Grandes chroniques de France* von 1318[8] und der französischen Kreuzzugsgeschichte des *Wilhelm von Tyrus* von 1331[9] kaum merklich unterscheidet, so zeigen bedauerlicher Weise für die wissenschaftliche Kritik auch Stücke aus den 70er und 90er Jahren des 14. Jahrhunderts[10] sowie aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts[11] noch ziemlich dieselben Minuskelformen. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts begegnen hie und da wohl gezierte und eckigere Gestalten, doch verschwinden sie alsbald wieder vor einem ungefügeren Ductus, der noch gleichzeitig neben ihnen in Geltung geblieben war; auch die zweischleifige, ältere a-Form kommt selbst in jüngeren Mscr. wieder zum Vorschein. Dass der Balken des t an seinem rechten Ende mit einem feinen senkrecht nach unten laufenden Fortsatze versehen ist (t), ist wohl ein Zeichen dafür, dass die betreffende Probe nicht mehr dem 13. oder dem allerfrühsten 14. Jahrhundert angehört,[12] kann aber nicht zur Unterscheidung der Minuskel des 14. und 15. Jahrhundert dienen. Eine so beschaffene Minuskel war es, die in Frankreich ebenso wie in Deutschland zuerst für den Druck mit beweglichen Typen verwendet wurde;[13] erst nach dieser Zeit scheint wiederum ein etwas schnörkeliger Charakter in die Bücherminuskel eingedrungen zu sein; als solche ist wenigstens mit Sicherheit noch die Schrift eines *Missale Melodunense,* dessen Anfertigung am Schluss hinzugefügte französische Verse ins Jahr 1489 setzen,[14] zu bezeichnen; näher steht der Cursive schon eine Hs.

---

[1] Bordier, H. L., *Philippe de Remy.* Paris 1869.
[2] *Mus. d. Arch. dép.* pl. XXXVI No. 77.
[3] E. Monaci, *Il mistero provenzale di S. Agnese facs. in eliotipia;* Roma 1880.
[4] Jetzt *Bibl. nat., Fonds franç.* 15211, abgebildet im *Recueil des facs. à l'usage de l'Ecole des chartes* No. 31.
[5] *Cab. d. manuscr.* pl. XLII No. 4.
[6] *Histoire générale de Paris. Le livre des métiers d'Etienne Boileau publ. par* R. de Lespinasse et P. Bonnardot p. 243—245.
[7] *Ex. codd. Ampl.* Taf. XXI.
[8] *Cab. d. manuscr.* pl. XLIV, No. 2 u. 3.
[9] Ebenda pl. XLIV No. 5.
[10] Ebenda pl. XLV u. XLVI.
[11] Bis zum Jahre 1435 s. de Wailly, *Eléments* II, pl IX u. X.
[12] Im *Cab. d. manuscr.* pl. XLIII No. 6 wird zuerst eine Probe vom Jahre 1316 mit dieser Eigentümlichkeit geboten.
[13] Einen der ältesten Drucke aus Angoulême bringt der Atlas zu Delisle, *Mélanges d. pal.* pl. VII[a].
[14] de Wailly, *Eléments,* II pl. X No. 7; vielleicht ist auch No. 5 hierher zu rechnen

des *Débat de félicité* aus der Zeit von 1475[1] und ganz cursiv ist die Schreibweise im Texte der Prosa-Version des *Roman de la Violette* zu nennen, die auf Befehl Karls I. von Nevers wohl um Mitte des 15. Jahrhunderts niedergeschrieben wurde;[2] man hat indes ähnliche Bildungen nach Ausweis einer Angoulêmer Incunabel von 1492 in Frankreich gleichfalls recht früh als Drucktypen zugelassen.[3]

6. Die gotische Minuskel im südlichen Europa.

Leichter als die Zeit der Entstehung lässt sich freilich die Heimat der Minuskel-Hss. annähernd bestimmen; die früher schon hervortretenden Absonderlichkeiten der Minuskel in Italien, Spanien und Südfrankreich erhalten seit dem Aufkommen der Gotik einen um so schärferen Ausdruck: entweder bricht man daselbst die Schaftenden in noch eckigerer Weise als es im nördlichen Frankreich und in Deutschland geschieht um oder man schneidet die unteren Schaftenden scharf horizontal ab; ich habe es mir, um diese Methoden möglichst deutlich hervorzuheben, angelegen sein lassen aus Erfurter Hss. einen 1260 zu *Perpignan* geschriebenen *Hippokrates,* einen *italienischen astronomischen Text* aus dem späteren 13. Jahrhundert, eine *Physik* des *Aristotelis italienischer Herkunft* aus dem frühen 14. Jahrhundert, einen *Thomas von Aquino de veritate fidei catholicae* von 1301 *aus Bologna* und einen *Johann von S. Amand* vom Jahre 1334 aus *Aiguesmortes* in Abbildungen zu veröffentlichen;[4] denselben steht ein vom Cleriker *Naudinus de Ouche* 1305 geschriebenes *Doctrinal* des *Alexander de Villa Dei* gegenüber, das die einfache oben geschilderte Minuskel führt.[5] Auch die Sammlung der Palaeographical Society ist ziemlich reich an Belegen für meine obigen Angaben und wird die angenommene südländische Herkunft nicht immer durch die Sprache erhärtet, so lassen über dieselbe auch in lateinischen Texten ausser der Schrift die kunstvollen Malereien und der Gebrauch eines glatten und feinen Pergamentes sowie der Russtinte keine Zweifel aufkommen; unter Anderen würde eine Hs. des *Rationale des Guillelmus Durantis* aus dem frühen 14. Jahrhundert,[6] eine *italienische Sammlung von Heiligen-Leben* des mittleren 14. Jahrhunderts aus dem Brittischen Museum, ein *Lucan* von dort, der 1378 in *Ferrara* geschrieben wurde, eine *Divina commedia,* die mehr an den Ausgang des 14. Jahrhunderts zu rücken ist, ein *Horaz* von 1391, dessen Heimat *Cremona* sein dürfte, und ein ehemals dem Kloster *S. Croce* in *Florenz* gehöriges *Brevier,*[7] für dessen Entstehung im ausgehenden 15. Jahrhundert die den Einfluss der Renaissance verratenden Initialen der kleineren Abschnitte sprechen, hierher gehören; fraglich scheint es, ob der *Psalter Königs Alfons V. von Aragonien und Neapel* aus der Zeit von 1442,[8] den die Herausgeber namentlich hinsichtlich der Bilder als aragonesisch in Anspruch nehmen, zu den Produkten der italienischen Schreibkunst zu zählen ist; das teilweise mit *fran-*

---

[1] *Cab. d. manuscr.* pl. L No. 7.

[2] Ausgabe von Michel p. 1 ff.

[3] *Mélanges d. pal.* pl. VII^b.

[4] *Ex. codd. Ampl.* Taf. XIX, XXIX, XXX, XXVIII, XXXV; mit dem astronomischen Tract. u. dem Aristoteles hat ein in der Volkssprache abgefasstes *Register der Brüderschaft von Fanjeaux* im Département de l'Aude aus der Zeit von 1266—1276 *(Mus. d. Arch. dép.* pl. XXXI, No. 90) viel Ähnlichkeit und mit dem Bologneser Thomas v. Aquino wiederum die *Coutumes von Condom* (Dép. du Gers) v. 1314 *(Mus. d. Arch. dép.* pl. XLII No. 105).

[5] *Ex. codd. Ampl.* XXXI. Ebenso der *Conte des vilains de Verson* (Dép. de la Manche), der noch dem 13. Jahrh. angehören soll. *(Mus. d. Arch. dép.* pl. XXXIX No. 97.)

[6] Ähnlich geschrieben, aber leider ohne genauere Daten, sind die *Paix d'Aurillac* u. das *Cartulaire Te igitur von Cahors* im *Mus. d. Arch. dép.* pl. XLVI No. 108 u. 112.

[7] *Pal. Soc.* pl. 221, 247, 198, 248, 249, 227.

[8] *Pal. Soc.* pl. 226.

zösischem Texte versehene *Horarium beatae Mariae virginis* des Brittischen Museums[1] aus der Zeit von 1450—1460 führt die oben S. 174 geschilderte schnörkelige Minuskel ohne südländischen Anstrich; um so kräftiger dringt letzterer unter gleichen Umständen bei dem mit Miniaturen von höchster Vollendung ausgestatteten *Brevier der Königin Isabella von Castilien* aus der Zeit von 1497 hindurch.[2] Die in Paris 1312 geschriebene *Legenda aurea*[3] steht hinwiederum mit dem obengenannten Doctrinal aus Erfurt völlig auf gleicher Stufe. Ein Vergleich mit diesen Mustern lehrt, dass bei der Chigi-Hs. des *Mysteriums der h. Agnes* des späten 13. Jahrhunderts[4] wie bei dem Codex der bisher *Wilhelm von Tudela* zugeschriebenen *Guerre des Albigeois* aus dem frühen 14. Jahrhundert[5] die Schrift auf dieselbe Herkunft wie die Sprache weist; die *Toulouser Hs.* der *Leys d'amors*,[6] deren Anfertigung im mittleren 14. Jahrhundert auch durch andere Gründe verbürgt ist, ähnelt weniger italienischen als spanischen gleichzeitigen Proben, wie z. B. dem jetzt im Escurial befindlichen *Codex der Cantigas del Rey Sabio;*[7] die in letzterem vorkommenden Formen des z begegnen freilich auch in Italien.[8]

7. Die Bücher-Current-Schrift.

Die Currentschrift, die, wie oben bemerkt, seit der späteren ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts allmählich neben der Minuskel erscheint, unterscheidet sich von letzterer hinsichtlich der Buchstabenformen gar nicht; die Schrift, die man so zu nennen pflegt, ist im Grunde eben nur eine nicht zu grosse, flüchtige, ohne kräftigen und scharfen Ausdruck geschriebene Minuskel; namentlich ist jene Bezeichnung da am Platze, wo man die alte regelmässige und kunstvolle Bildung der Oberschäfte aufgegeben, dieselben durch einfache Linien, die am Kopfe hie und da mit einem kleinen Ansatze nach der linken Seite hin versehen sind, ersetzt hat. Die Anfänge zu einem solchen Übergange stellen sich ziemlich deutlich, wenn auch noch nicht mit voller Consequenz, an der Pariser Hs. 1374 des *Cliges*[9] dar; augenfälliger und vollendeter treten sie uns in den in *lothringischem Dialekte* in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts geschriebenen *Erfurter Aspremont-Bruchstücken*[10] entgegen und vor allem ist die letzteren ziemlich gleichzeitige oder nur wenig jüngere Pariser Hs. 1450 des *Cliges*[11] hierher zu rechnen. Dass auch diese Schrift sich in Italien den an der Minuskel bemerkbaren Einflüssen nicht entziehen konnte, geht am klarsten aus einem lateinischen *philosophisch-astronomischen Tractate* der *Erfurter Bibliothek,* den ein Beneventaner 1324 schrieb,[12] hervor und dürfte sich diesem am nächsten der 1379 in Ferrara angefertigte *Dante-Codex* des Brittischen Museums[13] anreihen; das jüngere Alter der letzteren Hs. gegenüber selbst dem jüngeren Cliges spiegelt sich an der Gestalt des a ab; dieselbe ist jetzt regelmässig ɑ gegen a und a

---

[1] *Pal. Soc.* pl. 253.
[2] *Pal. Soc.* pl. 174 u. 175.
[3] *Pal. Soc.* pl. 222.
[4] Siehe oben S. 174 Anm. 3.
[5] De Wailly, *Eléments* II, pl. VIII.
[6] *Monuments de la littérature Romane depuis le quatorzième siècle publ. par* M. Gatien-Arnoult I, p. III u. IV.
[7] Amador de los Rios *Historia crítica de la literatura española* III, pl. 1 No. 2.
[8] Wattenb., *Anltg.* p. 56.
[9] Facs. im paläogr. App. d. roman. Sem. in Bonn.
[10] Früher im *Cod. Amplonian.* Q 63 eingeheftet.
[11] Facs. im paläogr. App. d. rom. Sem. zu Bonn.
[12] *Ex. codd. Ampl.* Taf. XXXIII.
[13] *Pal. Soc.* pl. 199.

obiger Proben. Nicht viel älter als letztere *Dante-Hs.* dürfte bei der grossen Ähnlichkeit der Schrift der *Casineser Codex*[1] sein, obwohl die Herausgeber in den Textglossen eine anderweit um 1325 vorkommende Hand erkennen wollen; ich vermag dem ebenso wenig beizupflichten, wie ich bei dem Vorhandensein von Wasserzeichen der Annahme nicht beitreten kann, dass als Schreibstoff Baumwollen- und nicht Leinenpapier gedient habe. Das Facsimile des *Codex Venetus* der *Assises de Jérusalem*[2] ist leider nicht sorgfältig genug ausgeführt, um die Zugehörigkeit desselben zur Currentschrift und zum früheren oder mittleren 14. Jahrhundert bestimmt zu behaupten. Hss., wie die der *Cronica del Rey don Rodrigo* aus der National-Bibliothek zu Madrid und die der *Edades trovadas* aus der dortigen Universitäts-Bibliothek,[3] vom Ende des 14. und Anfange des 15. Jahrhunderts sehen durch die steifen Formen fast älter aus, als sie wirklich sind.

8. Die Bücher-Cursive.

Die zuletzt besprochene Cliges-Hs. gibt indes auch noch zu weiteren Beobachtungen Anlass; einige der Buchstaben mit Oberschäften zeigen an der Spitze der letzteren Schleifen, Bildungen also, die auf den Einfluss der Urkundencursive des 13. Jahrhunderts zurückzuführen sind; denn während im 12. Jahrhundert zumeist in den Urkunden Minuskelbuchstaben derselben Grösse und Form wie in den Büchern vorkommen und die ersteren sich von den letzteren nur durch die Besetzung der Ober- und Unterschäfte mit Schlangenlinien und Schnörkeln unterscheiden, beginnt man mit dem 13. Jahrhundert sowohl letztere Zierraten aufzugeben, als auch die Buchstaben kleiner und flüssiger zu gestalten, vor allem aber an der alten Teilung der Oberschäfte bei *b, h, k, l* festhaltend, dieselben trotz ihrer jetzt geringeren Stärke in zwei Teile, eine nach links und eine nach rechts gebogene feine Linie, auslaufen zu lassen; hierbei wird allmählich in demselben Masse als die Ausbildung der linken Seitenlinie vernachlässigt wird, die der rechten immer mehr bevorzugt, bis endlich die erstere ganz und gar in Wegfall kommt und die andere sich zu einer nach dem Schafte zurückgebogenen Schleife entwickelt;[4] nur in der englischen Urkunden-Cursive, die den eigentümlichen dortigen Verhältnissen entsprechend vielfach als Träger französischer Texte erscheint, bleibt neben der Schleifenbildung auf der rechten Seite auch ein Ansatz dazu auf der linken erhalten und geht damit eine unförmliche Verdickung der Oberschäfte Hand in Hand.[5] In jene Bildung werden alsbald auch Buchstaben wie d, f, ſ, wo bisher keine geteilten Schäfte vorlagen, hineingezogen, schliesslich findet sogar eine Übertragung auf die Unterschäfte bei h, p, q statt. Erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts kann es geschehen sein, dass diese Formen auch bei der in Bücher-Hss. gebräuchlichen Schrift Eingang fanden, und dass man überhaupt eine der Urkunden-Cursive nahestehende Schrift auch für Büchertexte zur Anwendung brachte. So wird aus ersterem Grunde selbst

---

[1] *Il codice Cassinese della divina commedia per la prima volta letteralmente messo a stampa per la cura dei monaci Benedittini;* tav. V u. Text p. XXXIII.

[2] *Les livres des assises et des usages dou reaume de Jérusalem ed.* E. H. Kausler.

[3] Amador de los Rios a. O. V, No. 10 u. 8.

[4] Dies tritt in den *Pal. Soc.* pl. 215 abgebildeten Artikeln der *Magna Charta* von 1215 so stark hervor, dass ich einige Zweifel an der Authenticität des Schriftstückes nicht unterdrücken kann.

[5] Auch sonst zeigt die in England seit dem 13. Jahrh. übliche Cursive im ganzen Ductus und in den besonderen Bildungen für g, r und t, sowie in einigen Ligaturen dieser Buchstaben eine deutliche Nachwirkung der altenglischen oder angelsächsischen Currentschrift; französische Urkunden in solcher Schrift geschr. s. Pal. Soc. pl. 220, 255, 258, 259 von 1286, 1339, 1415 u. 1431, dazu ein Büchertext pl. 223 aus der Zeit von 1320—1330.

aus der nicht allzu verlässlichen Abbildung der *Hs.* des *Saint-Graal* aus *Le Mans*[1] zu schliessen sein, dass dieselbe mehr an den Ausgang des 13. Jahrhunderts zu verweisen ist. Die umfänglichsten Berührungen mit der Urkunden-Cursive liegen natürlich bei den buchförmigen Aufzeichnungen von Texten, die mit dem Geschäfts- und Rechtsleben in näherer Beziehung stehen, zu Tage, wie bei dem sog. *Sorbonne-Manuscript* der *Pariser Innungsstatuten*[2] und der *Münchener Hs.* der *Assises de Jérusalem.*[3] Die zweite in ersterem vorkommende Hand würde am ehesten die Annahme der Herausgeber, dass die Hs. noch im 13. Jahrhundert entstanden sei, rechtfertigen; an ihr, die zugleich eine englische Schulung durch die Formen des r und t verrät, ist deutlich der allmähliche Übergang aus der Teilung der Schäfte in die Schleifenbildung bemerkbar; dagegen erscheinen im Bereiche der ersten Hand die Schleifen viel häufiger und regelmässiger und ist auch das am Anfange der Worte stehende f um einen Zug verstärkt, durch den man es leicht für ff halten könnte.[4] Sicherlich älter und entschieden nicht den allerletzten Jahren des 13. Jahrhunderts angehörig ist die *Vaticanische Hs.* des *Poemetto* des *Cielo dal Camo,*[5] die die hier charakterisierte Neubildung noch mehr in ihren Anfängen vor uns entrollt; nicht mit Unrecht vermutet der Herausgeber, dass die Aufzeichnung ihr Dasein einem Florentiner Notar jener Zeit verdanke. Etwas älter könnte vielleicht die *Hs.* der *Disputacion del cuerpo y del alma,* die der Bibliothek der Historischen Akademie in Madrid[6] gehört, sein, da fast nur das f mit einer Schlinge versehen ist, das f in der alten Weise der Urkundenschrift unten nach links umbiegt, das r ebenfalls weit heruntergezogen und nach links gewandt und endlich auch der dritte Schaft des m wie der zweite des n nach unten verlängert sind; vielleicht könnte man auch hier einen spanischen oder südfranzösischen Notar für den Schreiber halten. Im südlichen Frankreich wird nach dem steifen Charakter der Schrift denn auch die Heimat des Schreibers der eben erwähnten *Münchner Hs. der Assises*[7] zu suchen sein, bei dem ständigen Vorkommen der Schleifen wird die Entstehung jedoch getrost ins 14. Jahrhundert gerückt werden müssen.

Innerhalb des 14. Jahrhunderts hat die Bücher-Cursive ebenso wie die Urkundenschrift erhebliche Wandlungen erfahren, ich würde aber den mir hier zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten müssen, wollte ich die veränderten Formen der einzelnen Buchstaben hier einander gegenüberstellen; im Übrigen ist der Schriftcharakter im Allgemeinen ein weit sichereres unterscheidendes Merkmal: je weiter wir ins 14. Jahrhundert hineinkommen, desto mehr verlieren sich die ebenmässigen, sicheren, zierlichen und bei mancherlei eckigen Bildungen doch schwungvollen Züge und machen roheren, unregelmässigeren, bei Anwendung von vielen Rundungen doch steifen Gestalten Platz; namentlich haben die Schleifen in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bei ziemlicher Grösse und einer fast dreieckigen Form doch durch eine geschickte Verlegung des Druckes in den oberen Teil ein recht elegantes Aussehen; auch macht es keinen unangenehmen Eindruck, dass man bei Abkürzungen von den letzten Buchstaben der betreffenden Silben oder Worte

[1] *Le Saint-Graal publié par* Eug. Hucher, Au Mans 1877.

[2] *Histoire générale de Paris. Le Livre des métiers d'Etienne Boileau* a. O. p. 1, 42, 156, 218, 232, 233, 236, 267.

[3] *Le livre etc. ed.* Kausler.

[4] Eine ganz ähnliche Schrift zeigt ein Municipal-Register aus Besançon (*Mus. d. Arch. dép.* pl. XXXIX No. 98), das die Herausgeber auf 13.—14. Jahrh. schätzen.

[5] *Archivio paleogr. Italiano* tav. 8—10.

[6] Amador de los Rios a. O. III, pl. 2 No. 3.

[7] S. Anm. 3 auf dieser Seite.

Paläographie S. 163—181 (Fortsetzung).

Fränkische Minuskel

des 10. Jahrh.

des 11. Jahrh.

des 12. Jahrh.

des 12.—13. Jahrh.

des 13. Jahrh.

südländische Formen.

Gotische Minuskel

des 13. u. 14. Jahrh.

südländische Formen.

Formen des 15. Jahrh.

Currentschrift des 13. Jahrh.

Englische Urk.-Cursive des 13.—14. Jahrh.

2. Hand des Sorbonne-Mscr. des Livre des métiers.

Paläographie S. 163—181 (Schluss).

Cursive des 13. bis 15. Jahrh.

- Poemetto des Cielo del Camo.
- Disputaçion del alma y del cuerpo.
- 1. Hand des Sorbonne-Mscr. des Livre des métiers.
- Ex. codd. Amplonianorum XXXVII.
- Cabinet des manuscrits pl. XLV.
- Libro septenario.
- französischer Boethius de consolatione. 1397.
- De consideratione novissimorum. 1443.
- Pommier de douleur. 1481.

Renaissance-Formen.

- Valerius Maximus. 1412.
- Justinus. 1433.
- Appian; um 1470.
- Astronomische Tafeln. 1509.

Schum fec.



aus zunächst eine feine Linie nach links herüberzieht und unter scharfer Wendung nach rechts an diese erst den kräftigen Abkürzungsstrich ansetzt, während man seit der Mitte des 14. Jahrhunderts sich mit ersterer Linie begnügt oder den Strich frei über die der Abkürzung unterworfene Stelle setzt; übrigens erhält dies Abkürzungszeichen alsdann mehr die Form eines Bogens als einer geraden Linie; vor allem wird aber dadurch der Gesamtcharakter der Schrift ein anderer, dass die Verbindung der Schäfte in m, n und u im 14. Jahrhundert mehr und mehr von der älteren, in der heutigen sog. lateinischen Bücherschrift üblichen Form zu der jetzt noch in der sog. deutschen gebräuchlichen übergeht.[1] Leider sind mir keine Facsimiles von Hss. französischer Werke in Cursive aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zugänglich und kann ich als Belege für die obige Schilderung nur auf die Abbildungen einiger in Frankreich entstandener, jetzt in Erfurt befindlicher Abschriften lateinischer Werke von 1336 und 1342[2] verweisen; ziemlich aus der Mitte des 14. Jahrhunderts wird das *Manuscrit dit de la Mare* des *Livre des métiers*[3] stammen; ganz gut veranschaulichen die Besitz- und Preisnotizen in einigen Pariser, ehemals dem Königlichen Hause und angesehenen französischen Grossen des 14. Jahrhunderts gehörigen Hss.[4] die oben geschilderten Wandlungen der Cursivschrift; den Ausgang der Entwickelung bezeichnen schon die uns erhaltenen Kataloge der Bibliotheken des Herzogs von Berry und des Louvre von 1402 und 1413,[5] so dass der in der Diözese von Vannes geschriebene französische *Boethius de consolatione,*[6] obwohl er fünf Jahre vor ersterer Hs. geschrieben ist, doch erheblich älter aussieht. Nach Vergleich mit diesen Proben dürfte das Alter eines cursiv geschriebenen *Dante-Codex,* der sich im Benediktinerkloster zu *Catania*[7] befindet, um mehr als ein viertel Jahrhundert unterschätzt sein; die Besitzer wollen ihn ohne zwingende Gründe und obwohl sie selbst ausdrücklich zugeben, dass die Orthographie noch die des 14. Jahrhunderts sei, in die Mitte des 15. setzen; die Schrift zeichnet sich mehr durch eine eigentümliche Bildung des a und e aus, als durch die für Italien bezeichnende Steifheit des Ductus; weit besser ist letztere an dem sog. *Codex Philippinus* des *Dante*[8] ausgeprägt und glauben die Herausgeber ihn als besonders charakteristisch für eine Entstehung der Hs. in Neapel und in der anjevinischen Periode ansehen zu müssen. Eine seltsame Vereinigung der Eigenarten beider zuletzt genannter Hss. verrät ein gleichfalls von den Casinesen herausgegebener *Boccaccio-Codex,*[9] der mit Rücksicht auf eine grössere Roheit der Schrift für etwas jünger zu halten, aber immer doch erst in den Anfang des 15. Jahrhunderts zu setzen sein würde. — In spanischen Cursiv-Hss. bemerkt man neben der Fortdauer des alten Ductus hingegen auch einige absonderliche Buchstabenformen: der Schaft des r wird überall stark nach unten verlängert und der Haken mehr in Gestalt eines kleinen Querbalkens an der Spitze des Schaftes angesetzt und das ſ mit einem Doppel-

[1] Von Einzelheiten würde nur hervorzuheben sein, dass der Punkt statt der Striche über dem i vor Mitte des 14. Jahrh. selten erscheint, die Striche daneben aber noch bis zum Ausgange des Mittelalters verwendet werden.

[2] *Ex. codd. Ampl.* Taf. XXXVII u. XLI.

[3] *Hist. gén. d. Par. Le livr. d. mét.* a. O. p. 1.

[4] *Cab. d. manuscr.* pl. XLV No. 1, 2, 7, 9, 11, XLVI No. 4, XLVII No. 1, XLIX No. 5—9.

[5] *Cab. d. manuscr.* pl. XLVII No 2 u. pl XLVIII.

[6] de Wailly a. O. pl. IX No. 6. Ähnlich u. gleichalterig ist auch die *Oxforder Hs.* des *Prince noir.*

[7] *Il codice Cassinese* a. O. p. 569.

[8] Ebenda tav. VI; auch an den Glossen soll die Anfertigung um 1350 ersichtlich sein.

[9] Ebenda tav. II No. 2.

schafte versehen, wie es anderweit nur bei f vorkommt;[1] hierin stimmen die Hss. des Escorial der *Vida de S. Maria Egipciaqua* und des *Poema de Ferran Gonzalez,* des *Toletaner Libro septenario,*[2] wie der Codex der *Foros de Santarem* von 1347,[3] dessen Schrift freilich eher zur Minuskel zu rechnen ist, mit allerlei von Merino gegebenen Urkunden aus der Zeit von 1278 bis 1408[4] überein.

Das weitere 15. Jahrhundert hat der Verwilderung und Roheit an der Cursivschrift keinen Einhalt gethan, sondern nur eine stetige Zunahme jener wenig lobenswerten Eigenschaften gezeitigt; hiervon überzeugt jeder Blick auf die *Pariser Hs.* einer *Predigt Gersons* von 1405, des *Sommaire des psaumes* von 1415, des *französischen Hippocrates* und *Galen* von 1430, des *liber de consideratione novissimorum* von 1443 und des *Doctrinal des simples gens* von 1474.[5] Ein Vergleich der *Leipziger Hs.* der *Prosa-Version* des *Cliges*[6] wie der *Vaticanischen Hs.* des *Mystère du siége d'Orléans*[7] mit den beiden zuletzt genannten Proben lehrt, dass jene dem Alter nach zwischen diese einzureihen sind. Mit den 70er Jahren des 15. Jahrhunderts bürgern sich indes wie in der Minuskel so auch in der Cursive bessere, ja man könnte sagen übertrieben gezierte Formen ein, von denen ein *Breviarium Parisiense* von 1472[8] und der *Pariser pommier de douleur* von 1481[9] eine anschauliche Probe geben; etwas von ähnlichem Charakter trägt der auch dem späteren 15. Jahrhundert angehörige 1. Teil einer *Pariser Lieder-Hs.*[10] an sich; die jüngeren Teile der letzteren zeigen noch mehr eine Fortbildung der weniger regelmässigen Cursive, wenn auch nicht in der Ungebundenheit wie sie noch Anfangs des 16. Jahrhunderts in den aus dem bürgerlichen Geschäftsleben hervorgegangenen Schriftstücken, wie z. B. in den Aufzeichnungen über die Aufführung des Mysteriums der h. 3 Könige zu Romans im Jahre 1509 und die dabei erwachsenen Kosten,[11] vorkommt. Nicht allzuviel verschieden von der Schrift jener Liederhss. ist die des *Codex Colocci-Brancuti* mit dem *Canzoniere Portoghese;*[12] ich vermag ihr darum die vom Herausgeber behauptete italienische Schulung des ausgehenden 15. oder beginnenden 16. Jahrhunderts nicht anzusehen.

9. Die Schrift der Renaissance.

Die hier zuletzt geschilderten Wandlungen können nur im engsten Zusammenhange mit dem grossen Umschwunge stehen, der mit dem früheren 15. Jahrhundert von Italien aus sich Bahn brechend, allmählich seinen Zug durch ganz Europa antrat und, wie alle Zweige der Wissenschaft und

---

[1] Siehe oben S. 178 Anm. 4.
[2] Amador de los Rios a. O. III, pl. 2 No. 2, 7 u. 9.
[3] *Monumenta Portugaliae* I, 161.
[4] A. O., lam. 21—23 u. 29.
[5] *Cab. d. manuscr.* XLIX No. 1, 3, 2, 5 u. L No. 3; letzterer ähnelt auch die Pariser Hs. der *Vie et mystère de S. Vincent* bei de Wailly pl. X No. 6 v. 1476. Ins Jahr 1416 gehört schon die in Cursive hergestellte *Pariser Hs.* des *Roman en vers de Girart de Rossillon* — publié — par Mignard (Paris-Dijon 1858, mit 9 Taf.).
[6] Photographien im Besitze von W. Foerster in Bonn.
[7] *Doc. inédits sur l'hist. d. France,* tom. 58.
[8] De Wailly pl. X No. 5.
[9] *Cab. d. mscr.* pl. L No. 8.
[10] *Chansons du XVe siècle publiées par* Gaston Paris. *Soc. d. anciens textes fr.* tom. II.
[11] *Composition, mise en scène et représentation du mystère des trois Doms joué à Romans —1509, d'après un mscr. du temps publ. par* M. Giraud. Lyon 1848.
[12] *Communicazioni delle bibliotheche di Roma per lo studio delle lingue et delle letterature Romanze a cura di* E. Monaci. Vol. II. *Il canz. Portog. Col.-Branc. publicato da* Enrico Molteni; p. VIII: *Nel testo si distinguono tre scritture — tutte di scuola Italiana.*

Kultur, so auch das Gebiet der handschriftlichen Litteratur durchdrang, allerdings konnte man für letzteres nicht so, wie es in der Epigraphik geschah, auf die Vorlagen des klassischen Altertumes zurückgreifen; die Hss. der klassischen lateinischen Litteratur, die man den neuen Studien zu Grunde legte und die man für die Zwecke derselben vervielfältigte, scheinen vorwiegend dem 12. Jahrhundert oder dem früheren 13. Jahrhundert angehört zu haben; die damalige Nachahmung der älteren Minuskel ist, wie aus der 1433 in Italien geschriebenen *Justinus-Hs.* des Brittischen Museums[1] hervorgeht, eine überaus geschickte und täuschende; an kleinen Zügen nur, wie an dem Vorkommen des Punktes über dem i und dem Ersatze des m am Schlusse der Worte durch ein ʒ-artiges Zeichen, würde z. B. der dem Brittischen Museum gehörige Codex des *Valerius Maximus*[2] seine Entstehung in Italien und in der ersten Zeit der Renaissance verraten, wenn er nicht mit dem ausdrücklichen Vermerke versehen wäre, dass ihn ein Filipinus de Gandinonibus 1412 geschrieben habe. Daneben liebte man es, Formen anzuwenden, die sich weniger streng an die alten Muster halten, aber doch einen unverkennbaren Einfluss der modernen Nachbildung derselben zeigen; in solchen bewegen sich einige lateinische Hss. der Pariser Bibliothek wie die des *Petrus Paduanus de venenis,* die noch der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts angehören soll, die eines *Caesar de bello Gallico* von 1461 und die eines *Appian* aus der Zeit um 1470,[3] doch steht fest, dass der Schreiber der ersten derselben ein Italiener war; von französischen Texten in dieser Schrift aber mit mehr cursivem Charakter ist mir nur eine *astronomische Abhandlung* vom Jahre 1519 bekannt geworden.[4] Überaus allmählich scheint sich im Laufe des 16. Jahrhunderts diese Renaissance-Cursive erst in Frankreich verbreitet zu haben und es ist nicht unmöglich, dass die mit dem Jahre 1501 beginnende Verwendung ähnlicher Schriftformen in den aus der Officin des Aldus Manutius hervorgegangenen Druckausgaben lateinischer Klassiker erst einen durchschlagenden Einfluss geübt hat.[5] — Selbst Spanien hat sich jener Entwickelung nicht ganz entziehen können, wenn auch der alte eigene Ductus nicht vollständig verdrängt wurde; die *Madrider Hs.* des *Cancionero de Estuñiga*,[6] die augenscheinlich eine moderne Nachbildung der Minuskel des 12. Jahrhunderts ist, kann nur ein Produkt der heimischen Schreibkunst sein. Wie diese Schrift im weiteren 16. Jahrhundert unter der zunehmenden Verbreitung der Kenntnis der Schreibkunst sich in Italien entwickelte, zeigen die Bemerkungen des Angelo Colocci zum Poemetto des Cielo aus einer zweiten vaticanischen Hs. und von der spanischen Kalligraphie im 16. und 17. Jahrhundert macht man sich am Besten ein Bild aus einigen uns erhaltenen Schriftvorlagen, durch deren Publikation sich hie und da Schreiblehrer einzuführen suchten;[8] nur scheint sich das schreibende Publikum recht wenig an solche Muster gehalten zu haben; an flüchtigen und verzerrten Formen übertreffen spanische Akten jener Zeit alles bisher

---

[1] *Pal. Soc.* pl. 252.

[2] *Pal. Soc.* pl. 250. Einige Keime zu Renaissanceformen zeigt der auf S. 179 Anm. 9 erwähnte Boccaccio.

[3] *Cab. d. manuscr.* pl. XLIX No. 4, pl. L No. 1 u. 5.

[4] De Wailly a. O. pl. X No. 9

[5] Vgl. auch C. Paoli, *programma di paleografia e diplomatica,* Firenze 1880. Noch 1595 bediente man sich in der Kanzlei König Heinr. IV. von Frankr. einer gezierten und schnörkeligen Schrift, die nur aus der alten heimischen hervorgegangen sein kann. *Mus. d. Arch. dép.* pl 56 No. 152.

[6] Amador de los Rios a. O. VI. No. 9.

[7] *Arch. pal. Ital.* tav. 12—15.

[8] Merino a. O. lam. 46—48 für die Zeit von 1547—1719.

dagewesene, doch verläugnen sie bis zum letzten Augenblicke nicht den herkömmlichen steifen Schwung, der wohl als ein Ausdruck der auf anderen Gebieten sprichwörtlich gewordenen spanischen Grandezza anzusehen ist. In Bücher-Hs. soweit dieselben neben dem Drucke überhaupt noch in Betracht kommen, werden überall dieselben Formen wie in Urkunden und Briefen nunmehr zur Anwendung gebracht.

III. PALÄOGRAPHIE DER URKUNDEN.

Bedarf hiernach auch die Paläographie der Urkunden des späteren Mittelalters keiner besonderen Erörterung, so sind doch für die älteren Perioden einige Bemerkungen nachzutragen. Lange noch erkennt man in der in den Urkunden der französischen Könige gebräuchlichen Schrift den Zusammenhang mit der karolingischen Kanzlei-Cursive, die ihrerseits überaus nachhaltig noch die Überlieferungen der merowingischen Zeit aufrecht erhielt; erst mit dem 11. Jahrhundert trifft man auf Gestalten, die mit Sicherheit als minuskelartige bezeichnet werden können, dieselben unterscheiden sich oft nur durch stärkere Verlängerungen der Ober- und Unterschäfte von der Bücherschrift, nicht immer durch die Besetzung der Schäfte mit Schleifen und Verzierungen, wie es bei der Schrift der deutschen Königs- und Kaiserkanzlei der Fall war; diese Formen sind entweder nicht zu mustergültigen für die Kanzlei der französischen Könige erhoben worden oder man hat in Frankreich in noch grösserem Umfange, als es in Deutschland zulässig war, die Texte selbst königlicher Urkunden durch die Empfänger schreiben lassen; die Urkunden der geistlichen und weltlichen Grosswürdenträger bewegen sich daher im späteren 11. Jahrhundert, sowie während des 12. Jahrhunderts mehr in den einfachen unverzierten Formen der Bücher-Minuskel.[1] Eher haben in Italien, soweit das deutsche Königtum im Kaisertume Anerkennung fand, die Urkunden desselben auch für die der weltlichen und geistlichen Fürsten ein vielfach nachgeahmtes Muster abgegeben; nur die römische Curie und die unteritalienischen Herzogtümer haben sich einem solchen Herrschaftsverhältnis entzogen; erst die in der sicilianischen Königskanzlei üblichen Schriftformen, die am letzten Ende wohl auf französische Grundlagen zurückgehen, haben in den Herzogtümern die auf alt-heimischen Überlieferungen beruhende Cursive, die sich mit Elementen der römischen Curialschrift wie griechischer Geschäftsschrift gemischt hatte, zur selben Zeit verdrängt, wo in Rom die alte Kanzleischrift aufgegeben wurde; ja sie haben seit der Vereinigung Siciliens mit Deutschland teils unmittelbar, teils in Verbindung mit dem römischen Urkundenwesen eine Veränderung in der äusseren Ausstattung der Kaiserurkunden herbeigeführt: kleinere schwungvolle Gestalten erhalten seit Friedrich II. auch hier jetzt den Vorzug vor den grösseren ungeschlachten, die bisher in Geltung waren,[2] und mehr und mehr gleicht sich der Unterschied, der hinsichtlich der Schrift zwischen königlichen und Privaturkunden bisher bestand, aus. Es fehlt leider noch an einer systematischen Publikation von Facsimiles französischer Königsurkunden vom Ausgange des 12. und vom Beginne des 13. Jahrhunderts, um zu beurteilen, in wie weit die französische Königskanzlei bei letzterer Neuerung selbständig vorangegangen oder einem

---

[1] Siehe auch A. Luchaire, *Etudes sur les actes de Louis VII.*

[2] F. Philippi, *Zur Gesch. der Reichskanzlei unter den letzten Staufern;* Münster i. W. 1885. S. 24.

von Sicilien oder von Deutschland gegebenen Beispiele gefolgt ist. Wie sich auf solchen Grundlagen allmählich eine Cursivschrift ausgebildet hat, ist oben schon gezeigt worden; es erübrigt daher hier nur noch zu bemerken, dass wie Current- und Cursivschrift nunmehr in Bücher-Hss. zur Anwendung kamen, doch auch die Minuskel sich in Urkunden noch lange hielt; gerade in einer grossen Zahl der im Originale erhaltenen, ältesten Urkunden in französischer Sprache hat man sich ihrer noch bedient.[1]

In Spanien ist zu keiner Zeit und in keinem der verschiedenen Königreiche eine besondere Kanzleischrift nachweisbar: wie bis ins 12. Jahrhundert hinein die westgotischen Formen in gleicher Weise in den königlichen Diplomen und in den Urkunden aller anderen Kreise vorkommen, so trifft man später überall regel- und unterschiedslos auf Minuskel-, Current- und Cursivschriften, die zum Teil mit dem spezifischen spanischen Gepräge behaftet sind, zum Teil desselben entbehren; eine *Urkunde Kg. Alfons' VII. von Çastilien* vom Jahre 1149[2] ist in einer Minuskel geschrieben, die man in einer deutschen Bücher-Hs. anzutreffen sich nicht wundern würde; eher würde man die Schrift in einer *Urkunde des spanischen Grafen Rodrigue le Velu* von 1164[3] als diplomatische Minuskel mit südländischem Anstrich ansehen können. — Ganz eigentümlich verwickelte Verhältnisse herrschten überdies noch in Italien; hier vor allem war auf Grund der bestehenden Rechtsverhältnisse der Kreis der Urkundenden ein weit grösserer als irgendwo anders; hier bestand seit Alters das Institut der Notare, deren Beruf es war, über die Rechtsgeschäfte Privater urkundliche Aufzeichnungen zu liefern, und die Stürme der Völkerwanderung waren nicht im Stande gewesen, die Existenz desselben zu erschüttern; es hat sich vielmehr ebensowohl unter der gotischen Herrschaft wie unter der der Langobarden behauptet; die Schriftformen, deren man sich in den einschlägigen Aktenstücken bedient, sind weiter nichts als Weiterbildungen der römischen Cursivschrift, die sich je später desto sicherer und deutlicher von der auf gleichem Boden erwachsenen langobardischen Cursive abheben; leider haben die Notare in der Eile des Geschäftsverkehres wenig Gewicht auf ein sauberes und gefälligeres Äussere ihrer Instrumente gelegt; wie sie am meisten die Sprache nachlässig behandeln, sich am ehesten den Formen der Volks- und Verkehrssprache zugänglich zeigen, so wählen sie auch unregelmässige und fehlerhafte Blätter für ihre Aufzeichnungen und gestalten die an sich schon verwickelte und verwilderte Schrift immer roher und undeutlicher;[4] nur wer selbst einen Blick in den oft reichen Vorrat eines italienischen Archives an älteren Notariatsinstrumenten zu werfen Gelegenheit hatte, kann sich eine Vorstellung von dem in letzteren herrschenden Verfalle der Schrift machen; man hat es eben noch nicht gewagt, diesen Zustand scharf charakterisierende Stücke abzubilden; was Da Gloria an Proben aus diesem Gebiete gibt,[5] ist noch recht zahm zu nennen.[6] Seit dem 9. Jahrhundert trat wohl unter dem Einflusse der karolingischen Schriftreform auch in der Schrift der Notariatsinstrumente in Norditalien und Südfrankreich eine gewisse

[1] *Mus. d. Arch. dép.* pl. XXVIII No. 58 v. 1204. *Recueil de facsim. à l'usage de l'Ecole des chartes* No. 46 v. 1213, No. 47 v. 1220, No. 49 v. 1222, No. 51 v. 1229, No. 4 v. 1230.

[2] *Mus. d. Arch. dép.* pl XXV No. 40.

[3] Ebenda pl. XXV No. 44.

[4] Siehe Fumagalli a. O. I, tav. II von 735.

[5] A. O. Atlas. Taf. XIV No. 10 u. 11 v. 1071 u. 1068, Taf. XXI No. 2 von 1077.

[6] Auch selbst noch *Cod. dipl. Cavensis* IV No. 656 von 1012 in Cursive mit langobardischen u. griechischen Unterschriften, weniger schon die Tafeln in den *Mon. Neapolit. ducatus.*

Besserung ein,[1] aber in Mittel- und Unteritalien hat man um so zäher am Alten festgehalten und immer grössere Verwilderung einreissen lassen, bis Kaiser Friedrich II. den Notaren die Anwendung der anderweit üblichen Urkundenschrift bei Strafe befahl. Bürgerten sich hiernach bei den Notaren die für jene Zeit modernen Cursivformen ziemlich schnell ein, so zeichnen sich alsbald doch wieder die Notariatsinstrumente durch flüchtige und abkürzungsreiche Schriftzüge aus; im westlichen Norditalien, Südfrankreich und Nordspanien kommt namentlich während des 13. Jahrhunderts der an der Bücherschrift bemerkbare eigentümliche Ductus in den Notariatsakten zu besonders scharfem Ausdruck; für ihn dürfte eine *Urkunde* eines *Bischofs von Urgel* von 1244,[2] durch den Stiftsnotar Bernhard aufgenommen, recht bezeichnend sein. Wohl zu beachten für die Beurteilung der Schrift bleibt überdies ein Umstand, der neuerdings in Deutschland zuerst aufgegriffen und an der Hand schlagender Beweismittel näher verfolgt worden ist,[3] dass nämlich entgegen dem bisherigen Glauben bis ins 14. Jahrhundert hinein eine grosse Zahl angesehener weltlicher Fürsten kein eigenes Kanzleipersonal für Urkundenausfertigungen besessen hat, sondern vielfach die in ihrem Namen ergangenen Diplome vom Empfänger, namentlich, wenn derselbe eine geistliche Stiftung war, ausgefertigt und nur erst durch Aufdrücken oder Anhängen eines Siegels des Ausstellers als urkundliche Zeugnisse desselben gekennzeichnet wurden; die Bevollmächtigten der Aussteller haben nachweislich mit dem Siegelstempel oder einem zum Befestigen an der Urkunde vorbereiteten Abdrucke desselben oft weite Reisen bis zum Urkundenschreiber oder umgekehrt letzterer mit dem Blanquet zum Aussteller gemacht. Es kann nicht fraglich sein, dass Deutschland in diesen Gebräuchen nicht allein gestanden haben sollte, vielmehr steht zu erwarten, dass nähere Untersuchungen von älteren Urkunden aus Ländern romanischer Zunge zu ähnlichen Ergebnissen führen werden. Lässt sich auf diese Weise vielleicht auch das Vorkommen von nicht kanzleigemässer und nicht zu den vorkommenden Ortsangaben passender Schrift erklären und dürfen so sonst sich gegen die Echtheit des Stückes erhebende Verdächtigungen bekämpft werden, so ist das Vorhandensein einer zeitgemässen Schrift unbedingt erforderlich, um die vorliegende Ausfertigung eines Diplomes für die echte und ursprüngliche zu halten; jede Differenz nach dieser Seite muss den Verdacht erwecken, dass man es mit einer Abschrift oder einer Fälschung zu thun hat; der Gedanke an eine Fälschung liegt um so näher, wenn an einzelnen Punkten des Schriftstückes Formen erscheinen, die jünger sind, als die in der angeblichen Entstehungszeit üblichen, an anderen Stellen dazu nicht ganz geschickte Nachahmungen der letzteren zu Tage treten. Neuere Forschungen[4] haben indes gezeigt, dass man in Deutschland ohne jede dolose Absicht hinsichtlich des Rechtsinhalts der Urkunden Abschriften derselben anfertigte und, ohne sie als solche ausdrücklich zu bezeichnen, in der äusseren Form den Urschriften so ähnlich als möglich zu bilden suchte; man hat sich mit solchen Erneuerungen entweder bei Verlust der Originale beholfen oder hat sie für den Fall eines etwaigen Unterganges der letzteren, so lange dieselben noch existierten, schon vorbereitet.

---

[1] A. Champollion, *Chartes latines, françaises et en langue Romane méridionale publiées pour l'école royale des chartes;* Paris 1841., pl. VIII No 13 u. pl. XV No. 6.
[2] *Rec. d. facs. à l'usage de l'Ec. d. chart.* No. 52.
[3] von Buchwald, *Bischofs- u. Fürstenurkunden des 12. u. 13. Jahrh.* § 50 u. 59.
[4] J. Ficker, *Beiträge zur Urkundenlehre.* § 16, 157, 166.

IV. WEITERE ERSCHEINUNGEN AUF DEM GEBIETE DES URKUNDEN- UND HANDSCHRIFTENWESENS.

1. Besieglung der Urkunden.

Seltener hat man es gewagt, solche Stücke wie die obengeschilderten mit einer von einem Originalsiegel genommenen Nachbildung oder einem anderweit abgelösten echten Siegelabdruck zu versehen: man findet an ihnen zumeist Löcher oder Kreuzschnitte, auf denen ehemals ein aufgedrücktes Siegel seinen Platz gehabt haben könnte, oder seit dem mittleren 12. Jahrhundert Löcher und Schnitte in dem meistenteils noch einmal umgeschlagenen unteren Rande des Blattes, durch die anscheinend die Fäden oder Pergamentstreifen zur Befestigung eines angehangenen Siegels geschlungen gewesen sein sollten. Das Siegel fehlt als das einzige und entscheidende Bekräftigungsmittel fast an keiner mittelalterlichen Urkunde; im Gegenteil pflegt jede an der Urkundenausstellung beteiligte Person ihrer Zustimmung durch Anbringung ihres besonderen Siegels Ausdruck zu geben; die Zahl der an einem Diplom hängenden Siegel kann daher oft eine recht beträchtliche sein[1]; man befestigte sie alsdann nicht allein an dem unteren Rande des Urkundenblattes; vereinzelt griff man zu solchem Verfahren auch wohl ohne durch die Überzahl der Siegel dazu gezwungen zu sein, sondern, wie bei dem Testamente eines Priesters Durand Timothée vom 17. Juni 1245[2], um die Integrität des Schriftstückes und den Verschluss desselben zu sichern; eine Ausnahmestellung nehmen allein durch den Mangel des Siegels die Notariatsinstrumente ein; zur Bekräftigung dient bei ihnen zumeist ein besonderes Zeichen und die Unterschrift des Notars.

2. Die Unterschriften der Urkunden.

Eigenhändige Unterschriften Seitens der urkundenden Personen, namentlich der Könige, erscheinen erst mit Ausgang des 15. Jahrhunderts wieder, während bis ins 14. Jahrhundert monogrammatische Namenszüge, an denen der Inhaber aber schon seit lange nicht einmal mehr einen kleinen Vollziehungsstrich eigenhändig anbrachte, gebräuchlich waren; überhaupt darf man namentlich bei Zeugenunterschriften im Mittelalter trotz der Beischrift «Ego N. N. subscripsi» nur in den seltensten Fällen auf eine eigenhändige Unterfertigung seitens des dort Genannten schliessen: derselbe hat zumeist nicht einmal das als Handmal dienende Kreuz oder einen Teil desselben eigenhändig geliefert, sondern die Unterschrift nur durch Auflegen der Hand bekräftigt, die Beischrift rührt in der Regel von einem Secretär desselben oder vom Notar, der den übrigen Urkundentext schrieb, her.

3. Teilbriefe.

Bei Abschluss von Verträgen zwischen mehreren Parteien, deren jede mit einer Ausfertigung der Vertragsurkunde versehen wurde, hatte man in England wie es scheint zuerst,[3] ein weiteres Sicherungsmittel für die Echtheit in der äusseren Gestaltung ausfindig gemacht: man schrieb die verschiedenen gleichlautenden Ausfertigungen auf ein einziges Pergamentstück, trug zwischen den betreffenden Textspalten Alphabete, Namen, Anrufungen heiliger Personen,

---

[1] 10 wie an der Urk. über den Frieden von Cajarc vom 10. Januar 1249 *(Mus. d. Arch. dép.* pl. XXXVI No. 84 u. Titelblatt) sind noch nicht zu viel.

[2] Ebenda pl. XXXV bis.

[3] *Nouv. trait.* I, 358—384 u. pl. 1.

vielleicht auch bildliche Darstellungen ein und zerlegte an diesen Stellen das Blatt anfänglich durch einen geraden, später durch gezahnte und gewellte Schnitte in seine verschiedenen Teile; solche *Chirographa* und *chartae excisae* oder *indentatae* kommen in Frankreich seit Ende des 10. Jahrhunderts öfters vor[1] und scheint ihr Gebrauch vornehmlich auch in Spanien Anklang gefunden zu haben.

4. Die Datierungen der Urkunden.

Verbietet Zweck und Anlage des «Grundrisses» an sich schon noch weiter hier auf die äusseren Merkmale der Urkunden einzugehen,[2] so muss aus der Zahl der inneren Merkmale auf eine Besprechung der einzelnen Formelteile und ihres Aufbaus in sog. Dictat verzichtet werden und darf im Anschluss an einige Bemerkungen über chronologische Verhältnisse nur die Sprache der Diplome etwas ausführlicher berührt werden. Hinsichtlich der urkundlichen Zeitangaben muss vor allem die zumeist von lokalen Verhältnissen überaus abhängige Verschiedenheit der Jahresanfänge mit Weihnachten, Mariae Verkündigung und Ostern betont werden; die Rechnung nach dem Marien- und Osterjahre behauptete in Italien und Südfrankreich überaus lange den Vorrang vor der nach dem Weihnachtsfeste und nach dem alt-römischen Kalender und wurden jenen Zeitbestimmungen ausserdem noch durch die schwankende Anwendung des Calculus Pisanus und Florentinus verwickelt und verwirrt[3]; in Spanien kommt überdies noch die weitere Verbindung mit der dort allein heimischen eigenen Ära hinzu; dieselbe zählt 38 Einheiten mehr als die Incarnationsrechnung, die sich seit der späteren Karolingerzeit erst fester einbürgerte, und ist zu beachten, dass später das Wort «aera» gleichbedeutend mit «anno» gebraucht worden zu sein scheint, da die begleitenden Ordinalzahlen im Femininum stehen. Nach neueren Erfahrungen ist zudem eine Prüfung der Frage erforderlich: auf welchen Punkt des durch die Ausstellung der Urkunde gesicherten Rechtsgeschäftes beziehen sich die angeführten Zeitangaben? Es kann die Rechtshandlung, die Beurkundung oder die Behändigung sein, die durch sie chronologisch festgelegt werden soll. Die Mehrzahl der uns erhaltenen mittelalterlichen Urkunden sind als Reinschriften anzusehen, die oft längere Zeit nach der von ihnen berichteten Thatsache auf Grund von Concepten und Vorakten angefertigt worden sind. Nicht zu selten ist man hierbei ebenso wie bei Bestätigungen und Erneuerungen älterer Urkunden recht mechanisch verfahren und hat aus den Vorlagen Angaben mit herüber genommen, die mit den durch die Neuausfertigung erforderlichen Zuthaten im Widerspruch stehen; absichtliche Vor- und Zurückdatierungen tragen ferner gelegentlich noch zur Vermehrung der Verwickelung bei. Ähnliche Bewandtnis hat es oft mit den aufgeführten Zeugenreihen: während man früher Urkunden deshalb ohne Weiteres als gefälscht verwarf, weil unter den Zeugen eine Persönlichkeit genannt wurde, die zu der am Schluss angegebenen Zeit nicht mehr am Leben war, ist man jetzt dazu gekommen, einen solchen Widerspruch dadurch zu erklären, dass die Zeugennamen sich auf die vor längerer Zeit stattgefundene Handlung oder vorläufige Aufzeichnung, die Zeitangaben der Urkunde auf die

---

[1] Im *Mus. d. Arch. dép.* ist No. 24 auf pl. XVII aus dem 11. Jahrh. das älteste Stück. Die obere Abbildung einer Urk. von 1231 auf pl. XIII der *Chartes latines etc.* von Champollion lässt auf eine 4fache Ausfertigung schliessen. Nordfranz. von 1218 s. *Bibl. de l'Ec. d. ch.* XXXV, 444.

[2] Von den für Ausstellung von Urkunden benutzten Schreibstoffen wird unten unter gleichzeitiger Heranziehung der Bücher-Hss. gesprochen werden.

[3] Siehe H Grotefend, *Handb. der hist. Chronologie.* Hannover 1872. S. 26.

spätere endgültige Ausfertigung oder die Behändigung an den Empfänger beziehen.[1]

5. Die Sprache der Urkunden.

Was die Sprache der Urkunden anlangt, so hat sich im Grossen und Ganzen das Lateinische eigentlich das ganze Mittelalter hindurch als Haupt-Geschäfts-Sprache behauptet: während aber diese Herrschaft des Lateinischen in Deutschland sehr spät erschüttert zu werden anfing — die älteste Königs-Urk. in deutscher Sprache ist jetzt aus dem Jahre 1240 nachgewiesen — und auch selbst in der sog. Neuzeit das fremde Idiom für verschiedene Urkundenarten von der habsburgisch-kaiserlichen Kanzlei noch festgehalten wurde, zeigen sich in Frankreich schon über 50 Jahre früher Versuche die Landes- und Volkssprache zur Geltung zu bringen und geht man seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts sogar offiziell mehrfach mit Verboten gegen den Gebrauch des Lateinischen in den heimischen Urkunden vor.[2] Als älteste nordfranzösische Urkunde, die nicht als Übersetzung eines lateinischen Originals anzusehen sei, galt bislang ein *Diplom* von 1133 für die *Abtei Honnecourt,* doch ist dasselbe neuerdings als Fälschung erwiesen worden;[3] auch alles Übrige, was bisher als Beweismittel für den Gebrauch des Französischen in dieser älteren Zeit beigebracht worden ist, geht auf jüngere Chartularien zurück und schliesst nicht die Möglichkeit einer späteren Übersetzung aus; verbürgter sind aber Stücke, an denen sich ein allmähliges Eindringen der Volkssprache in die lateinischen Texte[4] oder eine deutliche Erinnerung an die lateinische Fassung in stark romanisch gefärbtem Wortlaute erkennen lässt; als älteste in der Urschrift erhaltene und von Beimischung des Lateinischen völlig freie, nordfranzösische Urkunde scheint nach den mir von H. Suchier gütigst zur Verfügung gestellten Materialien nunmehr ein *Diplom aus Cambray* vom Jahre 1197 anzusehen zu sein;[5] von einem wenig jüngeren aus *Douay* ist auch eine Abbildung nachweislich.[6] Auffällig früher hat sich die entsprechende Wandlung vielleicht in Südfrankreich vollzogen, neuerdings ist wenigstens eine in ihrem ganzen Wortlaute provenzalische Urkunde unter dem Namen *carta de Montilisio,* die sich im Original in den Archives de la Drôme befindet und deren Schrift auf eine Entstehung im ausgehenden 11. Jahrhundert weisen soll, veröffentlicht worden.[7] Das älteste abgebildete Stück dieser Art, auf *Conques en Rouergue* (Dép. de l'Aveyron) bezüglich, soll aus der Zeit um 1160 stammen.[8] Als ältestes gascognisches Diplom gibt Luchaire ein Stück vom Jahre 1179.[9] Aus Spanien kannte

---

[1] Siehe J. Ficker, *Beitr. z. Urk.-Lehre,* die in ihrem ganzen Umfange diesen Fragen gewidmet sind.

[2] *Nouv. trait.* IV, 521 werden solche Verbote aus den Jahren 1512, 1529 u. 1539 angeführt; Da Gloria a. O. p. 389 erwähnt noch weitere von 1563 u. 1617. Die späteren Wiederholungen zeugen nur zu deutlich von dem geringen Erfolge der früheren Erlasse.

[3] P. Meyer, *Observations grammaticales sur quelques chartes fausses en langue vulgaire. Bibl. de l'Ec. d. ch. V, 3, 125—138.*

[4] Vornehmlich Eide und schriftliche Treue-Versprechungen wie No. 41 aus dem *Recueil d. facs. à l'us. d. l'Ec. d. chart.* aus der Gegend von Carcassonne und der Schrift nach noch ins 11. Jahrh. gehörig. In den Anfang des 12. Jahrh. würde ein ähnliches Stück bei Champollion, *Chartes rom.* pl. VIII No. 12 zu setzen sein, da in demselben Aldebert II, Bf. von Mende, vorkommt, der nach *Gallia christiana I, 90* sein Amt von 1098—1109 inne gehabt hätte.

[5] Tailliar, *Recueil d'actes du XII. et XIII. siècle en langue Romane-Wallone* No. 2.

[6] *Mus. d. Arch. dép.* pl. XXVIII No. 58. Andere wenig jüngere s. o. S. 183 Anm. 1.

[7] P. Meyer, *Recueil d'anciens textes* p. 159 No. 40.

[8] *Mus. d. Arch. dép.* pl. XXXIII No. 43.

[9] *Recueil de textes de l'ancien dialecte Gascon,* Paris 1881. p. 5.

Merino Originale in castilischem Dialekte von 1173, 1180 und 1193 und das älteste von ihm abgebildete Diplom in dieser Sprache gehört ins Jahr 1206.[1] Lemcke führt dagegen aus Asturien schon den Freibrief der Stadt *Oviedo* von 1145 und die Privilegienbestätigung für *Aviles* durch Alfons VII. von 1155 als Urkunden in der Landessprache auf, doch scheint die Authenticität des ersteren nicht verbürgt und letztere ist nicht frei von den Nachwirkungen der früheren lateinischen Fassungen.[2] Das älteste Belegstück für die Abfassung von vollständigen Diplomen in catalanischer Sprache soll ferner ein *Pfandbrief für das Kloster Roda* von 1171 sein[3]; das vereinzelte Vorkommen von Ausdrücken und Wendungen in der Volkssprache in lateinischen Texten wird auch früher schon daselbst nichts Seltenes gewesen sein. Der Erlass eines Verbotes des Gebrauches des Lateinischen wird hier schon Alphons X. zugeschrieben und ins Jahr 1260 gesetzt,[4] doch ist der erzielte Erfolg ein ebenso wenig durchgreifender gewesen als bei den erwähnten ähnlichen Gesetzen in Frankreich. Später als in den genannten romanischen Ländern kommt die Volkssprache in Italien zur Geltung: als älteste urkundliche Probe sieht man dort nach O. Hartwigs freundlicher Mitteilung das *Testament einer Gräfin Guidi* aus der Zeit von 1250 bis 1260 an; dagegen sollen sardische Urkunden im Volksdialekte schon im 11. Jahrhundert vorkommen, doch entbehren dieselben sämtlich genauerer Daten und ist die Originalität ihrer Überlieferung überaus zweifelhaft.[5] Umgekehrt hat man in Italien auch um so länger am Lateinischen als Geschäftssprache in den Urkunden festgehalten; in der Republik Venedig wurden noch im 17. Jahrhundert lateinische Urkunden ausgestellt und die römische Kirche hat ja heute noch nicht mit jenem Herkommen gebrochen; ein Verbot gegen die Anwendung des Lateinischen in Urkunden erging allein 1560 in Savoyen.[6] Die Abschaffung des Französischen als Urkundensprache in England wurde von Eduard III. 1362 dekretiert.[7]

6. Schreibstoffe für Urkunden und Hss.

Am meisten Einfluss auf die äussere Erscheinung von Urkunden und Bücher-Hss. hat natürlich die Schreibgrundlage, d. h. der Stoff, auf dem man die Schrift anzubringen pflegte, geübt; in dieser Beziehung nimmt das ganze Mittelalter hindurch das Pergament eine dominierende Stellung ein; der in ältester Zeit daneben gebräuchliche Papyrus verschwindet aus den merowingischen Königsurkunden schon gegen Ende des 7. Jahrhunderts, taucht in Italien vereinzelt noch einige Mal in Königsdiplomen des ausgehenden 9. Jahrhunderts auf und kommt auch in der päpstlichen Kanzlei, in der man allein bei dem altertümlichen Gebrauche geblieben war, allmählig während der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts in Abgang; in Büchern ist er bisher nicht über das 10. Jahrhundert hinaus nachgewiesen. Wie der Bedarf des Hauptes der Christenheit an solchem Schreibmaterial in älterer Zeit aus arabischen Fabriken gedeckt wurde, so ist das Abendland durch die Araber in Sicilien wie in Spanien mit dem Gebrauche eines anderen Schreibstoffes, den man

[1] A. O. p. 171 ff. u. lam. 18.
[2] *Handbuch der span. Litteratur* p. 26.
[3] A Helfferich, *Raymundus Lullus* p. 28.
[4] *Nouv. trait.* IV, 525.
[5] So wird das in griechischer Schrift geschriebene Stück, von dem *Bibl. de l'Ec. d. ch.* XXXV, 255 ein Facs. gegeben ist, von den einen ins Jahr 1089, von anderen in die Mitte des 12. Jahrh. gelegt.
[6] Da Gloria a. O. p. 389.
[7] *Nouv. trait.* IV, 515. Der Erfolg war auch nicht durchgreifend s. o. S. 177 Anm. 1.

bisher Baumwollenpapier zu nennen pflegte[1], bekannt gemacht worden; am Sichersten ist der Gebrauch desselben zu Anfang des 12. Jahrhunderts in der sicilischen Königskanzlei verbürgt und wurde er von hier aus durch die Kanzleibeamten Kaiser Friedrichs II. namentlich für Briefe und Rechnungsbücher übernommen, trotzdem dass Friedrich später selbst die Verwendung dieses Papiers für Aktenstücke von beweisender Rechtskraft verbot und wegen der geringen Haltbarkeit des Stoffes ein Umschreiben älterer Urkunden von sog. Baumwollenpapier auf Pergament anordnete.[2] Natürlich sind in derselben Zeit auch Büchertexte auf solches Papier geschrieben worden, ja von jeder Papier-Hs., bei der, wie im *Erfurter Palladius de agricultura,* die Schrift unbedingt auf eine Entstehung im ausgehenden 12. oder beginnenden 13. Jahrhundert weist, ist anzunehmen, dass der als Schreibgrundlage dienende Stoff aus Baumwolle angefertigt ist, und wird man auch nicht irre gehen, wenn man die Heimat einer solchen Hs. zuerst in Italien sucht. Vollständige Sicherheit über das verwendete Material wird man freilich nur mit Hilfe des Mikroskopes gewinnen können, doch kennzeichnet sich das sog. Baumwollenpapier zunächst schon durch eine stärkere unregelmässige Struktur, den Mangel eines Wasserzeichens und durch starkes Ausfasern beim Brechen und Zerreissen. Mit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts trifft man zuerst in Oberitalien und in Spanien, seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts mehr und mehr auch in Frankreich auf ein Papier mit Wasserzeichen und von dünnerer und regelmässigerer Struktur, dessen Herstellung aus Leinenlumpen durch chemische Untersuchungen sich sicherstellen lässt. Mit jenen Wasserzeichen ist wohl nicht minderer Unfug wie in neuerer Zeit mit den Fabrikmarken getrieben worden; einzelne der gewählten Bilder, namentlich der Ochsenkopf, sind vielfach gewiss unbefugt nachgeahmt worden; andere lassen sich mit grösserer Bestimmtheit als Zeichen einer gewissen Herkunft betrachten, so der Drache als Marke für Mailander Fabrikat, gekreuzte Schlüssel für Herkunft aus päpstlichen Gebieten, ein Turm für Anfertigung in Castilien; die Lilie und das Beil lassen wohl auf französische und ein Minuskel-p auf flandrische Abstammung schliessen. Das italienische Papier zeichnet sich ausserdem durch eine grössere Feinheit, bessere Appretur und besonderen Glanz vor den übrigen Fabrikaten aus; es scheint hier gewissermassen der Unterschied, der schon zwischen dem Pergamente der südlicheren und nördlicheren Gebiete Europas bestand, fortzuwirken; die Pergament-Blätter aus Spanien, Italien und dem südlichen Frankreich sind nämlich viel dünner, feiner und glatter als die aus dem nördlichen Frankreich und Deutschland; vielfach bemerkt man bei ersteren einen eigentümlichen Unterschied zwischen den beiden Blattseiten; die ehemalige Fleischseite ist auffällig weiss, während die Haarseite gelblich oder graulich scheint; dieser Unterschied wird bei Urkunden noch dadurch verstärkt, dass man die Fleischseite calcinirte, d. h. mit einem weissen Kalküberzuge versah; man pflegte das so beschaffene Pergament bisher als italienisches zu bezeichnen; es würde vielleicht entsprechender sein, hiernach von südländischem Pergamente oder Pergament mit südländischem

---

[1] C. M. Briquet bestreitet zwar im Journal de Genêve 1884, X, 29 unter der Überschrift: *la légende paléographique du papier de coton,* den Gebrauch der Baumwolle zur Papierfabrikation während des Mittelalters, doch ist diesen Zweifeln, wie C. Paoli im *Archivio storico Italiano XIV (1884), 230 (Carta di cotone e carta di lino)* zeigt, nicht in jenem Umfange nachzugeben. In der gleich zu erwähnenden Erfurter Hs. des Palladius aus dem frühen 13. Jahrh. *(Ex. codd. Ampl. Taf. XV)* wurde durch eine, auf meine Veranlassung unternommene chemisch-mikroskopische Untersuchung das Vorhandensein der Baumwollenfaser im Papier festgestellt. Weitere ähnliche Notizen giebt Th. Sickel in der *Histor. Ztschr.* XXVII, 446.

[2] Wattenbach, *Schriftw.* S. 121 u. 122.

Anstriche zu sprechen. Neben Pergament und den verschiedenen Papiersorten sind für Concepte und Rechnungsbücher während des ganzen Mittelalters und bis auf unser Jahrhundert Wachstafeln im Gebrauch gewesen und haben sich namentlich aus Frankreich einige hervorragend charakteristische Proben für diese Sitte aus älterer und neuerer Zeit erhalten.

7. Äussere Form der Urkunden und Handschriften.

Auf die Gestalt der Hss. hat der Ersatz des Pergamentes durch Papier keinen verändernden Einfluss geübt; selbst Papyrus, soweit derselbe hier in Betracht kommt, wird nicht mehr in Rollengestalt, sondern in Buchform verwendet; nur bei umfangreichen Urkunden, wie Notariatsinstrumenten, in die zahlreiche Copien anderer Akten oder Zeugenaussagen aufzunehmen waren und bei denen man eine Anzahl von grossen Pergamentblättern durch Einflechten von Streifen[1], die an den Enden obendrein mit Siegeln versehen werden konnten, zusammenfügen musste, griff man der bequemeren Aufbewahrung wegen im späteren Mittelalter wieder manchmal auf die alte Rollenform zurück; vereinzelt wählte man auch in ähnlichen Fällen die Buchform, indem man die Siegelfäden durch die einzelnen Hefte zog und die unten in entsprechender Länge heraus hängenden Enden der ersteren zur Anbringung des Siegels benutzte. Sonst beschrieb man bei Urkunden grundsätzlich nur die eine Seite des Pergamentblattes und faltete dasselbe mehrfach zusammen, so dass nur die unbeschriebene Seite nach aussen kam; auf letzterer angebrachte, grössere schriftliche Eintragungen wären doch zu leicht Verletzungen ausgesetzt gewesen. Die Grösse der verwendeten Blätter war ganz und gar von dem Umfange des aufzunehmenden Textes abhängig; nur in älterer Zeit wählte man bei besonders feierlichen Ausfertigungen wohl auch Blätter von stattlicher Grösse für minder umfängliche Texte; später findet man je nach Bedürfnis allerhand Abstufungen von kleinen und unscheinbaren Streifchen und Blättern bis zu einer Grösse, wie sie die Natur eben noch zu schaffen im Stande war; man nahm es alsdann auch nicht allzu genau mit etwa vorhandenen Löchern und Schnitten, unvollständigen und unsymmetrischen Rändern; die Notare hatten von jeher selbst bei kleineren Stücken hierauf kein Gewicht gelegt und lassen sich ihre Instrumente sehr oft schon an der unregelmässigen, vom Rechteck abweichenden äusseren Gestalt erkennen. — Das bei Hss. in Buchform eingehaltene Format ist seit dem 12. Jahrhundert ein überaus schwankendes; während man vorher für wichtigere Werke einer grösseren Quartgestalt den Vorzug zu geben pflegte, bewegt man sich seitdem ohne feste Regel in allen Formaten zwischen der grössten Folioform und dem kleinsten Oktav oder Duodez. Die Stärke der Bände hing zumeist von dem Inhalte ab; man vermied es gern, ein einheitliches Werk auf mehrere Bände zu verteilen; diese Bände setzten sich regelmässig aus einer Anzahl von Heften, die man durch Zusammenbrechen und Zusammenheften von je 2—8 Pergament- oder Papierblättern herstellte, zusammen; Hefte zu 8 Lagen sind in älterer Zeit noch selten, wogegen bei Papier-Hss. des 14. und 15. Jahrhunderts selbst diese Stärke noch überschritten wird; am Beliebtesten waren immer die Hefte von 4 Lagen, die man *quaterniones*, *quaternos*, *caternas* oder *cahiers* nannte. In der Zeit des Überganges vom Pergament zum Papier kommt man jedenfalls aus Misstrauen gegen die Haltbarkeit des letzteren zu der eigentümlichen Mode bei sonstiger Anwendung von Papier für die äussere und innere Lage Pergament zu wählen; als man sich endlich auch hiervon

[1] Siehe z. B. die *Charte de Montsaunès* von 1179, abgebildet bei Luchaire, *Recueil de textes de l'ancien dialecte Gascon*.

emancipierte, legte man wenigstens unter die Heftfäden innen wie aussen schmale Pergamentstreifen unter, und benutzte, um das Material hierzu zu gewinnen, nicht selten Bruchstücke von älteren, vielleicht unvollständigen, für uns oft durchaus nicht wertlosen Hss.; aus solchen Streifen ist es z. B. gelungen das oben S. 176 erwähnte *Erfurter Fragment des Aspremont im lothringischen Dialecte* zusammenzufügen. Um die Reihenfolge der Hefte innerhalb des Bandes festzustellen, setzte man auf der letzten Seite des einen in die Mitte des unteren Randes oder in die Ecke rechts, oft von Verzierungen umrahmt, entweder Zahlen oder Buchstaben oder die Anfangsworte des nächsten Heftes; die auf erstere Weise bewirkte Numerierung der Hefte ist entschieden älter als die Verwendung von Wortcustoden; später hat man beide Methoden oft neben einander eingehalten oder bei der Anbringung von Wortcustoden in jener Weise die Zahlen bezw. das Zahlwort mit dem Zusatze *quaternus* oder *sexternus* auf den oberen oder unteren Rand des 1. Heftblattes gesetzt. Überdies fand auch eine Zählung der Lagen der einzelnen Hefte durch Buchstaben oder Striche, die man in blauer oder roter Farbe in der unteren Ecke rechts anbrachte, statt und mit dem 13. Jahrhundert erfolgt endlich auch zuerst vereinzelt, und je später, in desto grösserem Umfange, eine Foliirung und Paginirung im heutigen Sinne, nur wird die entsprechende Zahl ebenso oft in die Mitte des oberen Blattrandes als in die Ecke rechts gesetzt und bei der Foliirung nicht die Vorder- und Rückseite desselben Blattes mit gleicher Zahl bezeichnet, sondern die beiden Seiten des aufgeschlagenen Bandes. Die verschiedenen Hefte eines Werkes sind sehr oft von verschiedenen Schreibern, die vielleicht nach den aus dem Bande gelösten einzelnen Heften der Vorlage gleichzeitig neben einander gearbeitet haben, geschrieben; leere Stellen am Schlusse der Hefte, ohne dass daselbst sich eine Lücke im Texte nachweisen lässt, zwingen zu solcher Annahme. Gestattete es das Format, so brachte man seit Alters gern mehrere Kolumnen auf einer Blattseite an, ja seit dem 13. Jahrhundert wurde es fast vermieden, in solchem Falle nur eine Spalte anzulegen; Glossarien, Lexica, Register und ähnliches sind meistens auch früher schon drei- und mehrspaltig geschrieben. Der Kolumnenumriss und die Horizontallinien, die bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts innerhalb desselben nicht fehlen durften, pflegten ursprünglich mit scharfem Griffel auf der einen Seite des Pergamentblattes so eingeritzt zu werden, dass das ganze Schema auf der anderen Seite deutlich erkennbar war; seit dem ausgehenden 11. Jahrhundert begann man sich färbender Griffel und schliesslich des Braun- und Bleistifts hierzu zu bedienen, bis es Ende des 12. Jahrhunderts sogar aufkam, die Linien mit Tinte zu ziehen; das Schema musste alsdann natürlich auf der Rückseite der Blätter selbständig wiederholt werden; im 14. Jahrhundert fehlen zumeist die Horizontalen und erst mit dem 15. Jahrhundert kehrte man wieder dazu zurück, dieselben innerhalb des mit Bleistift oder Tinte gezogenen Kolumnenumrisses einzudrücken.

8. Initialen und Überschriften in Bücher-Hss.

Bis ins 12. Jahrhundert erhielten übrigens die Anfangsbuchstaben der Kapitel eines Werkes ihren Platz ausserhalb der Textfläche, ja es wurde neben derselben für sie zumeist noch eine besondere ganz schmale Kolumne angelegt; seit jenem Zeitpunkte sparte man den ungefähr für sie erforderlichen Raum im Texte aus und wurden nur die gelegentlich weiter ausgedehnten Zierraten auf dem Rande neben dem Texte angebracht; durch bildliche Darstellungen erweitert, zogen sich letztere seit dem 14. Jahrhundert oft um den ganzen Blattrand herum. Die Hauptinitialen, von deren

Form im früheren Mittelalter oben schon die Rede war[1], wurden auch während des späteren Mittelalters ganz in bunten Farben angelegt, alsdann aber zumeist in wichtigen Hss. mit dünn aufgeschlagenem, echtem Golde verziert; bildliche Darstellungen menschlicher Figuren in den hohlen Räumen der grösseren Initialen erscheinen erst seit der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts und ist in der Folgezeit in Italien, gegen Ausgang des Mittelalters auch in Spanien an geschickter Auffassung und feiner Ausführung Vollendetes geleistet worden. Bei den kleineren Abschnitten begnügte man sich zunächst noch mit einfachen roten Maiuskelbuchstaben, denen man nach und nach wenig umfängliche und einfache Verzierungen in Blau einfügte; in Italien und Südfrankreich wird daneben auch wohl noch die grüne und gelbe Farbe in Anwendung gebracht, namentlich tupft man die Initialen und, wenn die Anfangsworte eines Textes rot geschrieben sind, diesen ganzen Buchstabencomplex gelb aus; recht auffällig ist daher das Vorkommen kleiner grüner Initialen in der *Libri psalmorum versio antiqua gallica.*[2] Seit dem 12. Jahrhundert kommt man zu einer gewissen Abwechselung dadurch, dass man die Initialen und Paragraphenzeichen umschichtig in roter und blauer Farbe ausführt, und, falls Verzierungen anzubringen sind, diese in den roten Buchstaben blau und in den blauen rot ausführt; bei grösseren Abschnitten werden dann beide Farben in gleicher Stärke zur Herstellung des Initiales herangezogen und werden die die hohlen Räume füllenden Verzierungen in einer unendlichen Feinheit und Zierlichkeit hergestellt; die am Rande neben dem Texte sich nach oben und unten fortsetzenden Verzierungen bestehen zumeist aus abwechselnd roten und blauen, gezackten Blättern und hat man diese ganze Anlage daher als Dornblattmuster bezeichnet. Die eben geschilderte Art des Hs.-Schmuckes stand in Italien und Südfrankreich schon zu Ausgang des 13. Jahrhunderts in vollster Blüte, nur geht man in südländischen Hss. beim Blau sehr gern zu einer violetten Färbung über. Dazu ist auch in den Überschriften grösserer Abschnitte und in den Aufschriften, die man auf die oberen Blattränder setzte, eine ähnliche Farbenzusammenstellung und Abwechselung eingehalten worden. Für die Kapitelüberschriften wurde in der Regel gleichfalls bei der Niederschrift des Textes ein Raum zu späterer Eintragung, die zumeist mit roter Tinte, höchst selten mit blauer erfolgte, ausgespart und zwar in treppenartiger Abstufung mehrere Zeilen hindurch auf der rechten Seite der Textkolumne, so dass links daneben eine Anzahl Textworte stehen blieben; bei mangelhafter Berechnung musste der Rubrikator, d. h. der vom Textschreiber oft verschiedene Verfertiger jener roten Überschriften oder Rubren, häufig zu starken und ungewöhnlichen Abkürzungen greifen; das, was er als Überschrift eintragen sollte, musste er manchmal wohl den dem Texte vorausgehenden Kapitelverzeichnissen entnehmen und bei den Initialen blieb ihm nichts übrig, als sich den erforderlichen Buchstaben aus dem Rumpfe des Anfangswortes herauszulesen; das war nicht nur unbequem, sondern konnte leicht zu unangenehmen Verwechselungen und Fehlern führen; man zeichnete daher seit Alters den als Initial einzusetzenden Buchstaben in kleiner cursiver Form am Seitenrande oder an einer Stelle, wo er leicht durch die spätere Malerei verdeckt werden konnte, vor und trug die Formeln für die Rubren in kleinen Zügen oben oder unten auf dem Blattrande ein, gelegentlich benutzte man auch für letzteren Zweck den Seitenrand, stellte alsdann aber die Buchstaben nicht neben, sondern über einander.[3]

---

[1] S. 163.

[2] Siehe oben S. 172 Anm. 2.

[3] Siehe *Ex. codd. Ampl.* Taf. XV.

Im Laufe der Zeit ging man sogar soweit die einzelnen selbständigen Sätze in Prosawerken dadurch hervorzuheben, dass man die Anfangsbuchstaben derselben rot durchstrich; das war zuerst wohl in poetischen Texten zur Bezeichnung der Versanfänge nötig gewesen, namentlich so lange man die Verse in fortlaufendem Anschlusse aneinander schrieb; erst seit dem Ende des 12. Jahrhunderts begann man dieselben auch in poetischen Erzeugnissen in der Landessprache nach dem Muster älterer lateinischer Dichter-Hss. abzurücken, d. h., wie es noch heute üblich ist, unter einander zu setzen, sodass die Anfangsbuchstaben in gerader Reihe unter einander stehen; die letzteren wurden alsdann wie die Initialen in älterer Zeit behandelt; es wurde eine besondere Kolumne für dieselben eingerichtet, durch die sie vom übrigen Texte etwas entfernt stehen; dennoch hielt man auch an der alten roten Durchstreichung der einzelnen Buchstaben fest und erst im 14. Jahrhundert kürzte man die zeitraubende und umständliche Manipulation dadurch ab, dass man von oben bis unten durch die Kolumne eine rote Linie zog. Nicht immer ist ein derartiger äusserer Schmuck der Hss., wie er vom Textschreiber beabsichtigt und vorbereitet war, zur Ausführung gekommen: zahlreiche Hss. ermangeln desselben teilweis oder weisen von Anfang bis zu Ende die entsprechenden Lücken auf; es liegt daher nahe anzunehmen, dass die Ausschmückung sehr oft auch erst längere Zeit nach Entstehung des Textes auf Veranlassung eines vermögenderen Besitzers bewirkt worden ist, und darf man daher auf den Charakter der Initialen u. s. w. nicht allzu weit gehende Schlüsse über Heimat und Alter des Ganzen aufbauen; in einigen seltenen Fällen ist übrigens die später ausgeführte Rubricierung und Ornamentation durch eine Bei- oder Unterschrift ausdrücklich bezeugt.

9. Anfangs- und Schlussbemerkungen in Hss.

Weit öfter sind die Hss. dagegen mit ähnlichen Zusätzen versehen, die uns ausdrücklich über die Entstehungszeit, über Namen, Stand und Herkunft des Textschreibers und Auftraggebers, über Benutzung gewisser Vorlagen, Ausführung etwaiger Verbesserungen u. a. m. unterrichten, nur ist es notwendig die Form und Fassung solcher Notizen peinlichst zu prüfen, denn es ist mannigfach vorgekommen, dass mechanische Abschreiber auch derartige Angaben aus ihren Vorlagen ohne Weiteres herübergenommen haben. Häufig erfährt man aus den meistens mit «Explicit liber» anhebenden Schluss-Bemerkungen überhaupt erst den Namen des Werkes und seines Verfassers; daneben fehlt es daselbst wieder an allerlei dem Charakter des Mittelalters eigentümlichen Künsteleien und Kunststückchen nicht: da werden z. B. die Namen des Verfassers oder des Schreibers in einer Art Geheimschrift gegeben, müssen dieselben vielleicht von rückwärts gelesen werden oder die einzelnen dazu gehörigen Silben sind in eine Mehrzahl von Versen verstreut; dazu treten dann weitere, nicht immer vollendete poetische Ergüsse, Danksagungen für die Hülfe übernatürlicher, göttlicher Kräfte bei der Schreibarbeit, Fürbitten für eigenes und fremdes Seelenheil, selbstbewusste Äusserungen über das Gelingen der gestellten Aufgabe oder demütige Entschuldigungen wegen etwaigen Misslingens derselben, sowie andere beiläufige Äusserungen, bald humoristisch übersprudelnden Inhalts, bald die Grenze der Decenz hart streifend oder überschreitend. Weniger sorgfältig sind hiergegen die Anfänge der Werke und Hss. behandelt. Seit dem 13. Jahrhundert findet man zwar fast ausnahmslos am oberen Rande der 1. Seite die Worte: «Adsit principio sancta Maria meo» oder eine ähnliche Anrufung, dagegen unterbleibt seit dem 11. Jahrhundert nur zu oft die mit «Incipit liber» einzuleitende Nennung des Titels, besonders gern aber lässt man den Namen

des Verfassers ausser Acht und es gilt denselben anderweit, vielleicht aus dem Wortlaute des 1. Kapitels oder der Einleitung herauszuklügeln; bei einzelnen Gedichten ist man so glücklich gewesen, den Namen des Werkes und des Verfassers aus den Anfangsbuchstaben der ersten Verse des Prologes oder des diesem erst folgenden Textes zusammenzustellen.

10. Die Vor- und Rückblätter in Hss.

Hie und da geben die Schlussbemerkungen wohl auch Kunde von den Kosten der Schreibarbeit, dem späteren Preise und den ersten Besitzern des Werkes, meistens jedoch verdankt man Aufschlüsse hierüber mehr den zufälligen weiteren Eintragungen auf den Vor- und Rückblättern und auf den Einbänden der Hss.; man kann durch dieselben oft eine ganze Reihe von Besitzern feststellen, durch deren Hände eine Hs. zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Weise gewandert ist; der Weg, den manche mittelalterliche Handschrift zurückgelegt hat, ehe sie von einer der grösseren modernen Sammlungen festgehalten worden ist, ist oft ein sehr weiter und recht verschlungener gewesen. Auch Bemerkungen über andere Schicksale, wie Verpfändungen und Verleihungen zu wissenschaftlichen Zwecken, fehlen an jenen Stellen nicht. Leider ist es wie bei allen ähnlichen mittelalterlichen Angaben über Geldzahlungen überaus schwierig, die für Bücher angegebenen Preise und Werte als teuer, wohlfeil oder angemessen zu bezeichnen; selbst um die Angaben aus den Statuten der italienischen Universitäten, die sich mit Festsetzung der Schreiblöhne nach Seiten, Kolumnen, Zeilen und Buchstaben, sowie mit den Preisen für das Entleihen der Hss. beschäftigen, zu würdigen, entbehren wir noch des geeigneten Massstabes. Unter dem Einflusse der Universitäts-Studien nahm überdies die gewerbsmässige Vervielfältigung von handschriftlichen Texten einen starken Aufschwung und kam auch eine Art buchhändlerisches Gewerbe mehr und mehr in Aufnahme. Büssten dadurch auch die Hss. Nichts an ihrer Kostbarkeit ein, so konnten doch nicht mehr einzelne Exemplare eines Werkes in dem früheren Sinne als Unica gelten; man sah daher jetzt mehr und mehr davon ab, etwaige Entfremdungen einer Hs. durch eine in dieselbe eingetragene Bemerkung mit Verwünschungen, allerhand geistlichen Strafen und, wenn der Besitzer eine kirchliche Stiftung war, besonders mit dem Zorne des Stiftsheiligen zu bedrohen. An einem ausdrücklichen Besitzvermerke, in der Form «Liber iste est N.» oder «Liber iste pertinet ad N.» hat man es jedoch auch später nicht fehlen lassen und ist bei jedem Besitzwechsel der neue Erwerber in der Regel bemüht gewesen, den Namen des Vorbesitzers durch Rasur zu tilgen und den eigenen Namen auf die leere Stelle zu setzen; mit Hilfe von Tinktur[1] gelingt es wohl gelegentlich auch den ersteren wieder leserlich zu machen. Im engsten Zusammenhange mit solchen Besitznotizen trifft man verschiedentlich ferner auf Bibliotheks-signaturen: nicht nur kirchliche und sonstige öffentliche Sammlungen, sondern auch Private haben es sich schon im Mittelalter angelegen sein lassen, ihre litterarischen Schätze systematisch aufzustellen, zu verzeichnen und mit Nummern und Fachangaben, die sich auf den angelegten Katalog beziehen, zu versehen. Auf den Vor- und Rückblättern hat man ferner vornehmlich bei Sammelbänden die Inhaltsverzeichnisse zu suchen, die, wenn auch nicht immer schon von dem Textschreiber, sondern von einem der älteren Besitzer angefertigt, manchen wertvollen Aufschluss über die Titel der Werke und ihre Verfasser geben. Nicht minder häufig hat man die Rück- und Vorblätter

[1] Schwefel-Ammonium ist m. E. die wirksamste und unschädlichste.

zu anderweiten mehr zufälligen Eintragungen über politische und kirchliche Vorgänge, Familienereignisse, Rechtsverhältnisse, über Ausgaben und Einnahmen und Ähnliches, das recht wohl Beachtung und weitere Verwertung verdient, benutzt; auch durch Merkverse und Sinnsprüche, kleine Zeichnungen haben sich oft die Besitzer und Benützer zu verewigen gesucht; vieles Andere, das sich sonst hier findet, hat mehr den Charakter von Federproben.

Die Vor- und Rückblätter, sowie die auf die Innenseiten der Einbanddeckel aufgeklebten Blätter sind indes noch nach einer anderen Seite hin zu würdigen: man hat auch für diese Zwecke sehr oft Urkunden und Bruchstücke anderer älterer und wertvoller Hss. verwendet, wie z. B. in einem Erfurter Codex Teile eines lateinischen Copialbuches Navarreser Mandate [1] aus dem späten 13. Jahrhunderte sich vorfanden; namentlich hat man die Urkunden gern mit der Schriftseite auf die Deckel aufgeklebt, und da die Schrift nicht immer auf der von ihr freien Seite hindurchscheint, so thut man stets gut in jeder Hs. die Blätter, mit denen die Deckel ausgeschlagen sind, ein Wenig zu lösen und sich von dem Mangel oder Vorhandensein von Schrift so zu überzeugen.

10. Die Einbände.

Die Verwendung von älteren Hss.-Resten ist sogar noch weiter ausgedehnt worden: man hat, wie gerade ein Erfurter Codex an Urkunden, die sich auf französische Verhältnisse bezogen, zeigte, mehrfache Lagen von Blättern aus Pergament- und Papier-Hss. zu einer Art Pappendeckel zusammengeklebt und diese dann mit Leder überzogen als Einbandtafeln benutzt. Sonst bediente man sich das ganze Mittelalter hindurch bei den Einbänden mit Vorliebe zweier Holzdeckel, die auf dem Rücken durch ein starkes Lederstück zusammengehalten und durch Lederstreifen, die sich in einen Metallstift einhängen liessen, an der Seite, gelegentlich auch oben und unten verschlossen wurden. Neben dem Lederrücken bürgerten sich alsbald auch vollständige Überzüge von Leder verschiedener Farbe oder Appretur ein; ja es kommt sogar neben einem glatten roten Überzuge noch eine Hülle von grünem, rauherem Leder vor; Teile der letzteren hängen dann meistens noch über den Schnitt des Bandes herüber; auf den Deckeln sind diese Überzüge häufig mit Nägeln befestigt, die bald reich façonnirt sind, bald in unförmige Buckeln ausarten; am frühesten treten als weiterer Schmuck wohl verzierte Metallbeschläge an den Ecken und Verschlussriemen hinzu, während die Auflage von Metallplatten mit Vorrichtungen zur Aufnahme von Elfenbeintafeln oder edlen Steinen nur in den früheren Perioden des Mittelalters für überaus wertvolle Hss., die man kirchlichen Stiftungen als Weihegeschenke darbrachte, in Anwendung gekommen waren. Schon seit dem 13. Jahrhundert schlug man auch auf den Lederrücken kleine Stanzen mit Evangelistensymbolen, Wappen und Buchstaben ein und mit dem ausgehenden 14. Jahrhundert werden über und über fein gepresste Lederüberzüge häufiger. Ob man in der Zeit vor dem 13. Jahrhundert damit, dass man die Schrift erst in verso des 1. Blattes begann, den Umschlag zu sparen beabsichtigte, muss dahin gestellt bleiben. Seit dem 14. Jahrhundert begnügte man sich für Hss. von geringerer Bedeutung mit Hüllen von starkem Schweinsleder, die auf dem Rücken der Hefte durch starke Leder-, Holz- oder geschnitzte Hornplatten befestigt wurden; dieselben reichen meistens mit einem Überschlage um den seitlichen Schnitt der Blätter herum und sind an ersterem Schnüre angebracht, die um einen

[1] *Ex. codd. Ampl.* Taf. XLI.

in der Nähe oder auf dem Rücken befindlichen Knopf herumgeschlungen werden; auch hierzu hat man, wo irgend thunlich, Urkunden- und Hss.-Bruchstücke verwendet. Aussen auf den Einbänden finden wir ebenso wie innen oft Titelangaben und Signaturen, weniger auf dem Rücken der Hss.; ein beliebter Platz zur Anbringung des Titels war auch der Schnitt der Blätter.

Sind all diese die mittelalterlichen Hss. eigenartig gestaltenden Äusserlichkeiten auch keine Kriterien, die für sich allein entscheidend wären, Alter und Herkunft eines schriftlichen Denkmales zu bestimmen, so sind sie doch im Stande den anderen, namentlich den der Schrift zu entnehmenden Anzeichen in Zweifelsfällen nach einer oder der anderen Seite hin einen gewichtigen Ausschlag zu geben.

II. ABSCHNITT.

DIE QUELLEN DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE.

B. DIE MÜNDLICHEN QUELLEN

VON

GUSTAV GRÖBER.

Unter mündlichen Quellen der romanischen Philologie, die mit den Erzeugnissen der Hand, den Thätigkeiten, Gebräuchen, Unterhaltungen, der Lebensweise der romanischen Völker die Grundlage der romanischen Volkskunde bilden und die Kenntnis von der romanischen Volkskultur vermitteln, sind die im Verkehr der niederen Schichten gebrauchten Sprachen und Sprachweisen und die in litterarische Formen gekleideten Äusserungen des Geistes der Romanen zu verstehen, die nicht durch die Schrift Verbreitung finden, sondern von Mund zu Mund, von einer Generation auf die andere übergehend sich fortpflanzen und erhalten. Sie haben den Erforscher romanischer Rede zu beschäftigen nicht nur, weil er sich allseitig seines Gegenstandes bemächtigen soll, sondern weil eine Sprachform, z. B. die Schriftsprache, nicht die ganze Sprache ist und sie nur mit Hilfe der übrigen Gestaltungen einer Sprache, der Mundarten, sich vollkommen erschliesst. Aber auch weil die Anfänge der meisten Gattungen des Schrifttums eines Volkes (z. B. Drama, Epos) auf volkslitterarische Grundlage hinweisen und zwischen der Dichtung höheren Stils und der Volkslitteratur eine Wechselbeziehung stattfindet, im Stoff, in der Form, in der Auffassungs- und Darstellungsweise, im Ton u. s. w.; und weil der Philolog die volkstümliche Rede und Erzeugnisse in ihr zu sammeln und den übrigen Volkstum- und den Geschichtsforschern zugänglich zu machen hat. Denn, da mundartliche Wortgestalt und mundartlicher Sprachschatz nicht weniger als das geschrieben überlieferte Wort in die geschichtliche Vergangenheit und in die ehemalige politische Stellung einer Volksgemeinschaft zu anderen Blicke thun lassen; da ihre litterarischen Hervorbringungen, vom Sprichwort, dem Epigramm des Volkes an, bis zum volkstümlichen Epos oder Drama, ihre Erlebnisse, Erfahrungen, Einsichten, ihr Glauben und Empfinden, ihre Denkweise, ihren Charakter, die Welt ihrer Phantasie und ihre Kunstbildung, nicht nur die heutige, sondern wie sie vor

Alters waren, ausprägen und aussprechen, — es sind immer die gewissermassen klassisch gewordenen geistigen Erzeugnisse Einzelner aus dem Volke, die vermöge ihrer Fasslichkeit und als vollendeter Ausdruck des Denkens und Empfindens der Allgemeinheit festgehalten wurden, die aber zu ihrer Befestigung und Verbreitung durch den Volksmund längerer Zeiträume bedurften, — so hat auch die geschichtliche Forschung über die Völker, über Religion, über das Rechtsleben, über Philosophie, Naturwissenschaft und Kunst eines Volkes teil an ihnen und erkennt nicht selten aus ihnen von der Wissenschaft und vom gebildeteren Bruchteil einer Nation längst überwundene Bildungszustände einer weit zurückliegenden Vergangenheit, die eigene Vergangenheit in der Gegenwart wieder. Auch hier hat die Philologie jenen Wissenschaften die fremde Rede zunächst zu deuten. Sie nach den sprach- und litterargeschichtlichen Gesichtspunkten zu bearbeiten, die bei der geschrieben überlieferten Rede zur Anwendung gelangen, ist ihre engere geschichtliche Aufgabe.

2. Die mündlichen Quellen der romanischen Philologie sind teils unmittelbare, teils mittelbare. Die unmittelbaren sind der Volksmund der Gegenwart, die derzeitige Sprache der romanischen Volksgemeinschaften, und die von ihm gehegten geistigen Erzeugnisse in litterarischer Form. Die mittelbaren sind Aufzeichnungen früherer Zeit nach dem Volksmund; die Arbeiten früherer Sammler volksmässiger Rede und Litteratur; Zeugnisse über vulgäre Rede und volksmässige Litteratur; die geschriebene Litteratur, soweit sie nach Inhalt und Form nicht der Fremde entlehnt oder schriftstellerisches Erzeugnis ist. Bei den unmittelbaren, noch fliessenden Quellen für Rede und Litteratur des Volkes kommt es darauf an, an ungetrübter Quelle zu schöpfen und das ihnen zu Entnehmende genau zu erfassen; bei den mittelbaren ist die Glaubwürdigkeit der Aufzeichnung zu prüfen und die volktstümliche Grundlage nachzuweisen.

3. Dem Volksmund der Romanen in der Gegenwart ist, trotz der schon erfreulich entwickelten romanischen Dialektkunde, mundartlicher Sprachstoff noch immer in Fülle abzugewinnen. Zu ihm gehört alles, was die Schriftsprache und die Rede der Gebildeten ausschliesst und als dem niederen Verkehr angehörige Sprache meidet. Sie ist verschieden rein nach dem Bildungsstande der Sprechenden. Sie ist am einheitlichsten da, wo, wie in dem Verkehre ferngerückten Gegenden mit unentwickelter Schule, Berührungen mit anderer Sprachform etwa nur durch den Seelsorger vermittelt werden; sie ist wenigstens lexikalischer Einwirkung im flachen Lande ausgesetzt, das den Nachbargemeinden, dem Zuzug aus der Fremde offen steht; dort, wo die Lesekunst verbreitet ist; noch mehr in den, aus den verschiedensten Volksschichten und Orten sich rekrutierenden Städten mit ihrer mannigfach abgestuften Bevölkerung. Aufzeichnungen volkstümlicher Sprache dürfen der Angabe über die Beschaffenheit der Quelle und über die lokalen Verhältnisse der Sprachform nicht entbehren, wenn sie die wissenschaftliche Bearbeitung nicht erschweren sollen. Die fremden Bestandteile von den heimatlichen und den einem Bildungskreise angemessenen zu sondern, wird dem in einer Lokalsprache Aufgewachsenen und zugleich sprachlich Gebildeten am besten gelingen, der ein Gefühl für das Einheimische hat. Der Aussenstehende hat den Bauer, den Handwerker da zu belauschen, wo er nicht mehr sein will, als er ist, und ihn durch Orts- und Standesangehörige womöglich zu kontrollieren.

4. Die Aufnahme[1] des lokalen Wortschatzes, und die Beobachtung der grammatischen Form und des Wortes im Zusammenhang der Rede ist die erste Aufgabe des Sammlers. Bei Auffassung der lautlichen Seite der mundartlichen Rede ist alles Hörbare zu berücksichtigen, Klang und Dauer

des Lautes, Verteilung der Tonstärke, Angleichungen der Wortform an benachbarte Wörter, Vortragsweise u. s. w. Die richtige Auffassung der Laute hat ein an feinere Klangverschiedenheiten gewöhntes Ohr zur Voraussetzung. Nur dem wird sie in der erreichbaren Vollkommenheit gelingen, der die eigne Sprache zu beschreiben unternimmt, und der zugleich mit Lautunterschieden und mit der physiologischen Natur der Laute vertraut ist. Denn er vermag sowohl den durch einen Laut hervorgerufenen Gehörseindruck, auf dessen Angabe der eine fremde Sprache Redende sich beschränken muss, als die Bildungsweise des Lautes und der ihn begleitenden Erscheinungen zu beschreiben.[2] Zur Bezeichnung mundartlicher Laute dienen linguistische Alphabete, in denen mittels des Schriftzeichens der Gehörseindruck symbolisiert wird,[3] oder die bequemeren lateinischen Buchstaben durch Anbringung von Unterscheidungszeichen zur Angabe besonderer Klang-, Dauer- und Tonverhältnisse fähig gemacht sind.[4] In der romanischen Philologie gelangten bisher das italienische Alphabet I. Ascoli's, dargelegt in seinem *Archivio glottologico ital. I. (1872)* und das deutsche E. Böhmers, in den *Roman. Studien I. (1872)* entwickelt, zur Anwendung; ersteres namentlich im *Archivio glottologico* und in den Arbeiten der Italiener, letzteres in deutschen, z. B. in Th. Gartners *Rätoromanischer Grammatik (1883)* gebraucht. Ascoli benutzt die Zeichen des Punktes, des Striches, des Circumflexes, des Kreisrunds über oder unter dem Buchstaben und die Verschmelzung zweier Buchstaben um die Vocalbezeichnungen zu vermehren; den Acut, den Circumflex, Punkte und Striche bei den Consonantenzeichen der lateinischen Schrift zu deren Erweiterung. Böhmers System, das nur Punkte und Häkchen an den Fuss des üblichen Vokalzeichens fügt, bei den Consonanten mit Punkt, Circumflex oder Schenkelverlängerung sich begnügt und einige griechische Buchstaben aufnimmt, hat den Vorzug, dass es bei den Vocalzeichen auch noch die Dauer und Betonung anzugeben gestattet, durch blosse Verdoppelung der diakritischen Zeichen ausserordentlich erweitert werden kann und so der lautreichsten Sprache anpassbar ist.

5. Was zu einem klaren Einblick in die flexivische Form der Lokalsprache erforderlich ist, lehrt den Sammler schon eine allgemeine Kenntnis von der Sprachgruppe, der jene angehört. Besonders aufmerksam will die syntaktische Seite beobachtet sein, für die selbst der die Rede vervollständigende Gestus nicht gleichgiltig ist. Natürlich lässt sich nur aus zusammenhängenden Äusserungen, Gesprächen, Erzählungen entnehmen, was eine Lokalsprache syntaktisch zu leisten vermag. Nur lange Berührung mit ihr führt, so beschränkt auch der Sprachschatz einer Mundart ist, zu einer erschöpfenden Kenntnis ihrer Worte, ihrer sachlichen, bildlichen und scherzweisen *(dicton;* ital. *modo di dire)* Bezeichnungen der Dinge. Am meisten ist zwar an den ihr eigentümlichen gelegen. Aber jedes andere Wort ist als Mittel zur Bestimmung des Umfangs der Bildung der Sprachgemeinschaft und durch seine lautliche Form der Beachtung und der Aufzeichnung im mundartlichen Wörterbuch wert. Auch der aus der Fremde aufgenommene Ausdruck ist, in jenem und in diesem Sinne, unentbehrlich und soll nicht darum übergangen werden, weil er als solcher erkannt ist. Gewöhnlich füllt er eine Lücke im einheimischen Begriffsschatze aus.

6. Nächstdem ist den Erzeugnissen der Rede in litterarischer Form nachzuspüren. Wie gross die Ernte hier noch sein kann, zeigt G. Pitrè's bändereiche *Biblioteca delle tradizioni popolari siciliane* (S. 136). Die meisten Arten dieser litterarischen Erzeugnisse finden sich, aber in abweichender Form, bei anderen Völkern wieder. Sie sind Ausflüsse der Lebenserfahrung, entspringen dem Gemütsleben, dem Spieltrieb, der Geselligkeit, sind

Würze bei der Arbeit; sie quellen hervor aus den, Volk und Volksgemeinschaften erschütternden und ihnen denkwürdigen Ereignissen; sie knüpfen an an auffällige, absonderliche Erlebnisse, an Wendungen von Schicksal und Lebenslage Einzelner. Sie stellen die verschiedensten Auffassungen von der Welt und den Dingen dar und drücken die mannigfaltigsten Stimmungen aus. Sie unterscheiden sich, und zu ihrem Vorteil von den gleichartigen Erzeugnissen der höheren Litteratur darin, dass ihnen immer etwas Thatsächliches zu Grunde liegt, ein Erfahrenes, ein Ereignis, ein Erlebnis, und dass in ihnen die treue Erinnerung, das ergriffene Gemüt, der zu klarer Erkenntnis gelangte Verstand, ohne Vermittelung der Reflexion und ohne die Absicht, Wirkungen hervorzurufen, reden, in plastischer Anschaulichkeit, mit unentstellter Empfindung, in unverfälschter Logik. Sie sind nicht gemacht, sondern geworden, nicht ersonnen, sondern dem Schaffenden abgerungen, unendlich positiv, Spiegel der Seele derjenigen, in denen sie erstanden, Echo des Geistes derer, in denen sie wiederhallten.

Die Erfahrung kleidet sich in die Form des Spruches, der gereimt oder in Prosa, einer Naturbeobachtung (Wetterregel, Bauernregel, franz. *pronostic*), einem moralischen Urteile (Sprichwort, franz. *proverbe,* ital. *proverbio* u. s. w.) prägnanten, oft drastisch bildlichen Ausdruck verleiht. Auch den Naturmächten dargebrachte Wünsche nehmen die Form des Spruches an (franz. *formule, formulette*); ebenso Erntesegen, Bienensegen, Bannsprüche zur Beseitigung von Schmerzen und Krankheiten (ital. *scongiuro*), das Recept der Volksmedicin u. a. — Die Empfindungen des Volksgemütes strömen aus im Liede (franz. *chanson,* ital. *canzone* u. s. w.), mit dem die Mutter die ersten Schmerzen des Kindes scheucht (Wiegenlied, Schlummerlied, Ammenlied, franz. *berceuse,* ital. *ninna-nanna*), und der Liebende und die Geliebte Verlangen und Sehnsucht, Entzücken und Trauer, Liebeslust und Liebesleid (franz. *chanson d'amour*) einander mitzuteilen wissen. — Das Spiel und die Lust am Spiel rufen schon im kindlichen Kreise das Spiel begleitende rhythmisierte Wortreihen und neckischen Kindersang, Kinderlieder und Kinderreien (franz. *chanson d'enfants, ronde;* ital. *canzone fanciullesca, giuoco fanciullesco* u. s. w.) hervor, und zur Vergleichung der Dinge mit einander und um auf das Verborgene im Gekannten hinzuleiten, wird der kindliche Verstand durch Rätselspiel und Rätsel (franz. *devinette,* ital. *indovinello* u. s. w.) geschärft. — Die Erwachsenen stimmen beim geselligen Gelage das Trinklied, Weinlied und Weinspruch (franz. *chanson à boire,* ital. *brindisi* u. s. w.) an, und preisen im Erntegesang (franz. *chanson pour la moisson*) den Segen des Jahres. Den Tanz regelt das Tanzlied (franz. *danse,* ital. *canzone a ballo, ballata* u. s. w.), bei der Hochzeit erhöhen Hochzeitslieder (franz. *chanson de mariage,* ital. *canto di nozze* u. s. w.) die Lust der Gäste. Auch Jahresfeiern und der Freude geweihte Tage haben ihre Gesänge, das Weihnachtsfest (franz. *noël,* ital. *cantico di natale*), das neue Jahr (franz. *vers du jour de l'an,* ital. *cantico per il giorno dell'anno nuovo* oder *capo d'anno*), der Frühlingsanfang (Mailied, ital. *maggio*) u. a. Die Jahresfeiern und der Lust geweihte Tage des Jahres finden nicht selten in Mummereien, in Possenspielen, in den Fastnachtsspielen und -Liedern (franz. *mascarade,* ital. *commedia di carnevale, canzone carnevalesca* u. s. w.) ihren Mittelpunkt und auf den Jahrmärkten ist das Marionettenspiel mit seinen drolligen Figuren, derben Reden und kräftigen Witzen an kleineren Orten noch immer das Ergötzen von Jung und Alt (franz. *théâtre de guignol,* ital. *teatro de' burattini* u. s. w.). — Selbst die Arbeit würzen Gesang und Lied (ital. *canti de' lavoratori*), und der Landmann und der Schnitter auf dem Felde, der Hirt auf der Alp, der Handwerker in der Werkstatt wird durch die eigene Thätigkeit auch wohl manchmal zu einem Lied gestimmt. —

Trümmer wenigstens alter Erinnerungen an die nationale Vergangenheit, an die Schicksale des Volkes in frühester christlicher und selbst heidnischer Zeit sind in den Sagen (franz. *tradition,* ital. *tradizione)* der Romanen, wenn auch arg verwittert, noch immer aufbewahrt. Den Heiligen, den grossen Männern und seinen Wohlthätern bewahrt das Volk in seinen Legenden (franz. *légende populaire,* ital. *leggenda),* in seinen geschichtlichen Liedern (franz. *chant historique,* ital. *canto storico)* ein dankbares Gedächtnis. Zum Teil an mythologische Vorstellungen heidnischer Zeit, an den Volksglauben von der Existenz aus der Phantasie, aus Furcht und Wunsch geborener zauberhafter, feindlicher und glückspendender Mächte knüpfen die Märchen (franz. *conte,* ital. *fiaba, favola)* des Volkes an. Das überraschende Erlebnis, wunderbare Schicksalsfügungen, Befreiung aus Gefahr und Verlegenheiten durch Tüchtigkeit, Klugheit oder Verschlagenheit, scherzhafte Vorfälle, werden in der Novelle, Anekdote, im Schwanke (franz. *nouvelle, facétie,* ital. *novella, frottola)* den Nachgeborenen zur Ermunterung, zur Belehrung, zur Warnung und Erheiterung kund gethan. In mehreren dieser verbreitetesten Gattungen volkslitterarischer Erzeugnisse haben die Romanen durch örtliche und politische Verhältnisse bedingte eigentümliche Arten entwickelt oder bestimmte Formen mit besonderer Vorliebe ausgebildet.

7. Die Fundstätten jener mündlichen Litteratur sind so zahlreich, wie ihre Arten und zu manchen gelingt es nur dem Eingeweihteren vorzudringen. Das Sprichwort ist ein Gemeinplatz der Rede des gemeinen Mannes, dessen er sich zu bedienen pflegt, wo er seinem Urteile eine allgemeinere Form zu geben veranlasst ist. Die Wetterregel, der Erntesegen des Landmannes wird an den Tagen seiner ländlichen Verrichtungen vernommen, der Bannspruch beim Volksarzte, bei heilkundigen Hirten und Frauen. Das Schlummerlied will von der Kindeswärterin, das Arbeitslied auf Feld und Weide, in der Werkstatt und auf dem Meere gehört sein. Die Kinderstube lehrt das Rätsel und das Märchen, der Tummelplatz der Kinder ihre Spiellieder, die Schenke das Trinklied; auf der Wanderung und unter dem Fenster seines Mädchens stimmt der Bursch sein Liebeslied an; bei der Hochzeit und an seinen Festen singt das Volk seine geselligen Lieder. Die trauliche Bank vorm Hause, der warme Platz am Heerd, bei der abendlichen Rast, die Spinnstube und andere Versammlungsorte der Familie, der Arbeiter, der Geschlechter waren und sind noch da, wo die Zeitung das Neuigkeitsbedürfnis nicht schon völlig ausfüllt und der Kalender noch Raum lässt, die Lieblingsplätze der Erzähler von Novellen, Schwänken und Anekdoten. Der eigentliche Volkssänger erscheint nur in Italien noch nicht ganz ausgestorben zu sein, wo vom Geschichtensänger, *cantastorie* (s. P. Rajna, *I Rinaldi o cantastorie* in Nuova Antologia 1878, 15 dicembre), noch Heldensang gehört wird, wie in Neapel, oder der Strassensänger mit seiner Begleiterin zur Guitarre Liebeslieder vorträgt, wie in Genua, und in Spanien, wo der andalusische Zigeuner in seinem Jargon mit scherzhaften und ernsten *cantes* die niederen Kreise unterhält (s. Schuchardt, Die *cantes flamencos,* in Zeitschr. f. rom. Phil. V). Im italienischen Volkstheater gibt der Vertreter des localen Volkswitzes, in Florenz z. B. der *Stenterello,* über öffentliche Angelegenheiten der Volksmeinung in der heimatlichen Mundart Ausdruck. Auch der Carneval erzeugt dort manche Blüte des Volkswitzes von längerer Dauer. Ernste dramatische Spiele werden hie und da in Italien, nachweislich seit Anfang des Jahrhunderts, von ländlichen Schauspielern aufgeführt, sog. *Maggi,* nach der Aufführungszeit im Frühjahr so genannt (s. d'Ancona in Nuova Antologia, 1869). An einzelnen Orten Südfrankreichs und Italiens wurden endlich seit etwa einem Jahrzehnt auch Zeitungen in der Ortsmundart gedruckt, die von der Rede und Denk-

weise des Volkes kundigen Schriftstellern Prosastücke und Gedichte, aber persönlichen Charakters mitteilten, und namentlich in italienischen Städten sind Localdichter in grösserer Zahl aufgetreten.

Zu immer grösserer Verengerung dieser Fundstätten mündlicher Volkslitteratur führt allmählich und mit einer Aufhebung des landschaftlich Individuellen bedroht die Erzeugnisse des litterarischen Volksgeistes in der Gegenwart der wachsende Einfluss der grossen Städte auf das platte Land mit ihren Auge und Ohr fesselnden Schaustellungen, mit ihren öffentlichen musikalischen und gesanglichen Unterhaltungen, mit dem prickelnden Singsang ihrer Cafés chantants, die nach den kleineren Städten und immer weiter sich verpflanzen. Ein geschäftiges Litteratentum leitet den grossstädtischen Geschmack und die hauptstädtische Sinnesweise nach den fernsten Orten. Die durch den Schulunterricht sich mehrende Volksbildung und die sich nun schneller verbreitende Lesekunst erhöhen mit dem Niveau der Einsichten der niederen Stände auch ihre Unfähigkeit das Überkommene zu bewahren, und wert zu halten, was den Vorfahren lieb und teuer war. Auch dadurch wird jedoch sobald nicht die Volkslitteratur gänzlich aufgehoben werden. Aber ein moderner Geist zieht in sie ein, der die Volksphantasie beschränkt, indem er ihr den Wunderglauben entreisst, der dem Volke solche litterarische Formen aufdrängt, deren sich die höher entwickelte geschriebene Litteratur bedient, und der nur grad-, nicht artverschieden mehr ist von dem Geist, der die höheren Gesellschaftskreise beherrscht, die bewusst und unbewusst die Erzieher des Volkes geworden sind. Die Aufsammlung der mündlichen Litteratur der Romanen wird dadurch nicht nur dringlicher, sondern auch bereits erschwert.

8. Was den Fundstätten der Volkslitteratur entnommen wird, muss, wie die Volkssprache, treu aufgefasst und aufgezeichnet werden. Die in Frankreich lange Zeit üblich gewesene compositionelle Bearbeitung, bei der der Schriftsteller nicht neben dem mitzuteilenden Stoffe übersehen sein wollte, bringt nur Verwischung wesentlicher Züge mit sich. Besonders bei den Prosaformen der Volkslitteratur, der Novelle, dem Märchen wurde hier gefehlt; während die Volksdichtung vor Entstellung durch die gebundene Form geschützt ist. Das unübertreffbare Vorbild für die Nacherzählung des Volksmärchens stellten die Brüder Grimm in ihren Kindermärchen auf. Zum Lied gehört auch die Melodie. Der Sammler wird öfter fragmentarischer Kenntnis einer Erzählung, eines Märchens, eines Liedes begegnen, oder wird sie zu vermuten haben, wo dem Vernommenen die Abgeschlossenheit abgeht, die auch den Erzeugnissen der Volkslitteratur nicht fehlen kann. Hier ist daher gleichfalls die Controle nötig. Sie ist auch da nicht überflüssig, wo dem Sammler ein Ganzes entgegentritt. Denn nicht der erste Beste verfügt über die ortstypische Form und über ein treues Gedächtnis. Vor allem ist die Probe bei den Prosaarten anzuempfehlen, bei denen kaum oder selten eine feste Form ausgebildet ist. Diese ist ja doch im Allgemeinen nur da vorhanden, wo der litterarische Volksgeist der Veränderung und Entstellung vorbeugen will. Selbst schon beim gereimten Sprichwort oder der Wetterregel, die gewonnene Erfahrung den Nachkommen unzweideutig übermitteln sollen. Der Reim ersetzt hier die Schrift, er ist die Schrift des Volkes. Den Prosaarten fehlt aber solche schützende Form. Auch sie ist der sinnzerstörenden Verwitterung durch die Sprachentwickelung natürlich ausgesetzt. Hier aber ereignet sich ein viel schnellerer und stärkerer Wechsel. Denn der Erzähler, der nur Fabel, Grundgedanken und Pointe dem Gedächtniss einzuprägen pflegt, ist bei der Mittheilung seines Stoffes fast immer selbst compositionell thätig und gestaltet, was er zu sagen hat, auf seine Art. Veränderte Stimmung, neue Eindrücke, Aufnahme weiteren ähnlichen Stoffes in das Gedächtnis bringen unvermeidlich, bewusst und unbewusst, Veränderungen

des Vortrags und der Darstellung, Verschiebung der Teile und Abänderungen am Kerne mit sich, und so wird es möglich, dass am selben Ort Varianten von Märchen und Erzählungen angetroffen werden, die oft zusammen erst auf den älteren Kern führen. Auch unterscheidet sich im Volke, wie in gebildeten Kreisen, der Eine vom Andern hinsichtlich der Kunst zu erzählen und darzustellen; es gilt klare und objective Erzähler ausfindig zu machen.

9. Von den mittelbaren Quellen, die Kunde geben von romanischer Volkssprache und -Dichtung der Vergangenheit, sind die Arbeiten früherer Sammler volksmässiger romanischer Rede und Litteratur zum Teil im ersten Abschnitt des ersten Teiles erwähnt, die Wörterbücher romanischer Mundarten, grammatische Darstellungen, Mundartproben, Beiträge zur Kunde ungeschriebener romanischer Prosa und Dichtung. Nur die Wörterbücher sind von höherem Alter und zeigen, wenn auch nicht eine Mundart auf erheblich älterer Lautstufe, so doch, z. B. die italienischen, sich mit manchen, heute nicht mehr vernommenen Worten ausgestattet. Die Zuverlässigkeit der Angaben ihrer Verfasser ist an der lebenden Sprache zu prüfen. Am glaubwürdigsten sind diejenigen, die den mundartlichen Ausdruck durch den entsprechenden der gebildeten Sprache zu ersetzen anleiten. Mit Vorsicht zu gebrauchen sind dagegen die, deren Absicht war den Wortreichtum einer Mundart zu zeigen, denn sie beschränkten sich nicht auf die aus dem Volksmunde wirklich vernommenen Worte, sondern vermehrten öfters den mundartlichen Wortschatz durch Worte anderer, besonders der gebildeten Umgangssprache, die sie in die Mundart umschrieben. Unzulänglich ist gewöhnlich ihre Bezeichnung der Aussprache, bei der sie sich mit dem Alphabet der Schriftsprache zu behelfen pflegten. Als alt bei den Romanen wird das Volksmärchen erwiesen durch französische Märchen, wie sie zuerst 1697 Ch. Perrault *(Contes de ma mere l'Oye)* zusammenstellte. Eben so weit zurück reichen die Sammlungen romanischer Sprichwörter (s. S. 46). Kenntnis von anderen Arten der romanischen Volkslitteratur ist Sammlern früherer Jahrhunderte jedoch nicht zu entnehmen. Das französische Volkslied findet sich, in zum Gebrauch bestimmten Liederbüchern, allerdings schon im 15. Jahrhundert aufgezeichnet. (S. die Nachweise über franz. Volksliederbücher bei G. Paris, *Chansons du XVe s., 1875,* S. X ff.; A. Tobler, in *M. Haupts franz. Volkslieder, 1877,* S. 157).

10. Wohl aber erfährt man von anderen Arten aus Zeugnissen, Anspielungen, und Entlehnungen bei Schriftstellern älterer Zeit, und schon des MA. Von volksmässiger Sprache, niederer Rede und Wendung wird gesprochen, sobald die romanischen Sprachen zu Litteratursprachen sich zu entwickeln beginnen und Grammatiker auftreten. Römische Schriftsteller und Grammatiker stellten so schon der lateinischen Sprache die rohe Sprache des Ungebildeten, eine *lingua vulgaris* oder *rustica* der *lingua latina* gegenüber, und überliefern aus ihr Wörter oder Wortformen, die zum romanischen Wortbestand gehörig, und Wortformen, die als Vorläufer romanischer Wortgestalt erkannt sind. Dante lehrt bereits die Vielfältigkeit der italienischen Zunge in seiner Zeit und begründet sein abschätziges Urteil über sie durch einzelne Anführungen. Weitere Kenntnis romanischer Volkssprache verschafft der Einblick in die Schriften der zahlreichen romanischen Grammatiker seit dem 16. Jahrhundert. Ihre Warnungen vor unedlem Ausdruck, unrichtigem Wortgebrauch, falscher Aussprache sind unabsichtliche Beschreibung und Kennzeichnung des Volksmunds der Vergangenheit. Die Komödiendichter, die den Bauer auf die Bühne bringen, wie in Frankreich seit Molière's Zeit geschieht, suchen ihn seine Sprache reden zu lassen, und auch der Satiriker neuerer Zeit, z. B. Rabelais, verwendet Wort und Rede des Volkes zur komischen Wirkung. Allenthalben bietet auch die geschriebene Litteratur und überliefert die Schrift Proben von Arten

der Volkslitteratur der Romanen in früher Zeit. Das romanische Sprichwort verwenden Schriftsteller jeder Gattung schon im MA. Italienische Carnevallieder werden seit dem 15. Jahrhundert bekannt (*Guerrini, Canti carnescialeschi*). Eine politische Frottola vom Jahre 1497 ist in einem Aktenstück erhalten (*Giorn. storico degli Archivi toscani, 1858*). Bolognesische Volksdichtung erkennt man in einigen, in Memorialen bolognesischer Notare des 13. und 14. Jahrhunderts eingezeichneten Balladen und Liedern im Volkston (s. Gaspary, *Gesch. der ital. Literatur I 109 ff.*). Dante spielt im *Purgatorio* XXIII 111 auf das Wiegenlied an. Von italienischen Tanzliedern bei Maifesten spricht der französische Epiker Adenet le roi (*Cleomades I 89*) im Ausgang des 13. Jahrhunderts. Die Lieder, die ein blinder Sänger in Florenz im 17. Jahrhundert vorzutragen wusste, nennt er in einem 1629 versificierten Katalog; darunter einige, die neuere Sammler im Volksmunde vorfanden (s. d'Ancona, *Poesia popolare italiana, 1878*, S. 99). Ein echtes volksmässiges französisches Liebeslied stellte Molière im Misanthrope dem glatten heuchlerischen Liebesgedicht der derzeitigen Salonlyrik gegenüber. Ja, dass in Frankreich Maskenspiele auf offener Strasse, anstössige und üppige Lieder schon im 9. Jahrhundert, ehe die französische Sprache für die Schrift reif geachtet wurde, das Volk belustigten, dass man sich am Sonntag zusammenfand um sich Geschichten zu erzählen, und dass alles das, mitsamt den Springer- und Seiltänzerkünsten, die der Spielmann aufzuführen wusste, als ein Rest heidnischer Zeit gewiss mit Recht von dem Erzbischof Herard von Tours in einem seiner Erlasse vom Jahre 858 verworfen wurde (*ne in illo sancto die vanis fabulis aut locutionibus sive cantationibus vel saltationibus, stando in biviis et plateis, ut solent, inserviant; illas vero ballationes et saltationes canticaque turpia ac luxuriosa et illa lusa diabolica non faciat, nec in plateis nec in domibus neque in ullo loco, quia haec de paganorum consuetudine remanserunt;* s. du Méril, *Poésies popul. lat. du moyen âge, 1847*, S. 193; Baluze, *Capitularia reg. franç. I* S. 957), beweist nicht nur das hohe Alter der französischen Volkslitteratur, sondern auch eine, bis ins fränkische und römische Heidentum zurückreichende volkslitterarische Tradition. Denn jene, von der Kirche verfolgten litterarischen Unterhaltungen sind um so weniger auf dem Boden des Christentums erwachsen, als sie schon im 6. Jahrhundert der Bischof Caesarius von Arles (*† 542*) mit ähnlichen Ausdrücken in der Predigt beklagt: *quam multi rustici, quam multae rusticae mulieres cantica diabolica, amatoria et turpia, ore decantant* (Du Méril, a. O.). Auch das Bestehen von mündlichen Erzählungen über Thaten und Handlungsweise geschichtlicher Helden, wie Karl der Grosse, wird in der lateinischen Schriftstellerei des 9. Jahrhunderts bereits beurkundet, wenn der Mönch von St. Gallen in den *Gesta Karoli Magni* angibt, dass er im Auftrage Karls des Dicken die, zum Teil mit epischen Anschauungen durchsetzten Geschichten niederschreibe (vor 888), die er von seinem Erzieher, einem alten Soldaten Karls des Grossen und dessen Sohne Werimbert vernommen habe. Dass der Poeta Saxo zur selben Zeit in seinem Leben Karls des Grossen (*Monumenta Germaniae hist., Script. I 225*) von *vulgaria carmina* spricht, in denen Karl, seine Vorfahren und Nachkommen besungen würden, mag immerhin nicht auf eine Verbreitung epischer Gedichte in französischer Sprache, die öffentlich gesungen worden wären, gedeutet werden dürfen. Unzweideutig sind sie aber in einem Leben des heil. Faro von Meaux aus dem 9. Jahrhundert bezeugt, das die Nachricht, ein auf Chlotar's II. Sieg über die Sachsen (622) und auf des Bischofs Faro Eingreifen in die Ereignisse bezügliches Gedicht habe sich vermöge seiner rustiken Form in aller Mund befunden und beim Gesang des Liedes hätten die Frauen, Beifall zu erkennen gebend, im Chore getanzt (*ex qua*

victoria carmen publicum juxta rusticitatem per omnium pene volitabat ora, ita canentium ... folgen sieben Verse des Gedichtes in lateinischer Umschrift ...*feminaeque choros inde plaudendo componebant;* Du Méril a. O. S. 239), mitsamt den auszüglich mitgeteilten Versen, nur einer älteren Quelle entnommen haben kann. Ja man ist sogar versucht in den lateinischen Versen die Umschrift einer altfranzösischen Zehnsilbnertirade mit der Assonanz in geschlossenes *o* herauszulesen. Solchen Zeugnissen und Anführungen aus litterarischen Erzeugnissen, die der Volksmund verbreitet, ist mit Aufmerksamkeit nachzugehen. An ihrer vollständigen, bei ihrer Zerstreuung in die verschiedenartigsten Schriftstücke allerdings schwierigen Sammlung ist viel gelegen, da sie ein Wegweiser sind bei Nachforschungen über Entstehung von Gattungen der geschriebenen Litteratur und einzelner litterarischer Werke älterer Zeit. Denn schon die mitgeteilten Proben aus dem Zeugnismaterial lehren, dass ein Zusammenhang zwischen mündlicher und schriftlicher Litteratur und Abhängigkeit letzterer von ersterer bei den Romanen besteht, die auch da denkbar ist, wo ausdrückliche Zeugnisse fehlen, nachdem, wie sich zeigt, der schriftlichen romanischen Litteratur eine mündliche vorausgeht und sie begleitet.

11. Hierüber sind Belehrungen aus der letzten Art mittelbarer Quellen für die Kunde mündlicher romanischer Litteratur in der Vergangenheit zu schöpfen, aus der geschriebenen Litteratur, aus ihrem Inhalt und ihrer Form, soweit sie nicht Ausfluss fremder geschriebener Litteratur sind. Selbst für die romanische Volkssprache frühester Zeit fliesst eine solche Quelle in denjenigen lateinischen Schriftdenkmälern, in denen, wie in alt- und spätlateinischen Inschriften, in den ältesten Handschriften lateinischer Autoren, in gewissen lateinischen Schriftstellern heidnischer und römisch-christlicher Zeit, in den, im entarteten Latein des frühen Mittelalters verfassten Urkunden und litterarischen Erzeugnissen bis auf Karl den Grossen, volkstümliche Wortform und volksmässiger Ausdruck durch Nachlässigkeit bei der mechanischen Herstellung der schriftlichen Documente, oder durch Absicht und mangelnde Sprachkenntnis ihrer geistigen Urheber die vulgäre Rede sich unter die gebildete lateinische gemischt hat. S. hierüber Teil III., Abschn. 1. A. 2. Nicht minder ist in anderen Sprachen, in die der romanische Volksmund lateinisches Sprachgut überführte, ehe noch Aufzeichnungen in romanischer Sprache erfolgten, z. B. im Altdeutschen und Altenglischen, romanische Volkssprache in früher Entwickelungsform zu beobachten. S. Teil III., Abschn. 1 A. 3.

12. Volksmässige Bestandteile sei es des Inhalts, sei es der Form, sind in Zeiten bewusster litterarischer Künstlerschaft, in denen vom persönlichen Denken und Empfinden und vom Gestaltungsvermögen des Schriftstellers Inhalt und Form der litterarischen Leistung vorwiegend abhängen, an schriftstellerischen Werken natürlich weniger sichtbar als im Beginn einer Litteratur, und sie vermindern sich in ihnen, in dem Maasse, als sie die höhere gesellschaftliche und die wissenschaftliche Bildung zum Ausdruck bringen. Wie aber jedes schriftstellerische Werk Nachahmung und Umbildung vorangegangener Werke ist, die litterarische Darstellungskunst sich nur langsam vervollkommnet, und nicht anders als Malerei, Bildhauerkunst und die Gerät und Maschine ersinnende Technik von den schlichsesten, von rohen und unbehilflichen Gestaltungen ausgeht, so auch die geschriebene Litteratur. Eine jede, deren älteste Denkmäler für eine Litteraturform nicht einfache Verhältnisse zeigen, hat entweder gleichartige Erzeugnisse in einer fremden Litteratur, die vorbildlich wurde, zur Voraussetzung, oder sie ist die Fortsetzung nationaler mündlicher Litteratur von gleicher oder einfacherer Art. Unsere Bekanntschaft mit der mittelalterlichen Sprachgelehrsamkeit versichert uns, dass für die schriftliche romanische Litteratur nur eine geschriebene Litteratur, die lateinische,

vorbildlich werden, diese aber auch nur gewisse Wege weisen konnte. Bei anderen Arten, Stoffen und Formen des französischen, provenzalischen, italienischen Schrifttums u. s. w., für fast alle von gemeinverständlichem Charakter, sind zwar ältere geschriebene Beispiele in der Landessprache als die erhaltenen annehmbar, die durch die Unbilden der Zeit zu Grunde gingen, aber auch ihre Wurzeln müssen in demselben heimischen Boden und in der mündlichen Litteratur gründen. Nur bis zur mündlichen Litteratur eines anderen Volkes noch können sie verlaufen, mit dem, wie zwischen Kelten und Romanen, zwischen Franken und Romanen, ein andauernder Sprachverkehr bestand und in dem durch politische Verhältnisse polyglotte Einwohner erstanden waren, die früher, wie heute, nötig waren, um auch nur die kleinste Anekdote aus einer Sprache in die andere überzuführen.

13. Diese litterarischen Grundlagen und Ausgangspunkte von Stoffen, Gattungen und Formen der geschriebenen Litteratur der Romanen zu ermitteln bedarf es umsichtiger Zergliederung dieser selbst und sorgfältiger Erwägung der Umbildungen und Anwendungen, die Erzeugnisse der lateinischen Litteratur unter den Romanen erfahren konnten. Von letzteren aber kann sicher nicht die Rede sein, z. B. bei der italienischen *Commedia dell' arte,* der zum französischen Jahrmarktspiel im 17. Jahrhundert gewordenen, schon im 15. Jahrhundert in Italien geübten Stegreifkomödie, die in ihrer unlitterarischen Form, mit ihren feststehenden Rollen, dem *Arlechino,* dem *Dottore, Amante,* der *Colombina* u. s. w., mit ihrer Karnevalsnarrheit, und -Ausgelassenheit, ihren Ursprung aus den Karnevallustbarkeiten des italienischen Volkes deutlich verrät, wenn diese selbst auch auf die alten römischen Mimen zurückgehen mögen. Durch die erzählenden *Lais* der altfranzösischen Dichterin Marie de France (12.—13. Jahrh.), die sich ausdrücklich zur Nachdichtung vernommener Lieder bekennt, blickt ein Volkslied vom Schicksal Liebender von ergreifender Einfalt, das in seiner Auffassung von Menschen und Dingen, in der Verwendung von Zaubereien und hilfreichen überirdischen Wesen weit in die Vergangenheit zurückweist, aber weder in der lateinischen Litteratur ein Seitenstück hat, noch aus christlichen Anschauungen erklärbar wird. Die Feen, die Riesen, die Zauberer, die Zwerge, mitsamt der glänzenden Welt, der eigenartigen moralischen Atmosphäre, der Erdvergessenheit, in der die Dichter des 12. Jahrhunderts in Artus- und Abenteuerromanen ihre phantastischen Gestalten sich bewegen lassen, sind sowenig homogen den moralischen Anthropomorphismen des Christentums, den Engeln und dem Teufel, und dem Inhalt lateinischer Schriftwerke, und ein so durchgebildeter und sicher gebrauchter dichterischer Apparat, dass die Vorgeschichte dieser Litteraturgattung von langer Dauer gewesen und in mündlicher Überlieferung in heidnischer Zeit schon anheben muss. Ebenso sind die wundersamen Berichte aus dem Leben fränkischer Fürsten bei lateinischen Chronisten wie Fredegar (7. Jahrh.) unverkennbare epische Elemente, die dem, der mündlichen Überlieferung aus der Vergangenheit ebenso unbefangen wie der schriftlichen vertrauenden Geschichtsschreiber nur der nationalepische Volksgesang in Frankreich zuführen konnte (s. Rajna, *Origini dell' epopea francese,* 1884, S. 51 ff.). Also aus ihm, nicht aus lateinischer Dichtung ist das, seit dem 12. Jahrhundert aufgezeichnete volksmässige Epos der Franzosen von Roland, Guillaume d'Orange, Renaud von Montauban u. s. w. herzuleiten. Nicht minder ist in die mittelalterlichen Heiligenlegenden in lateinischer Sprache volkslitterarischer Stoff eingedrungen und mit geschichtlichen Bestandteilen ablösbar in ihnen verbunden.

14. Auch die Zergliederung und Vergleichung der Form romanischer Dichtung früherer Zeit weist eine vorausgegangene Entwickelung derselben

im Volksmund und selbständige Anfänge derselben nach. Die ältesten altfranzösischen Nationalepen stehen auf der Stufe bänkelsängerischer Spielmannsdichtung, die sich dem Hörer marktschreierisch anpreisst. Nur wenn einem fremden Vorbild nachgestaltet, konnten sie von vornherein den platten Ton anschlagen und die geschwätzige Breite, die inhaltslose Phrase, die wirre Darstellung anwenden. Wofern ein solches nicht vorhanden ist, müssen sie dem Stadium der Entartung einer einheimischen litterarischen Gattung angehören, und zwar einer solchen, der von Haus aus die heroische Grundstimmung, die natürliche Logik und Einheit nicht gefehlt hat. Die französische *chanson de geste* muss, da ein fremdes Vorbild solcher Art für sie nicht vorhanden ist, diese Eigenschaften einstmals besessen haben. Die epische Phrase der geschriebenen *chansons de geste* kann nur aus dem bedeutungsvollen epischen Beiwort früherer Dichtung entstanden sein. An mehreren unter ihnen, am Rolandslied, an der Fierabrasdichtung, und auch an der alten französischen Alexiuslegende, die in verschiedenen Redaktionen überliefert sind, kann die zunehmende Entartung der Grundform beobachtet werden. Auch die älteste überlieferte Redaktion ist solcher Verderbung unterworfen gewesen, wo sie jenen Forderungen nicht entspricht. Zur Aufzeichnung gelangte das französische Nationalepos vermutlich erst, als es durch Zusätze zu umfangreich geworden war, um im Gedächtnis festgehalten werden zu können, lange nachdem seine Blüte vorüber war. — Der *Refrain* im Lied kann keine Erfindung der geschriebenen Litteratur sein, da unerklärbar wäre, wie die, in der Niederschrift dem Leser sich nicht anders als die übrigen darstellende Kurzzeile zur gesungenen Refrainzeile in den Liedern des Volkes hätte werden können. Wenn er in lateinischer Sprache schon in dem Augustinischen Abundantiahymnus (Du Méril, *Poésies popul. antérieures au XIIe s.,* 1843, S. 120), und im frühesten christlichen Kirchengesange auftritt, so kann er zwar von diesem in die romanische Dichtung übergeführt und, was aber wenig wahrscheinlich, als eine durch bestimmte Bedürfnisse und Verhältnisse der alten Christengemeinden erst hervorgerufene gelehrte Form des chrislichen Ritus gedeutet werden. Allein, wenn die altfranzösische Bearbeitung des Hohenliedes Salomonis (Foersters *Altfranz. Übungsbuch I.,* 1884, S. 85) mit dem Refrain und dem geistlichen Stoffe nicht sowohl den Hymnenstil, sondern die Darstellung, die der altfranzösischen Romanze oder *chanson d'istoire* (vgl. Bartsch, *Altfranz. Romanzen und Pastourellen,* 1870; Verf., *die altfranz. Romanzen und Pastourellen,* 1872) eigentümlich ist, verbindet, und auch den Vers mit dieser lyrisch epischen Dichtgattung, mitsamt dem Refrain der bei der *chanson d'istoire* stehend ist, gemein hat, so ist jene geistliche Dichtung mit ihrem weltlichen Bestandteile nicht eine Umbildung der Hymne, sondern Nachbildung volkstümlicher französischer Romanzenpoesie, und aus der zweizeiligen, mit kurzzeiligem Refrain versehenen Strophe des Hohenliedes ist auf gleich einfache französische Romanzen zur Zeit der Abfassung jenes Liedes zu schliessen, also auf Romanzen von der denkbar einfachsten Form, die, da der Refrain in der Landessprache ursprünglich Chorlied ist, zum Volksliede gestellt werden müssen. Nur blöder Sinn wird die uns zufällig überlieferten französischen Romanzen von entwickelterer Form als die ersten ihrer Art ansehen und sie aus dem geistlichen Hohenlied ableiten, dessen weltliches Element nur aus gleichartiger weltlicher Dichtung verstanden werden kann.

15. So sind denn auch gewisse Strophenformen romanischer Poesie auf dem Boden der mündlichen Litteratur in den romanischen Ländern entstanden. Die *laisse* oder Tirade der altfranzösischen Heldendichtung hat in schriftlicher Litteratur nirgends einen Anhaltspunkt. Schon in jenem Liede auf Faro von Meaux scheint sie verwendet zu sein, wenn nicht gar der Abundantia-

hymnus mit seinen ungleich langen Strophen sie früher schon nachbildete. H. Schuchardt suchte (*Ritornell und Terzine, 1874*) die beiden Hauptstrophen der italienischen Kunstdichtung, die *Ottava* und die *Terzina*, gewiss mit Recht aus italienischer Volksstrophe, jene aus dem *rispetto*, diese aus dem *ritornello* herzuleiten. Der unvollkommene Reim (Assonanz) des romanischen Volksliedes und der auf den Gleichklang der Tonvokale und auf Scheidung männlicher und weiblicher Silben ebenfalls beschränkte bequeme Reim in altfranzösischer Volksepik, Romanzendichtung und gelehrter Poesie verrät die mangelnde Kontrole des Auges in der ersten Zeit reimender romanischer Dichtung und die Entstehung des Reimes in den geschriebenen romanischen Litteraturen aus älterer mündlich fortgepflanzter Dichtung. Dass diese Dichtung nicht auch eigene Verse besessen, sondern die von ihr gebrauchten lediglich dem kirchlichen Liede zu verdanken haben sollte, ist wenig wahrscheinlich. Spruch und Sprichwort geben Anlass, rhythmische Reihen, die auch das roheste Volk seinem Taktgefühl abgewinnt, in bestimmter Art zu begrenzen, Spruch und Sprichwort bevorzugen bestimmte unter ihnen und sind geeignet diese zu befestigen und nationale Versarten zu erzeugen. Nicht zufällig lässt sich der volksmässige französische 10Silbner und der Volksliedvers Italiens, der *endecasillabo*, auf ein lateinisches Metrum von häufigem Gebrauch in weltlicher oder kirchlicher Dichtung ohne Zwang nicht zurückführen; nicht zufällig ist das gehäufte Auftreten seiner beiden Teile im Refrain, der 4- und 6silbigen Refrainzeile in französischer Poesie volksmässigen Charakters; während die Abstammung der übrigen, in den romanischen Litteraturen bis zum Eintritt des Principes der Formvariirung in sie angewendeten Verse, des 8silbigen, des 14silbigen, von geläufigen Kirchenliedformen sofort in die Augen springt, und keiner von beiden oder ein Teil des 14Silbners in Frankreich eine dem 10Silbner vergleichbare Verwendung erfährt.

16. Indem die Forschung durch Zergliederung und Vergleichung der Bestandteile der geschriebenen den Spuren der mündlichen romanischen Litteratur nachgeht und durch sie der letzteren eine neue Quelle aufschliesst, verfährt sie ähnlich, wie die geschichtliche Grammatik, die im Sprachschatz eines Volkes den Bestand an Wörtern in der Zeit vor der Sprachüberlieferung in der Schrift, die ererbten von den entlehnten Wörtern zu scheiden sucht. Die Trümmer der litterarischen Hervorbringungen des ungelehrten Volksgeistes, die der Romane in der Zeit bewusster Litteraturpflege als Bausteine verwendete, gilt es aus den Litteraturschätzen der romanischen Völker zu erkennen und aufzusammeln. Die Arbeit ist hier wie dort unläugbar mit Schwierigkeiten verbunden. Ein tiefer Einblick in Volksart und volksmässige Litteratur, die durch Vertrautheit mit den Ergebnissen des Studiums der aus unmittelbarer Quelle geschöpften Erzeugnisse des volkslitterarischen Geistes zu gewinnen ist, muss hier, wie dort die Einsicht in das wirkliche Leben der Sprache, zur Wegweisung dienen. Dass über den volksmässig nationalen und den kunstmässig gelehrten Charakter einer Erscheinung im Gebiet der romanischen Litteraturen nicht immer zu entscheiden sein wird, ist vorauszusehen. Die Forschung über die mündliche Litteratur der Romanen kann so wenig zu lauter unbezweifelbaren Ergebnissen gelangen, wie die Geschichte.

1. Lundell, *Sur l'étude des patois* in Techmers International. Zeitschr. 1884 S. 308 ff. — 2. Winteler, *Die Kerenzer Mundart*, 1876, ist ein Muster dafür; T. Gartner verfuhr mit nachahmenswerter Vorsicht bei der Sammlung des Stoffes für seine *Rätoroman. Grammatik*. — 3. Brücke, *Methode der phonetischen Transscription*, 1863. Thausing, *Natürliches Lautsystem*, 1863. Merkel, *Physiologie der menschlichen Sprache*. Techmer in seiner Zeitschrift. Bd. I. 1883. — 4. Lepsius, *Linguistisches Alphabet*, 1855 u. a.

II. ABSCHNITT.

DIE BEHANDLUNG DER QUELLEN.

A. METHODIK UND AUFGABEN DER SPRACHWISSENSCHAFTLICHEN FORSCHUNG

VON

GUSTAV GRÖBER.

Vorbedingung für die Erforschung der romanischen Sprachen ist das Wissen von dem aus den mündlichen Quellen der Gegenwart und den schriftlichen irgend einer Zeit zu schöpfenden — das Wissen vom lebendigen und überlieferten romanischen Sprachstoff (romanische Sprachkenntnis; romanische Sprachkunde; Dialektologie). Lebende romanische Sprache wird gewusst zunächst von denjenigen, die sie als Muttersprache reden. Von ihnen erwerben Andere ein Wissen von lebender romanischer Sprache durch Verkehr mit den Romanen, durch Verdolmetschung und durch Grammatiken, Wörterbücher, Übersetzungen (Polyglotten). Polyglotten, dazu Sprachvergleichung und hermeneutische Kunst (s. das folgende Kapitel) sind für den Nationalen wie für den Fremden die unentbehrlichen Mittel zur Erlangung von Wissen und Verständnis romanischer Sprache früherer Zeit. Die romanische Polyglotte ist bereits im MA. vorhanden. Schon die alten Glossare von Cassel und Reichenau des 8. Jahrhunderts (Foerster, Altfranz. Übungsbuch, S. 1 ff.) sind Dolmetscher romanischer Rede; ebenso die altfranzösischen Übersetzungen der Psalmen von Oxford und Cambridge, die Predigten des heil. Bernhard u. s. w.; Übersetzungen romanischer Schriftwerke ins Mittelhochdeutsche und Deutsche, ins Mittelenglische, Englische, Italienische u. s. f.; die alten provenzalischen Grammatiken des 13. und 14. Jahrhunderts; in fremde Sprachen eingedrungene, in der gebenden romanischen Sprache selbst abgestorbene Wörter u. s. w. Bei dem bruchstückartigen Charakter des dem Fremden aus Verkehr oder Schriften und dem späterlebenden Einheimischen aus der trümmerhaften Sprachüberlieferung und aus der Sprachauslegung der Vergangenheit verständlichen Sprachstoffes sind dem Wissen von fremder Sprache Schranken gezogen, die für den eine Sprache als Muttersprache Redenden nicht bestehen. Da er dieselbe aber unbewusst handhabt, hat auch er mit seinem Sprachwissen nicht schon eine Einsicht in ihr Wesen, in die

Ursachen, die zur Anwendung einer Wortform oder Wortfolge ihn veranlassen, in den Bau und in die Einrichtung seiner Sprache.

2. Hierzu bedarf er der Besinnung, der grammatischen Auffassung, der Zergliederung seiner Rede, der Aufsuchung und Zusammenordnung des Gleichartigen in ihr, der Bestimmung der Laute, der Formen der Sprache, der Arten und Weisen seines Gedankenausdrucks, der Übersicht über seinen Wortschatz. Die Betrachtung, der so die Sprache unterworfen wird, ist, da sie den thatsächlichen Sprachzustand des Redenden in bündiger treffender Fassung (Regel) beschreibt, empirische Betrachtung. Alle praktischen Zwecken dienenden, die bestehende (lebende) Sprache beschreibenden romanischen Grammatiken und Wörterbücher entspringen dieser Betrachtung. Ursprünglich von Nationalen, dann von Bilinguen ausgeübt, ist auch der Fremde mehr und mehr in der Lage, bei ausreichendem Sprachwissen diese Betrachtungsweise fremder Sprache durch Beobachtung zu vervollkommnen. Wofern er jedoch die fremde Rede nicht in völliger Freiheit, unbewusst, anzuwenden vermag, sie reflektierend reproduziert, ist sie für ihn eine tote Sprache, für die er nur eine historische Auffassung, zu der er ein historisches Verhältnis hat. Sein Weg zum Sprachverständnis führt von Aussen nach Innen, von Wort und Satz zu Vorstellung und Gedanken, während bei dem Nationalen umgekehrt die Vorstellung das Wort, der Gedanke den Satz herbeiruft. Es ist derselbe Weg, der eingeschlagen wird, um in das Verständnis einer toten, nur in der Schrift erhaltenen Sprache einzudringen, ein Weg, auf dem aber auch der Nationale allein eine Mundart seines Landes und die Sprache desselben in früheren Jahrhunderten verstehen lernt. Denn die Sprache ist der Veränderung, das Wort dem Wechsel in Form, Gebrauch und Bedeutung unterworfen, ist veränderliches Zeichen eines veränderlichen Bezeichneten, das aus Schriftdenkmälern rekonstruktiv im Geiste auch des Nationalen erst wieder zu erzeugen ist. Die Kenntnis von Sprache und Sprachinhalt früherer Zeit ist historische Sprachkunde, die Betrachtung der Sprachveränderung in der Vergangenheit, die die Schrift vor Augen stellt, historische Sprachbetrachtung. Sie verfolgt den Wechsel in der Sprache von ihrer ältesten schriftlichen Bezeugung bis zu ihrer jüngsten und bis zu ihrer lebenden Form und bildet aus ihren Beobachtungen geschichtliche Reihen. Älteste schriftliche Aufzeichnung und Anfang einer Sprache sind jedoch auseinanderliegende Zeitpunkte. Die Schriftdenkmäler überliefern nur einen Teil der Veränderungen, die sich in einer Sprache ereigneten; sie bringen nur einige Entwickelungsformen derselben zur Anzeige und haben sie nicht in ununterbrochener Folge aufbewahrt. Auch über die Anlässe zu den Veränderungen, über ihre Ursachen, über das Werden der Sprache geben sie keine Auskunft. Dies zu erkennen, die Sprache bis zu ihren Anfängen zurückzuverfolgen und die unbezeugten Übergangsglieder aufzusuchen ist Aufgabe einer genetischen Sprachbetrachtung. Sie erläutert die Veränderungen aus dem Wirken der Sprachwerkzeuge und aus den die Sprache beherrschenden seelischen Vorgängen; sie ermittelt auch, durch Vergleichung verwandter Sprachen, unter den physiologisch und psychologisch möglichen die für eine bestimmte Sprache zulässigen unbezeugten Übergangsformen. Der Kulturgeschichte erschliesst sie einen Teil des Begriffsschatzes eines Volkes, wie er vor seinen schriftlichen Denkmälern war, der Völkerpsychologie verschafft sie Einblick in Seiten des Volkscharakters. Verallgemeinert, nicht blos auf eine oder mehrere unter einander verwandte Sprachen angewendet, sucht die genetische Betrachtung, — ebenso wie die Physiologie die Bethätigung und das gesetzliche Wirken der körperlichen Organe aus ihrer Einrichtung, und wie die Biologie ihre Entstehung und Veränderung erforscht —, das Wirken des vorstellenden Geistes in der Sprache, die das Sprechen veranlassenden und

begleitenden seelischen Thätigkeiten, Entstehung und Wandel in der Sprache aus der seelischen Mechanik, mitsamt der Entwickelung des Geistes selbst, zu ergründen und wird so zur (psychologischen) Sprachwissenschaft.[1]

3. Das Verhältnis der empirischen, historischen und genetischen Betrachtung ist der Art, dass zur vollständigen Auffassung einer Spracherscheinung keine ausreicht, vielmehr alle drei dazu erforderlich sind. Denn die empirische Betrachtung erfasst die Spracherscheinung nur in ihrem Sein, die historische beobachtet ihre Veränderungen, die genetische erforscht ihr Entstehen. Der genetischen Betrachtung geht die empirische und historische Bearbeitung des Sprachstoffes voraus, wie sie geschichtlich beiden folgte. Beide sind aber, abgesehen von ihren Leistungen für die genetische Betrachtung, auch um anderweiter Dienste willen unentbehrlich. Die empirische Sprachbearbeitung, gleichviel ob sie lebende Mundart und Sprache, oder die Sprache eines begrenzten Zeitraums in der Vergangenheit, eines Schriftstellers oder einer Schriftstellergruppe früherer Zeit zum Gegenstand nimmt, führt zur Einsicht in das grammatische Gefüge einer Sprache und in die Redeweise einer Zeit und eines Autors, und verhilft zu richtiger und genauer Auffassung des Sinnes fremder Rede. Sie gelangt bei sorgfältiger Beobachtung der Sprachform, des Sprachgebrauchs, der Sprechweise eines Schriftstellers zur Erkennung richtiger und unrichtiger Überlieferung, zur Entscheidung über Echtheit und Unechtheit der ihm beigelegten Werke und vermittelt ein tieferes Verständnis seiner stilistischen Eigentümlichkeiten und seines Geistes. Sie bildet mit Kritik und Hermeneutik (s. das folgende Kapitel) die Grundlage für die Vergegenwärtigung des Inhalts fremder Rede im Sinne ihrer Urheber. Indem die historische Sprachbetrachtung sodann die Veränderungen in der Sprache, die Wandlungen in ihren Lauten und Formen, das Auftreten neuer Wortbildungsmittel, neuer Satzgestalt, Wörter und Wortbedeutung zu datieren unternimmt, stellt sie Kennzeichen auf für die Abfassungszeit ohne Datum überlieferter Schriften und verhilft gleichfalls zur Lösung von Echtheitsfragen. Sie bringt ausserdem Licht in die unverständlichen Ausdrücke einer jüngeren Sprachperiode, erklärt nicht mehr zu rechtfertigende Weisen der Satzbildung, Wortverbindung und Wortform aus älterer Wortbedeutung und Sprachregel, aus älterem Sprachgebrauch; sie ermöglicht im Wörterbuche einer Sprache eine geschichtliche Anordnung der Wortbedeutung, wodurch die Darlegung der Bedeutungsentwickelung eines Wortes an Stelle der üblichen logisch analytischen mit ihren Sprüngen tritt, und weist den Umfang des Begriffsschatzes eines Volkes, das Mass der Bethätigung seiner geistigen Kräfte in der Sprache für verschiedene Zeiträume seines geschichtlichen Daseins nach. Das Verhältnis endlich der genetischen Sprachbetrachtung zur (psychologischen) Sprachwissenschaft besteht darin, dass erstere die von dieser, aus der Untersuchung des seelischen Wirkens in der menschlichen Sprache erkannten Formen dieses Wirkens in der einzelnen Sprache, nach allen Seiten derselben hin, und in der einzelnen Spracherscheinung, an jeder Stelle ihrer Bethätigung aufsucht. Jene Formen sind, da sie die letzten Gründe für eine Spracherscheinung angeben, die ersten Ursachen für dieselben, daher die Prinzipien der genetischen Sprachbetrachtung.[2] Ihre Allgemeingiltigkeit ist in der begründeten Voraussetzung unbestreitbar, dass die menschliche Sprache überall in demselben Zusammenhang mit den seelischen Thätigkeiten sich befinde, den die psychologische Forschung bei bekannteren Sprachen zu erkennen vermochte.

4. Die bei den drei Betrachtungsweisen zur Anwendung gelangenden Erkenntnisverfahren sind zwar, der Verschiedenheit des Stoffes und der Ziele entsprechend, verschieden, aber alle induktiver Art. Denn es

wird bei allen vom Einzelnen zum Allgemeinen, von der Erscheinung zur Ursache fortgeschritten. Es werden Wörter, Wortformen, Wortreihen beobachtet und verglichen; es werden gemeinsame und trennende Merkmale an Wort- und Satzarten aufgesucht, Gleichartiges wird von Ungleichartigem geschieden; der Begriff vom Gleichen und Verschiedenen wird für den einzelnen Fall festgestellt; aus dem Gleichartigen werden Reihen und Gruppen gebildet; die Beständigkeit einer Erscheinung bei Gleichheit der Bedingungen wird zu erkennen gesucht und aus der Art der Erscheinung auf die Ursache geschlossen. Nur nimmt die empirische Forschung den Sprachstoff hin, wie sie ihn findet, während die historische sich auch zu vergewissern hat, für welche Zeit und für welchen Ort ein Schriftdenkmal Zeugnis ablegt, und die genetische die verwandten Sprachen, die Beschaffenheit der menschlichen Sprachwerkzeuge und das Verhältnis von Sprache und Seelenthätigkeit berücksichtigen muss. Für die Richtigkeit der Erkenntnis in allen drei Arten der Sprachbearbeitung wird ein grosses Beobachtungsfeld, vielseitige Vergleichung und sichere Erfassung des Gleichen in jedweder Umhüllung erfordert.

5. Alle drei Arten der Sprachforschung befassen sich gleicherweise mit der Sprache bis zu ihren einfachen Elementen herab, mit ihren grössten und kleinsten Teilen: mit der Wortfügung (Syntax), der Wortbedeutung (Lexikologie), der Wortbildung (Morphologie) und den Sprachlauten (Phonologie). Es besteht somit eine empirische, historische und genetische Syntax, Lexikologie, Morphologie und Phonologie, und die Untersuchung ist auf die Regeln der Wortfügung einer Sprache, wie auf den zeitlichen Wechsel derselben und die Ursachen dieses Wechsels, auf die in einem bestimmten Zeitraum zu beobachtenden Bedeutungen eines Wortes, auf die Veränderungen der Bedeutung und ihre Gründe, auf die Wortbildungsmittel einer Sprache, ihre Vermehrung und Verminderung im Laufe der Zeit und auf die Veranlassungen dazu, auf den Lautbestand, die Lautänderungen und die innere Geschichte des Lautes gerichtet.

1. W. v. Humboldt, *Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, hrsg. v. Pott, 1876. H. Steinthal, *Abriss der Sprachwissenschaft*, 1871. — 2. H. Paul, *Principien der Sprachgeschichte*, 1880.

I. EMPIRISCHE SPRACHFORSCHUNG.

Vom unmittelbaren oder durch die Polyglotte erlangten Verständnis einer lebenden oder todten Sprache aus, unter Vergleichung von Gedanken und Rede gelangt die empirische Forschung zunächst zur Unterscheidung der Rede nach der Ausdrucksform, die entweder subjektive (affektische) oder objektive (verstandesmässige) Gedankendarstellung ist, das Empfinden des Redenden mit Bezug auf den Gegenstand in seiner Äusserung aufzeigt oder blosse Mittheilung des Gedankens bezweckt: zur Scheidung des affektischen (*syntaxis figurata*) von dem affektfreien Satze (*syntaxis regularis*). Indem sie dann weiter den Gedanken in seine Teile (Vorstellungen) zerlegt, ermittelt sie ihnen korrespondierende Satzglieder (Worte) und deren Arten (Wortarten). Die sich daraus ergebende Wortlehre (Wortkategorienlehre) bildet einen Teil der Grammatik jeder Sprache, also auch der romanischen und indogermanischen Sprachlehre, wo man sich jedoch gewöhnt hat die Wortarten nach dem System der alten griechischen und römischen Grammatik zu bestimmen. Die Vorstellung findet genauen Ausdruck immer nur in einem Wort. Aber da die Vorstellung immer aus einem Aggregat von Merkmalen der Dinge besteht, die an verschiedenen Dingen, wenn auch in verschiedenem Verhältnis zu einander

sich befindend, wahrgenommen werden, so eignet sich das Wort nicht zum Ausdruck nur einer Vorstellung, sondern gleichzeitig für mehrere, ähnliche Vorstellungen, ist mehrsinnig. Die Vorstellungen, die eine Sprache mit einem Wort verbindet ermittelt die Bedeutungslehre (Lexikologie). Die Beziehungen aber der Vorstellungen in der Rede auf einander und Nuancierungen einer Vorstellung werden bei weiterschreitender Vergleichung von Gedanken und sprachlichem Ausdruck als teilweis am vorstellungtragenden Worte durch besondere Wortglieder bezeichnet gefunden, die der Beziehungsfähigkeit einer Vorstellung eine mannigfaltige Beugungsfähigkeit des entsprechenden Wortes gegenüber treten lassen. Diese Wortglieder stellen die Wortbildungsmittel (Wortbildungslehre, Morphologie) einer Sprache dar. Die Lautungen endlich, die dem Hörenden die Vorstellung des Redenden (im Worte) vermitteln, erweisen sich bei Besinnung auf ihre zeitliche Succession und Bildungsweise als zerlegbare Lautreihen, welche Laute, als die einfachsten Bestandteile der Sprache (Lautlehre, Phonologie) ergeben, zu denen der zergliedernde Verstand vordringen kann. Syntax, Morphologie und Phonologie werden gewöhnlich unter dem Namen Grammatik vereinigt.

Die empirische Forschung löst ihre Aufgaben mangelhaft, wenn sie bei der vergleichenden Beobachtung und Zergliederung der Sprache mehr Unterscheidungen setzt, als Verschiedenheiten in ihr bestehen; wenn sie mehrere Schriftzeichen für denselben Laut gelten lässt; wenn sie vom flectierten Nomen spricht, wo es nur zahlbezeichnend ist; von Komparativ und Superlativ, wo nur steigernde Adverbia bestehen; von einem Konjunctiv des Wollens, Fürchtens, Zweifelns, nach impersonellen Verben u. dgl., statt den sich gleichbleibenden Beweggrund im Sprechenden für den Gebrauch der Konjunktivform anzugeben u. s. w. Zuviel Unterscheidungen verraten, dass das Wesen der Sache nicht erfasst ist. Ein Übermass ist nur im Unterricht berechtigt, der die Unterscheidungen nach dem Fassungsvermögen des Lernenden zu treffen hat. In der auf Erkenntnis gerichteten Forschung kennzeichnet es die nicht erreichte Einsicht. In den Grammatiken der lebenden romanischen Sprachen ist vollkommene Einsicht oft kaum erstrebt. Die brauchbarsten unter ihnen sind:

E. Mätzners treffliche *Französische Grammatik*[3] (1885), G. Lückings *Französische Schulgrammatik* (1880) und C. Ayer's *Grammaire comparée de la langue franç.*[4] (1885). H. Vockeradts *Lehrbuch der ital. Sprache* (1878), R. Fornaciari's *Grammatica italiana dell' uso moderno* (1879). J. Wiggers' *Grammatik der span. Sprache* (1860), die *Gramática de la lengua castellana por la Real Academia*. S. Constancio's *Grammaire portugaise* (1882), A. Bernardini's *Grammatica della lingua portug.* (1853). T. Cipariu's *Gramatec'a limbei romane* (1870). Die praktischen Grammatiken findet man in den bibliographischen Werken verzeichnet.

7. Die in der empirischen Syntax zu unterscheidende objektive und subjektive Gedankendarstellung treten sowohl in der gewöhnlichen, wie in der künstlerischen Rede verbunden auf. Die erstere herrscht in der wissenschaftlichen Schriftstellerei und in den niederen Arten beschreibender Prosa, die allein Kenntnis des beschriebenen Gegenstandes verschaffen will, wie die Gesetzesformel, die Regel der Grammatik, die Angaben der Statistik, die Belehrung über Geräte und ihre Handhabung und die Rede eines Jeden, der sein Urteil mittels der Sachbenennungen der Sprache mit dem höchsten Grad von Deutlichkeit auszusprechen sucht. Die Vermischung der beiden Formen der Gedankendarstellung in den meisten Arten der Rede kann nicht zur Rechtfertigung derjenigen Grammatiker dienen, die sie nicht trennen, und die in den, auf statistischem Wege gewonnenen Regeln über den, in der Satz- und Wortverknüpfung und in der Satz- und Wortordnung bestehenden Redebrauch bald die Äusserungsweisen des empfindenden und Empfindung erregenden Geistes, bald die des unterrichtenden beschreiben oder ein Belieben

des Redenden vorfinden, wo die Rede verschieden gefärbt ist. Notwendig muss die wissenschaftliche Betrachtung das sprachlich Verbundene nach seinen verschiedenen Seiten auseinander legen, um es bekannt zu machen, und notwendig muss in der Regel die psychologische Radix, müssen die bei der Gedankengestaltung wirkenden psychischen Faktoren angezeigt sein, die die sprachliche Gedankendarstellung bedingen, sonst würde der Regel das wesentlichste Element, die Angabe der Bedingung, unter der sie wirksam wird, fehlen, würde ein ausnahmvolles Regelwerk entstehen, das nicht nur das Erlernen einer Sprache unmöglich machte, sondern auch die psychische Seite der Satzformen in Dunkel liesse, und identische Satzbildungsweisen würden nicht auf ihre allgemeinste Formel gebracht. Auch die empirische Syntax hat es nicht blos mit Sätzen und mit Worten, sondern mit deren seelischer Grundlage zu thun. Wird sie beachtet, so ergeben sich allgemeine Formeln statt einer Menge äusserlicher Regeln. Z. B. für die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen, da sich zeigt, dass das dem Substantiv vorangestellte Adjektiv affektisch attribuiert, das nachgestellte verstandesmässig distinguiert (*un savant homme* und *un homme savant* = ein gelehrter Mann; ein Gelehrter). Danach begreift sich, dass Adjektiva von Ländernamen (*armée française*), Farbenbezeichnungen (*des cheveux noirs*), Benennungen anderer sinnfälliger Eigenschaften (*table ronde, diable boiteux*) und alle anderen Angaben von Eigenschaften, die Affekte nicht erregen, ihren Platz hinter dem Substantiv nie, oder dann nur verlassen, wenn der Redende an sie seine Empfindung heftet (*le bleu ciel*). Andererseits versteht sich, dass Adjektiva, mit denen die Empfindung unzertrennlich verbunden ist, weil sie indiscutable Werte bezeichnen, wie *bon, mauvais, beau, joli* etc., dem Substantiv nur nachfolgen, wenn sie logisch unterscheiden sollen, Benennungen körperlicher Gebrechen aber (z. B. *laid*) nur Leidenschaft oder Roheit die affektische Stelle vor dem Substantiv zuerkennen kann. Die deutsche Sprache, die das Adjektiv dem Substantiv stets vorangehen lässt, giebt dem affektischen Adjektiv den Empfindungsaccent, dem distinguierenden den logischen Accent. Beide ersetzt das reflektierende Französische durch Wortstellung. Auch wer vom Subjonctif in Hauptsätzen im Französischen, von einem Subjonctif des Wunsches (*plût à Dieu; vive le roi; qu'il vienne*) u. dgl. spricht, erfasst die psychologische Radix dieser Ausdrucksform nicht. Er verkennt ihr Wesen und zugleich das des Subjonctifs im neueren Französisch. Denn jener Hauptsatz ist ein Hauptsatz nur auf dem Papier, nicht aber in der gesprochenen Rede; hier vielmehr ein Nebensatz, abhängig nicht zwar von einem Zeitwort, wohl aber vom Affekt, der in Geberde und Gestus zum Hörenden spricht. Der französische Subjonctif ist daher ausschliesslich Modus des abhängigen Satzes. Er ist immer auch nur eines Sinnes: Gegensatz des Indikativs. Wird in diesem Sein und Geschehen als mit dem äusseren oder inneren Sinne wahrgenommenenes bezeichnet, so im Subjonctif das nichtwahrgenommene, das nur im Geiste des Redenden vorhandene, das nur vorgestellte Sein und Geschehen. Im abhängigen Satze ist der Indikativ daher auch nur nach solchen in der Rede ausgesprochenen oder angedeuteten Zeitwörtern in Gebrauch, die (mit den Sinnen in der Aussenwelt, oder mit dem Bewusstsein in der Seele) wahrgenommene Existenz aussagen und diese vom Inhalt des abhängigen Satzes prädicieren (z. B. *je vois, il paraît, je crois, je vous dis* . . qu'il est venu = *sa venue* est *vue, a parue,* est *crue, vous* est *dite etc.*)

Wo die affektische Satzform in der gebildeten oder Schriftstellersprache angewandt sei, muss sich durch Vergleichung ergeben. Von der verstandesmässigen unterscheidet sich die affektische darin, dass sie ungesagt lässt und durch die Geberde ersetzt, was jene ausspricht (Ellipse), dass sie wiederholt

sagt, was zur deutlichen Auffassung einmal zu sagen genügt (Pleonasmus), oder an einer Stelle sagt, die jene anderen Satzgliedern einräumt (Inversion). Der Redner und Dichter wenden die drei Arten der affektischen Satzform in grösserem Umfange an als die gebildete Umgangssprache, um im Hörer den Gemütszustand zu erzeugen, in den sie der besprochene Gegenstand versetzte. Hier berühren sich Syntax und Stilistik. Indem die (reflektierende) belehrende Gedankendarstellung den Affekt in das ihn bezeichnende Wort umsetzt, bringt sie den affektischen Satz, unter Beibehaltung seines Inhalts und Angabe seines Empfindungsgehaltes, auf die verstandesmässige, lehrhafte Form (*un savant homme* = *un homme* que j'estime *savant; plût à Dieu* = je voudrais qu'il *plût à Dieu; le traître, je le punirai* = *je punirai* ce *traître*). Wo solche Umsetzung in einer Sprache möglich ist, liegt affektische Satzform vor; wo sie nicht geschehen kann, fehlt der Sprache entweder ein den Affekt bezeichnendes Wort, oder es besteht der, in der lehrhaften Rede einer Sprache übliche Ausdruck. Da dieser, namentlich von den Flexions- und Tonverhältnissen einer Sprache abhängige Ausdruck nicht, oder doch nur in bedeutend erweiterten Satzgefügen erst wandelbar ist, so geht die syntaktische Beobachtung am besten von ihm aus und ermittelt von ihm aus die mannigfaltigere Bildung des in der Umgangs- und rednerischen Sprache verwendeten affektischen Satzes. — Auch die Regel der *syntaxis regularis* hat natürlich die Ursachen der in verstandesmässiger Rede üblichen Ausdrucksweisen anzugeben. Die Voranstellung des Subjekts im Französischen wird sie aus dem gänzlichen Mangel an Beziehungsangaben am französischen Nomen erläutern, dessen Subjektswert nur durch Stellung noch angezeigt werden kann, da das Französische nicht den Accent, dessen das Italienische sich zur Heraushebung des Subjektsbegriffs bedient, gebraucht, um Subjekt und Objekt kenntlich zu machen, noch auch, wie das Spanische, das Objekt durch eine Präposition zu bestimmen gelernt hat. Aus Tonverhältnissen wird sie die in mehreren romanischen Sprachen beobachtete Erscheinung erklären, dass die konjunktiven Personalpronomina im obliquen Casus (franz. *me te se;* ital. *mi ti si* u. s. w.) einst nicht an die Spitze des Satzes traten (altfranz. nicht *Me disait; S'en va;* ital. nicht *Lo dicendo, Mi date,* sondern *Dicendolo, Datemi*): aus der enklitischen Natur dieser Formwörter, die sie an ein vorangehendes Wort mit vokalischem Auslaut sich anzulehnen zwang (daher der Untergang des *i* bei franz. *le la les leur* = lat. ILLUM, ILLAM etc.?). Ausnahmen von Regeln der Bildung des affektlosen Satzes sind entweder nur Anzeichen für die Unrichtigkeit der Regel oder sind Archaismen der Sprache, die die historische Grammatik aus älterer Auffassung einer Sprachform, aus Bedeutungswandel u. dgl. zu deuten vermag. Dahin gehört die Ausnahme von der Regel, dass den französischen Eigennamen der Artikel nicht zukommt, gewisse Länder- und Inselnamen ihn aber erhalten z. B. *le Brandebourg, l'Irlande* u. dgl., die, weil *le bourg, la lande* der Sprache geläufige Appellativa sind, als zusammengesetzte Appellativa aufgefasst, und wie diese mit dem Artikel versehen wurden.

Die Syntax umfasst ein engeres Gebiet, als ihr eingeräumt zu werden pflegt. Sie hat sich zu verbreiten über die Satzarten in einer Sprache, über die Verwendung der flexiblen Redeteile, über die Beziehungen der Wörter im Satzgefüge und über Wort- und Satzstellung. In die Wortlehre gehört die Zusammenstellung der Wörter nach Wortklassen, die der Konjunktionen, der Präpositionen, der unabgeleiteten Adverbia, die Anordnung der Verba, Pronomina u. s. w. nach ihrer Art und Beziehungsfähigkeit. In das Wörterbuch ist zu verweisen die Angabe der Bedeutung von Präpositionen, Konjunktionen, Artikel u. s. w. Nur weil das Wörterbuch hier versagt, pflegt noch immer die Syntax Beobachtungen über ihre Anwendungen im Einzelnen mit-

zuteilen. Hätte die französische Wortlehre festgestellt, dass das französische Substantivum, weil jedwedes Beziehungselements in den beiden Zahlformen entbehrend, nur Begriffe bezeichnet, und hätte das Wörterbuch gelehrt, dass der Redende mit dem bestimmten Artikel lediglich auf «Gekanntes hinweise» (wie die deiktische Kraft des Etymons ILLE noch immer lebendig ist, zeigt deutlich ital. *il Dante, il Cesare* u. s. w.), gleichviel ob er dem Hörenden die Bekanntschaft mit dem Benannten vielleicht nur insinuiert, so könnte die Lehre vom bestimmten Artikel auf Auslassung, Wiederholung u. dgl. sich beschränken, und würde vereinfacht und trotzdem erschöpft sein.

8. Die empirische Lexikologie hat, nachdem die Vorstellungen, die das einzelne Wort einer Sprache zu bezeichnen fähig ist, und die Ergänzungen, deren es bedarf oder die es zulässt, festgestellt sind, das Wort als Sachbezeichnung (*terme propre*) und nach seiner bildlichen Verwendung (als Metapher) in alltäglicher Rede, in rednerischen Werken, in der Geheimsprache aufzufassen. Die eine Vorstellung, die das Wort als Sachbezeichnung in lebender Sprache ausspricht, und die den Umfang seines bildlichen Gebrauchs bestimmt, wurde in den Wörterbüchern lange Zeit und wird noch heute vielfach von Nationalen durch einen nebengeordneten, sinnverwandten Ausdruck, in Polyglotten durch Gleiches oder Ähnliches bezeichnende Wörter fremder Sprachen verdeutlicht (vgl. Valentini, Ital. Wörterbuch: «*conoscere* kennen, erkennen: für *sapere, intendere, distinguere, giudicare*» u. s. w.; «*sapere* wissen: für *conoscere*» u. s. w.). Die Verdeutlichung der mit dem Wort verbundenen Grundanschauung wird im ersten Falle natürlich nicht erreicht, da den Sprachen gleichwertige Sachbezeichnungen fehlen, im letzteren nur in dem, immerhin seltenen Falle, dass die fremden Sprachen deckende Wörter zur Verfügung stellen (z. B. *déclarer* = Erklärung abgeben, aber ungenügend ist: erklären; *chaque* = jeder einzelne, ungenügend ist: jeder; *tout* + Substantiv = jeder beliebige, ungenügend: jeder; *un* ein beliebiger, ungenügend: einer). Das eine von den beiden, zur Angabe der Sachbezeichnung anwendbare Verfahren, die bildliche Vorführung bei den Benennungen sehbarer Dinge — die einzige darstellbare Art der Belehrung über den Wortsinn durch Anschauung — ist bis jetzt noch nicht, das andere, die Definition in den Wörterbüchern romanischer Sprachen schon länger in Gebrauch genommen. Erst die neueren Wörterbücher nationaler Lexikographen bemühten sich jedoch um exakte Angabe der Merkmale des durch die Sachbenennungen Bezeichneten. Die Synonymik holte indessen die in den älteren Wörterbüchern unterlassenen Begriffsbestimmungen (Nominaldefinitionen) nach. Sie verdeutlicht durch Vergleichung sinnverwandter Wörter die mit einem Wort verbundenen Vorstellungen. Sie verfährt in ihren Darlegungen heuristisch, während das definierende Wörterbuch sich begnügt das Resultat der Bemühungen um die Feststellung der Nominaldefinitionen hinzustellen. Sie ist eine pädagogische Form lexikalischer Belehrung. Die in der Definition anzugebenden Merkmale hält der Sprechende in der Sachbenennung unbewusst zusammen.

Die Sachbenennung, die entweder totes Zeichen für den Gegenstand ist, wie die Zahl (z. B. franz. *tête* Kopf, ital. *cantare* singen), oder ihn nach hervorstechender Eigenschaft, also symbolisch bezeichnet (franz. *montre* Taschenuhr, nach *montrer* zeigen) und in beiden Fällen gleichen Ursprungs ist, im ersten aber das *tertium comparationis* nicht mehr erkennen lässt, wird im subjektiven Stile der Umgangs- und in rednerischer und Geheimsprache für, dem Benannten ähnliche und ihm vergleichbare Gegenstände gebraucht, sei es dass der Sprache ein eigentlicher Name für dieselben gebricht (franz. *langue* = Zunge; Sprache), wobei übertragene Sachbenennung sich ergibt, oder der Redende sein Verhältnis zu dem zu Bezeichnenden, Würdigung, Verachtung

desselben u. dgl., (affektische Sprache), zu erkennen geben will (*la plus noire envie* bei Corneille, = der nichts anerkennende Neid), oder, nach vorgängiger Übereinkunft mit dem Hörenden, in der Sache fremdem Worte geheime oder verbotene Mitteilungen (Gaunersprache) macht (franz. *canne* Rohr: Polizeiaufsicht). Die subjektive, insbesondere die bildlich-poetische Benennung erregt vielerlei Affekte. Sie erwachsen aus dem Verhältnisse des Gegenstandes zu der bildlichen Bezeichnung und ihrer Sachbedeutung, in deren Sphäre der Gegenstand durch die bildliche Benennung versetzt wird. Danach ist der bildliche Ausdruck bezeichnend, oder anstössig, niedrig, gemein, oder edel u. s. w., und erregt im Hörenden Befriedigung, Lachen, Abscheu oder Bewunderung u. s. f. Die Angabe des Affektes, der sich mit einer bildlichen Bezeichnung verbindet, und der Gesellschaftskreise, die sich derselben bedienen, gehört zur lexikologischen Charakteristik eines Wortes. Die französischen Wörterbücher sprechen in diesem Sinne von familiärem (*étriller* striegeln — prellen), volksüblichem Ausdruck (*chaloupe* Boot — geputzte Frau), von Argot (*douille* Nabe — Geld), vom Schimpf (*âne* Esel — Dummer), von Benennungen des Handwerkes u. dgl., ohne damit die Charakteristik des bildlichen Ausdruckes erschöpfen zu können.

Bei Sachbenennungen und bildlichen Bezeichnungen, die nicht in einzelnen Worten, sondern in der Verbindung beziehbarer Wörter (Phraseologie) bestehen, und sich auf dieselbe Weise, wie bei den einzelnen Wörtern herausgebildet haben (*en vouloir* übel wollen; *prendre haleine* Atem schöpfen), hat die empirische Lexikologie ebenfalls Sinn und Gebrauchssphäre zu beachten, und bei den beziehbaren Wörtern (*digne de* . . , *prêt à* . . , *jouer* transit. und intransit. u. s. w.) die Beziehungsweisen und den Beziehungsausdruck anzugeben. Die Anordnung des lexikalischen Stoffes ist entweder die alphabetische, die etymologische oder ideologische. Bei der letzteren finden nur die Sachbenennungen Berücksichtigung, die in begrifflicher Gliederung vorgeführt werden. Bei der etymologischen treten Präfix- und Suffixbildungen und Zusammensetzungen unter das aus ihnen ablösbare Stammwort und ist, wie bei der alphabetischen, die vollständige Beschreibung der Wortverwendung von der Sachbezeichnung aus bis in die äussersten Verzweigungen bildlichen Gebrauches möglich. Die alphabetische Ordnung des Wortschatzes ist auch in der romanischen Lexikographie die gewöhnliche. — Wörterbücher der lebenden romanischen Sprachen für Deutsche verfassten:

K. Sachs, *Franz.-Deutsch. und Deutsch-Franz. Wörterbuch* (1877) mit Vollständigkeit Sorgfalt in der Bedeutungsangabe verbindend. F. Valentini, *Ital.-Deutsch. und Deutsch-Ital. Wörterbuch* (1831). Seckendorff, *Diccion. españ. y aleman* (1825). Th. Bösche, *Wörterbuch der port. Sprache* (1884). G. Polysu, *Romänisch-Deutsch. Wörterbuch* (1857). B. Carigiet, *Raetorom. Wörterbuch* (1882) — Nationale Wörterbücher: E. Littré, *Dict. de la langue franç.* (1873), in den Definitionen alle überragend. N. Tommaséo e B. Bellini, *Dizion. della lingua ital.* (1877) und für die gebildete Verkehrssprache G. Rigutini e P. Fanfani, *Vocabolario ital. della lingua parlata* (1875). *Novísimo diccionario de la lengua castellana . . . por una sociedad de literatos* (1878). de Moraes Silva, *Diccionario da lingua portug.* (1877). A. Laurianu si J. Massimu, *Dictionariulu limbei române* (1871). — Synonymik: B. Lafaye, *Dictionn. des synonymes de la lang. franc.* (1858). N. Tommaséo, *Dizion. dei sinonimi della ling. ital.* (1851). — Die Beziehungsweisen spanischer Wörter behandelt eingehend: J Cuervo, *Diccionario de construccion y regimen de la leng. castell.* (1884). — Ideologisches Wörterbuch: E. Blanc, *Dictionn. logique de la langue franç.* (1882).

9. Durch Zerlegung der Wörter in ihre Glieder gewinnt die empirische Wortbildungslehre Einblick in die zur Benennung neuer Vorstellungen in einer Sprache vorhandenen Wortbildungsmittel (Wortbildung) und in die zur Angabe der Wortbeziehung im Satze dienenden Veränderungen am Worte (Beugung, Formlehre). Die Bildung neuer Wörter erfolgt in den romanischen Sprachen durch Ableitung, Zusammensetzung und Bindung. Die Ableitung ist

entweder Stammsubstantivierung (*achat* Kauf, aus *acheter*), oder Präfix- (*mé-prendre*) oder Suffixbildung (*bêt-ise, lait-er-ie*). Bei der Zusammensetzung, die beugungsfähige Wörter und Partikeln im Allgemeinen nur unter einander zulassen (*plafond* = *plat fond; combien* = *comme bien; jadis* = *ja a dis* d. i. lat. DIES), bewirkt oft Tonentziehung und lautliche Entstellung bei dem einen Teile dessen engste Verschmelzung mit dem anderen Teile. Bei der Bindung, die auf beugungsfähige Wörter sich beschränkt, behalten die verbundenen Wörter entweder ihre Beugungsfähigkeit (*plate-forme; pieds-plats*), oder ihre Beziehung zu einander wird durch ein grammatisches Glied besonders angezeigt (*père de famille; arc-en-ciel*). Nächst den Mitteln zur Wortbildung in der Sprache eines Zeitraums gilt es den Umfang ihrer Verwendung (*re-* bei Substantiv und Verbum: *re-coin, re-voir; -able* Adjektivsuffix; *-ment* Substantivsuffix) und die Zusammensetzbarkeit der Wortklassen (Subst. + Subst.: *chèvre-feuille;* Subst. + Adj.: *béjaune* = *bec jaune;* Verb. + Subst.: *garderobe* aus *garder* und *robe* u. s. w.), den Grad ihrer Verschmelzung (*béjaune, chiendent* und *bec-rond, chien-loup*), das grammatische Ergebnis der Zusammensetzung (Adj. + Subst.; Verb. + Subst. = Subst.: *plafond, garderobe*) und die dritte durch sie gesetzte Vorstellung (*blanc-bec* nicht Vogel mit weissem Schnabel, sondern der dem weissschnäbligen, unerfahrenen, von Scheu freien, jungen Vogel vergleichbare junge, naseweise Mensch) zu bestimmen. Nach mehreren dieser Seiten hin erörterte die französische Wortzusammensetzung und Bindung:

A. Darmesteter, *Formation des mots composés dans la lang. franç.*, 1875.

Die empirische Formlehre der romanischen Sprachen der Gegenwart beschreibt nur dann den sie angehenden Thatbestand richtig, wenn sie sich auf die Flexionsweisen des Verbums, die Motion des Adjektivs, die Pluralbildung des Nomens, die Arten der Verschmelzung des Artikels mit dem Nomen im Rumänischen beschränkt. Die Formen des bestimmten Artikels (franz. *le du au* etc.), das Personalpronomen (weniger ital. *egli, lo la gli* etc.), fallen infolge der Zerstörung des gemeinsamen Stammelements so völlig in lautlich verschiedene Wörter auseinander, dass sie als ähnliches bedeutende Partikeln zu achten sind; nur der historischen Betrachtung geben sie sich noch als gleichstämmige Wörter zu erkennen.

10. Für Angabe der das Wort zusammensetzenden Laute einer Sprache sind die üblichen Schriftzeichen, bei ihren schwankenden Werten, eine unzulängliche Hilfe. Die empirische Lautlehre hat daher die vom Ohr vernommenen Lautungen einer lebenden Sprache nach dem Gehörseindruck und nach ihrer Bildungsweise, gleich der Physiologie der Sprachwerkzeuge, zu beobachten und zu ergründen; (über dabei anwendbare experimentelle Verfahren s. Techmer, *Einleitung in die Sprachwissenschaft*, 1880; Ders., *Analyse der hörbaren Sprache*, in seiner Zeitschrift, 1884). Sie hat sie nach den drei Eigenschaften, die das Ohr am Sprachlaute wahrnimmt, zu bestimmen, nach ihrem Klange (Qualität), ihrer Dauer (Quantität), ihrer Stärke (Intensität), denen verschiedene Bildungsart (Artikulation), verschiedene zur Lautbildung verwendete Zeitdauer, und verschiedener Kraftaufwand bei Ausstossung der artikulierten Luft entspricht. Bei der Bildung der Laute werden bewegliche Teile des Kehlkopfes und der Mundhöhle, Stimmbänder, Unterkiefer, hinterer oder weicher Gaumen, Zunge und Lippen, in Thätigkeit versetzt oder als Widerstände der durch die Stimmbänder des Kehlkopfes in den Mund- und Nasenraum eindringenden Luft entgegengestellt. Die Verschiedenheit des Klanges der Laute beruht auf der vereinten Thätigkeit mehrerer jener beweglichen Organe, die dem Mundraum, ähnlich einem durch Druck und Versetzung seiner Teile veränderlichen Blasinstrumente, verschiedene Gestalt geben und durch verschiedene Wirkung die Luft zu verschiedenem Tönen

bringen. Gemäss der grossen Mannigfaltigkeit der Gestaltungen des Mundraums, der verschiedenen Wirkungsweise der beweglichen Sprachwerkzeuge und den vielfältigen Kombinationen aus beiden ist die Zahl der Artikulationen menschlicher Sprache eine unübersehbar grosse. Die einzelne Sprache beschränkt sich jedoch auf gewisse, die freilich bei weitem nicht sämtlich in den sie immer nur andeutenden Buchstaben zur Anzeige gelangen, und gewisse Artikulationen sind allen Sprachen gemein. Die selteneren Laute und feinere Lautunterschiede pflegen von diesen aus bestimmt und in phonetischen Alphabeten (s. S. 208 und in den S. 223 ff. angeführten lautphysiologischen Werken) durch Unterscheidungszeichen an geläufigen Schriftzeichen angegeben zu werden. Die Hauptpunkte für die empirische Lautbestimmung sind folgende.

I. Bei der Einteilung der Laute nach Klang und Bildungsweise giebt die Art der Lauterzeugung den Teilungsgrund ab. Sie beruht, wie überhaupt das Tönen nicht frei beweglicher Körper, auf Schwingung, Reibung oder Knall (Explosion), indem die ausgeatmete Luft entweder durch schwingende Bewegung eines beweglichen Sprachorgans (Schwingungslaute), oder durch reibendes Hinaustreiben durch den verengerten Mundraum (Reibungs-, Reibelaute), oder durch knallendes Öffnen des verschlossenen Mundraumes (Knallgeräusche) zum Tönen gebracht wird. Schwingungen können die in Spannung versetzbaren Teile des Mundraumes, die Stimmbänder des Kehlkopfs, die durch Anstemmen ihres vorderen Teiles gespannte Zunge, das Zäpfchen und die Lippen, tönende Schwingungen aber nur bei an einander gelegten Stimmbändern und offenem Munde hervorbringen; die Schleimhäute der Nasenhöhle dagegen nur bei verschlossenem Munde. Durch Schwingungen der Stimmbänder entstehen die Stimmbändertöne (Vokale), durch Schwingungen der Zunge, des Zäpfchens und der Lippen Mundtöne (Liquidae), unter Schwingung der Nasenschleimhaut Nasentöne (Nasale). Hiernach gibt es drei Arten von Schwingungslauten. Reibung der ausgeatmeten Luft lässt sich an jeder Stelle des Mundraumes erzeugen, wo mittels der beweglichen Teile des Unterkiefers (Zunge, untere Zahnreihe, Unterlippe) eine Enge hergestellt werden kann. An denselben Stellen ist mit denselben Organen aber auch eine völlige Absperrung des Mundraumes möglich, bei deren plötzlicher Aufhebung die zurückgehaltene Luft mit knallendem Geräusch entweicht. Die Verschiedenheit der Schwingungslaute, Reibelaute und Knallgeräusche hängt ab von der Gestalt des Mundraumes bei ihrer Hervorbringung (Abbildungen von Mundraumgestaltungen s. bei Merkel, *Physiologie der menschl. Sprache,* 1866; Techmer a. O.).

A. 1. Für die vokalischen Schwingungslaute (Vokale) gibt es ein kleinstes Mass der Öffnung, ein mittleres und ein grösstes Mass der Weitung des von Zunge und Gaumen im Munde hergestellten vorderen Schallraums des menschlichen Sprechinstruments. Die Annäherung der Zunge an den Gaumen ist die grösste bei *i* (mittels der Vorderzunge) und bei *u* (mittels des hinteren Teiles), die kleinste bei *a*. Vokale über *i, u, a* hinaus sind nicht möglich, da die Zunge keine grössere Verengerung oder Weitung des Schallraumes herbeiführen kann, ohne die Resonanz aufzuheben. Jene Vokale heissen daher Vokalextreme. Bei *i* gestaltet sich der Mundraum durch Emporheben der Zunge gegen den vorderen Gaumen zu einer von der Rachenhöhle aus nach vorn sich verengernden flachen Rinne, die ihre grösste Enge da erreicht, wo die Zunge sich gegen die unteren Schneidezähne wieder herabsenkt. Bei *u* wird dagegen durch Erheben des hinteren Teils der Zunge im vorderen Teile des Mundes ein Hohlraum gebildet, den die stark genäherten Zahnreihen begrenzen, vor denen die verengerten Lippen, durch vibrierende Bewegung das Tönen des Luftstroms noch verstärken. Bei schlaffer Erhebung

des Zungenrückens und fast schwebender Zunge, die einen nach vorn sich allmählich erweiternden Resonanzraum vor den weitgeöffneten Zahnreihen entstehen lässt, ertönt *a*. An den durch die Zungenhebung am meisten verengerten Stellen des Mundraums erfolgt die stärkste Abstossung des Luftstroms (bei *i* am vorderen Gaumenrand, bei *u* an den festgeschlossenen Lippen, bei *a* im hinteren Teile des Mundraumes). Der Klang des Vokals ist wesentlich bedingt durch die Gestalt des vor der Enge (gegen die Lippen zu) gelegenen Schallraumes. — Die übrigen vokalischen Schwingungslaute sind entweder 1) einfache, gleich *a, i, u,* und zwar teils, wie *i* enge, teils, wie *u,* weite. Sie beruhen auf Erweiterung des für *i* und *u* erforderlichen Schallraums, auf Verminderung der Engenbildung für *i* und *u*. Bei Verminderung der Verengerung für *i* entstehen die verschiedenen Arten des *e;* bei zunehmender Ebenung des für *u* gehobenen Zungenteiles und Weitung der Lippen die *o*-Laute. Das Maximum erreicht die Verminderung der Engen bei *a,* weshalb die *e*- und *o*-Laute als Übergangslaute zwischen *a* und *i* und *a* und *o* bezeichnet zu werden pflegen. Da die Engenverminderung in unmessbar kleinen Abständen erfolgen kann, so ergiebt sich eine unbestimmbare Vielheit von *e*- und *o*-Lauten, von denen jedoch nur weiter auseinander liegende vom Ohr unterschieden werden. Von engen Vokalen besitzen die romanischen Sprachen ein geschlossenes *e* (*ẹ* nach Böhmers Transskription; franz. *é* = *e* fermé; ital. *e* chiuso) mit einem nur etwas weiteren Schallraum als bei *i,* und ein offenes *e* (*ę;* franz. *è, ê* = *e* ouvert; ital. *e* aperto) mit weiterem (offenerem) Schallraum als bei beiden; von weiten ein geschlossenes *o* (*ọ;* ital. *o* chiuso) und offenes *o* (*ǫ;* ital. *o* aperto), die sich ebenso zu *u* verhalten. Andere *e*- und *o*-Varianten romanischer Sprachen oder Mundarten müssen von diesen merklichsten Arten enger und weiter Vokale aus bestimmt werden. — Oder 2) sind die vokalischen Schwingungslaute eng-weite Vokale, d. h. weite Vokale mit Erhebung einer breiteren Zone des Zungenrücken (der Längsachse nach) gegen den Gaumen, wobei der vordere Schallraum enger als bei *u, o,* weiter als bei *i, e* wird, und *u̇* (Böhmer *v;* franz. *u* in *mur*), *ọ̇* (Böhmer *œ̣,* im franz. *dieu*) und *ǫ̇* (Böhmer *œ̨,* in fran. *cœur*) entstehen, die sog. getrübten oder Mischvokale. Die gegen den Gaumen gehobene Zone des Zungenrückens ist am breitesten und die Erhebung am höchsten bei *u̇;* weniger breit und hoch bei *ọ̇, ǫ̇* u. s. w. — Oder die vokalischen Schwingungslaute sind 3) nasalierte Vokale, d. h. einfache und engweite Vokale, gesprochen jedoch nicht wie diese unter Absperrung der Nasenhöhle durch Andrückung des Gaumensegels (weichen Gaumens) an die Rachenwand, sondern unter Abhebung desselben, wobei die aus dem Kehlkopf dringende Luft den Weg teils durch die Nase, teils durch den Mund nimmt und, ausser im Mundraum, in der Nasenhöhle resoniert. Von diesen Nasalvokalen (*a̲, ẹ̲, ę̲, i̲, ọ̲, ǫ̲, u̲; ọ̲̇, ǫ̲̇, u̲̇*) besitzt das Französische z. B. *a̲* in *amant*, *ę̲* in *pain*, *ǫ̲* in *nom*, *ǫ̲̇* in *un*. — Die Deutlichkeit aller dieser Vokalklänge wird verringert, wenn die Zungenspannung an der verengerten Stelle des Mundraums schwach ist. Dabei entstehen unvollkommene, sog. reduzierte Vokale. Zu ihnen gehört das franz. *e sourd* d. i. unvollkommen gebildetes *ọ̇*. Man wählt zu ihrer Bezeichnung am besten einen kleineren Schriftgrad unter Beibehaltung derselben Zeichen.

A. 2. Die Schwingungslaute des Mundraums (Liquidae) werden durch seitliche Schwingungen der Zunge (der Zungenränder; *l*-Laute), des Zäpfchens und der Zungenspitze (*r*-Laute) und der Lippen (*w*-Laute) hervorgebracht. Unter kräftigem Atemstoss, bei tönenden Stimmbändern, gespannter Zunge, Spannung von Zäpfchen und Lippen erfolgen die tönenden Schwingungen dieser Organe. Die Schwingungen sind intermittierende, der Ton ist daher rollend. Die Spannung der Zunge bei *l* wird durch Feststemmen der Zungenspitze an

die Schneidezähne oder den harten Gaumen erreicht; die Luft entweicht über die Zungenränder streichend rechts und links von der den Mund in der Mittellinie verschliessenden Zungenspitze. Je nach der Stelle, wo sie anstemmt, bildet sich ein verschiedener Schallraum und ein anderer *l*-Klang, ein Zahnhöhlen- (alveolares), Vordergaumen-*l* (antepalatales) u. s. w. Bei *r* ist entweder der hintere Teil des zu einer Rinne vertieften Zungenrückens gegen das Zäpfchen emporgezogen, dessen nach vorn gestreckte Spitze in der Zungenrinne durch den Atemstoss auf- und abgeworfen wird (Zäpfchen-*r*, uvulares *r*); oder die Zungenspitze ist gegen den Vordergaumen, am Zahnbett der oberen Zähne, bis zur Berührung mit ihm emporgestreckt und schlägt unter dem Atemstoss an der verengten Stelle gegen den Gaumen (Zungen-*r*, linguales *r*). Bei *w* werden die Lippen ähnlich den Stimmbändern zusammengelegt, durch Muskeln gespannt und zum Vibrieren gebracht. Die Deutlichkeit dieser Schwingungslaute hängt von der Kraft der Schwingungen ab; bei zu schwacher Schwingung und schwach angeblasenen Stimmbändern entstehen reduzierte *r*-, *l*- und *w*-Laute (z. B. in *Be*^{r}*lin* statt Berlin) oder kommen nicht mehr zu Gehör.

A. 3. Bei den Schwingungslauten der Nase (Nasale) wird die durch die geschlossenen Stimmbänder ausgetriebene Luft, unter Herabsenkung des Gaumensegels und Absperrung des Mundes durch Zunge oder Lippen, an der Rachenwand empor in den Nasenkanal geleitet. Verschiedene Gestalt erhält der Resonanzraum der Nasale durch den an verschiedenen Stellen erfolgenden Mundverschluss, der verschieden grosse und verschieden geformte Mundräume entstehen lässt. Der grösste Schallraum ist bei *m* vorhanden, da hier der Verschluss am Mundausgang, durch die Lippen, erfolgt; kleiner ist er bei Verschluss durch die Zungenspitze und den Zungenrücken am vorderen, mittleren oder hinteren Gaumen, bei alveolarem, dorsalem, velarem Nasal (*n*).

B. Die Reibelaute (*Fricativae*, Spiranten, Hauchlaute), bei denen die ausgeatmete Luft mit hörbarer Reibung an den Wänden des Schallraums hinstreicht, gliedern sich nach der Stelle der grössten Verengung des Schallraums, dessen Gestalt auch hier den Lautcharakter bestimmt. Bei Annäherung der Stimmbänder und Reibung der Luft an deren Rändern und an den Wandungen des Mundraumes entsteht der Kehlreibelaut *h*. Engenbildung am weichen Gaumen durch den Zungenrücken ergiebt das velare *ch* (dtsch. ch), Verengung des Mundraums am harten Gaumen *j*, wobei der Luftstrom am vorderen Rande des harten Gaumens sich bricht. Ungefähr in gleicher Stellung, aber unter Näherung der Vorderzähne, seitlich eingezogener und in der Mitte rinnenartig vertiefter Vorderzunge wird das deutsche *sch*, franz. *ch* artikuliert; die Luft streicht hier in der Mitte und an den Rändern der Zunge hin gegen die oberen Schneidezähne. Bei *s* lagert der vordere Zungenrand oder die Zungenspitze noch näher den, bis auf einen engen Spalt sich berührenden Vorderzähnen. Bei engl. *th* ist die Zungenspitze breit vor die oberen Schneidezähne geschoben. Bei durch die Unterlippe und die oberen Schneidezähne gebildeter Spaltöffnung entsteht der (labiodentale) Reibelaut *f*, eine andere Art des *f* (bilabial) bei Spaltbildung mittels der Lippen; bei angespannten und gerundeten Lippen oder angespannter, den oberen Schneidezähnen genäherter Unterlippe *v* (bilabial, labiodental), das sich zu *w* (s. o.) verhält, wie der Reibelaut *ch* zum Schwingungslaut *r* (uvulare). Von der einen zur anderen Art dieser Reibelaute sind noch andere Varietäten bildbar. Bei geöffneten Stimmbändern hervorgebracht, heissen sie stimmlos, bei geschlossenen, also tönenden Stimmbändern artikuliert, stimmhaft.

C. Die verschiedenen Knallgeräusche endlich entstehen durch Absperrung des Mundraums mittels derselben beweglichen Mundorgane, wie die Reibelaute, und an denselben Stellen unter plötzlicher Zurückreissung des

schliessenden Organs; *k*-Laute am weichen, *t*-Laute am harten Gaumen, *p*-Laute durch Lippenverschluss. Sie sind unter gleichen Bedingungen stimmlos *(tenues)* oder stimmhaft *(mediae)* wie die Reibelaute. Auch Knallgeräusche kommen reduziert gebildet vor. Übersichten über die gewöhnlichsten Knallgeräusche, Reibelaute u. s. w. nächst den Benennungen ihrer Arten nach den Bildungsstellen bieten die S. 223 f. angeführten lautphysiologischen Werke.

Beim Übergehen von einem Laute zum anderen im Worte finden weitere, z. T. unhörbare Artikulationsvorgänge statt, die auch in Darstellungen der Rede mittels phonetischer Alphabete unbezeichnet bleiben (Übergangslaute, nach Sievers, s. u.), weil auch sie, wie gewöhnliche Buchstaben, nur den Gehörseindruck, nicht die Artikulationsakte selbst veranschaulichen. Manche kommen jedoch, besonders bei lässiger oder breiter Sprache, bei Mangel an Übung im Aussprechen fremder Wörter, beim Sprechen fremder Sprachen deutlich genug zu Gehör um übersehen werden zu können (vgl. im Deutschen $gest\acute{e}^{i}s$ = gesteh' 's; $L\acute{o}^{u}b$ = Lob; $kom^{p}t$ = kommt etc.). Hierher gehören auch die unvollkommen gebildeten Konsonanten, wie *k*, *g*, die z. B. im Deutschen vor tonlosen Konsonanten statt der hörbaren Knallgeräusche (in $Ta^{k}t$, $Ja^{g}d$) erscheinen, bei denen der Schall ungehört im Munde verhallt (daher *Tenues implosivae,* Merkel), weil unmittelbar nach der Bildung des Verschlusses für *k*, *t* ein neuer, vorderer Mundverschluss eintritt, der das Ausdringen des Schalles aus dem Munde verhindert, und die Artikulation nur als Pause empfinden lässt. Die Nichtverbindbarkeit zweier aufeinanderfolgenden Laute zu einer Schalleinheit (Silbe) bewirkt in den romanischen Sprachen ähnliche Lautreduktionen.

II. Die Eigenschaft der Dauer, d. i. der Ein- oder Mehrzeitigkeit, kommt allen bei offenem Mund- und Nasenkanal gesprochenen Lauten zu. Einzeitig sind allein die Knallgeräusche. Den Eindruck der Länge machen diese nur, wenn vom Mundverschluss nicht unmittelbar zur Lösung desselben geschritten, sondern der Mundverschluss mit oder ohne begleitenden Stimmbänderton ausgehalten wird. Solche als Schallunterbrechung empfundene Längung des Mundverschlusses hat z. B. im Italienischen statt bei den in der Schrift doppelt bezeichneten Knallgeräuschen, bei *bacca* (d. i. ba'ca), *fatto* (d. i. fa'to), *appo* (d. i. a'po); bei *freddo* (d. i. fre'do) wird während des Verschlusses der unartikulierte Stimmbänderton vernommen. Länge und Kürze eines Lautes ist im einzelnen Wort in gewöhnlicher Rede immer dieselbe. Empfindung und Affekt drücken sich im Sprachlaut jedoch auch darin aus, dass sie nach Massgabe der seelischen Erregung die Quantitätsverhältnisse der Silben verschieben, sie kürzen oder dehnen, wo die ruhige Sprache die entgegengesetzte Norm befolgt. Letztere muss bei Dauerangaben von Lauten im einzelnen Wort zur Grundlage gewählt, und vorkommende affektische Abweichung bei ihm als solche angezeigt werden. Zur Bezeichnung der Länge verwendet die Schrift den ¯; Kürze kann unbezeichnet bleiben.

III. Die Vereinigung der kleinsten zusammengesetzten Schalleinheiten (Silben) zu grösseren einheitlichen Lautreihen wird durch Abstufung der Stärke, d. i. der Kraft oder des Druckes, bewirkt, mit dem bei aufeinander folgenden Schalleinheiten die Luft aus dem Schallraum hinausgetrieben wird (Lautstärke, Betonung, Accent). In jedem mehrsilbigen Worte wird die einzelne Silbe mit verschiedenem Luftdruck, einem stärksten, mittleren und schwachen hervorgebracht, mit Haupt-, Mittel- und schwachem Ton, die in verschiedener Folge, dem $<$ *(crescendo)* und $>$ *(decrescendo)* und der Vereinigung beider, dem $<>$ vergleichbar, auftreten können. Jedes Wort hat nur einen Hauptton, ein zweisilbiges neben ihm den mittleren oder schwachen, ein dreisilbiges kann ausser der Haupttonsilbe zwei schwachbetonte Silben enthalten, ein vielsilbiges mehrere Nebentöne besitzen. Die Verschiedenheit des

Luftdrucks bei den drei Betonungsarten kann in der einen Sprache geringer sein als in der anderen; nie jedoch so gering, dass sie dem Ohr des Sprechenden und Hörenden entginge, denn in diesem Falle ergäbe sich eine Aufreihung von Silben ohne Gliederung der Rede nach Worten. Eine geringe Stärkeverschiedenheit unter den drei Tönen wird im Französischen anerkannt; eine grössere, wie im Deutschen, besteht dagegen im Italienischen und Spanischen. Die Stärke des Haupttons hat hier bewirkt, dass die mit kurzem Vokal ursprünglich gesprochenen Haupttonsilben durch Längung des Vokals oder des folgenden Konsonanten (vgl. span. *pắ-so* lat. PASSUS, *cắ-bo* CĂPUT, *buế-na* BŎNA u. s. w.; ital. *bę̄-ne* BĔNE, *buó-na* BŎNA; *fáb-bro* FABRUM; *sañ-to* SANCTUS, *bel-la* BELLA, *vis̄-to* u. s. w.) lang geworden sind. Der Hauptton trifft nicht den einzelnen Laut, sondern die ganze Silbe. In gewöhnlicher Rede ist die Betonungsweise im einzelnen Worte unwandelbar. Die affektische Rede verfährt mit den Accenten wie mit der Dauer. Eine besondere Art des Worthaupttons ist der S a t z t o n d. h. die Verstärkung der Haupttonsilbe des für den ausgedrückten Gedanken wichtigsten Wortes im Satze. Die empirische Lautlehre hat bei Angaben über die Accentuierung einer Sprache von der Sprache gewöhnlicher Mitteilung auszugehen.

Verschieden von der Wortbetonung ist die mit den Haupttonsilben der Wörter sich verbindende m e l o d i s c h e T o n g e b u n g in der Rede, die populär mit dem Ausdruck «singen» mit Recht benannt wird, da alle Rede ein unausgebildeter Gesang ist. Hierbei unterscheiden sich die Haupttonsilben nach der T o n h ö h e, mit der sie gesprochen werden und auf der sie in der Tonleiter des Redenden stehen. Jeder Einzelne bewegt sich in der Rede auf einer anderen Tonleiter; Mundarten, Sprachen, Zeiten einigen sich jedoch bei bestimmten Satzformen, Wortverbindungen und Wendungen dieselben Intervalle zu gebrauchen, sodass neben der individuellen eine gemeinsame melodische Tongebung in der Sprache hervortritt, die das Ethos einer Volksgemeinschaft sprachlich ausdrückt. Für die Modulation der Stimme bei melodischer Tongebung sind Gemütsvorgänge bestimmend. In der Deklamation wird sie zur Kunst. Zu ihrer Bezeichnung dienen, wie in der Musik, Noten und Notensysteme (s. Merkel, S. 348 ff.).

Während die empirische Lautlehre einer ungeschriebenen Sprache die Natur ihrer Laute nach ihrer Hervorbringung und ihrem Gehörseindruck zu beschreiben und die zu ihrer Verdeutlichung geschicktesten Zeichen selbst zu wählen hat, verbindet sich die Lautlehre der Schriftsprachen mit der B u c h s t a b e n l e h r e (Orthographie), die die bei der Schreibung der Wörter befolgten Gewohnheiten bekannt macht, die Lautlehre aber keineswegs ersetzt. Ältere Prosawerke einer Sprache bieten sich allerdings der empirischen Lautlehre nur von der graphischen Seite dar. Bei lebender Sprache ist die Lautbestimmung jedoch, unabhängig von der Schrift, nach lautphysiologischen Gesichtspunkten vorzunehmen und die Schriftlehre durch die lautphysiologische Beobachtung zu berichtigen und zu erweitern, hinsichtlich des einzelnen Wortes wie seiner Aussprache in Wortreihen. — Anleitung zur lautphysiologischen Beobachtung geben ausser den angeführten Werken:

E. B r ü c k e, *Physiologie der Sprachlaute* (1876)[2]; L. M e r k e l, *Physiologie der menschlichen Sprache* (1866); auf M.'s Demonstrationen in seiner Vorlesung, Sommer 1866, stützt sich die Darstellung des § 10; die neueren Arbeiten sind dabei berücksichtigt; E. S i e v e r s, *Grundzüge der Lautphysiologie* (1885[3]); dort Angabe der älteren lautphys. Litteratur. — Lautphysiologische Erhebungen über die französische Sprache (sowie die deutsche und englische) stellten W. V i e t o r, *Elemente der Phonetik* (1884) und M. T r a u t m a n n, *Die Sprachlaute im Allgemeinen und die Laute des Engl., Franz. und Deutsch.*, 1. Hälfte (1884) an. Die Laute des Portugiesischen von Lissabon bestimmt genauer: A. G o n ç a l v e s V i a n n a, *Essai de phonétique portug.* (in Romania, 1883). — Über die richtige Aussprache französischer Wörter unterrichten: S. D u p u i s,

Traité de prononciation (1836); Malvin-Cazal, *Prononciation de la lang. franç.* (1847); Lesaint, *Traité de la prononciation franç.* (1871), u. a. Ausserdem E. Littré und K. Sachs in ihren Wörterbüchern. Über die italienische Aussprache: A. Buscaino Campo, *La pronunzia della lingua ital.* (1873); P. Fanfani, *Vocabolario della pronunzia* (1863); Rigutini e Fanfani, *Vocabolario ital. della ling. parlata* (1875). — Phonetische Alphabete weist Vietor a. O. nach. Das Böhmers steht: Romanische Studien, I 295, das Ascoli's im Archivio glottologico ital. I, XLII.

II. HISTORISCHE SPRACHFORSCHUNG.

Mit Hilfe ihres Materials, der gesamten schriftlichen Überlieferung einer Sprache und dessen, was zu ihrer Deutung dient: grammatischen Schriften, Wortauslegungen, Glossaren, Übersetzungen, jüngerer Sprachform, verwandten Sprachen u. s. w. gelangt die historische Sprachforschung zu einer zeitlichen Anordnung der sprachlichen Veränderungen, nachdem sie, an der Hand datierter Urschriften und datierter oder datierbarer Schriftstücke, den stets zahlreicheren undatierten schriftlichen Aufzeichnungen ihre Stelle angewiesen hat um auch sie sprachgeschichtlich verwertbar zu machen. Den Wert datierter Urschriften haben die ersten und die von den Verfassern selbst besorgten Ausgaben litterarischer Werke in der Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerkunst. Aus dem MA. sind Urschriften litterarischer Werke so gut wie unbekannt. Nur Aktenstücke, Testamente, Verträge u. dgl., in denen romanische Sprache jedoch erst spät im 12. Jahrhundert zur Verwendung kommt (über die ältesten romanischen Aktenstücke s. S. 186), geben Zeit und Ort ihrer Entstehung mit verlässlicher Bestimmtheit an. Sie bieten einerseits in ihrer paläographischen Beschaffenheit, im Schreibstoff (Pergament, Papier), in den Buchstabenformen und in sonstigen, von Zeitraum zu Zeitraum wechselnden Schreibgewohnheiten, die sich dem aufmerksamen Betrachter zu erkennen geben, (s. S. 157 ff. «Schriftliche Quellen der romanischen Philologie»), andererseits in den durch sie zeitlich bestimmbaren Veränderungen der Schreibweise der Wörter (orthographische Beobachtung) die unentbehrliche Hilfe dar, um auf dem Wege der Vergleichung die Zeit der Ausführung ohne Datum überlieferter Schriftstücke nach äusseren Kennzeichen zutreffend zu umgrenzen. Litterarische Texte haben in den oft viel jüngeren Abschriften, in denen sie auf uns gekommen sind, Veränderungen wenn nicht im Inhalt, im Gefüge und im Ausdruck, so doch meist in der Mundart und in der Schreibung erfahren, die der Sprachform, der Sprachstufe und den orthographischen Grundsätzen der Schreiber angepasst zu werden pflegten, für die ausschliesslich die Bedürfnisse der Leser ihrer Zeit entscheidend waren. Auch sie werden sprachgeschichtlich verwendbar, nachdem durch die philologische Kritik (s. das folg. Kap.) der ursprüngliche Wortlaut und die durch die Überlieferung herbeigeführten Veränderungen eines Werkes ermittelt sind, wie es z. B. durch G. Paris bei der *Vie de St.-Alexis* (s. S. 112) geschah.

Je zahlreicher die Handschriften eines litterarischen Werkes, desto leichter und sicherer werden Urschrift und Veränderungen der Überlieferung erkannt. Je geringer ihre Zahl und je ferner zeitlich eine Handschrift der ersten Aufzeichnung steht, desto mehr verliert sie an Wert als sprachgeschichtliche Quelle und mit desto grösserer Vorsicht ist ihre sprachliche Form zu beurteilen. Zu den schriftlichen Quellen für die romanische Sprachgeschichte zählen auch die für die vulgärlateinische Zeit der romanischen Sprachen in Betracht kommenden (lateinischen) Inschriften auf Stein, Metall u. s. w. (s. Abschnitt I A. 2 des dritten Teiles). Romanische Grammatiken unterstützen mit Aussagen über die sprachliche Form die sprachgeschichtliche Forschung

im Wesentlichen erst seit dem 16. Jahrhundert (s. die Nachweise über die ältere romanische Grammatik im 1. Abschnitt des ersten Teiles). Ergiebiger sind aus früherer Zeit nur die provenzalischen Sprachlehren des 13. und 14. Jahrhunderts, dürftig was Dante *(de vulg. eloquentia)* über italienische Mundarten und die altfranzösischen Sprachtraktate bieten. Äusserst lehrreich sind dagegen für das älteste Romanisch die Zeugnisse römischer Grammatiker (s. T. III, Abschn. I A. 2). Speziell zur Erkenntnis des Sinnes romanischer Wörter in früherer Zeit tragen neben der Hermeneutik (s. das folg. Kapitel), bei: mittelalterliche romanisch-lateinische Glossare (seit dem 13. Jahrh.), die Worterklärungen, die Schriftsteller gelegentlich aufstellen, in fremde Sprachen, ins Lateinische, Deutsche und in andere romanische Sprachen übergegangene romanische Wörter, Übersetzungen in und aus dem Romanischen, endlich, für die neuere Zeit, die romanische Lexikographie (s. darüber T. I, Abschn. 1.). Als niedrig-lateinische Wörter bezeichnet führen romanische Wörter auch schon die alten römischen und spätlateinische Glossatoren (s. Diez, *Gram.* I, 5 ff.; Löwe, *Prodromus corporis glossariorum*, 1876).

Aus den in diesen Quellen erhaltenen oder aus der Überlieferung erkennbaren sprachgeschichtlichen Thatsachen, die bei der meist unzusammenhängenden Überlieferung über eine romanische Sprache oder Mundart immer unvollständig deren Wandlungen vor Augen führen, ergeben sich die chronologischen Reihen jedoch nicht schon allein mit dem Alter der Quellen. Denn das erste Auftreten einer Aussageweise, einer Form oder eines Lautes im schriftlichen Denkmal bezeichnet selten das Auftreten in der Sprache. Es fällt nicht nur meist in frühere Zeit, sondern jüngere Denkmäler einer Mundart von konservativerem Charakter, gewisse Wendungen u. s. w. können ein Wort in ursprünglicherer Gestalt, Bedeutung und Anwendung enthalten als ältere Texte einer schneller veränderten Sprachart oder üblichere Wortverbindungen. Zur richtigen Datierung einer Spracherscheinung genügt daher nicht schon der älteste Beleg. Vielmehr dient dabei der formale und logische Abstand der Produkte von der gemeinsamen Grundform zur Richtschnur. Der Reihenbildung geht aber selbstverständlich die empirische Aufnahme der überlieferten Thatsachen voraus, bei der die einzelne Sprachquelle grammatisch und lexikalisch zergliedert wird, wie dies häufig in Ausgaben altfranzösischer Texte und in Abhandlungen über solche geschehen ist, (z. B. in Foersters *Aiol et Mirabel*, 1882, im *Cliges Crestien's von Troyes*, 1884; in Suchiers *Aucassin et Nicolete*, 1881, u. a.). Da die empirische Auffassung der in der Schrift erhaltenen Sprache vom Satz zum Gedanken, vom Wort zum Sinn, vom Schriftzeichen zum Laut fortschreitet, die überlieferten Deutemittel die Gedanken, Vorstellungen und Laute der in der Schrift festgehaltenen Rede aber nur zum Teil und selbst für die grammatische Auffassung unzureichend angeben, richtiges grammatisches Verständnis und feinere Auslegung der Rede sich aber gegenseitig bedingen, so kommt bei der grammatischen Bearbeitung älterer Sprachwerke ein verwickeltes Schlussverfahren in Anwendung, bei dem die Richtigkeit der Prämissen und Annahmen sorgfältigst erwogen werden muss. Verständige Anwendung des statistischen Verfahrens führt dabei zur Erkennung des sprachlichen Gebrauchs beim einzelnen Schriftwerk und Schriftsteller und in gleichartigen Schriftwerkgruppen, und dem Einleben in ihre Redeweise erschliesst sich die Erkenntnis einer individuellen Sprachbehandlung.

12. Der syntaktische Wandel älterer Sprache muss notwendig innerhalb der beiden Darstellungsarten, der verstandesmässigen und affektischen, verfolgt werden. Zu diesem Zwecke muss bereits erkannt sein, ob ein Prosa-, oder dichterisches Werk, eine Wendung, Konstruktion oder Wortordnung dieser oder jener Stilform angehört, ob sie auf Nachbildung fremder Sprache sich

gründet oder einheimische Ausdrucksweise ist u. dgl. Denn auch bei der Betrachtung der Satzbildung einer toten Sprache soll nicht eine Anzahl ungefähr gleichartiger Erscheinungen in einer dem Gedächtnis sich empfehlenden Formel zusammengefasst, sondern das Wesen der Erscheinungen, also das Verhältnis von Gedanke und Äusserung aufgefunden und die syntaktische Ausdrucksfähigkeit der Sprache in früheren Zeiten ihrer Beurkundung erkannt werden: die grössere oder geringere, mit der Zunahme logischer Bildung wachsende Bestimmtheit in der Angabe der Beziehungen der Vorstellungen und Gedanken in Schriftwerken verschiedener Art und Zeit, der Mangel an oder die Fülle von Ausdrucksmitteln, die die Ausbildung einer Sprache in den einzelnen Perioden ihres Bestandes zu würdigen dienen, der Wechsel in der Verwendung von Redeteilen, Verengerung und Erweiterung der Satzfunktion der Wortformen und Worte, Ersterben und Ersatz derselben u. s. w. Sie werden am zuverlässigsten in der romanischen Philologie erkannt, indem der am meisten Vergleichungspunkte bietende und am besten verstandene jüngste syntaktische Brauch in den romanischen Sprachen zum Massstab genommen wird. Weniger eignet sich dazu die lateinische Syntax, da der Satz des lateinischen Schriftstellers in keinem genetischen oder doch nur in einem loseren Zusammenhange mit der romanischen Satzbildung steht. Wohl aber kann jede andere syntaktisch reich entwickelte Sprache als Mittel der Vergleichung gewählt, auf keinen Fall darf dagegen an die Satzform älterer romanischer oder anderer Sprachen der abstrakt formulierte Gedanke angelegt werden, da dieser kein Prius für die Rede bildet. Es ist demnach eine falsche Auffassung, wenn in einem Satze, wie im Boetiuslied 162 *ella 's tan bella, reluz en lo palaz* das zur Einleitung des zweiten Satzes durch *tan* geforderte *que* als unterdrückt angesehen wird, während diese Satzanreihung die, in der alltäglichen Sprache jedes Volkes übliche nebenordnende (parataktische) Satzfügung für das Provenzalische des 10. Jahrhundert, sowie den Ausbau des provenzalischen Satzes auf dem Grunde der provenzalischen Volkssprache bezeugt, die das logische Verhältnis jener Sätze noch in vielen Fällen in ältester Zeit dem Hörer festzustellen überlassen durfte. Ebenso darf nicht verkannt werden, dass das konjunktionale *que* (quod), so vielfach es auch gedeutet und übersetzt werden kann (Rol. 1046 *El camp estez, que ne seium vencut,* = damit, Rol. 724 *Carles se dort, qu'il ne s'esveillet mie,* = so dass u. s. w.), doch immer nur ganz allgemein die Beziehung des zweiten Satzes zum ersten zur Anzeige bringt, und die Verfasser ihrer Zeit sie nicht genauer anzugeben vermochten, brauchten oder angeben wollten. Dass die französische Sprache und ihre Schwestern erst allmählich lernten und sich gewöhnten die Natur des abhängigen Satzes unzweideutig anzugeben, ersieht man daran, dass die finalen, konsekutiven, konzessiven u. s. w. Konjunktionen des Lateinischen (ut, quin, quamobrem, etsi, quamvis u. dgl.) nicht auf sie übergingen. Sie wurden mit Hilfe von Adverbialbestimmungen des Hauptsatzes (bien-*que*, pour-*que*, afin-*que*; ital. gia-*cchè*, come-*chè*, avegna-*chè*, con-cio-ssia-cosa-*chè* u. s. w.) und des allgemeinen Nachsatzexponenten *que* ersetzt. Die neuen Konjunktionen wuchsen durch Determination aus dem Hauptsatze gewissermassen heraus und mit ihnen erst gelangte in der Zeit litterarischer Kultur und mit der Ausbildung der lehrhaften Prosa die den ältesten Sprachdenkmälern grösstenteils noch ungeläufige Periode zur Geltung. Viele andere syntaktische Gewohnheiten der lebenden romanischen Sprachen lassen sich in ihrer allmählichen Herausbildung noch in den Schriftdenkmälern verfolgen. In den französischen z. B. die Entwickelung der sog. regelmässigen Wortfolge, die mit der, den Auslautregeln zum Opfer gefallenen Nominalflexion Bedürfnis wurde. Das nominale Subjekt erhielt dabei naturgemäss die Stelle, die das im Aussagesatz proklitisch

stehende Subjektspronomen (*je, tu, il* etc.) hatte, den Platz vor dem Verbum, das nunmehr, als einzige noch flektierte Wortklasse, Seele und Mittelpunkt des französischen Satzbaues war. Auch die Befestigung des Subjektspronomens vor der Prädikatsform, dessen Anwendung lautlich zusammenfallende Verbalformen (*j'aim-e, il aime; je finis, tu finis* u. s. w.) herbeiführten; der Gebrauch von Massbezeichnungen, wie *pas*, *point*, *mie*, die den Umfang bestimmen, in dem die proklitische, schwachtonige Verneinung (*ne*) gelten soll; das Aufhören üblich gewesener Wortverwendung im Satze u. s. w. gestatten alte Texte zu datieren. Der unbestimmte Artikel in der Pluralform begleitete einst Paarbenennungen (altfranz. *unes joes*, Wangen, span. *unas manos*, Hände) und Pluralnomina (prov. *unas novas*, Novelle, franz. *unes plaines*, Ebene). Im Altfranzösischen verband sich *avoir* mit *aler* (Rosenroman) und mit dem Reflexivpronomen, wie im Spanischen, (*s'ad a Dieu commandé*, Alexius); die Passivform erschien in den zusammengesetzten Zeitformen des reflexiven Verbums (*Nous trois y sommes assaye*, wir drei haben uns versucht; s. Tobler, *Aniel* zu V. 166); unausgesprochen blieb ein aus dem Zusammenhang ergänzbares pronominales Objekt hinter dem konjunktiven Dativpronomen (*Pur hoc vus di* . . scil. *la*, Alexius; Tobler, Gött. gel. Anz. 1877, S. 1619) u. s. w. Nicht übersehen darf werden, dass verschiedene Satzverwendung eines Wortes in älterer Zeit oft mit Bedeutungsverschiedenheit verbunden ist und darin ihre Erklärung findet. Es ist der Fall, wenn z. B. *diable*, *nature* und andere Wörter im Altfranzösischen wie andere Individualnamen (*Dieu*, *enfer* u. dgl.) ohne den Artikel, im Neufranzösischen, wo sie Appellative sind, mit ihm erscheinen, oder wenn, nach wahrscheinlicher Deutung, *que* in Wendungen wie *plus tost*, *plus haut* etc. *qu'il pot* (Tobler, Ztsch. V 199 ff.) nicht das comparative *que* sondern das beziehungslose Relativum darstellt u. s. w. Auf solchem und anderem Wege erweisen sich in späterer und lebender Sprache fortgeführte und Ausnahmen zu syntaktischen Regeln bildende Wendungen als zu ihrer Zeit nicht weniger regelgemässe Ausdrucksweisen. Auch die Inversionen des Neufranzösischen sind nur Fortsetzung der altfranzösischen Wortstellung, die dem Vorstellungsverlauf mehr als die heutige Sprache sich anzupassen vermochte. Aufschlüsse über Erscheinungen der historischen Syntax des Französischen enthalten:

A. Toblers *Beiträge zur Grammatik des Französischen* (Ztschr. I ff.).

13. In der historischen Lexikologie geht dem Nachweis des geschichtlichen Verlaufs der begrifflichen und konstruktiven Verwendung der in Schriftwerken erhaltenen Wörter die Arbeit des Sammelns, die Erkennung der Bedeutungen, die Aufsuchung des ältesten Zeugnisses für den veränderten Sinn ebenfalls voraus. Deutemittel sind hier noch (s. S. 225) die lebenden Mundarten, die ein Wort im älteren Sinne aufbewahrt haben können, gegensätzlicher Wortgebrauch und Etymologie (s. S. 238). Bei manchen seltenen, an dunkler Stelle auftretenden Worten alter Sprache versagt, besonders häufig in der provenzalischen, auch diese Hilfe. Die Bedeutungslehre geht manche Erscheinung an, die als syntaktischer Wandel aufgefasst wird. Wenn z. B., wie in den meisten romanischen Sprachen, im Altfranzösischen die Ländernamen auch im Nominativ oder Accusativ ohne Artikel stehen (Rol. *Espaigne, France, Normandie, Poitou* u. s. w.), im Laufe der Zeit ihn aber annehmen (schon Rol. 2328 *la Bourgogne*, 2323 *le Maine*), so wurde nicht die Funktion des Artikels erweitert, der auch hier nur auf Bekanntes deuten kann, sondern mit dem Namen verband und setzte nunmehr der Redende die Vorstellung Land (*terre, province*); er entkleidete so den Individualnamen seines ursprünglichen Sinnes, dessen Abänderung der Lexikograph anzumerken und zu datieren hat. Die Anordnung der Bedeutungen eines Wortes geht von sichergestellter ursprünglicher

(etymologischer) oder von der konkretesten Bedeutung aus und zu der nächstliegenden bildlichen über. Littré trug in seinem Wörterbuche erst ungeordnete Bausteine zum geschichtlichen französischen Wörterbuche zusammen, wenn er die Belege für die Anwendung eines neufranzösischen Wortes nach dem Alter der Texte mitteilte. Das historische Wörterbuch stellt die abgeleiteten Wörter am besten unter die als solche ihrer Zeit gefühlten Stammwörter, wodurch der Überblick über die Wortgeschichte, über die Vermehrung und Verminderung und über den Mangel an Anschauungen und Begriffen in einem Vorstellungsgebiet erheblich erleichtert wird.

14. Der historischen Wortbildungslehre erschliessen sich die Mittel und Wege, auf denen die Sprache einen älteren Wortbestand im Laufe der Zeit vermehrte, und die Schicksale, denen ihre Wortbeugemittel unterworfen waren. Wörter, die in jüngerer Sprachepoche eine unauflösbare Einheit darstellen, erweisen sich bei weiter zurückreichender Sprachüberlieferung häufig als zusammengefügte Wortgebilde und verlieren das Dunkel, das mit der lautlichen Umgestaltung der Wörter sich über ihre Entstehung breitete. Das Nebeneinanderbestehen von *mi* MEDIUM und *di* DIEM im Altfranzösischen lässt *midi* als ein Compositium und zugleich die Grundbedeutung des Wortes erkennen. Altfranz. *ains* ANTE und *né* NATUM ergeben sich als Glieder des neufranz. *aîné*, altfranz. *ainsné;* neufranz. *chignon*, altfranz. *chaeign-on* als Bildung aus *chaeine* CATENA. Das altital. *crederaggio* (ich werde glauben) schliesst, da *aggio* = HABEO, jeden Zweifel an der Entstehung des italienischen Futurums aus dem Infinitiv und dem Präsens von *avere* (HABERE) aus. Nicht minder erklären sich Ausnahmen von syntaktischen und Wortbildungsregeln der jüngeren Sprache, durch Einblick in die Verhältnisse älterer Wortform; z. B. ist die Nichtkongruenz zwischen Adjektiv und Substantiv bei *grand'-mère, grand'-soif,* ein Archaïsmus der französischen Sprache, die ehedem bei den lateinischen Adjektiven ohne weibliche A-Form (GRANDIS, BREVIS neben BONUS, BONA) nur eine Form für Mask. und Fem. *(grand)* besass. Aus gleichem Grunde sind Adverbia wie *constamment* von *constant* nur scheinbar aus der männlichen Form des Adjektivs *(constant)* gebildet. Denn diese Adverbia entstanden zu einer Zeit, wo das weibliche *e* an die ungeschlechtigen Adjektiva noch nicht angefügt war, während *générale-ment* (von GENERALIS) spätere Bildung ist. Sie führt weiter zu der Einsicht, dass, da die romanischen Sprachen nur die betonten lateinischen Suffixe bewahrt haben und sie mithin auch das einzige von Stoffnamen Adjektive herleitende Suffix *-eus* (AUR-EUS, PLUMB-EUS) verloren, Ersatz für dasselbe nur durch Wortbindung (AUREUS = franz. *d'or*, ital. *d'oro* span. *de oro)* erhalten konnten. Sie lehrt jedoch auch wie neue Suffixformen, und zwar durch Irreleitung des Sprachsinns, entstehen, z. B. franz. *-erie* in *lait-erie, ling-erie* etc. (aus *cheval-er-ie,* das *chevalier* zur Voraussetzung hat, aber aus *cheval* gebildet aufgefasst wurde). Ebenso bilden sich neue Verbalendungen, z. B. *-ss-ero* als 3. Plur. Konjunktivi Imperf. des ital. Verbums (für *-ss-ino canta-ssero* für *canta-ssino* = CANTA-VI-SSENT) aus *féc-ero* (*FÉCERUNT) u. dgl. Auch wie die Verschiebung der Beugungselemente, die Vereinheitlichung der Flexion u. s. w. immer weiter um sich greift, verraten häufig die älteren Sprachdenkmäler. Als die Zeit, wo in den romanischen Sprachen Stammsubstantivierung möglich war (franz. *rabat* aus *rabattre,* ital. *stima* aus *stimare,* span. *lloro* aus *llorar)* oder im Italienischen Verbaladjectiva wie *orno* aus *ornare, desto* aus *destare, avvezzo* aus *avvezzare* gebildet werden konnte (*netto* = NITIDUS neben *nettato* von *nettare, decoro* = DECORUS neben *decorato* von *decorare* waren der Anlass zur Entstehung solcher Adjektiva) wird das Mittelalter aus der Überlieferung erkannt. Die Fähigkeit der französischen Sprache, Worte zusammenzusetzen, ist ebenfalls schon im Mittelalter erloschen; nur durch Präfix- und Suffixableitung

und durch Bindung vermag es seitdem seinen Wortschatz aus eigenen Mitteln noch zu mehren. Auch hier überall, als Ergebnis umsichtiger Zergliederung und Vergleichung älterer Sprachform, eine Fülle zeitlich bestimmter Wandlungen und Einblicke in das Leben der Sprache vermittels des überlieferten Sprachstoffs. Ein Wechsel in der Bedeutung der Suffixe hat nicht statt. Bei der Zusammensetzung kommt jedoch mit der Betrachtung der Form auch die semasiologische Seite (s. S. 218) in Frage; bei der Datierung der Formveränderungen hat die historische Lautlehre das entscheidende Wort.

15. Für Feststellung des Eintritts der Veränderungen von Sprachlauten an bestimmter Stelle bieten die Aussagen der romanischen Grammatiker älterer Zeit keinen Anhalt. Sie dienen nur, so namentlich der *Donat proensal* des 13. Jahrh. in seinem Reimbuch und die *Leys d'amors* des 14. Jahrh. in ihren Angaben über den Lautwert provenzalischer Schriftzeichen zur Erkennung ihrer Zeit vorhandener Lautungen, wie die in fremde Sprachen übergegangenen Wörter, deren Aussprache sich sicherstellen lässt (nach mhd. *schoy* = franz. *joi* sind dem franz. *joi* des 13. Jahrh. die mit den deutschen Schriftzeichen ausgedrückten oder sehr ähnliche Laute zuzuerkennen). Die wichtigsten Hilfsmittel der historischen Lautlehre sind die Schwankungen in der Schreibung der Wörter in originalen, datierten oder datierbaren Schriftstücken, die Bestimmung der in den Reimen der Dichter bekannter Zeit gleichgesetzten Laute und die Beobachtung des Silbenwertes der Wörter. Bei Schwankungen der Schreibung wird entweder das Zeichen für den ehemaligen Laut durch das des eingetretenen ersetzt (z. B. altfranz. *mais* MAGIS : *meis, mes*), oder aber das Zeichen eines Lautes für einen verwandten Laut, der in der Sprache sich nachweislich nicht zu jenem umkehrte (umgekehrte Schreibung) und daher vielmehr jenen als den veränderten zu erkennen giebt. Z. B. lehrt das altital. *tucti* neben *tutti* = ital. *tutti* TOTI, dass, da T im Italienischen nicht *ct* wird, CT die Aussprache des *tt*, z. B. in FACTUM ital. *fatto*, angenommen hatte. Ebenso lehrt spätlatein. *bibere* statt VIVERE, dass B in gewissen Fällen *v* gesprochen wurde, da V romanisch nicht *b* wird. Die Reime zeigen das nämliche Wort zu verschiedener Zeit in verschiedenen Reimgleichungen. Z. B. wurde nur eine Zeitlang altfranz. *feiz* FIDES ausschliesslich mit Wörtern wie *feiz* VICEM und nicht mit *fais* FASCES oder mit *vọiz* (VOCEM) gereimt. Ebenso in annähernd bestimmbarem Zeitraum nur mit *vọiz*, danach erst mit *conọis* (COGNOSCO), *bọis* (BIBIS), aber noch nicht mit *jọis* (GAUDIUM), später erst mit *moi* (ME) u. dgl. Daraus lässt sich ablesen, dass die Tonsilbe des altfranz. Wortes aus FIDES der Reihe nach in *-eiz, -ọiz, -ọis, -ọi* ausging, diese Ausgänge ihrer Zeit aber nicht *-ais, -ọis, -ọis* oder sonst wie lauteten. Aus der Verwendung der Worte im Verse wird nicht nur die ehemalige Mehrsilbigkeit eines Wortes und deren Dauer (z. B. bei franz. *rei-ne* = altfranz. *re-i-ne* REGINA; franz. *mûr* = altfranz. *me-ur* MATURUS u. s. w.) ersehen, sondern auch, wo, wie im Altfranzösischen der Hiat nicht zugelassen wird, die Dauer der Aussprache von Endkonsonanten der Worte; denn diese vermögen, wenn jene verstummt, vor folgenden vokalisch anlautenden Worten ihre Schlusssilbe im Verse nicht mehr zur Geltung zu bringen (vgl. Rol. 660 ‖ *entret en sun veiage* aber 365 *Entre(t) en sa veie* ‖).

Ein positiver Lautwert ist jedoch weder in den Schwankungen der Schreibweise noch in den Reimen schon ausgedrückt. Ohne sonstige Deutemittel blieben die Gleichungen von Schriftzeichen und von Lauten für die historische Lautlehre unfruchtbar und diese auf die Grammatikerangaben über die Laute und auf die Anzeichen angewiesen, die die der Anpassung unterworfene Aussprache romanischer Wörter im fremden Munde darbietet. Sie liegen in der Verwendung eines in den Werten seiner Laute im Allgemeinen wenigstens bekannten Alphabets, des lateinischen (nur die rumänische

Sprache verwendete ein anderes, das cyrillische), und in dem historischen Zusammenhang der Aussprache der Wörter des lebenden Romanisch mit dem früherer Zeit. Ausgangs- und Endpunkt der romanischen Lautbewegung sind daher bekannt, wenn auch der erstere nicht so vollständig wie der letztere, und wenn auch der lateinische Buchstabe im alten Romanisch neu und vieldeutig verwendet, und das gleichzeitige Lateinische z. T. auf romanische Weise ausgesprochen wurde. Den lateinischen Lautwert behielten jedoch in Italien z. B. *a b d f m p t;* in Frankreich *b p d t, l r m n, s* im Wortanlaut und diese und andere Zeichen in anderen Ländern an bestimmter Stelle immer bei. Mehrdeutig war daneben freilich schon im Lateinischen *e o; s* klang verschieden nach der Stellung; *i* und *u* bezeichneten Vokale und Konsonanten; *u* war nicht nur in französischer Orthographie seit frühester Zeit *ü,* sondern wurde von Franzosen auch in lateinischen Worten nicht anders ausgesprochen. Es ist auch selbstverständlich, dass wenngleich jederzeit der Buchstabe, als Unterscheidungszeichen, mit Überlegung angewendet wurde, es doch im Mittelalter eine besondere (zu erschliessende) Tradition in der Rechtschreibung gab, die hinter den Veränderungen der Aussprache zurückblieb (Jahrhunderte beharrt z. B. das Französische trotz vielfach veränderter Aussprache bei der Schreibung *roi*), und dass selbst Systeme entstanden, z. B. im Rumänischen und im Französischen im 15. Jahrhundert, die weit hinter die lautliche Entwickelung der Sprache zurückgriffen. Für neue Laute der romanischen Sprachen und Mundarten reichten die lateinischen Schriftzeichen allerdings so wenig aus, dass nicht nur lateinische kombiniert wurden, (z. B. *ch gh gl gn* u. s. w.), sondern derselbe Buchstabe auch für andere Laute dienen musste als in der lateinischen Sprache. So hat *i* im Altfranzösischen in i*ent, vi, vin, loin, roi, fais, veine, bien,* lauter verschiedene Werte und Funktionen. Allein, da bei der allgemeineren Kenntnis der Ausgangspunkte der romanischen Lautbewegung und bei einer täglich zu erweiternden Bekanntschaft mit ihren Endpunkten nur die Mittelglieder von der historischen Lautlehre aufzusuchen sind, und Glieder der graphischen und der Reimgleichungen bekannte Werte haben, so erschwert, aber verhindert die verschiedenartige Bedeutung des Schriftzeichens im älteren Romanisch die richtige Auffassung desselben nicht. Die Reimgleichungen sind am genauesten im Provenzalischen, wo zwischen offenem und geschlossenem Vokal unterschieden wird, und im Altfranzösischen, das ausserdem noch der Tonsilbe vorangehende Laute reimt. Unvollkommen sind sie dagegen im Italienischen und Spanischen, wo diese Trennung nicht stattfindet. In Schreibung und Reim verrät sich auch die Mundart eines Werkes, je deutlicher, von je grösserem Umfang es ist. Das Nichtvorkommen eines dialektischen Zuges in der Schrift oder im Reim oder einer zeitlich bestimmten Lauterscheinung ist nicht zu übersehen. Aber es ist ebensowenig schon ein Beweis gegen die auf anderem Wege ermittelte Heimat und Abfassungszeit eines Werkes, wie einheitliche Wortschreibung oder sich gleichbleibende Reimbindung ein Zeichen für unveränderte Aussprache eines Wortes. Z. B. ist *ch* der einzige Ausdruck für das centralfranzösische Produkt aus lateinisch C vor A, obwohl der neufranzösischen Aussprache des *ch* viele andere vermittelnde vorangingen. Ebenso unzulässig ist es aus einer Beobachtung wie die, dass im Altfranzösischen immer nur *-erre* (*te*rre *gue*rre, *que*rre) mit sich reimend gefunden wird, auf die Fortdauer des geminierten *r* bis in das späte Mittelalter hinein zu schliessen. Denn dabei bliebe unbeachtet, dass *taire, mistère* u. dgl. wegen der Länge ihres Tonvokals der Bindung mit *-erre* widerstreben konnten und altfranzösische Wörter mit *-ĕre* fehlen. Auch verhindert bisweilen der Begriff gleichklingende Wörter zu reimen, und die Bequemlichkeit älterer Dichter kann bewirken, dass erst gleichlautend gewordene Silben in ihren Reimen nicht auftreten, weil

die Sprache andere, von Anfang an gleichklingende Wörter in grosser Menge zur Verfügung stellte. (S. Köritz, *S vor Kons. im Franz.*, 1885, S. 26).

Auf manche, vom Standpunkte der empirischen Grammatik späterer Zeit nicht erklärbare Besonderheiten der Wortbildung einer Sprache fällt von der Lautgeschichte her helles Licht. Was darin Willkür scheint, erweist sich immer als lautliche Regel älterer Zeit. Wenn z. B. die neufranzösische Wortbildungslehre *vien-d-rai tien-d-rai* (von *venir tenir*) neben *finirai (finir)* u. dgl. als regelwidrige Futurformen ansetzen muss, so ergibt sich unter der historischen Beleuchtung und aus der Wortgeschichte, dass zur Zeit, wo das im Futur vortonig gewordene *i* des Infinitivs hinter einfacher Liquida schwand (altfranz. *ven-r-ai, ten-r-ai; fal-d-rai* von *failir* u. s. w.), alle jene neufranzösischen Verba auf *n-ir (un-ir rajeun-ir jaun-ir brun-ir mun-ir pun-ir,* daher wohl auch *fin-ir* = altfranz. *fin-er;* vgl. dazu altfranz. *don-rai men-rai* aus *doner mener)* der Sprache noch abgingen. Sie konnten ein Futur nur noch wie *par*t-*ir* (*parti*r*ai*) *se*nt-*ir* (*senti*r*ai*) erhalten, weil nach ihrem Eintritt in die Sprache ein Ausfall des Vokals der Infinitivendung nicht mehr statt fand.

III. GENETISCHE SPRACHFORSCHUNG.

Ergänzt und vertieft wird die historische Sprachforschung durch die genetische. Sie bringt Ordnung und Zusammenhang in die sprachlichen Veränderungen, sie lehrt ihre Ursachen und lässt dieselben als das Resultat des Wirkens seelischer Thätigkeitsformen und äusserer Beweggründe erkennen. Sprechen und Sprache gelten ihr als geistige Kraftäusserung und, gleich den anderen geistigen Leistungen, als Überwindung von Widerständen, wie sie das Kind schon beim ersten Sprachlaut und wie deren der Redende bei jeder Mitteilung und jedem Sprachakt neue zu besiegen hat. Anders aber als in der körperlichen Welt, wo die Kräfteäusserung durch die Schwere unveränderlich bestimmt ist, und der nämliche Widerstand von demselben Körper immer auf dieselbe Weise beseitigt wird, kann in der geistigen Sphäre demselben Widerstand nicht nur ein Kraftmaximum und Minimum entgegengestellt werden, sondern in demselben Individuum wechseln auch die zur Überwindung eines Widerstandes vorhandenen Kräfte. Bei bewussten Thätigkeiten wird der Wille, bei unbewussten Äusserungen werden Zustände des Geistes bestimmend für das Mass der aufgewendeten Kraft. Wo der Sprechende beabsichtigt, das Mitzuteilende in der ihm möglichen vollendeten Weise zur Kenntnis zu bringen, wie im deklamatorischen Vortrag, oder wo er bei unreflektierter Rede von inneren und äusseren Hemmungen frei, in völliger Hingabe an das Mitzuteilende sich zu äussern vermag, kommt das ihm zur Verfügung stehende Kraftmaximum zur Anwendung. Wo er dagegen überhaupt nur aufgefasst werden will, wo seine Aufmerksamkeit dem Mitzuteilenden nicht zugewandt ist, wo er zerstreut, teilnamlos, befangen, unwillig sich äussert, bildet er seine Rede mit verminderter Kraft, mit einem Kraftminimum, das sich im Artikulieren der Laute, in der Bezeichnungsweise des Vorgestellten oder Empfundenen, in Auswahl, Anordnung und Verbindung der Wörter zeigen kann. Jedes Individuum, jedes Geschlecht, jede Zeit wendet, je nach den Umständen, die beiden Sprechweisen an. Die Rede mit minderer Kraft aber ist, — da den Sprechenden viel seltener ein grösserer Widerstand in Gestalt der Absicht mit der Rede als solcher zu wirken zur Anwendung erhöhter Kraft veranlasst, als seelische Einwirkungen auf das Sprechen ihn daran hindern —, die gewöhnliche und ist es bei der Gleichartigkeit der Menschennatur zu allen Zeiten gewesen. Sie ist im Allgemeinen die von Mutter auf Kind sich vererbende Sprache, während

die seltener geübte erlischt. Ihrer bedient sich ein neues Geschlecht wiederum mit minderem Kraftaufwand, um, was ihm zureichend und bequem gewesen, den Nachkommen zu hinterlassen, die, wofern sie ihre Aufmerksamkeit nicht auf die Rede als solche richten, ebenfalls eine veränderte Sprache auf eine jüngere Zeit übertragen. Diejenige Sprache, die in Zeiten litterarischer Bildung als Muttersprache gilt, ist im Wesentlichen eine Sprache der Feder, die durch Unterricht, durch auf ihre Aneignung gerichtete Anstrengung erlernt und nie im ganzen Umfange mündlich angewendet wird.

Alle unreflektierte Sprache gehorcht demnach, wie die anderen geistigen Äusserungen, auf die nicht reflektiert wird, in Hinblick auf welche Sammlung, ruhige Bemessung der zu vollkommener Leistung erforderlichen Kraft und Würdigung ihres Objektes im vollen Umfange nicht stattfindet oder stattfinden kann, dem Gesetze der *vis minima* (R. Avenarius, *Philosophie als Denken der Welt,* 1876), in der nicht minder, wie in äusseren Anlässen, die Ungleichheit der geistigen Leistungen desselben Volkes in verschiedenen Zeiten und der Individuen, die Langsamkeit des Fortschrittes im Erkennen, und der Rückgang der Bildung und Kunst ihre Erklärung finden. Der kunstvolle Satzbau ist das Werk des reflektierenden Schriftstellers und erworbener Sprachfertigkeit. Der Satz auch des Gebildeten ist, je nach Umständen, mehr oder weniger vollständig und dem Gedanken adäquat. Lang gesehene unbenannte oder neue Dinge und Erscheinungen erhalten, wenn ihre Benennung nötig wird, oft eine Bezeichnung nur nach dem Schein und nach einem zufälligen Merkmale, nicht einen auf umblickender Vergleichung beruhenden, oder auch nur den, dem erkannten Wesen entsprechenden Namen (vgl. die Namen der Gestirne, die Fremdwörter), wie er eben zur Wiedererkennung des Benannten genügt. Die geläufigere, am leichtesten zu reproducierende Wortform wird an Stelle gleichfunktionierender seltenerer Form nicht nur vom Kindermunde gesetzt, sondern auch von solchen, die heimisch in der Sprache geworden sind, nachdem sich das für die aufzugebende Form massgebend gewesene Motiv nicht mehr geltend zu machen weiss.

17. Unverkennbar geht aber solcher Wechsel in unreflektierter Sprache dem Wechsel in dem sich überlassenen Vorstellen parallel und erfolgt gemäss den Gesetzen, nach denen Veränderungen unter den Vorstellungen eintreten: der Wechsel und Wandel sowohl in der Sprache des Individuums wie in der des Volkes. Zunehmende Sicherheit in der Gleichsetzung von Vorstellungen im Urteil pflegt sich in, mit dem geistigen Wachstum sich vervollkommnender Satzfügung bemerkbar zu machen. Unbeabsichtigte Wahrnehmungen an Gegenständen, wie sie andauernder Verkehr mit ihnen mit sich bringt, geben den Vorstellungen von ihnen einen grösseren Inhalt, dem eine Erweiterung der Bedeutung und grössere Übertragbarkeit der bezeichnenden Wörter entspricht. Ihrer Bedeutungsverengerung und dem Wortverlust steht die durch Abwendung vom Gegenstande herbeigeführte Undeutlichkeit oder Isolierung von Vorstellungen und ihr Vergessen und Verschwinden aus dem vorstellenden Geiste gegenüber. Aus der Fähigkeit verwandter und bezogener Vorstellungen sich anzuziehen und zu verschmelzen erklärt sich die (begriffliche) Verallgemeinerung des Wortsinnes, die Herausbildung und Anwendung von Beugungsmitteln, Suffixen u. s. w., die Zusammenfassung der Wortbestandteile zur Einheit und die Vertauschung gleichfunktionierender Beugungsglieder in der Sprache. Aus konstanter Gegenwärtigkeit oder leichterer Reproduktion der durch Worte von gleicher sprachlicher Form wiedergegebenen Vorstellungen versteht sich der Sieg einer Wortform über eine gleichwertige, die Übertragung der einen auf andersgeformte Wörter in derselben Weise, wie die Gewalt der dem Individuum geläufigen appercipierenden Vorstellung über andere oder neue. Die Vorstellungen, die den «Geist» ausmachen, wie die körperlichen Dinge die äussere,

räumliche Welt, die wie diese mit Kräften begabt nach Massgabe dieser Kräfte auf einander wirken, und durch das Wort zur Kenntnis des Hörenden gebracht werden, wie die Aussendinge dem sinnbegabten Menschen durch ihre sinnfälligen Eigenschaften; die Veränderungen der Vorstellungsinhalte, der Vorstellungsmassen, der Energie, der Anziehung und Verschmelzung der Vorstellungen, alles das spiegelt sich, da das Vorstellen an der Sprache haftet, in der Sprache, in der Sprachentwickelung und Sprachhandhabung des Einzelnen und der Sprachgemeinschaften ab, und bewirkt vielerlei Arten sprachlicher Veränderung.

18. Von der unendlichen Mannigfaltigkeit der durch die *vis minima* und die Vorstellungsmechanik hervorgerufenen Veränderungen innerhalb derselben Sprache, die das Individuum an ihr gemäss seiner Geistesstufe und seinem geistigen Inhalt vollzieht, geben die Urkunden der Sprachgeschichte gar keine Nachricht. Individuelle Sprachgestaltungen sind aber auch nicht Gegenstand sprachgeschichtlicher Betrachtung. Nur die allgemeinen, bei allen Angehörigen einer Sprachgemeinschaft unter Wirkung jener Mächte eingetretenen Veränderungen hat sie die Absicht zu erforschen. Jede Volksschaft unterscheidet selbst ja auch von seiner Gemeinsprache die individuellen Sprachweisen und verwirft sie. Nichtsdestoweniger ist jedoch auch der Sprachwechsel in jener teilweis individuell. Er geht hier aus von den Autoritäten der Sprachgenossenschaften, die auf jeder Bildungsstufe eines Volkes vorhanden sind. Es ist die kleinere Zahl Mündiger, geistig Produktiver oder Mächtiger, von denen materiell und geistig wie sprachlich die Mehrzahl, die Unmündigen, die geistig Unthätigen, die Untergebenen einer Generation abhängig werden. In der Familie ist die sprachliche Autorität gemeinhin das Familienoberhaupt; unter den an einem Orte Zusammenlebenden bilden sie, für die Sphäre ihrer Thätigkeit, die einzelnen Vertreter von Handwerk, Kunst und anderen Berufen; auf vorgerückter Stufe der Volksentwickelung die gebildeten und hochstehenden Kreise u. s. w. Niemand zweifelt, dass jedes Wort seinen Schöpfer, jede neue Wortanwendung ihren Urheber hat. Die Geräte benennt massgebend für Andere der, der sie erzeugt und damit umgeht; den wissenschaftlichen Terminus prägt der einzelne Denker. Unter konkurrierenden Benennungen verbreitet sich mit der Sache gewöhnlich nur die treffendere. Wenn zwei sich in derselben Aussage und Aussageform begegnen, so erscheint es als ein Wunder. Urteilen ist nicht Jedermanns Sache. Urteile werden dem nachgesprochen, der sie formulierte, und in seiner Aussageform. Von konkurrierenden Aussage- oder Satzformen siegt die unzweideutige. Der Einzelne schafft die einfacheren und komplicierteren Ausdrucksweisen, wie der Schriftsteller die Manier des Ausdrucks. Auch zu Übertragungen bestimmter Beugungsformen auf andere Wörter giebt der Einzelne den Anstoss, wofern die Wahl unter mehreren gelassen und das Gravitieren nicht nach nur einer Seite möglich war. Selbst für die Lautbildung und für die Aussprache der Wörter werden diejenigen bestimmend, auf die die grosse Masse der nur reproduktiven Abhängigen horcht. — Ihre Neuerungen verbreiten sich, soweit ihre Autorität reicht. In derselben Sprachgemeinschaft bestehen, je grösser sie ist, je mehr, und auf verschiedene Seiten der Sprache gestaltend einwirkende Autoritätszentren. Durch ihr Zusammenwirken erhält eine Mundart ihr besonderes Gepräge. Die kleinsten Mundartgebiete sind die Sprache der Familie und die sonstiger engerer Gemeinschaften. Die Mundartgrenzen sind die Verkehrsgrenzen einer Menschen- oder Volksgemeinschaft. Je mehr sie Autorität für ihre Nachbarn und für die Landesgenossen besitzt, desto mehr wird sie zum allgemeinen Verkehrsmittel, desto grösser wird das Gebiet eines zur Gemeinsprache durchgedrungenen Dialekts.

19. Keineswegs lassen sich jedoch alle Sprachveränderungen auf die

sprachlichen Autoritäten zurückführen. Sie kommen nur überall da in Frage, wo eine Wahl unter mehreren möglichen Entscheidungen offen stand, wie bei den Benennungen der Dinge, oder z. B. bei der Bildung der italienischen Endung der 1. Pers. Pl. im Präsens *am-iamo,* der franz. in *aim-ons* AM-AMUS. Aber sie genügen nicht zur Erklärung von Sprachveränderungen, die sich als die einzigen unter gegebenen Bedingungen erweisen, wie die Entstehung des franz. *ei* aus lat. É (*mei* ME), von *ou* aus Ó (*vous* VOS); nicht bei solchen, die in verschiedenen Sprachen, auf nicht in Verkehr stehenden Gebieten stattfinden, wie das Auftreten von *d* für T zwischen Vokalen im Spanischen und Altfranzösischen (CANTATA: span. *cantada,* altfranz. *chantede*) u. s. w. Wenn, wie im letzten Falle das Trägheitsgesetz gerade an dem intervokalen T in Spanien und Frankreich sich bethätigte, während die intervokale Tenuis in Italien und Rumänien (vgl. ital. *cantata,* rum. *cântată*) sich ihm entzog, so erhärtet diese Erscheinung sowohl die Meinung, dass bei mehreren Sprachautoritäten das Trägheitsgesetz dieselbe Lautveränderung hervorzurufen und an derselben Stelle einzusetzen vermag, als auch den Satz, dass allgemeine Beweggründe specieller Art die *vis minima* zur Wirksamkeit bringen müssen. Dazu werden jedoch kaum klimatologische Verhältnisse zu rechnen sein, weil diese, als unveränderlich am selben Ort, den Wechsel der Sprache innerhalb desselben Gebietes unerklärt lassen, weil dieselben lautlichen Veränderungen in klimatisch verschiedener Gegend (z. B. in Spanien und Nordfrankreich *d* = T) auftreten, an gleichgelegene sich aber nicht binden (z. B. bleibt in Süditalien das in Spanien zu *d* verwandelte T). Nächst der gleichartigen Beschaffenheit der gleiche Veränderungen darbietenden Sprachen kommen demnach nur physische und psychische Gleichart der die verschiedenen Sprachen Redenden, in derselben Sprachveränderung Zusammentreffenden, und physische und psychische Verschiedenheit der einzelnen Sprachgemeinschaften mit ungleicher Behandlung der nämlichen, der Wirkung des Trägheitsgesetzes unterworfenen Grundlagen als Beweggründe für die Bethätigung oder Nichtbethätigung desselben an den Angehörigen einer Sprache in Betracht: physische und psychische Gleichheit und Verschiedenheit bei der Lautbehandlung, psychische Gleichart und Ungleichart bei den übrigen Spracherscheinungen. Die erstere würde auf übereinstimmender oder verschiedener Bildung der Sprachwerkzeuge, auf gleicher oder verschiedener Gewöhnung hinsichtlich ihres Gebrauche bestehen. Sowohl ethnologische Gleichheit und Ungleichheit, wie Aneignung derselben und verschiedener Sprachgewöhnung würden die über ein Sprachgebiet hinausgreifende gleichartige und die verschiedene Behandlung derselben Lautgrundlagen in verschiedenen Sprachen erklären. Ethnologische Gleichart besteht z. B. bei denjenigen Romanen (Franzosen, Nordwestitalienern, Rätiern?), die für lat. U: *ü* oder *i* (MURUS: *mur mir* u. dgl.) setzen; ethnologische Verschiedenheit zwischen diesen und den Bewohnern Mittelitaliens, Spaniens u. s. w., die lat. U als *u* bewahrt haben. Nur eine Entwickelung gleicher Sprachgewöhnung kann man es dagegen nennen, wenn allgemeinfranzösisch, aber nicht im Norden Frankreichs lat. CA- zu *cha-, che-* (centralfranz. u. s. w. CAMPUS CAPUT: *champ chief,* aber picard. *camp kief)* wurde, und zwar auch im Rätoromanischen neben *kaval* (CABALLUS) *tschaval* (Gartner, *Rätor. Gr.* S. 168), *ca-* aber allein im Lombardischen besteht, und wenn zwar jene Sprachen lat. A durch *e* ersetzen, das Rätoromanische aber auch *a* und das Lombardische nur *a* spricht, wenn ferner allein im Französischen lat. E allmählich *oi* (ME : *moi*) ergab u. s. w.

Psychische Gleichheit und Verschiedenheit wird immer das Resultat der Geschicke und Erfahrungen zu Einheiten verbundener Sprach- und Stammesgenossen und der unter Stämmen und Völkern sich ausbildenden Übereinstimmungen und Gegensätze sein, die dem Geiste der Mehrheit gleiche und verschiedene

Richtung und Stimmung geben, eine allgemeine Form bei den geistigen Äusserungen eines Stammes und die Volksseele und den Nationalcharakter (Volkssubjektivität) hervorbringen. Von Einfluss auf die Form seiner geistigen Äusserungen ist der Wert, den ein Volk sich beilegt, die Freude, die es an seinem Thun hat, die Behaglichkeit, mit der es seine Arbeit verrichtet, die Unruhe, mit der es vorwärts strebt. Politische Ereignisse, kriegerische Erfolge und Niederlagen, Förderung oder Druck von Regierung und Herrschern auf die Massen ausgeübt, Gedeihen und Heimsuchung des Vaterlandes tragen zur Spracherhaltung und zum Sprachverfall, weil Ursachen jener allgemeinen Stimmungen, bei, da sie als Steigerungs- und Hemmungsfactoren der seelischen Thätigkeit bei vielen in derselben Weise wirksam werden. Dass der Druck, den die germanische Eroberung auf die Galloromer legte, und der die römische Bildung in Gallien vernichtete, es war, der im Norden wie im Süden die *vis minima* unter anderen starken Reduktionen der Sprache Galliens auch die Vocale vor und nach der Tonsilbe (franz. *juger dire, jutgar dire,* JUDICARE DICÈRE) aufgeben liess, — eine nur in einzelnen rätoromanischen Mundarten begegnende, daher nicht ethnologisch zu begründende Erscheinung, die in Gallien spätestens in die Zeit der fränkischen Herrschaft fällt, — kann wie manche ähnliche Auslegung sprachlichen Wechsels bestritten werden. Dem Einfluss historischer Hemmungsfaktoren auf die Sprache der Vergangenheit stehen jedoch Parallelen in der Sprache des lebenden Individuums zur Seite, die die Bedeutung geistiger Depression für die Sprache älterer Zeit nicht bestreiten lassen. Freilich werden durch Vergleichung der Sprache und der Geschicke der Völker und Sprachgemeinden ihre thatsächlichen Wirkungen nur noch zu erraten sein. Andere Erscheinungen wie Stillstand der Lautbewegung, wortschöpferische Thätigkeit werden in derselben Sprache in der Zeit der Herrschaft von Steigerungsfaktoren hervortreten, schwerlich wird aber bei allen allgemeinen Sprachveränderungen noch der psychische Zustand erkennbar sein, an den sie anknüpfen. Jene Tendenz der französischen Sprache, im Worte lauter offene Silben herzustellen, deren Durchführung sich auf viele Jahrhunderte verteilt, die zuerst die Mutae vor Konsonant (*faite* = FAC-TA, *me-tre* = MIT-TERE), dann durch Vokalnasalierung die silbeschliessenden Nasale aufhebt (*chãter* = CANTARE), später S verstummen (*tê-te* = *tes-te* TES-TA), L vocalisieren (*sau-ter* = *salter* SAL-TARE) und schliesslich R ins Schwanken geraten lässt (altfranz. *Cha-les* = *Char-les;* ebenso in Dialekten), die endlich sogar den am Wortende nicht verstummten Konsonanten als Anlaut der mit Vocal beginnenden Wörter (*Liaison;* z. B.: *tro'peureux* = *trop heureux*) zu sprechen, die *vis minima* also Jahrhunderte hindurch ununterbrochen in derselben Richtung sich zu bethätigen zwingt, wird kaum aus einem bestimmten musikalischen Empfinden oder aus mechanischen Ursachen, sondern nur aus Zuständen der französischen Volksseele zu deuten sein.

20. Sowohl dem vom Einzelnen wie dem von Zuständen des Volksgeistes ausgehenden Wechsel in der Sprache sind Grenzen gezogen. Da die Sprache Verkehrsmittel, kann er sich nur innerhalb des Sprachüblichen, des Sprachgebrauchs bewegen. Er bleibt individuell, wo im Neuen das Alte mit Sicherheit und Schnelligkeit nicht wieder zu erkennen ist. Daher stammt die Abneigung der Sprachen gegen die, fremden Sprachen nachgebildeten Neologismen, gegen sprachwidrige Formen und Ausdrucksweisen, und die Forderung des Sprachmässigen, weil allein Verständlichen, auch in der Sprache der Litteratur. Über das Sprachgemässe, das widerstrebende Neuerungen von der allgemeinen Sprache fernhält, entscheidet das Sprachgefühl. Es resultiert aus der Gewöhnung an die historisch gewordene Ausdrucksweise, an die hergebrachte Art der Wortbeugung und Wortbildung und an Laut- und Lautver-

bindungen einer Sprache; es ist gegen das Alleinstehende in ihr; es greift nie auf untergegangene Bildungsmittel der Sprache zurück; es weist fremde Laute in fremden Wörtern ab; es verfällt aber auch nie auf etwas Neues; denn es gestattet Veränderungen nur soweit, als sie ihres Gleichen in der lebendigen Sprache haben. Die Veränderungen der sich überlassenen Sprache sind daher lediglich Umbildung geläufiger in andere geläufige Form. Die Sprache gestaltet sich mithin aus sich, sie ist organisch. Damit aber bei Veränderungen das Alte in der Veränderung wiedererkannt und diese im Sinne des vorherigen aufgefasst werde, muss das neue Gebilde dem alten ähneln; auch nur Ähnliches gestattet also das Sprachgefühl für Älteres zu setzen. Da aber die *vis minima* das Ähnlichste im Geiste in engste Verbindung gebracht hat, dieses zunächst herbeiruft, und einem ursprünglichen Laute nur einen gleichklingenden unterschieben kann, wenn das Ohr den vormaligen Eindruck erhalten soll, so bewegt sich die sprachliche Veränderung nicht nur innerhalb des in der Sprache Vorhandenen, sondern vollzieht sich auch in den kleinsten in der Sprache bestehenden Abständen, ist folglich eine continuierliche. Neues in der sich überlassenen Sprache ist daher immer der Endpunkt längerer Entwickelung, und der Schein sprunghafter Veränderung entsteht nur, weil oft die schriftlichen Urkunden zeitlich weit auseinanderliegen, und daher die Übergänge nicht vorführen, und weil die Schrift der Sprachentwickelung nicht auf dem Fusse folgt. Die unlateinische Setzung des Subjektspronomens z. B. entstammt der affektischen Rede; sie befestigt sich erst und nur in den romanischen Sprachen, deren Flexionsendungen die Person der Handlung nicht mehr unzweideutig angeben, wie im Französischen (je *parle*, tu *parle(s)*, il *parle* u. dgl.). Die Verschmelzung der Präsensformen von HABERE mit dem Infinitiv zum Ausdruck des zukünftigen Geschehens findet ihr Seitenstück in der Vereinigung des lateinischen Substantives MENTE (rom. *-mente*, *-ment*) mit der Femininform des Adjektivs zur Angabe des Umstandes (MISERA MENTE = ital. *vera-mente*, franz. *dure-ment*, span. *mala-mente*), indem auch dies, zur Funktion herabgesunkene selbständige Wort, wie Verbalendung und Adjektivsuffix, mit dem Stammworte in eins gedacht wurde. Neue Laute sind sonach entweder nur Reduktionen von Volllauten (z. B. franz. *e sourd* ein unvollkommenes franz. *œu*); oder zur Selbständigkeit durchgedrungene Übergangslaute (z. B. franz. *eu*; aus *o*[ü]; *ö* Zwischenlaut zwischen *o* und *ü*); oder zwar nicht als Sprachlaute gemeinhin in einer Sprache gebrauchte, aber in der Interjektion auftretende (z. B. *h* bei schwerem Atmen) oder von den mit gewöhnlicheren Sprachfehlern Behafteten an Stelle verwandter gesetzte Artikulationen (z. B. *sch*, das bei defektem Zahnwerk für *s* sich einstellt). Die Schwierigkeiten, die jeder, der eine fremde Sprache sich anzueignen sucht, bei der Nachbildung ihrer eigentümlichen Laute zu überwinden hat, lässt nicht im Zweifel, dass die sich überlassene Sprache über ihren eigenen Lautschatz bei Lautveränderungen nicht hinausgehen kann.

Der Periode, in der die Sprache auf Verwendung der in ihr vorhandenen Mittel angewiesen ist, liegt eine Periode der Schöpfung dieser Mittel voraus, zu denen die Sprachforschung durch Zergliederung der Sprachen vorzudringen sucht. Diese Schöpfungsperiode erreichte wahrscheinlich schon ihren Abschluss damals, als von zwei aufeinander bezogenen Lautkomplexen der eine noch in ursprünglicher Weise verstanden wurde, der andere aber durch von Geschlecht zu Geschlecht vermehrte Entleerung seines anschaulichen Inhalts die Selbstständigkeit einbüsste und zum funktionellen Element herabsank. Die romanischen Sprachen lassen sich nur bis zum Lateinischen zurückverfolgen, das selbst auch schon eine Sprache war, die sich aus eigenen Mitteln aufbaute und nur durch fremdes Sprachgut noch erweitern konnte.

21. Eine genetische Syntax bezweckt hiernach das Entstehen umfangreicherer sprachüblicher Satzgefüge und Wortfolgen aus einfacherer Satzform, und die Veränderungen jener aus den Vorgängen im vorstellenden Geiste in Verbindung mit dem sprachlichen Wechsel zu begreifen. Die Satzerweiterung ist Ausdruck der Determinationen des wahrnehmenden, sich erinnernden und denkenden Geistes. Wo sie nicht zu neuen Wortgebilden führen, werden sie im Satze aufgereiht, und werden die determinierenden mit den determinierten Wörtern durch die grammatische Form, durch Stellung oder Ton in Beziehung gebracht. Wo die Sprache über eine entwickelte Form und unterscheidende Töne verfügt, nehmen die determinierenden Wörter die nicht schon besetzten Stellen (zur Zeit der Herrschaft einfacher Sätze entwickelte Proklise und Enklise macht sie spärlicher) in der Reihe ein, in der sie im Geiste des Sprechenden auftauchen (psychologische Anreihung). Wo sie wesentlich durch Stellung determinieren muss, treten die Determinationen zu den determinierten Gliedern (logische Folge) und sind determinierte Satzglieder nur in Gruppen versetzbar. Verlieren durch lautliche Fortbildung die Beziehungsmittel der Sprache an Deutlichkeit, so treten solche Gruppen ersatzbildend ein (z. B. FILIUS REGIS: franz. *le fils* du *roi; de* beim Nomen bezeichnete bereits vorher Abstammung und Herkunft). Die begriffliche Gleichheit verschiedener Konstruktionen führt dann allmählich den Untergang der undeutlicheren, in beschränkterem Umfang angewendeten, daher durch den Gebrauch nicht geschützten Wortbeziehung herbei: das altfranz. *le fils le roi* (der Sohn des Königs) wurde so, nach dem Vorbild von *le fils* d'un *roi,* in *le fils du roi* abgeändert. Begriffliche (nicht appercipierte) Verschiedenheit hindert andererseits eine zur Herrschaft gelangte Wortverbindung nicht, sich auch dort einzustellen. Der französische Teilungsartikel geht aus von der Verbindung eines Mengeworts (*peu de personnes, masse d'argent*) mit Bezeichnungen teilbarer und in Mehrzahl vorhandener Dinge durch *de,* das sich bei anwesenden oder als bekannt angenommenen Dingen mit dem Artikel verbindet (*nombre des personnes qui . . .*) und ohne begleitendes Mengewort eine vom Hörer richtig ergänzbare (*donnez-moi du pain*), dann eine beliebige Quantität derselben (*des personnes*) vorstellen lässt, schliesslich aber selbst bei einem substantivischen Objekt unentbehrlich wird, das in bestimmter Anzahl gedacht werden muss (*Le prêtre ouvrait* de *grands* yeux) oder doch nur den Begriff beliebiger Art zulässt (*il avait pour elle* de la *pitié*). Mehrdeutigkeit führt weiterhin leicht zur Vermehrung der Funktion grammatischer Form. Nicht der Artikel verleiht dem romanischen Comparativ die Superlativfunktion; denn der Comparativbegriff bleibt auch bei Anwendung des bestimmten Artikels (il *minore de' due fratelli*) bestehen, sondern die Möglichkeit, Jemand Einem oder einer Gruppe, einer als Einheit gedachten Mehrheit, gegenüberzustellen (*il minore de' fratelli,* unter sämtlichen) verhilft dem Comparativ zu seinem doppelten Gebrauch. Teilweis gleiche Leistung zweier Ausdrucksmittel führt dagegen zur Verwendung des einen im Sinne des anderen. Weil statt *car* (lat. QUARE) im Provenzalischen *que* (QUOD) die kausale Determination eines Verbalbegriffs einleiten kann (*maravil me* que *auza estar* neben *non aia dol* car *lo pert;* Diez, Gram. III 337), so wird *car* auch zur Einleitung des das Subjekt darstellenden Aussagesatzes geeignet (*bem platz* car *trega non reman,* Bert. v. Born I, 1; *platz midons* que *m'esclava,* das. 3, 5) und andererseits *que* befähigt, wie *car,* den Causalsatz zu eröffnen (*en lui non resta la gerra . .* c'*anc patz nolh fon genta,* das. 2, 44). Auch der mit einer Ausdrucksweise sich verbindende Ton bewirkt Erweiterung der Funktion. Er macht z. B. die Aussageform des Verbums zur heischenden, imperativischen. Die Thätigkeit, die vom zum Gehorsam Verpflichteten ausgeführt werden soll, wird im Futurum als eine im bestimmten Zeitpunkt wirk-

lich zur Ausführung gelangende bezeichnet (*à Charlemagne* irez, Rol., = ihr werdet gehen; so auch süddeutsch), oder bei dringlicherer Heischung als eine angesichts des Redenden sich vollziehende ausgesprochen (*chantez, chantons, faites* = CANTATIS CANTAMUS FACITIS). Im Französischen wurde auf solchem Wege der Imperativ der zweiten Pers. Pl. (lat. CANTATE) beseitigt. Selbst Anpassung der lautlichen Form (Attraktion) hat die Wortbeziehung im Satze zur Folge; vgl. span. *de poca mas edad; mucha mayor agudeza,* wo *poco, mucho* sich dem Genus des Substantivs anglichen, (Diez, Gr. III 14). So bringen die im Satz ausgedrückten Beziehungen der Vorstellungen nicht nur nach den, vom Sprachgebrauch dargebotenen Mustern neue Mittel syntaktischer Darstellung, sondern auch Veränderungen unter ihnen und selbst Wechsel der grammatischen Form in schwer zu klassifizierender Mannigfaltigkeit hervor. Die Genesis mancher syntaktischen Eigenheit des Französischen deutete:

A. Tobler, a. O. s. S. 227; in anderen Sprachen H. Steinthal, *Attraktion in Zeitschr. f. Völkerpsychologie,* I, L. Tobler, *Tempus und Modus,* das. II. B., H. Ziemer, *Junggrammat. Streifzüge,* 1882.

22. Die genetische Lexikologie führt die historische Wortforschung in dem doppelten Sinn weiter, dass sie nicht nur die Herkunft des Wortes (Etymologie), der Nennwörter und der Eigennamen (Onomatologie), sondern auch die Ursachen des Wechsels ihrer Bedeutung zu erkennen strebt (Semasiologie). Etymologie ist Zurückführung der Wörter auf ihre denkbar älteste Gestalt und Bedeutung und, bei Sprachen mit gemischtem Wortschatz damit zugleich Bestimmung der Sprache, der sie entstammen. Die älteste Form romanischer Wörter ist entweder in den Urkunden jener Sprachen, aus denen die romanischen Sprachen schöpften, überliefert oder durch Zergliederung und Vergleichung der romanischen Wörter festzustellen. Nur ein Teil der romanischen Wörter ist aus lebendigen Bestandteilen der romanischen Sprachen ableitbar (z. B. *midi,* altfranz. *midi* = *mi* MEDIUM + *di* = DIEM). Beim anderen unableitbaren Teil müssen mit Hilfe der nach Bedeutung, Bildung und Lautung gleichstehenden Wörter genealogisch verwandter Sprachen die Grundwörter (Etyma) zu erkennen gesucht werden. Die genealogische Verwandtschaft der Sprachen wurde, wo sie nicht anderweitig bezeugt war, am Sichersten gewöhnlich aus der Übereinstimmung ihrer Flexionsmittel ersehen. In den romanischen Sprachen wurde demnächst eine grosse Zahl mit lateinischen identischer oder in mehreren romanischen Sprachen mit demselben Sinn und gleicher oder ähnlicher Lautung auftretender Wörter die Grundlage der weiteren genetischen Wortforschung: Wörter z. B. wie ital. *amare dico feci;* span. *casa ala cantas cantabas,* die wie im Lateinischen gestaltet, und Wörter wie ital.-span. *padre,* prov. *paire,* port. *pae,* altfranz. *pedre pere* u. dgl., die lautlich nur teilweis von einander verschieden sind. Die genetische Lautlehre, die die lautlichen Abweichungen der Wörter gleichen Ursprungs in verwandten Sprachen vergleicht, weist einen Parallelismus in der Laut- und Formgestaltung ihrer Wörter nach (z. B. -ATER in lat. MATER FRATER wird in jenen Sprachen wie bei PATER umgeformt), der immer neue Etyma, immer neue Lautparallelen auffinden und, wenn die Bildungsnormen der vergleichbaren Sprachen hinreichend aufgehellt sind, vielfach auch die lautliche Gestalt der Etyma mit Sicherheit zu bezeichnen erlaubt. Häufig ergiebt jener Lautparallelismus der romanischen Sprachen Etyma von derselben Form, wie sie in lateinischen Schriftwerken überliefert ist (z. B. bei *amare ala feci* u. s. w.). Bisweilen gestattet er eine Aussage über die Beschaffenheit eines lateinischen Lautes in einem bekannten Etymon, z. B. über die Volksaussprache des lat. CAUSA, die verschieden war von der Ciceros, der CAUSSA führt, weil in ital.-prov. *cosa,* franz. *chose* u. s. w. *s,* wie in den anderen Wörtern lat. Ursprungs mit *s*

zwischen Vokalen, tönend gesprochen wird. Oder sämtliche romanische Sprachen einigen sich in einer Wortform, die in der lateinischen Sprachüberlieferung gemieden ist; z. B. steht allgemein rom. *g* gegenüber C in CRASSUS: ital. *grasso,* span. *graso,* port. *graxo,* prov.-franz. *gras* u. s. w. Oder sie besitzen Wörter von bekanntem lateinischen Stamm, dem sie aber mit ihren Bildungsmitteln eine ihnen gemeinsame Form nicht selbst zu geben vermochten; z. B. ital. *alzare,* franz. *hausser,* prov. *alsar,* span. *alzar,* erhöhen, zu ALTUS gehörig, aber nicht aus ital. *alto,* franz. *haut,* prov. *alt,* span. *alto* zu gewinnen, da bei der romanischen Verbalableitung der Wortstamm unberührt bleibt, weshalb die Bildung *ALTIARE schon in der vorromanischen Zeit vom Lateinischen selbst vollzogen gelten muss, obgleich sie aus lateinischen Schriftwerken nicht bekannt wird (s. Verf.'s *Vulgärlat. Substrate* in Wölfflins Archiv I ff.). Bei Wörtern von beschränkter Verbreitung, namentlich bei den nur in einer romanischen Sprache üblichen, gelingt es auch oft mittels Wortzergliederung und genauer allseitiger Beachtung der Lautgeschichte der romanischen Sprachen nicht, die Grundform und das Etymon zu finden oder die Sprache anzugeben, die es darbot, oder doch nur diese aus gewissen Anzeigen zu bestimmen. Die Beobachtung, dass der gesamte gemein romanische Partikelschatz lateinisch ist, zwingt auch, ital. *dunque,* lat. *donc* u. s. w. für lateinischen Ursprungs zu halten. Wörter mit '*h* im Französischen oder mit anlaut. *gu* im Romanischen deuten mit ziemlicher Sicherheit auf deutsche Abkunft u. s. w. Aber die Herkunft z. B. des franz. *aller,* span. *hito,* schwarz, ital. *loja,* Koth, u. v. a. ist noch in völliges Dunkel gehüllt. Der Prüfstein für die Richtigkeit eines Etymons ist, dass es, ausser mit der Lautentwickelung und Formbildung der Sprachen, durch deren Vergleichung es erkannt wurde, auch mit den übrigen verwandten und mit deren mundartlichen Spielarten nach Form und Begriff in Einklang zu bringen ist. Die Ergebnisse der etymologischen Forschung über die romanischen Sprachen führen die etymologischen Wörterbücher vor; alphabetische, wie die französischen von A. Scheler (S. 106), Brachet (S. 105) und Littré (S. 104); oder nach der Verbreitung der Wörter über die romanischen Länder geordnete, wie das von Diez, oder nach den lateinischen und fremden Bestandteilen trennende, wie das rumänische von de Cihac (S. 120). Auch eine Sonderung der Wörter in Erbwörter, d. s. die in der Volkssprache von jeher vorhandenen oder durch Vermischung der Romanen mit anderen Völkern in sie eingedrungenen Wörter, in Lehnwörter, d. s. von des Lateinischen Kundigen dem Lateinischen entnommene romanisierte Wörter, und in Fremdwörter, d. s. die aus fremden Sprachen durch Handel und Verkehr eingeführten Benennungen, die die genetische Lautlehre von jenen unterscheiden lehrt, ist mit der Darlegung etymologischer Einsichten wohl vereinbar.

Die etymologische Namenforschung, ob sie nun dem Ursprung der Personen-, Orts- oder anderer Individualnamen nachgeht, verfährt nach gleichen Grundsätzen und gelangt zu denselben drei Wortklassen. Nicht wenigen aus den eigenen Mitteln gebildeten topographischen Namen, Familiennamen u. a. liegen leicht erkennbare romanische Appellative zu Grunde (franz. *Neu-ville, La Fontaine, Meunier* u. dgl.; ital. *Bocc-accio*). Viele aus römischer Zeit überlieferte (franz. *Langres,* ital. *Genova*) hat die romanische Sprachforschung nicht das Vermögen zu deuten. Bei manchen jüngeren erschwert die Beschränkung auf ein Land die etymologische Ergründung (z. B. franz. *Elbeuf*). Onomatologische Beiträge lieferten Flechia, Quicherat, Longnon, Ritter u. a. (s. S. 121.).

Dem Wandel der Bedeutung entziehen sich Individualnamen (*Dieu, Mars, Guillaume*), wiewohl auch sie zur Sinneserweiterung befähigt sind (vgl. «er ist ein Peter, ein Michel»), die Personal-, Possessivprononomina u. s. w.

als Vertreter von Benennungen, die Zahlen, deren manche bildlichem Gebrauche jedoch ebenfalls nicht widerstreben (vgl. «vom hundertsten ins tausendste kommen»), Stoffnamen (Gold, Wolle), die Bezeichnungen natürlicher Thätigkeiten (essen, schlafen, gehen) u. dgl. Das zum Wandel gehörige Zurückdrängen oder Aufgeben anderer Bedeutung hat äussere oder innere Ursachen. Äussere dann, wenn Veränderungen an der bezeichneten Sache, an Geräten (*lampe*), Kleidungsstücken (*chapeau*) u. dgl. vor sich gehen, die Erfindung und Mode in Gestalt und Stoff herbeiführen, wobei aber wegen gleicher Verwendung der Gegenstände der alte Name beibehalten wird. Das Bezeichnete (vgl. *fusil*, Feuerwaffe; vor Erfindung derselben nur = Feuerstein; *château*, Lustschloss des Begüterten, ursprünglich: befestigter Ort) hat oft schliesslich nur noch wenig von den Eigenschaften des ehedem so benannten Gegenstandes. Der neue Wortsinn wird hier durch die beständige Anschauung des sich verändernden Gegenstandes gestützt und befestigt. Innere Ursache besteht da, wo andere Bedeutung darum unerinnert bleibt, weil die mit einem Wort verbundenen Attribute, Prädikate, Objekte und sonstigen Determinationen, die die neue Bedeutung setzen, diese auch allein ins Bewusstsein heben (vgl. ital. *scudo* = Thaler nur, sobald im Satz von Geld und Münze die Rede ist, sonst = Schild), während sie die ältere, weil sie sich mit den bezogenen Wörtern nicht verträgt, gar nicht zu wecken vermögen.

Der Zusammenhang allein bestimmt im Falle der Mehrdeutigkeit den Wortsinn; alleinstehend sind mehrdeutige Wörter unverständlich. Wo auf den zweiten Sinn eines Wortes bei Anwendung von Determinationen zum ersten reflektiert wird, entsteht das Wortspiel. Das Vorwiegen oder die Ausschliesslichkeit des Gebrauchs gewisser Determinationen, der in der Geistesgeschichte eines Volkes seine Anlässe hat, lässt ältere Bedeutungen untergehen. Gleichwertige andere Bezeichnungen einer mit mehrdeutigem Worte benannten Sache unterstützen die Verdrängung älterer Bedeutung; vgl. franz. *roman* = Roman, aus altfranz. *romanz* = a) romanische Sprache, b) litterarisches Erzeugnis in romanischer Sprache; die Bedeutung a) wird aufgehoben durch Bezeichnungen der Landessprache als *langue française, langue l. du pays* u. s. w. Determinationen, die ein Wort bei der Entstehung neuer Bedeutung begleiteten (z. B. *pasteur de l'église* wird zu *pasteur*) werden, wo sie in anderen Wörtern des Satzes mitgesetzt sind, entbehrlich und daher aufgegeben. Was erst bildliche Bezeichnung war, wird so zum Sachnamen, dessen begrifflicher Inhalt für den Redenden immer gleich ist der Summe der Prädikate, die er von ihm gebraucht. Diese Art des Bedeutungswandels hat nichts gemein mit der metaphorischen Benennung der Dinge in der Umgangs- und litterarischen Sprache, in der ein Gegenstand oder Geschehen unter dem Bilde eines anderen Gegenstandes und Geschehens angeschaut wird, der Redende aber der Bildlichkeit seiner Bezeichnung sich bewusst bleibt und sie mit Absicht wählt.

Nächst den beim Bedeutungswechsel des einzelnen Wortes entscheidenden Ursachen, die in dem Material der historischen Lexikologie aufzusuchen sind, ist die Erkennung der Arten des Bedeutungswandels Gegenstand der semasiologischen Betrachtung, d. i. Bestimmung des logischen Unterschiedes des früheren und späteren Vorstellungsgehalts eines Wortes. Hierbei beobachtet man eine quantitative Verschiedenheit zwischen älterer und jüngerer Bedeutung, da diese erweitert und verengert sein kann. Das erste, wenn das Wort, ausser der anfänglich benannten noch alle neuen am Gegenstand wahrgenommenen Eigenschaften ins Bewusstsein zu rufen vermag (vgl. *eau, or* u. dgl. im Laien- und im wissenschaftlichen Sinne); das andere, wenn das Wort nur noch eine Art des ursprünglich damit verbundenen Begriffes angiebt (z. B. franz. *prêtre*,

Priester, aus PRESBYTER = Ältester und zur Aufsicht in der Christengemeinde Berufener, = πρεσβύτερος der Ältere). Oder der Unterschied ist ein qualitativer. Er ist es da, wo ein Übertritt aus der einen in eine andere Begriffsreihe erfolgt, wie bei den Bezeichnungen der auch in den romanischen Sprachen fast nur unter dem Bilde des Sinnfälligen aufgefassten, bildlich benannten geistigen Zustände und Vorgänge, der Benennungen des Zeitlichen, des Übersinnlichen, der Relationen und Modalitäten. Vgl. *entendre:* a) vernehmen mit dem Ohr, b) inne werden im Geiste; die Raum und Zeit bezeichnenden Präpositionen; *tort,* Unrecht, aus TORTUM, verdreht; *près:* a) gedrängt, b) bei; *il faut,* muss, aus FALLIT, mangelt u. s. w. S. L. Tobler, Steinthals Ztschr. I.

Endlich kann auch die dem Erst- und dem Gleichbenannten gemeinsame dritte Vorstellung *(tertium comparationis)* und an ihr der Charakter der jüngeren Benennung, die Auffassung und Schätzung eines Gegenstandes bei einem Volke (S. 217) ermittelt und auf solchem Wege aus den Erbwörtern einer Sprache auf den geistigen Zustand eines Volkes ohne litterarische Denkmäler, auf sein Ethos und seine Geistesschärfe geschlossen werden. Die aus anderen Sprachen eingedrungenen Fremdwörter und die Lehnwörter lassen den Grad der Abhängigkeit eines Volkes von fremdem Einfluss und fremder Bildung für verschiedene Zeiträume seiner Entwickelung ermessen. Die Geistesgeschichte eines unlitterarischen Volkes erhellen vornehmlich die Etymologie und Semasiologie.

23. Das von der genetischen Wortbildungslehre beobachtete Erlöschen, das Erstehen und die Verwendung von Wortbildungsmitteln und Wortbiegungsweisen beruht auf lautlichen und psychischen Vorgängen. Lautliche Entfremdung des Primitivums von der Ableitung verselbständigt diese und lässt ihr Ableitungsmittel zum unablösbaren, daher unproduktiven Wortbestandteil werden. So geschah es bei dem adjektivischen -ELLUS in NOVELLUS aus NOVUS, franz. *nœuf* und *nouv*-el, womit nur noch aus *fauve fauv-el* und einige andere Adjektiva in altfranzösischer Zeit gebildet wurden. Ebenso gehen mit der Bevorzugung abgeleiteter Wörter statt der Grundwörter (vgl. franz. *sol*eil = SOL-ICULUS aus SOL, *or*eille AUR-ICULAM aus AURIS) nicht nur diese, sondern auch die an ihnen haftenden Bildungsmittel verloren. Ausser den durch Erkennbarkeit des Stammwortes in der Ableitung, in gleicher Begriffsklasse zur produktiven Verwendung befähigten und ausser fremden Sprachen entlichenen Formelementen bilden die Sprachen noch um Stammelemente verlängerte (Pseudo-)Suffixe aus. Sie gelangen dazu von regulär abgeleiteten Wörtern aus durch irrige Suffixablösung, auf die als gleichartig aufgefasste parallele Wortgebilde hinlenkten. So führten lat. MINU-TUS MINU-I, ACU-TUS ACU-I u. dgl., weil nach FREM-O : FREM-ui, COL-O : COL-ui u. s. w. das stammhafte U in MINU-I ACU-I als Teil des Perfektelements -UI angesehen wurde, zur Abtrennung eines Stammes MIN- AC- und so zu der neuen produktiven Participendung -UTUS, die andere Verba (vgl. VEN-TUS ital. *ven-uto,* VISUS ital. *ved-uto)* anzunehmen vermochten. Auf demselben Wege entstanden im Lateinischen die Suffixe -ARI-US -ERI-US -ORI-US; -ANUS; -IC-ULUS u. s. w.; im Span. *-dero,* aus *segad-era verdad-ero,* in *hace-dero fallece-dero;* im Altfranz. *-e-or* (= AT-OR-EM) z. B. in *dis-e-or* aus *dis-* von *dis-ons; -ell-er* z. B. in *chanc-eler* von *chance,* nach *dentel-er* von *dentelle,* u. a. Im ersten Falle behielt das neue Suffix die Bedeutung der kürzeren Form bei; im letzteren entstand ein neues Suffix mit neuer Bedeutung, wie franz. *-eler,* das den deminutiven Sinn des Nominalsuffixes (in *dent*-elle) ohne Vermittelung eines deminutiven Substantivs beim Verbum *(chanc-eler* direkt aus *chance)* zur Geltung bringt. Auf umgekehrter Auffassung des Verhältnisses des denominativen Verbs zum Nomen (z. B. HONOR-ARE neben HONOR; FUG-ARE FUGA = franz. *honor-er honor; fuier : fuie)* beruht die Fähigkeit der romanischen Sprachen Substantive aus den Verbalstämmen zu bilden, wie

span. *yerro* aus *errar*, franz. *débat* aus *débattre*, ital. *chiamo* aus *chiamare*. Das Verfahren der Wortzusammensetzung wird durch die Übung der Sprachen gewonnen, determinierende Satzglieder den determinierten unmittelbar vorausgehen oder folgen zu lassen. Wo Vorstellungseinheit dem zusammengesetzten Ausdruck gegenübersteht, kommt es bei Geläufigkeit der Vorstellung zur Vereinigung der Bestandteile, die durch Tonmangel bei dem einen (vgl. *entre-côte, pour-boire, par-terre)* begünstigt wird und durch Tonentziehung *(chèvre-feuil, or-févre)* und lautliche Anpassung *(mi-nuit* aus *mie nuit, pla-fond* aus *plat fond)* sich zu erkennen giebt. Die Vorstellungseinheit erzeugt auch ganz neue Wörter *(a-rrive-r* gezogen aus *venir à rive; a-chev-er* entwickelt aus der Verbindung *à chief,* = *venir à chief* u. dgl., woran sich schliessen *a-venir a-porter* aus *venir à, porter à* u. s. w. Die konstruierten Ausdrücke werden dabei zu Worten solcher Klassen, denen sie vermöge ihres Bedeutungswandels begrifflich zugehören (altfranz. *piece a* = es ist eine Weile, wird zum Adverb *pieça,* ebenso *aujourd'hui; mal-gré* wird zur Präposition u. s. w.). Als tonlose Vorsilben nur auftretende Wörter verlieren aus dem gleichen Grunde *(mes-garder,* wo *mes* lat. MINUS) wie *des* lat. DIS, *re* lat. RE u. a. ihre Selbständigkeit.

Die Verwendung der Wortbildungsmittel wird durch die Gleichheit der Bedeutung anderer und durch die Bedeutungsentwickelung der Grundwörter teils beschränkt, teils erweitert. Jenes ereignet sich bei der Suffixvertauschung, bei der das häufigere Suffix das seltenere verdrängt. So tritt *ménétr*ier für altfranz. *menestr*el ein, und über das im Lateinischen und Romanischen Abstrakta bildende Suffix -OR (franz. *haut-eur grand-eur)*, mit dem das gleichwertige -URA (franz. *-ure)* konkurriert, siegte letzteres, wenn im Provenzalischen *ard-ura* für *ard-ór,* span. *cal-ura* statt *cal-ór,* ital. *pa-ura* statt *pa-or* (franz.) erscheint. (Vgl. Rothenberg, *De suffixarum mutatione in lingua franco-gallica,* 1880). Dagegen bewirkte die Verwendbarkeit gewisser Participien der Vergangenheit, woraus das Lateinische allein Substantiva auf -URA zog (VECTURA von VECTUS) als Adjektiva (z. B. TINCTUS = franz. *teint,* gefärbt farbig, DIRECTUS = franz. *droit,* gerade), dass -URA, wie bei diesen (TINCT-URA franz. *teint-ure; droit-ure),* so auch bei Adjektiven Platz greifen konnte (franz. *verd-ure, froid-ure;* ital. *pian-ura, brav-ura;* span. *larg-ura, gros-ura).* Die Wortbildung erscheint so als ein vielverschlungenes Gewebe, bei dessen Auflösung sowohl Syntax wie Wortbedeutung und Lautung der Wörter zu befragen sind.

Das wenige, was den romanischen Sprachen an Wortbeugemitteln verblieben ist, Kasus- und Plural-Zeichen, Motionselemente und Personalendungen, ist ebenfalls übertragbar auf Wörter gleicher Kategorie, denen dieselben fehlten (vgl. altfranz. *pere-s* statt *pere* nach *an-s* = ANNUS; *fort-e* Fem. zu *fort* nach *cort corte* = CURTUS u. dgl.), oder die eine weniger übliche Flexionsweise der verbreiteteren gegenüber stellten (im Altfranz. wich z. B. die Endung der 2. Pl. *-eiz,* lat. -ETIS, der verbreiteteren Endung *-ez,* -ATIS). Aus syntaktischer Fügung gehen die Future und Conditionale der romanischen Sprachen hervor (franz. *doner-ai,* ital. *amer-ei),* denen sich im Portugiesischen ein mit den Personalendungen des Konjunktivi Futuri versehener flektierter Infinitiv anschliessen konnte *(tere-s ter-em ter-des* von *ter* TENERE).

24. Die genetische Lautlehre fusst einerseits auf der Etymologie, andererseits stützt sie dieselbe und dient ihr als Richtschnur und Pfadfinderin (S. 239). Der historischen Lautlehre entnimmt sie die Kenntnis von, in der schriftlichen Überlieferung ausgeprägten Übergangsstufen, die die Lautgestalt des Etymons mit seinen jüngeren Gestaltungen verbinden. Deren Vollzähligkeit und Abstände werden durch die lautphysiologische Betrachtung kontroliert und festzustellen gesucht. Die Veränderung, die ein und derselbe etymologische Laut in verschiedenen Wörtern erfuhr, die Wiederholung desselben Lautwechsels

und damit die Ausbreitung einer Lautveränderung im Sprachschatze, spricht die genetische Lautlehre unter Angabe äusserer Bedingungen, an die sie sich zunächst gebunden zeigt (Stellung des Lautes zu umgebenden Lauten, Betonung), in Lautregeln aus. Z. B. lat. betontes A in offener Silbe bleibt im Französischen vor Guttural: PACAT *pa-ie*, PLAGA *pla-ie;* wird *ai* vor Nasal: MANUM *main*, RAMUM *rain*, PLANA *plaine*, CLAMAT *claime;* zu *e* vor den übrigen Konsonanten: SAL *sel*, MARE *mer*, LAVAT *leve*, FABA *feve*, SAPIT *set*, NASUM *nes*, GRADUM *gre*, AMATUM *aimé*; hinter palatalisierten Lauten *ie:* CARUM *chier*, PAGANUM *païen*, CHRISTIANUM *chrestiien*. Die unter gleichen lautlichen Bedingungen stehenden Wörter mit unverändertem Laut (z. B. lat. A = franz. *a* in PLANUM *plan*, AVARUM *avare;* MALUM MALE *mal*) oder mit abweichender Lautentwickelung (z. B. lat. A = franz. *o* in AMAMUS *aimons*) hat sie nicht minder nach dem Stellvertreter des Grundlautes zusammenzuordnen, bevor über die Natur der Lautveränderungen und ihre Ursachen eine Entscheidung zu treffen unternommen werden kann.

A. Die Lautveränderungen sind entweder accommodative (Lautanpassung), reflektierte (Lautberichtigung), associative (Lautübertragung) oder mechanische (Lautwechsel). Die erste findet bei der Aufnahme neuer Wörter (Fremdwörter, Lehnwörter) in die Sprache statt. Bei der zweiten wird das Wort Zwecken des Redenden dienstbar; bei den anderen sind psychische und physische Trägheitsakte wirksam. Das neue Wort passt sich dem, zur Zeit seiner Aufnahme bestehenden Lautsystem einer Sprache an. Es legt Laute ab, die darin fehlen (-UM der Endsilbe in PLANUM das franz. *plan*), oder es gleicht sie an im Laut (AVARUS zu franz. *avare*, weil nur *e* in unbetonter Schlusssilbe in franz. Wörtern vorhanden ist), oder in der Betonung (TIMIDUS zu franz. *timide* weil das Französische keine Proparoxytona besitzt); es nimmt auch Laute auf bei unüblichen Lautfolgen im fremden Wort (franz. *hanap* = HNAPF; ital. *Berlin-o*, *Stuggard-ia*) u. s. w. Die Besonderheit der Lautgestalt angepasster Wörter hängt ab von der Zeit ihres Eintritts in die Sprache. Bei vielen angepassten romanischen Wörtern giebt schon das historische Wörterbuch über den spätesten Termin ihrer Aufnahme (*timide* z. B. ist seit dem 16. Jahrh. vorhanden) Aufschluss. In anderen Fällen gewährt die Geschichte des Völkerverkehrs und die geistige Geschichte eines Volkes in Verbindung mit der Lautform eines Wortes Anhaltspunkte für seine früheste Verwendung in der Sprache. So stammen die ältesten Bezeichnungen christlicher Vorstellungen, wie *diable*, aus der Zeit der Verbreitung des Christentums in Frankreich (4.—6. Jahrh.), und eine grosse Zahl abstrakter Wörter (z. B. franz. *affliction*, *humilité*) sind nicht älter in der Sprache als deren litterarische Kultur (10. Jahrh.). Auch da wird eine ungefähre Altersbestimmung eines angepassten Wortes nach der Seite des früher oder später möglich, wo es selbst (HUMILIS : *humble* und *humile;* CUMULARE *combler* und *cumuler*, s. Littré), oder angepasste Wörter gleicher Herkunft in doppelter Gestalt auftreten (chapi*tre* und capit*aine* = lat. CAPITULUM, ital. *capitano*). Ferner da, wo den erkannten Lautregeln gehorchende Wörter andere derselben etymologischen Herkunft in, den Regeln widerstrebender Form (Scheideform), mit unvolksüblichem Begriffe oder abgeleiteter Bedeutung gegenüberstehen, wie franz. *preste* und *prêt* = PRAESTO, *liure ligature* = LIGATURA, *peser penser* PENSARE u. ä., wofern die Zeit ermittelbar ist, in der die entstelltere Form sich bildete. Die aus einer Mundart in die andere übergetretenen Wörter, wie franz. *carogne* Vettel (picard.), neben *charogne* Aas (beide aus gleichem aber noch unbekanntem Etymon), sind als ungleichzeitige Wörter in einer Mundart oder Sprache ebenfalls nicht selten auf empirischem Wege nachzuweisen. Endlich verrät sich die Einführung eines Wortes von besonderer Lautform aus der Fremde und die Zeit der Einführung auch darin, dass das-

selbe eine Ableitung aus associativen Vorgängen nicht verträgt dagegen Lautanalogien in einer fremden Sprache hat. So das ital. *gioia gioire* = GAUDIUM GAUDERE (vgl. ital. *gallo* GALLUS; GA- bleibt im ital. Anlaut unverändert; *raggio* RADIUM; *cadere* CADERE); begrifflich und lautlich ähnliche Wörter, die *gi* bei GAUDIUM GAUDERE im Italienischen zur Geltung zu bringen vermocht hätten, fehlen; dagegen sind aus altfranz. *joie joir* jene isolierten ital. Lautgestaltungen vollkommen zu verstehen. Den übernommenen angepassten, eine besondere Schicht im allmählich herangewachsenen Sprachschatz bildenden Wörtern und der zeitlich verschiedenen Anpassung der Fremdlinge hat die genetische Lautlehre ein besonderes Kapitel zu widmen. Sie vermag darin zu zeigen, dass je jünger ein Wort in der Sprache ist, je geringer seine Veränderungen, je älter und je breiter die Volkskreise sind, in die es sich einführte, um so stärkeren und mannigfaltigerem Wechsel es unterlag.

B. Ein zweites Kapitel nehmen die Lautberichtigungen in Anspruch. Hierbei gleicht der Sprechende eine Inkongruenz aus, deren er zwischen der mit einem Worte verbundenen Idee oder Empfindung und den Lauten des Wortes inne wird. Deshalb behielt das Französische das lautmalende H in Wörtern die ein hörbares Atmen bezeichnen, wie *haleter* HALARE, *hennir* HINNIRE bei, schlug es vor in *hurler* ULULARE und atikuliert es in Wörtern wie *humer* schlürfen, *huer* Hohnrufe ausstossen. Und der Begriff des dumpfen Geräusches, der sich mit den labialen Vokalen verbindet, veranlasste die Umbildung von ū zu *o* in franz. *grogner* lat. GRŪNNIRE (s. Wölfflins Arch. II. 441) statt zum üblichen *ü*. Dass GRAVIS durch das begrifflich entgegengesetzte, aber lautlich anklingende LEVIS zum romanischen **grevis* umgeformt wurde, zeigt, wie die Sprache Lautunterschiede dem Begriffe unterzuordnen vermag. Wiederholungen gleichen Anlauts tilgt sie teils aus Gründen der Deutlichkeit, teils weil der Sprechende nicht als Stotterer erscheinen will (Dissimilation oder Lautentstellung). Daher wird im Ital. RARA RARUM zu *rada rado*, VENENUM zu *veleno*; im Franz. CLAVIC'LA durch **cavic'la* zu *cheville*, TREM'RE durch **tren-d-re* zu *craindre;* im Provenz. PAPAVER zu *paver;* im Span. SANCTA CAECILIA zu *Santa Cilia*. Und nach Fixierung des bestimmten Artikels wird **lo lossignuolo* (LUSCINIOLA) zu ital. *rossignuolo; lo *lomble* (LUMBULUM) zu franz. *nomble;* limous. *la *lamella* (LAMELLA) zu *mamela*. Den Eindruck auf den Hörer hat der Kosende im Auge, wenn er seine Empfindung mit Namen und Benennungen spielen lässt; wenn der Italiener *Susanna* auf *Susa, Matteo* auf *Teio, Giovannuccia, Annuccia* (Joh-anna-chen) auf *Nuccia* (Hänschen) kürzt, und der Franzose aus *dors! dors: dodo* (*faire dodo* schlafen) gewinnt. Oder die Besinnung auf das Unziemliche oder auf das Erniedrigende leidenschaftlicher Beteuerung und Verurteilung verhüllt, wie das span. *jar* (= *dejar*, harnen) oder das franz. *diantre (diable), mor-bleu (mort de Dieu)* das Gedachte durch lautliche Entstellung seiner Bezeichnung. Ebenso spricht sich der Grad von Ergebenheit, Zuneigung, Vertraulichkeit, den der Redende dem Hörenden in der Anrede und im Gruss auszudrücken das Bedürfnis hat, in Lautsubtractionen an der fremd und feierlich klingenden Sachbenennung und in nachlässiger Aussprache aus, wie bei ital. *monna (madonna), fra (fradre)*; im Prov. bei *na (ma-dom-na);* im franz. *sire* für **señre*, in *monsi-eur* für *monseigneur* u. s. w. Dass auch Schrift und Schule (vgl. franz. *soif* = altfranz. *soi; ours meurs* mit lautem *s* u. dgl.) die lautliche Seite der Sprache zu verändern vermögen, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

C. Ein drittes Kapitel gebührt den associativen Lautveränderungen. In der Sprache vorhandene Laute und Lautfolgen übertragen sich hierbei von den Wörtern aus, die durch Häufigkeit in der Rede und durch Gegenwärtigkeit im Geiste des Sprechenden zur Herrschaft über andere ähnlichbedeutende oder ähnlichfunktionierende, durch jene daher reproducierbare, seltner ge-

handhabte oder lautlich isolierte berufen sind (Analogie; s. Paul, a. O. S. 101 ff.). Fast nur erfolgt jedoch, unter den angegebenen Bedingungen, die Lautübertragung bei geringer lautlicher Verschiedenheit des umbildenden und umgebildeten Wortes oder Wortgliedes. Sie gleicht Verschiedenheiten der Stammgestaltung aus, wie im Französischen bei VIDES VIDEMUS: franz. *vóis voy-óns* = altfr. *vói-s ve-óns;* oder im Italienischen bei HOMO HOMINES: ital. uo*mo* uo*mini* für uo*mo* o*meni* (ŏ diphthongiert nicht in ital. drittletzter Silbe); oder bei DICAT DICEBAT: franz. *dīse disóit* = altfranz. *dī-e dis-óit* u. dgl. Aber ebenso beseitigt sie Verschiedenheiten bei gleichwertigen Beugungsmitteln. Z. B. nehmen im Spanischen und Provenzalischen die Verba der 3. Konjug. im Imperfektum die Endung des Imperfekts 4. Konjug. an: *vend-ia* wie *part-ia,* während das Italienische die Verschiedenheit der Endungen bestehen lässt (*vendea vendeva : partia partiva*) und das Französische die Endung der 3. Konjugation auf die 4. Konjugation übertrug (*vend-eie part-eie*). Auch der verschiedene Stamm gleichartiger Redeteile wird uniformiert, wenn franz. *mien tien sien* für altfranz. *mien tuen suen* eintritt, oder altfranz. *fesist mesist* zu *feist meist* nach *ve-ist* u. dgl., oder lat. REDDERE noch in römischer Zeit zu *RENDERE nach *vendere prendere* gestaltet wurde, deren Perfektform es hatte, bezw. aufnahm. Etymologisch scheinbar Gleiches einigt sich durch Annahme der volleren Lautung; z. B. zog ital. *neg-uno* aus NEC-UNUS, da *ne* und *ned* NEQUE vertreten, und somit *neguno* in *ne-guno* sich zu gliedern schien, das Verbum *ra-g-unare* (für *r-a-unare*) nach sich. Span. *estrella* statt *estella,* Gestirn, fand in *astro* gleichsam sein Primitiv. Auch span. pala*dar,* Gaumen, und pala*bra,* Wort, Sprache, oder cul*o,* Hinterer, und col*a,* Schwanz, berühren sich lautlich und begrifflich nahe genug um *parabla* und *coda* das *l* der leitenden Wörter aufnehmen zu lassen. Aber schon die Isoliertheit einer Lautfolge genügt ein anderes mit ähnlicher Lautfolge, wenn auch verschiedenen Sinns, lautumbildend eingreifen zu machen. Ein *laico* war dem durchaus nicht hiatfeindlichen Italienisch völlig gemäss; aber es war das einzige Wort der Umgangssprache mit diesem Ausgange; es nahm daher den ähnlich klingenden von *radico (-are), stadico,* Geissel, an. Lat. CUBITUS ergab aus dem nämlichen Grunde im Ital. statt *gobito : gomito* (schon 7. Jahrh.), da der Ausgang *-óbito* im Ital. nicht seines Gleichen hat, wol aber *-ómito* (vgl. *dómito rómito*). Das Unbekannte weist die Sprache auch in den sog. volksetymologischen Umdeutungen ab. Hierbei erhält das Unverstandene aus der Sprache verstehbare Teile ohne freilich ein verständlicheres Ganze zu werden. So wenn sich das Altfranzösische *samedi* durch *setmedi* (gleichsam *sept midis*) verdeutlicht, *candelabre* durch *candel-arbre*, das Italienische *Sassonia* nach dem Namen San*sone* zu San-*sogna* umgestaltet, im spanischen *mal-encolía* MELANCOLIA durch *mal* erfasst wird, im Catalanischen *Jerusalem* durch Gesu-*salem;* oder wenn das Französische selbst ein verständliches Wortglied, der Umdeutung eines unverständlichen nachgehend, verändert, wie im porte-*épine* (Stachelträger) für porc-*épic* (Stachelschwein), oder auch arc *de triomphe* zu arche *de triomphe* und arche *de pont* zu arc *de pont* werden lässt. Das Eigentümliche bei der Übertragung ist, dass sie immer nur einzelne Wörter trifft und auf eine Sinn- und Lautähnlichkeit in den associierten Wörtern zurückgeht, die sich nur in einer Sprache oder Mundart vorfinden können. Nur wo in der Sprache dieselben Bedingungen sich wiederholen, entsteht der Schein eines regelmässigen Vorgangs; z. B. bei der Verschmelzung des Artikels mit vokalisch anlautendem Nomen, wie bei dem zum Eigennamen («Städtenamen») gewordenen *l'île : Lille*, (aus INSULA), wogegen die «Provinz» *L'Ile (de France)* der Vereinigung widerstand; oder bei *luette* statt *l'uvette* (von UVA), das sich so von *uvette* (Rossschwanzstrauch) trennte; oder bei *lierre* altfranz. *l'ierre* HEDERA, das *lier* LIGARE an sich zog u. a.

Oder im umgekehrten Falle, bei Übertritt des anlautenden *a* italienischer Feminina zum Artikel, wie in *la rena* = *l'arena* ARENA, *la lodola* = *l'alodola* ALAUDA, wo der Mangel eines das *a* schützenden etymologischen Verwandten die Zerstörung der alten Wortform herbeiführte. Dass der associative Lautwandel individuellen Ursprungs ist, und von sprachlichen Autoritätscentren aus sich verbreitet, ist teils aus dem Erfordernis besonderer lautlicher und begrifflicher Voraussetzungen für sie und aus der beschränkten Verbreitung der Übertragungen in einem Sprachgebiet, teils aus dem häufigen Gegensatz der Richtung der Übertragung zu entnehmen. Allein vom Individuum kann ja wohl eine so contraire Entscheidung bei gleichem Zahlenverhältnis der zum Ausgleich sich darbietenden Formen desselben Stammes herbeigeführt werden, wie sie das neufranz. *il leve, nous levons* aus altfranz. *il lieve, nous levons,* und *il parle, nous parlons* = altfranz. *il parole, nous parlons* einerseits, und *il aime, nous aimons* = altfranz. *il aime, nous amons* und *il croit, nous croyons* = altfranz. *il croit nous creons* andrerseits vor Augen führt. Ebenso wenn nach altfranz. *il meut* = neufranz. *il moud* zwar *mounier* (Müller) in das neufranz. *meunier* umgestaltet wurde, aber *moulin,* wie altfranz. *nous moulons,* franz. *il moud* bei *ou* verbleibt und nur dialektisch als *meulin* erscheint.

D. Die vierte Art lautlicher Veränderungen, der Lautwechsel, ist darin verschieden von den anderen, dass er demselben Grundlaut und derselben Lautfolge innerhalb der, in der zusammenfassenden Regel angegebenen, den Laut als Laut, d. i. seinen Klang, seine Dauer, Betonung und Stellung betreffenden Bedingungen, in unbeschränkter Wiederholung, in verschiedenen Wörtern zu Teil wird. Z. B. lat. Á in geschlossener Silbe bleibt franz. *a,* wie in *chant* CANTUS; Á in offener Silbe wird vor Nasal *ai,* wie in *main* MANUS; . . . . *e* sonst: in *pere* PATREM, *tel* TALEM u. dgl. (s. S. 243). Die Veränderungen sind hier entweder Umbildung in anderen Klang, andere Dauer und Betonung (Lautwandel) oder Verlust (Lautschwund) und Aufnahme (Lautzuwachs) von Lauten. Bedingt ist der Laut der Stellung nach sowohl durch die Laute desselben Wortes (der Inlaut), als durch die Laute anderer Wörter, die mit ihm eine pausenlose Reihe bilden (der Anlaut und Auslaut). Von der Einwirkung der *vis minima* auf die Sprachwerkzeuge abhängig, ist der Lautwechsel mechanische Lautveränderung. Da aber bei der Lautbildung nicht nur das zur Hervorbringung eines Lautes erforderliche, durch Übung erworbene «Bewegungsgefühl» (s. Paul, a. O. S. 40), sondern auch die zur Entwickelung solchen Gefühls unentbehrliche Lautempfindung massgebend ist und die *vis minima* sowohl bei der Lauthervorbringung wie bei der Lautauffassung sich bethätigt, so ist der mechanische Lautwechsel teils artikulatorisch, teils akustisch bestimmt. Der artikulatorische Wechsel ist entweder ein qualitativer und beruht dann auf Schwankungen der Lautbildung und auf «Verschiebung des Bewegungsgefühls» für den einzelnen Laut (Paul, S. 46 f.), oder ein transmutativer, der in Änderung der Lautfolgen (Metathesis) besteht. Der erste ist spontan, accessorisch oder assimilatorisch und findet nur unter physiologisch verwandten Lauten statt, in der Weise, dass der artikulatorisch ähnlichste Laut der Sprache an Stelle des früheren tritt. Spontaner Wechsel ereignet sich in betonter und unbetonter, in offener und geschlossener Silbe; z. B. wenn kurzes lat. I in MITTERE, MINUS, DICIT, im Italienischen zu *ẹ: mẹttere, mẹno, dicẹ,* lat. U in MŬLTUM, NŬCEM, ANNŬM zu *ọ: mọlto, nọce, annọ* wird; oder wenn im Französischen den stimmhaften Laut am Wortende der stimmlose ersetzt in *neuf* NOVUM, in *vis* VISUM, im altfranz. *grant* GRANDEM u. dgl. Beim accessorischen Wechsel wird unter dem mit *vis maxima* geübten Druck, der stärker betonte kurze Vokal zum Diphthong gebrochen, kurzes É zu *ie,* kurzes ó zu *uo,* wie in

pedem, bene = franz. *pied, bien,* und in cór, bóna = ital. *cuore buona,* und wohl auch ein nachfolgender Konsonant gelängt, wie im ital. *fă*-bb*ro* fabrum, *ŏcchio* oculum, *làddove* = *là dove* u. dgl., sowie Ausfall schwachbetonter Vokale bewirkt, wie im franz. *vendre* = véndere, *juger* = judicáre u. dgl. Oder der gelängte Vokal wird zum Diphthongen gedehnt, z. B. é zu *éi,* ó zu *óu* wie lat. mē crēdit im altfranz. *méi creít,* vōs amorem in *vóus amóur.* Oder der kurze Vokal wird unter Reduktion des Nachbarkonsonanten quantitativ verändert, wie die lat. Vokale vor -ns in mensem ital. *mese,* franz. *méis mois,* in sponsum ital. *sposo* franz. *espos époux;* oder die franz. Vokale vor *s*Kons. z. B. in neufranz. *fê-te* = altfranz. *fes-te, aimât* = altfranz. *amast* u. s. w.

Unendlich vielfältiger ist der assimilatorische Wechsel. Ein Beharren bei der Bildung eines Lautes über seine Bildungsdauer hinaus beeinträchtigt dabei die Bildung eines folgenden (progressive Assimilation); das beim Sprechen stattfindende Zustreben zum nachfolgenden Laute ändert noch öfter in dessen Sinne die Artikulation des früheren (regressive Assimilation) ab, und ebenso beeinflussen zwei Laute ein an der Bildung des mittleren (doppelseitige Assimilation) beteiligtes bewegliches Organ in seiner Bethätigung. (Vgl. Steinthal, Ztschr. für Völkerpsych. I 112; Mistelli, das. XI 388.) Progressive Assimilation ist es, wenn ein Hiat-i durch den vorangehenden Zungenschwingungslaut oder durch Konsonanten konsonantiert wird (wobei an die Schwingung sich die Reibung schloss oder die Stimmbänder höchstens anklingen) wie in ital. *paja* aus paria durch **parja,* in *raggio* aus radium durch **radjo;* ferner wenn Hiat-u den vorangehenden Konsonanten längt, wie im ital. *tenni* = tenui, *volle* = voluit; oder wenn die Sprache den, bei *l, n* oder *m* vorhandenen Mundverschluss im Übergang zu *r l* knallend löst, sodass ein *d* oder *b* sich einschiebt, wie im altfranz. *val-d-rai* neben *val-rai* von *valoir,* in *ven-d-redi* für altfranz. *ven-redi,* in *com-b-le* aus cumulus *mem-b-rer* aus memorare u. s. w. Regressive Assimilation zeigen ital. *fatto* factum, *atto* aptum, wobei der Verschluss für c und p, nachdem das Explosivgeräusch vor *t* nicht mehr zu Gehör gelangte, statt am Gaumen und durch die Lippen, mit der Zunge, wie für den folgenden t-Laut, gebildet wurde; oder bei ital. *dovere* debere, *domani* de mani, *dopo* de post, wo der labiale Konsonant einen labialen Vokal für den palatalen erstehen liess. Doppelseitig assimilieren z. B. zwei Vokale eine zwischenstehende Tenuis, statt welcher die stimmhafte Media sich einstellt, wie im prov. *cantada* cantata, im span. *amigo* amicum, im port. *cabo* caput. Progressive Angleichung des Wortanlauts in pausenloser Wortreihe an vorausgehende Artikulation ist es dagegen, wenn die florentiner Mundart zwar *il cavallo,* aber mit Gorgia *questo χavallo, in croce,* aber *la hroce* spricht; regressive, des Wortauslauts, wenn das Französische neben *bel âge : beau temps* = altfranz. *bel tems* gebildet hat, das Italienische illi dolores zu li *dolori,* aber illi amores zu gli *amori* umgestaltete u. dgl. — Transmutativen Wechsel führt endlich z. B. das Portugiesische bei Hiat-i und -u durch, hinter, der Jotazierung und Labialisierung widerstehenden Konsonanten: in *coiro* corium, *raiva* rabiem, *jouve* jacui u. dgl., und zeigt das Französische, das den silbeauslautenden Konsonanten aufhebt und paroxytonisch wurde, in *bré-bis* = ver-vecem, *fromage* = ital. *for-maggio,* sowie in *contraire* contraria u. dgl.

Nur selten zeigen noch die romanischen Sprachen bei qualitativem Wechsel an Stelle des Grundlautes den nächsten artikulatorischen Lautverwandten, wenn auch viele Übergänge in den Schriftquellen fixiert sind. Zwischen kurzem lat. i und franz. *oi* (= *ouà*) sind es z. B. *ẹ, ei, oi, oè;* zwischen intervokalem t und seinem Aufhören (amata : *aimé-e*) : *d* (altfranz. *amede*). Öfter liegen dann, wo in der einen romanischen Sprache die Stationen der Ent-

wickelungsbahn verschüttet sind, in der anderen Übergangslaute am Tage. Im Provenzalischen z. B. das zwischen C und franz. *y* liegende *g* (lat. PRECARI : prov. *pregar,* altfranz. *pre-i-ier,* neufranz. *pri-er);* im Normannischen und Ostfranzösischen die von lat. CANIS zu franz. *chien* führenden Stufen: *Kjen tjen, tschien.* Auch fremde Sprachen belehren bisweilen über solche Zwischenglieder. Solche, durch die Sprachenvergleichung ermittelte Stufen einer lautphysiologischen Reihe berechtigen, und die Sprache in ihrer Eigenschaft als Verständigungsmittel, das sie bei merklichen Veränderungen am Wort zu sein aufhört, zwingt zu der Annahme, dass die mechanischen Lautveränderungen auch in der vorlitterarischen Zeit der Sprachen ohne Sprünge erfolgten, und die in ihnen vorhandenen nächsten Lautverwandten stets zunächst an die Stelle der ins Schwanken geratenden Laute getreten sind.

Bei gewissen in der Sprache durchgeführten Lautumbildungen sind die Übergangsglieder und ist der Prozess des Lautwechsels noch ganz in Dunkel gehüllt, z. B. bei *i* aus L im ital. *fiamma* FLAMMA, *occhio* OCULUM; bei span. *ñ l̃* aus NN LL in *año* ANNUM, *cuello* COLLUM, bei der neapolit. Artikulation des Schwingungslautes *r* für den Verschlusslaut *d* (*rurece* DUODECIM). Oder Übergangslaute sind physiologisch gar nicht vorhanden, z. B. bei rumän. *p* für C in *coptu* COCTUM, *nópte* NOCTEM. Oder der artikulatorische Wechsel ist dadurch ausgeschlossen, dass an Stelle des Grundlautes ein solcher trat, für den in der Sprache das Bewegungsgefühl nicht ausgebildet war, wie im franz. *ü* für lat. U in *lune* LUNA. In vielen solchen Fällen ist der Lautwechsel akustisch bestimmt. Dieser Lautwechsel vollzieht sich beim Nachsprechen fremder Sprache und Worte mit fremden Lauten. Sie versetzen die für sie im Ohr des Hörenden vorhandenen Nervenfasern, weil ungewohnt zu functionieren und gleichsam unabgestimmt, nicht selbst, sondern mitgetroffene thätige Nervenenden in Schwingungen, die ein mehr oder weniger verwandtes Bewegungsgefühl wecken und Unterschiebung des diesem entsprechenden Lautes (idiomatische Lautunterschiebung) für den vom fremden Munde ausgesprochenen veranlassen. Wo Völker fremde Sprache, wie im romanischen Sprachgebiet die Gallier, Iberer, Rätier u. s. w. das römische Idiom sich anzueignen hatten, muss dieser Vorgang, der sich beim Sprachenerlernen alltäglich wiederholt, und der beim Deutschen der französisch, wie beim Franzosen der deutsch zu sprechen sucht, zu beobachten ist, notwendig eingestellt haben, wenn die Lautsysteme der gesprochenen und der nachgesprochenen Sprache sich nicht deckten. Wo der akustische Wechsel auf das Gebiet einer autochthonen Völkerschaft beschränkt ist, wie das *ü* statt lat. U auf keltischen Boden, *h* für F (span. *hazer* FACERE) auf iberischen, *p* für C, das rumän. *â ĕ î* für A E I vor Nasal (*grâŭ* GRANUM, *frêŭ* FRENUM, *sînŭ* SINUM; vgl. Diez, Gr. I 471) auf ostromanischen, kann die idiomatische Substitution eines einheimischen für den römischen Laut nicht zweifelhaft sein. (Vgl. auch Schuchardt, in Ztschr. f. rom. Phil. IV 144 ff.; Ascoli, *Lettera glottologica,* 1881.) Die Lautveränderungen, die im Mittelalter das Französische in England erfuhr, sind von derselben Art. Selbst bei Wechsel von Lauten in Lautfolgen, die Laute der Sprache enthalten, wie bei der Ersetzung von *l n* hinter Muta durch *r,* in *titre* aus *tit'le* TITULUM, *apôtre* aus *apost'le* APOSTOLUM, *chartre* aus CARTULA; in *diacre* aus DIACONUM, *Langres* LINGONES, *Londres* aus LONDINUM, *ordre* ORDINEM, *pampre* aus PAMPINUM, wo statt Aufhebung oder Angleichung der fremden Verbindung, die im altfranz. *or-ne* ORDINEM, *char-me* CARPINUM, *timbe* TYMPANUM stattfand, Unterschiebung der dem Französischen geläufigen Gruppe Muta + *r* erfolgte (vgl. *chancre, aspre, letre*), veränderte sich nicht, was artikulatorisch unmöglich, L und N zu *r,* sondern wurde die fremdartige Verbindung von Muta + *l, n* als die von Muta + *r* aufgefasst und diese jener untergeschoben. Diese

Art der Unterschiebung eines geläufigen Lautes ist auf fremde Wörter beschränkt und eine von den Formen der Lautanpassung (S. 243.)

Es liegt in der Natur des artikulatorischen und akustisch bestimmten Lautwandels, dass die auf ihn sich beziehenden Lautregeln ohne Ausnahmen sind, dass dieselben Laute und Lautfolgen nicht auf verschiedene Weise mechanisch verändert oder behandelt werden. Ausnahmen, denen eine grössere Anzahl entgegengesetzter Fälle oder Wörter der volksmässigen Begriffssphäre entgegenstehen, sind diesen nur scheinbar gleichartig, und meist als anderer Regel unterthan zu erweisen. Die im Italienischen unübliche Einschaltung von *b* (vgl. *omero* HUMERUS, *novero -are* NUMERARE; *semola* SIMILA) in *mem-b-rare* (MEMORARE) *sem-b-rar sem-b-iare* (*SIMILARE) deutet bestimmt auf die Einführung dieser Wörter aus Frankreich hin. Ital. *ogni* mit *ñ*, statt *nn*, aus NNI versteht man aus des proklitischen Natur und der Einwirkung vokalischen Anlauts auf die Auslautgruppe *(n)ni*. In anderen Fällen liegen bei näherem Betracht die Etyma auseinander z. B. bei VĪLLAM und ĬLLAM, weshalb franz. *ville* neben *elle*, bei CATTUS (nicht CATUS) und LATUS, weshalb franz. *chat* aber *lé*, CÁRPINUS (nicht CARPĪNUS) und SAPPINUS, weshalb franz. *charme* und *sapin*, was durch Vergleichung der romanischen Sprachen zu erhärten ist.

25. Welche Art des Geschehens den Regeln für den mechanischen Lautwechsel entspreche, ist, weil er unserer Beobachtung entzogen, nicht genau angebbar. Die richtige Regel, die besagte, dass im Französischen der silbeschliessende Nasal den voranstehenden Vokal nasaliert, würde unrichtig gedeutet, wenn z. B. darin die Nasalierung aller französischen Vokale in dieser Stellung zur selben Zeit angezeigt gesehen würde. Denn die französische Sprachüberlieferung ergiebt, dass die Nasalierung bei *in un* Jahrhunderte später erfolgte als bei *an ain en on*. Ebenso kann das Aufhören der Artikulation der Mutae C und P vor T S im Ital. (*atto* = ACTUM APTUM, *dissi scrissi* = DIXI SCRIPSI) ungleichzeitig sein. Die Regel spricht das Resultat, nicht den Prozess der Lautveränderung aus. Gewiss ist jedoch, dass wenigstens der einzelne Grundlaut in den gleichalterigen Wörtern derselben engeren Sprachgemeinschaft gleichzeitig die mechanische Veränderung erfuhr, die die Regel angiebt, obwohl auch ein Lehnwort wie *chaste* CASTUS, das wegen Bewahrung des *s* erst nach Verstummung des *s* (12. Jahrh.), mitsamt dem regelwidrigen *chapitre* = CAPITULUM (regelrichtig wäre *cheveil*), den schon im 9. Jahrhundert aus C entwickelten *ch*-Laut erhalten zu haben scheint, bis zu befriedigender Deutung eine Instanz gegen diese Anschauung abgiebt. (Vgl. Schuchardt, *Über die Lautgesetze*, 1885). Die Gleichzeitigkeit des mechanischen Lautwechsels gehört, mit der Ausnahmslosigkeit und der Unmerklichkeit desselben, die sich am empirischen Sprachstoff feststellen lassen, zu den regulativen Prinzipien und zu den Postulaten der ätiologischen Sprachbetrachtung, die jedoch nur bei umsichtiger Feststellung der Bedingungen für den mechanischen Wechsel des einzelnen Lautes vor irrigen Konstruktionen der lautlichen Genesis behütet wird. (Vgl. L. Tobler, *Anwendung des Begriffes von Gesetzen auf die Sprache* in Vierteljahrsschr. für Philos. III 32 ff. und die bei Schuchardt a. O. angeführten Schriften).

26. Zu annähernder Datierung der allgemeinen Lautveränderungen und Übergänge in den romanischen Sprachen, die sich aus Zeugnissen und Schriftquellen nicht ergeben, und die in der vorlitterarischen Zeit besonders zahlreich waren, ist ein Hülfsmittel geboten in datierbaren Fremd- und Lehnwörtern von konservativerer oder von gleicher Lautgestaltung wie gleichlautige Erbwörter, und in der gleichen oder in der Sonderentwickelung sekundärer Lautfolgen, die den Umbildungsregeln gleichartiger primärer Lautgruppen unterlagen oder nicht. In die erste Wortreihe gehören die ältesten der mit dem

Christentum eng verbundenen christlichen Wörter, die deutschen (gotischen) Wörter des Provenzalischen, (die fränkischen) des Französischen, (die gotischen und langobardischen) des Italienischen, die arabischen im Spanischen u. s. w. Das altkirchliche *evesque* z. B., EPISCOPUS, zeigt, dass in Frankreich noch im 4.—6. Jahrhundert I zu *e* und intervokales P zu *v* werden konnte. Andererseits lehrt *diable* DIABOLUS, *diacre* DIACONUS durch die Erhaltung der Anlautverbindung DI, verglichen mit *jour* DIURNUM, dass DI$^{\text{Voc.}}$ bei der Aufnahme jener Wörter ins Französische schon zu *j (dj* oder *dž)* vorgeschoben war. Oder, wenn deutsches KAUSJAN franz. ch*oisir*, wie lat. CAUSA CAULIS: ch*ose* ch*ou* ergab, so ist damit der Fortbestand des lat. AU und des K vor A bis in die fränkische Zeit erwiesen. Da aber die Reichenauer Glossen des 8. Jahrhunderts Belege für *o* aus AU enthalten, und C vor diesem Übergang *ch* entgegengeschritten sein muss, so fällt die Palatalisierung des C vor A *(chose, chant)* nach dem 6. Jahrhundert, und geht der Umgestaltung von AU zu *o* im 7.—8. Jahrhundert voran. — Wie durch Vergleichung der Gestaltung primärer und sekundärer Lautgruppen ähnliche relative Zeitbestimmungen sich gewinnen lassen, mag folgende Reihe von lateinischen Wörtern mit Kehllauten in verschiedener Stellung und Verbindung verdeutlichen.

1. Intervokales G wurde *j* (ob direkt ist hier nicht Frage): COGITAT REGEM MAGIS wie PEJUS zu *cójitat reje majis = pejus,* COGITARE REGINA wie AJUTARE zu *cojitare rejina = ajutare.* Ebenso auch PLANGERE PLANGEBAT: *planjere planjéat.*
2. Intervokale Tenuis wurde Media: CÓGITAT CARRICAT SAPIDUS, LATA AMICA RIPA zu *cojidat carigat sabidus, lada amiga riba; cojitare* FABRICARE zu *cojidare fabrigare.*
3. Ausfall des nachtonigen Vokals in Proparoxytonis: *cójidat cárigat planjere sabidus;* PLACITUM FACIMUS DÍCERE zu *cójdat cargat planjre sabdu plactu facmes dicre.*
4. Ausfall des vortonigen Vokals: *cojidare ajudare fabrigare* zu *cojdare ajdare fabrgare.*
5. Palatalisierung des C G vor *i e* und des I: FECIT PLACET VOCEM; ARGENTUM *pejus* zu *fetjet platjet votje* (altfranz. *fist plaist vois); ardjent, pedjus.*
6. Schwund des nachtonigen Vokals in Paroxytonis: *redje madjis pedjus; plactu; fetjet platjet votje* zu *redj madjs pedjs; plact; fetjt platjt votj* (altfranz. *fist plaist voiz*); — *cojdare ajdare* zu *cojdar ajdar,* u. s. w.
7. Kehllaute vor Konsonant zu *i: cojdat redj madjs pedjs cojdar ajdar plact facmes dicre* FACTA zu *coidat rei mais peis coidar aidar plait faimes diire faite* u. s. w. = altfranz. *cuide rei mais peis cuidier aidier plait faimes dire faite.*

Hier setzt 3. 4. *coj*d*at coj*d*are* COGITAT COGITARE 2. voraus, weil *cogtat cogtare* mit PLAC(I)TUM FACTAM T hinter dem Kehllaut, CARRICAT nach *for*ch*e* FURCA C hinter R bewahrt haben würden. 1 konnte nicht auf 3 und 5 folgen, weil *chancre* CANCEREM auf *plangre* (vgl. auch *Langres* LINGONES), *argent* ARGENTUM auf *plangeit,* statt auf altfranz. *plaigneit* führen. 5 setzt 3 (*plactum facmes)* voraus, weil *fist* und jüngere Wörter, wie *prince* PRINCIPEM, *disme* DECIMUM C vor E I sibilieren. Die Formen *pla*ist u. dgl. (6) haben 5 zur Voraussetzung; *mais* u. dgl. (7) verlangt 6 (*madjs* etc.). An 7 nun nehmen noch die fränkischen Wörter (altfranz. *guaitier* = WACHTEN; *dreit* = DIRECTUM bringen die Strassburger Eide) Teil. Sämtliche Vorgänge fallen daher vielleicht erst ins 6.—8. Jahrhundert, wurden aber im 8. Jahrhundert abgeschlossen.

II. ABSCHNITT.

DIE BEHANDLUNG DER QUELLEN.

B. METHODIK DER PHILOLOGISCHEN FORSCHUNG.

VON

ADOLF TOBLER.

Die Philologie bestrebt sich, von dem geistigen Leben der in Völker gesonderten Menschheit, wie dasselbe sich geschichtlich entwickelt hat und wie es immer noch sich zu bezeugen fortfährt, eine wissenschaftlich gerechtfertigte Anschauung zu gewinnen. Wie eng oder wie weit im einzelnen Falle zeitlich oder räumlich die philologische Arbeit die Grenzen ziehen mag, innerhalb deren sie das ihr Erreichbare zu erreichen sich vorsetzt, zu den vornehmsten Quellen, aus denen ihr Erkenntnis zufliessen kann, gehören unter allen Umständen die schriftlichen: ihnen zum weitaus grössten Teile ist zu entnehmen, wie in der Übung redender Künste die Vergangenheit dem Gefühle dauernden Ausdruck gegeben habe, mit welchem sie sich dem Weltlauf und dem Menschenleben gegenüber stellt, wie weit sie vermocht hat, das Ergebnis ihrer Betrachtung des Seienden für sich und für die Nachwelt in Worte zu bannen; aus ihnen ist beinahe ausschliesslich zu erfahren, wie in der Vergangenheit hier und dort der Stoff beschaffen gewesen sei und sich gewandelt habe, mit dem nicht allein jene Künste arbeiten, sondern auf den überhaupt alle Gedankengestaltung und alle Gedankenmitteilung angewiesen sind, während er hinwieder dem Gedankenwachstum und dem Gedankenwandel mit eigenem Zunehmen und Wechsel unmittelbar sich anschliesst, die Sprache.

Welche Arten schriftlicher Quellen zu sondern sind, hat oben der erste Abschnitt dargelegt. Hier ist von der Arbeit zu handeln, die die Philologie an denselben vollzieht, nur dass auch von dieser Aufgabe ein Teil im Vorstehenden bereits Erledigung gefunden hat. Jene Arbeit pflegt man in kritische und hermeneutische zu scheiden, und diese Bezeichnungen sollen auch hier festgehalten werden. Es empfiehlt sich aber zunächst zu sagen, in welchem Sinne sie gelten sollen.

In allem, was schriftliche Quelle für den Philologen sein soll, muss eine Art Zeugenaussage vorliegen, die für die Bildung unserer Erkenntnis als mehr

oder minder bedeutsam in Betracht kommen kann. Die Philologie beschäftigt sich mit solcher Aussage kritisch, insofern sie a) festzustellen sucht, ob dieselbe, so wie sie vorliegt, auch der Meinung dessen entspricht, von dem sie ausgeht, und wenn dem so nicht ist, ihr die ursprüngliche Gestalt zurückzugeben sich bemüht (Textkritik), b) insofern sie sich Rechenschaft darüber giebt, für welcher philologischen Fragen Beantwortung jene Aussage in Erwägung gezogen werden darf und soll (litterarhistorische Kritik). Sie ist hermeneutisch thätig, indem sie a) die Aussage nach ihrem Wortlaut im einzelnen, nach ihrem Zusammenhang, ihrer Ordnung verständlich macht (grammatische und lexikalische Interpretation, Deutung des Redezusammenhangs, der künstlerischen Redeform), indem sie b) nach Bedürfnis darlegt, was an Lebensformen, geschichtlichen Vorgängen, gemeinem Gedankenschatz, schulmässiger Bildung der Urheber der Aussage denen geläufig sich gedacht hat, an die diese sich wendet (sachliche Interpretation), indem sie endlich c) das Denkmal als Ganzes im Hinblick darauf kennzeichnet, was inmitten der Zeit, der Gattung, vielleicht einer Reihe nach Urheber oder Tendenz verwandter Denkmäler, denen es zugehört, seine Besonderheit, seine Bedeutung für die geschichtliche Betrachtung ausmacht (individuale Charakteristik).

Es versteht sich, dass diese verschiedenen Arten philologischer Thätigkeit sich durchaus nicht immer gesondert betreiben lassen, dass denselben ein Denkmal etwa in der Reihenfolge zu unterwerfen, in der sie eben aufgezählt sind, kaum jemals thunlich ist, dass sie vielmehr fortwährend in einander übergreifen. Textkritik ist nicht ausführbar, wo die Interpretation so ohnmächtig oder unsicher dasteht, wie etwa gegenüber dem Kehrreim der «ältesten Alba» (Zts. f. deutsches Altert. XII 333, Lit.-Bl. f. german. u. roman. Phil. 1882 Sp. 37 und Germania XXVI 415) oder manchen Dichtungen des Arnaut Daniel (*motz qu'om non enten,* wie schon der Mönch von Montaudon sich beschwerend sagt) oder dem sogenannten *Ritmo cassinese* (Riv. di fil. rom. II 91); litterarhistorische Kritik ist wiederum in vielen Fällen auf Anhaltspunkte angewiesen, welche ihr sorgfältige Sachinterpretation gewährt, wie etwa bei der Erörterung der Frage sich gezeigt hat, wann der berühmte Contrasto «*Rosa fresca, aulentissima*» gedichtet sei, s. D'Ancona, Studj sulla lett. ital., Ancona 1884, S. 241 ff.; es ist lexikalische Interpretation von sachlicher vielfach gar nicht zu trennen, wie jeder Erklärer erfährt, der in seinem Texte auf Bezeichnungen ausser Übung gekommener Geräte, Gebräuche, Einrichtungen stösst, und immer deutlicher erkennt, je öfter er prüft, ob der Sinn eines alten, eines fremden Ausdrucks sich auch in der That decke mit dem des heute üblichen, des eigenen Wortes, das der Übersetzung sich zunächst darzubieten scheint; es ist die individuale Charakteristik nicht zu scheiden von der Lösung von Aufgaben, die der litterarhistorischen Kritik gestellt sind, die Besonderheit einer bestimmten Posse Molière's nicht zu erfassen, wofern nicht erfasst sind das Wesen der Gattung, der sie angehört, der Charakter, den diese in Molière's Zeit angenommen hat, die Eigentümlichkeit des Dichters, wie sie sich in der Gesamtheit seiner Schöpfungen offenbart, die Form, in der etwa der Stoff ihm bereits gestaltet vorlag; und andererseits sind doch die Hintergründe, vor die wir des Dichters einzelnes Werk stellen, selbst erst wieder gewonnen durch Zusammenfassung des Gemeinschaftlichen, das wir in individual charakterisierten Einzelwerken vorgefunden haben. So hat denn die Gegenüberstellung von Kritik und Hermeneutik und die innerhalb des Bereichs jeder dieser Künste vorgenommene weitere Scheidung zwar nicht bloss theoretische Bedeutung, denn in der That handelt es sich ja dabei um Lösung verschiedener Aufgaben mit verschiedenen Mitteln, aber doch um

eine Sonderung von Thätigkeiten, die in der Praxis je nach der Beschaffenheit der Aufgaben in den verschiedensten Weisen sich zusammen gesellen können, von denen einem Denkmal gegenüber die eine oder die andere ganz überflüssig werden, einem andern gegenüber unumgänglich sein kann.

I. TEXTKRITIK.

Eine Meinung, einen Willen kann der, der durch ein schriftliches Denkmal zu uns spricht, auch in Bezug auf die Art der schriftlichen Darstellung, auf die Schreibweise gehabt haben. Vielleicht folgte er, wenn er selbst schrieb, ohne weitere Überlegung einem um ihn bestehenden Gebrauche, hielt sich an ein so oder so zu stande gekommenes, ihm überliefertes Verfahren; vielleicht aber bestand ein solches für seine Sprache, für die Mundart, deren er sich bediente, überhaupt noch nicht oder bestand ohne dass er Kenntnis davon hatte, und er hatte selbst zuzusehen, wie er die Schriftzeichen, die er zur Darstellung etwa des Lateinischen oder einer germanischen Sprache zu verwenden pflegte, am besten einem neuen Zwecke dienstbar machte. Oder seiner Auffassung von Aufgabe und Leistungsfähigkeit einer allgemeinen Volksschrift entsprach nicht, was er als solche vorfand, er sagte sich davon los und versuchte die Volksgenossen für eine neue Schreibweise zu gewinnen, die wenigstens er vorderhand zur Anwendung brachte. Vielleicht liegt auch — und meistens hat ja der Philologe mit diesem Sachverhalte zu thun — das Denkmal nicht in der Niederschrift dessen mehr vor, der in demselben spricht; ein anderer hat, was ihm vielleicht nur durch mündliche Mitteilung zugekommen ist, nach eigenem Gutfinden in Schrift gebannt, oder hat eine geschriebene Vorlage so nachgebildet, wie es seiner Übung, dem Brauche seiner Zeit und Heimat entsprach. Oder es ist durch Herausgeber lange nach der Zeit der ersten Niederschrift dem Denkmal, dessen Wortlaut möglichst viele möglichst leicht kennen lernen sollten, von den Besonderheiten der ursprünglichen Schreibweise genommen worden, was die anders gewöhnten Leser aufhalten und zerstreuen mochte. Die Textkritik bemüht sich festzustellen, in wie weit auch in seiner sichtbaren Gestalt ein Denkmal der Meinung dessen entspricht, von dem es seinem Inhalte nach ausgeht, und in wiefern andere Meinung, fremder Wille sich in der Schreibweise kundgiebt, die in demselben bethätigt erscheint. Die Sprachgeschichte vorzugsweise hat von der Beantwortung der Fragen nach Alter und Ursprung und Dauer bestimmter Schreibweisen Nutzen zu ziehen (andererseits bei derselben sich auch zu beteiligen), da sie doch, womit sie arbeitet, zum grossen Teil nur in schriftlicher Fassung von oft vieldeutigem Werte vorfindet. Aber auch in anderer Beziehung giebt die Zusammenfassung der Antworten auf kritische Fragen dieser Art wichtige Aufschlüsse: Nicht allein der Wandel der Sprache kann sich im Wandel der Schreibweise spiegeln, sondern auch Wandel in der Auffassung der Sprache, in der Empfindlichkeit für Lautdifferenzen, in der Fähigkeit zur geistigen Zerlegung des Redekörpers in Teile und Teilchen, Wandel im Verständnis der Sprachgeschichte, Wandel im Urteil über das, was Sprache und was Schrift dem Volke sein sollen. Dass die Art der Schreibung bisweilen zu entscheiden die Möglichkeit gewährt, ob ein Schriftstück von der Hand einer bestimmten Person herrühre oder nicht, dass in dieser Beziehung sogar die Schriftzüge in ihrer individuellen Besonderheit von Wichtigkeit sein können, mag ebenfalls erwähnt werden. Hinwieder ist zu bedenken, dass, wo irgendwelche Gründe eine vorliegende Lesung unannehmbar erscheinen lassen, die Erwägung älterer Schreibgewohnheit oft das erkennen hilft, was dem Urheber des

Fehlers vorlag und von diesem nur infolge irriger Auffassung richtigen Textes verunstaltet ist. Die eigentümliche Schreibweise bestimmter Personen, einzelner Zeiten, Länder u. s. w. ist bei der Vervielfältigung der Denkmäler durch Abschrift oder Druck durchaus nicht immer völlig gewahrt worden, selbst da nur in seltenen Fällen, wo es galt dieselben philologischem Studium zugänglich zu machen. Die alten italienischen Dichter, die seit dem 15. Jahrhundert immer gedruckt worden sind, haben jeweilen das schriftliche Gewand angezogen bekommen, das am Druckort zur Zeit des Druckes dem Brauche entsprach, und werden heute kaum anders als in heutiger Orthographie verkauft, und das gleiche gilt im ganzen von den «klassisch» gewordenen und gebliebenen Schriftstellern der übrigen romanischen Völker, nur dass diese ihre Klassiker nicht in gleich weit zurückliegender Vergangenheit finden. Aber auch was als Quelle für Geschichte des Rechts, der Staaten, der Sprache gedruckt worden ist, hat oft, je älterer Zeit es entstammt, um so mehr Eingriffe von seiten der Herausgeber erfahren, die um das Lesen zu erleichtern nach dem Brauche der eigenen Zeit die früher üblichen Abkürzungen durch die damit gemeinten Wörter oder Buchstaben ersetzen, in mehrere Wörter zerlegen, was im Original ein Ganzes bildet, wenn ihre Zeit es so hält, bei dieser Gelegenheit Apostroph und Bindestrich einführen, Buchstaben von wechselnder Geltung *(i, u)* oder ungeregelt mit einander wechselnde *(i, j; u, v)* nur in bestimmter Weise verwendet zulassen oder mit diakritischen Zeichen (Cédille, Tréma, Accenten) versehen, den Eigennamen regelmässig grosse Anfangsbuchstaben geben, die Tonstelle in mehrsilbigen Wörtern bezeichnen, Homonymen von einander unterscheiden, durch reichliche Interpunktion, nach späterem Brauche geregelte Anwendung von Punkt, Fragezeichen, Komma, durch Einführen von Ausrufszeichen, Gänsefüsschen, Klammern und ähnliches dem Leser die Bahn zum Verständnis ebnen, ein Verfahren, das man nur billigen kann, wenn gleich bei der Anwendung desselben infolge der Unzulänglichkeit der Kenntnis der durch die alte Schreibung dargestellten Sprache unendlich oft gefehlt worden ist. Wer nun wissen will, wie die alte Zeit selbst oder wie der oder jener bestimmte Mann geschrieben hat, wem darum zu thun ist auch angesichts eines in der angegebenen Weise bearbeiteten Textes eine richtige Vorstellung von dem zu gewinnen, was dem Bearbeiter vorlag, würde auf Prüfung der Originale, Handschriften, alten Drucke, Autographen allein angewiesen sein, wenn nicht, seitdem grössere Teilnahme allen Einzelheiten der Geschichte der Sprachen sich zuwendet, seitdem daher auch die ursprüngliche Schreibweise zu kennen wichtiger erscheint, in grosser Zahl Denkmäler geringeren Umfangs oder Proben aus umfangreichern in genau nachzeichnender Vervielfältigung (Faksimile) oder photographisch nachgebildet vorlägen, nicht auch Typendrucke in möglichst engem Anschluss an handschriftliche Vorlagen die Handschriften in einem Masse ersetzten, das die Autopsie in manchen Fällen überflüssig erscheinen lässt; endlich Neudrucke schwer erreichbare alte Originaldrucke verträten. Von Faksimiles seien etwa angeführt die des Fragments von Valenciennes in Génin's Ausgabe des Rolandsliedes, aus den Büchern der Könige in Leroux de Lincy's Ausgabe, aus dem Oxforder Psalter, aus Benoit's Chronik in Michel's Ausgaben, des *Ritmo cassinese* in der Rivista di filol. rom. II, aus der Reimchronik vom Albigenserkrieg bei Fauriel, aus den *Leys d'amors* bei Gatien-Arnoult, aus dem *Cancionero de Baena* in Ochoa's Ausgabe; von Photographien die des ganzen Oxforder Rolands besorgt durch Stengel, sizilischer Denkmäler in Boehmers Rom. Studien III 158; von Photolithographien und Heliotypien die der vollständigen ältesten Denkmäler des Französischen durch die Société des anciens textes, des gesamten Spiels von der h. Agnes durch Monaci, die von dem

nämlichen Gelehrten besorgten *Facsimili di antichi manoscritti per uso delle scuole di filol. neolatina,* die einer Probe aus den galloitalischen Predigten bei Foerster in Boehmers Rom. Studien IV 36, aus dem Cambridger Psalter in Michel's Ausgabe, die einer Urkunde in Bonnardot's Ausgabe der Guerre de Metz S. 404; von sogenannten diplomatischen Abdrucken die der ältesten französischen Denkmäler durch Koschwitz, durch Stengel, durch Koschwitz und Foerster, der des Oxforder Roland durch Stengel, des Venezianer Roland durch Kölbing, derjenige der «Reise Karls» durch Koschwitz, der des portugiesischen Liederbuchs der Vaticana durch Monaci, die sich Auflösung der Abbreviaturen erlaubenden altfranzösischer Lieder durch Wackernagel, durch Brakelmann in Herrigs Archiv Bd. 41, durch Jacobsthal in Gröbers Zeitschrift Bd. 3, provenzalischer durch Mahn, italienischer durch Molteni und Monaci im Propugnatore, der *Conti di antichi cavalieri* durch Pasq. Papa im Giorn. stor. della lett. ital. Bd. 3; von buchstäblicher Wiederholung alter Drucke die Unternehmungen von Crapelet, Tross und andern gelehrten Druckern in Frankreich, von Foerster, Vollmöller, Stengel in Deutschland, die Wiederholung der ältesten Danteausgaben durch Lord Vernon, der ersten Ausgabe des Orlando furioso durch Giannini, des alten Druckes des *Cantare di Fiorio e Biancifiore* durch Hausknecht in Herrigs Archiv Bd. 71.

2. In zahlreichen Fällen ist fraglich, ob die Sprachform, in der ein Denkmal vorliegt, die ursprüngliche sei. Die, welche es durch seinen Urheber erhalten hat, kann für ein fremdes Volk, dem das Denkmal um seines Inhaltes willen zugeführt wurde, mit einer fremden vertauscht worden sein; es kann uns also statt eines Originals eine Übersetzung vorliegen, wie dies etwa von dem provenzalischen Ferabras, von der französischen Fassung der Gesetze Wilhelms des Eroberers gilt. Vielleicht ist zu einer Zeit, da es eine Sprache als gemeinsames Werkzeug litterarischen Ausdruckes für das ganze Volk nicht gab, ein Schriftwerk in der Mundart, deren sich sein Verfasser bedient hatte, in anderen Teilen des Volksgebietes zu fremdartig erschienen und darum so umgewandelt worden, dass es dem Idiom eines neuen Volksteiles entsprach, und leicht kann es geschehen sein, dass nur die abgeleitete, nicht die erste Gestalt des Werkes sich erhalten hat. Nicht selten auch hat es sich gefügt, dass Werke von andauernder Beliebtheit im Laufe langer Zeiträume von einem Geschlecht dem andern in jedesmal sich verjüngender Sprachform abgenommen sind und der späteren Forschung in einer Gestalt vorliegen, die von der ersten wesentlich abweicht. Sind Zeit und Ort des Ursprungs bekannt, so wird vielleicht an Denkmälern gleichen Alters und gleicher Heimat, für die irgend welche Abweichung von der zeit- und landesüblichen Sprache anzunehmen kein Grund ist, eine Norm gegeben sein, welche erkennen lässt, ob und wo die Überlieferung das Ursprüngliche mit Fremdem vermischt hat, eine Anweisung, nach der etwa das Verlorne sich wiedergewinnen liesse, wie denn z. B. Natalis de Wailly den Text des Joinville den Urkunden aus des Verfassers Kanzlei nachgebildet hat. In anderen Fällen wird aus dem sorgfältigen Studium des Werkes selbst Sicheres über seine erste Gestalt sich ergeben: Dichterische Werke fügen sich Umgestaltungen der angegebenen Art weniger leicht als prosaische; Versmass und Reim verwehren oft die Umsetzung in eine andere Mundart, indem Wörter, die in der einen tadellos reimen, in der andern ganz verschiedene Reimlaute (Vokale oder Konsonanten) zeigen, indem Formen, die älterer Zeit angehören, in späterer solchen Formen weichen, die in den Vers statt jener eingeführt, dessen Mass ändern. Sehr oft nun haben Umarbeiter zwar da, wo Vers und Reim es zuliessen, ihr Werk der Umsetzung in fremde oder spätere Formen unbedenklich gethan; wo dagegen nicht, das Alte festgehalten, also lieber Ungleichheiten der Sprach-

form sich gefallen lassen, als zu gänzlichem Aufgeben des überlieferten Wortlautes und zum Aufsuchen eines neuen sich entschlossen. Derartige Ungleichheiten können die Frucht der Umarbeitung sein, und wenn das Einführen gleichmässiger Formen nirgends auf Schwierigkeiten stösst, so ist seine Berechtigung wenigstens wahrscheinlich. Von den Formen *-ere* und *-eres,* die dem lateinischen *-ator* entsprechen, ist erstere die ältere; ein Bearbeiter kann vielleicht an zahlreichen Stellen die letztere einführen, ohne dass sich eine Schwierigkeit ergiebt; reimte aber im Original einmal *emperere* mit dem Singular *la mere,* der nie ein *s* haben kann, so musste er hier bei *emperere* bleiben; nicht minder, wenn im Versinnern ein vokalisch anlautendes Wort auf *emperere* folgte, weil dieses dann sein auslautendes *e* durch Elision verlor, was für *empereres* in guter Zeit nicht gelten konnte. Ist nun *-ere* durchweg einzuführen, dagegen *-eres* zu beseitigen möglich, so spricht jedenfalls viel dafür, dass *-ere* das Ursprüngliche sei. Ein anderer Fall: Von gewissen Formen, die in einer Mundart völlig richtigen Reim abgeben und dazu dem Wesen ihrer Funktion nach ungesucht in der Rede häufig sich einstellen, verwende ein Dichter durchgehends ausschliesslich die, welche auch in einer anderen Mundart reimen, und meide die, welche in dieser nicht reimen. Unzweifelhaft begründet dies einen Anspruch derjenigen Mundart auf das Gedicht, deren Besonderheit einen solchen Sachverhalt erklärlich macht. Es liege ein Reimwerk in der Form einer Mundart vor, die der zweiten Person des Singulars im Imperfectum des Indicativus überall die Endung *-oies* giebt, es zeige sich aber, dass solche zweite Personen nur so in den Reim gebracht werden, dass entweder beide Verba *-abas* oder beide *-ebas* als lateinische Endung haben würden, so spricht dies für ursprüngliche Abfassung in einer Mundart, für die *-abas* und *-ebas* nicht die nämlichen Nachfolger hatten.

Wie glücklich aber auch im einzelnen Falle für die Beantwortung kritischer Fragen der in Rede stehenden Gattung die Verhältnisse liegen, wie viel Denkmäler sicherer Zeit, sicherer Heimat, sicherer Integrität und dazu lehrreichen Inhalts uns zur Verfügung stehen mögen, bei allen Fortschritten, die unsere Kenntnis der alten Mundarten, ihrer Grenzen, ihrer Entwickelung gemacht hat und machen wird, dies alles kann noch lange nicht allen Schwierigkeiten ein Ende machen, die die Kritik der Sprachform zu überwinden hat, wo ihr nicht eine durch den Autor selbst beglaubigte Niederschrift vorliegt. Denn da die Schriftsprache auch innerhalb kleiner Kreise nie eine völlig identische ist, so lange nicht eine schulmässig erlernte Landessprache alle Volksgenossen sich unterwirft, da andererseits aber, lange bevor es zu solcher Alleinherrschaft kommt, diese langsam sich vorbereitet, und die verschiedensten Kompromisse möglich und erweislich sind, da ferner das schreibende Individuum durch Lebensverhältnisse, Wechsel des Wohnorts, Einwirkung des Lesens fremder Schriften um die Reinheit der eigenen Mundart gebracht sein kann, so wird auch die genaueste Kenntnis der Sprache von Zeit- und Ortsgenossen einer Person, selbst wenn diese Sprache in sich eine gleichmässigere wäre, als man sie je vorfindet, noch nie für eine Kenntnis der Sprache gelten dürfen, deren diese Person sich schriftlich bediente. Dazu kommt für alle ältere Zeit die Unsicherheit der schriftlichen Darstellung, die für Gleiches durchaus nicht immer gleiche Bezeichnung anwendet, dafür aber oft genug gleiche Bezeichnung für Ungleiches. Daher denn die vielen oft schwer zu erledigenden Kontroversen, wie sie über die Sprache der «sicilianischen» Dichterschule, die echte Sprachform der ältesten französischen Denkmäler, die Autorität der Handschriften des Girart de Roussillon, die Annehmbarkeit von Mundartmischungen in gewissen Werken und das Recht zur Aufstellung einheitlich geregelter Texte sich ergeben haben. Zu voller Sicherheit wird

in zahlreichen Fällen nie zu kommen sein. Ob aber die Lage der Dinge erlaube, einheitlichen Charakter der Sprache eines Denkmals wenigstens in gewissen Hauptzügen zu erweisen, soll unter allen Umständen untersucht werden; und denselben in kritischen Ausgaben zur Darstellung zu bringen soll uns der Umstand nicht abhalten, dass frühere Zeiten keinen Wert darauf gelegt haben, zu Niederschriften zu gelangen, in deren ebenmässiger Haltung das Ebenmass angeborner oder angelernter Sprache sich abgespiegelt hätte. Arbeiten der bezeichneten Art sind vorzugsweise an altfranzösischen Texten ausgeführt, so durch G. Paris am Alexiusleben, durch Mall am Computus des Philippe de Thaon, durch Suchier an der normannischen Reimpredigt, durch Foerster am Cligès.

3. Auch wer eigene Rede in Schrift bannt, ist nicht völlig vor Fehlern sicher, die jenseits blosser Inkonsequenz in der Wahl zwischen gleichbedeutenden Zeichen oder Wortformen liegend, eine Beeinträchtigung des gemeinten Sinnes zur Folge haben. Gerade vertraute eigene Gedanken, selbstgeschaffenen Wortlaut glaubt, der geschrieben hat, oft auch beim Nachprüfen da zu lesen, wo seine Niederschrift doch ein Zeichen, ein Wort oder mehr übergangen, das Richtige mit Falschem vertauscht hat; und die Durchsicht, welcher der Verfasser die Abschrift eines Kopisten oder die Arbeit seines Druckers unterworfen hat, gewährt darum, weil sie von dem ausgeführt ist, der am genauesten weiss, was gelesen werden soll, durchaus nicht immer die sicherste Bürgschaft, dass auch wirklich zu lesen stehe, was seiner Meinung entspricht. Darum bietet aber die Niederschrift fremder Rede, die dem Schreibenden vorgesprochen wird, oder die derselbe seinem Gedächtnis eingeprägt zu haben glaubt, oder die ihm in zuverlässiger schriftlicher Fassung vorliegt, keineswegs höhere Sicherheit. Je vollständiger er den richtigen Wortlaut und den Sinn des Textes sich zu eigen gemacht hat, um so mehr ist er der Gefahr ausgesetzt, die Fehler zu begehen, die sich auch ein selbst schreibender Verfasser zu schulden kommen lässt; sein Gedächtnis kann ihn in Nebensächlichem, aber auch in Wichtigerem täuschen, kann den zutreffenden Ausdruck in den weniger glücklichen verwandeln, das Eigentümliche durch das Landläufige ersetzen, kann in der Ordnung der Teile des Originals Umstellungen vornehmen, die, ohne gerade Sinnlosigkeit zu erzeugen, doch die Schönheit des Ganzen mindern. Und thut er seine Arbeit ohne Überlegung, so kann er völlig Verkehrtes schreiben, weil er etwa Vorgesprochenes missverstanden, weil er Geschriebenes falsch gelesen hat, oder indem er Wörter, Sätze, Seiten, Blätter überspringt, indem er bereits Geschriebenes wiederholt, in Unordnung geratene Blätter oder Hefte der Vorlage in falscher Folge wiedergiebt. Noch weiter thut sich das Thor für das Eindringen der mannigfaltigsten Entstellungen auf, wenn die Mundart des Schreibers von der des Verfassers verschieden ist, wenn der erstere gar der Sprache des letzteren nicht hinlänglich mächtig ist, um prüfen zu können, ob was er schreibt einen erträglichen Sinn hat, den Forderungen des Versmasses, des Reimes Genüge thut, und er dabei doch nicht bei blossem Nachmalen der Schriftzüge sich bescheidet; oder vollends wenn der Schreiber im Glauben an eigenes litterarisches Vermögen oder in wirklichem Besitz einer gewissen Fähigkeit übernommene Gedanken selbständig zu formen, Vorgefundenes durch Eigenes, nahezu Gleichwertiges zu ersetzen oder um Neues zu mehren, dem Triebe zur Selbstthätigkeit die Zügel schiessen lässt, umarbeitet, interpoliert; oder wiederum den eigenen Kunstverstand zur Richtschnur nehmend tilgt, was ihm müssig erscheint, während es dem Verfasser wertvoll war, ob er dabei auch immer noch bei kleinen Vergewaltigungen stehen bleibe, den Bau des Textes im ganzen und grossen unangetastet lasse.

Lange Reihen von Zwischengliedern trennen oft den Urtext von dem, was der Forschung heute noch als schriftliche Quelle vorliegt; von einem zum andern kann die Zahl der Fehler sich gemehrt, zu Fehlern einer bestimmten Art, kann die nächste Abschrift, der nächste Druck solche einer neuen Art hinzugebracht haben; ein späterer Text kann zwar Irrtümer seiner Vorlage beseitigt, andere aber belassen, neue eingeführt haben; in mehr als einem Falle hat man sich zu der Annahme genötigt gesehen, ein handschriftlicher Text habe mehr als bloss eine Vorlage gehabt, sei das Ergebnis gleichzeitiger, vergleichender Benutzung mehrerer Texte, in welchem Falle gerade die grössere Umsicht beim Aufstellen eines Textes das Unechte gemehrt haben könnte. Hinwieder ist es oft genug geschehen, dass im abgeleiteten Texte unverkennbar Falsches seiner Vorlage nicht wiederholt, sondern durch Annehmbares ersetzt ist, aber nicht durch das Richtige; in jenem Falschen hätte man vielleicht eine Weisung finden können, wie das Ursprüngliche durch Vermutung zu treffen sei; das Annehmbare giebt keinen Anlass nach Besserem auch nur zu suchen.

Ob nun die Textkritik Überliefertes als fehlerhaft anzusehen habe, ist nicht immer leicht zu entscheiden. Wenn ein Denkmal einer Zeit, einem Gebiet angehört, dessen Sprache lexikalisch und grammatisch nur wenig bekannt ist, so wird ein unerhörtes Wort, eine noch nie gefundene Form nicht ohne weiteres Änderungen rechtfertigen; ein Wort wie *mellesme* im *Chastoiement* XX 106 könnte, so wenig es anderwärts begegnet, am Ende doch bestanden haben und das sein, wofür der Herausgeber und nach ihm Burguy es angesehen haben; auch *scirupo* oder *scinipo* bei Uguçon aus Lodi kann noch einmal Bestätigung und Erklärung finden, so wenig man sie jetzt dafür kennt. Dass Reim oder Assonanz in gewissen roheren Dichtungen zur Anwendung von Wortgebilden und Flexionsformen veranlasst haben, die als sonst nicht oder in anderem Sinne übliche unter anderen Umständen beanstandet werden müssten, ist bekannt; s. Andresen, Über den Einfluss von Metrum, Assonanz und Reim auf die Sprache der altfranzösischen Dichter, Bonn 1874, und G. Paris in Romania IV 280. Altfranzösische Plurale mit tonlosem *e* als Kennzeichen des Numerus haben das Anstössige lange verloren, das sie für die Herausgeber anfangs hatten. Nicht anders verhält es sich mit syntaktischen Erscheinungen: in altfranzösischen oder provenzalischen Denkmälern, die im übrigen zwei Casus sorgsam unterschieden, durfte man Anstoss nehmen an der Verbindung einer Präposition mit dem Nominativ; jetzt weiss man, dass *por* oder *a* mit dem Nominativ unter bestimmten Umständen, unter anderen *de* mit dem nämlichen Casus durchaus gebräuchlich ist und keine Abhülfe verlangt; man weiss, dass ein Imperativ in einem mit *que* eingeleiteten Satze nicht unmöglich war, so wenig er heute in der Schriftsprache vorkommen wird; nicht anders mit Vorkommnissen, über deren Zulässigkeit wir nach Massgabe unserer Kenntnis der jeweilen für Versbau und Reim geltenden Gesetze zu entscheiden haben: da wir über den Bau des zehnsilbigen Verses bei den Provenzalen des zehnten Jahrhunderts nur durch den Boeci unterrichtet sind, bleiben unsere Bemühungen, diesen Text nach den Forderungen späterer Zeit metrisch zu gestalten, immer einigermassen dem Vorwurf ausgesetzt, sie hätten nur theoretische, nicht historische Begründung; bezüglich der Möglichkeit, dass ein elidierbares auslautendes *e* im Altfranzösischen vor vokalischem Anlaute unelidiert bleibe, ist allmählich manches ermittelt, das uns heute abhält, Änderungen vorzunehmen, wo man sie früher für unabweislich gehalten hätte. Auch was, wenngleich verständlich, sprachrichtig und gegen Versmass und Reim nicht verstossend, doch dem Sinne nach verwerflich sei, hat man natürlich von möglichst ausgedehnter Kenntnis des gesamten schrift-

stellerischen Verfahrens aus zu entscheiden, das der Zeit, der Heimat, der Gattung, dem Stande und der Bildung des Verfassers entspricht. Grobe Konstruktionswechsel, wie sie ein wohlgeschulter höfischer Erzähler sich nie erlaubt hätte, brauchen in einem rohen Fablel nicht zu überraschen. Widersprüche in Zahlangaben über die Teilnehmer an einer kriegerischen Unternehmung, die man bei Robert de Clary nicht würde dulden können, wo er aus genauer Kenntnis berichtet, können bei dem Dichter einer *Chanson de geste,* für den es wenig ausmacht, ob er sich vierzig oder sechzig tausend Heiden vorstellt, sehr wohl ursprünglich sein. Eine arge Verunstaltung eines aus dem Altertum herübergekommenen Namens, die man in dem Buche eines Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts unbedenklich als Druckfehler würde ansehen dürfen, kann in einem mittelalterlichen Texte sehr wohl dem Autor zur Last fallen.

Es kann nun ein Text mehrfach überliefert sein, in zahlreichen, nicht durchweg gleichlautenden Handschriften, in vielen abweichenden Drucken vorliegen. Bevor in diesem Falle die Kritik daran geht, festzustellen, in welcher Gestalt er aus der Hand des Verfassers hervorgegangen sei, hat sie zu untersuchen, wie die Texte, die ihr zum Ausgangspunkte dienen können, sich zu einander verhalten. Leichter ist diese Aufgabe zu lösen, wo es sich um Werke handelt, die von Anfang an gedruckt in die Welt gegangen sind. Oft weiss man, ob dem Drucker eine vom Autor gutgeheissene Niederschrift oder nur eine unzuverlässige, unvollständige, fehlerhafte Kopie vorgelegen, ob letzterer selbst den Druck überwacht, gebilligt hat, welcher ältere Druck einem späteren zu Grunde liegt, welches der letzte ist, für den der Autor noch verantwortlich sein konnte, von wann ab etwaige Änderungen nicht mehr von ihm herrühren können. Handschriftliche Texte aber geben selten selbst Aufschluss über die Einzelheiten ihres Ursprungs; so oft auch die Schreiber sich genannt haben, von der Beschaffenheit ihrer Vorlagen reden sie kaum einmal. Ob Handschriften also, und wie sie, wenn sie im ganzen den selben Text, aber doch mit Abweichungen im einzelnen bieten, die einen von den anderen abhängig seien, welche am ehesten als treue Wiedergabe von des Autors Rede gelten dürfe,[1] das ist, wenn überhaupt, fast immer nur aus der Prüfung des Inhalts zu erkennen. Das Alter der Handschrift, wie es die Paläographie aus dem Charakter der Schriftzüge erschliesst, wo nicht eine ausdrückliche Datierung durch den Schreiber vorliegt, kann allein darüber nicht entscheiden; eine alte Handschrift kann sehr wohl bereits eine recht gewaltthätige Überarbeitung bieten, während eine junge die späte Wiederholung des verlorenen Originals sein mag. Grammatische Korrektheit allein

[1] Übrigens können verschiedene Texte gleich echt sein, den verschiedenen Meinungen entsprechen, die bei dem Verfasser zu verschiedenen Zeiten bestanden. Ähnliche Ursachen, wie die, welche T. Tasso veranlassten die *Gerusalemme liberata* in die *conquistata* umzuwandeln, oder wie die, welche Manzoni bestimmten, die ursprünglichen *Promessi Sposi* so umzuarbeiten, wie es in der Ausgabe von 1840 geschehen ist, mögen noch viel öfter wirksam gewesen sein als wir es bestimmt wissen. Rücksichtnahme auf herrschende Geschmacksrichtungen, auf Neigungen neuer Gönner, auf neu erhobene Forderungen der Kenner und ähnliches wird oft genug die Dichter dazu gebracht haben, Werke, die in einer bestimmten Gestalt bereits dem Publikum vorgeführt, vielleicht auch aus der Hand gegeben waren, tiefgehender Umarbeitung zu unterwerfen. Zeiten, die eine berufsmässige Kritik noch nicht kennen, welche derartiges verlangen und herbeiführen könnte, haben an dem unmittelbaren persönlichen Verkehr des singenden oder vorlesenden Verfassers mit seinem Publikum etwas vielleicht nicht in jeder Hinsicht mit jener Gleichwertiges, aber etwas, das sich in der hier in Betracht kommenden Richtung ohne Zweifel eher mehr als weniger wirksam erwiesen hat denn jene.

beweist ebenfalls nichts; sie kann das Verdienst eines sorgfältigen, wohl unterrichteten Schreibers sein, dessen Vorlage doch eine kürzende oder erweiternde Bearbeitung des Urtextes war. Gleiches gilt von Genauigkeit des Reimes, die auf Kosten der Ursprünglichkeit der Lesart durch einen Überarbeiter herbeigeführt sein könnte, während denkbar ist, dass der Verfasser Anforderungen nicht genügt hätte, die vielleicht erst nach seiner Zeit gestellt worden wären. Die Kritik hat zunächst zu versuchen, ob nicht zwischen einzelnen Handschriften ein Verhältnis nächster Verwandtschaft sich erweisen lasse, dergestalt, dass eine oder mehrere als blosse Abschriften einer anderen zu betrachten seien, in welchem Falle das Abgeleitete neben der Vorlage, wenn diese noch zur Verfügung steht, für die weitere Arbeit zunächst ausser Berücksichtigung fallen müsste, oder eine Mehrzahl von abgeleiteten Texten, wenn ihre gemeinsame Vorlage verloren sein sollte, als Vertreter derselben aufzufassen wären. Es müsste ein derartiges Verhältnis sich aus gemeinsamen Fehlern, Lücken, müssigen Zuthaten, Übereinstimmung in entschieden nicht ursprünglichen Lesarten erweisen lassen, als welche solche zu bezeichnen sind, wie sie in den Text eingeführt sein können durch die Neigung das vielleicht nur bei angestrengtem Aufmerken, bei vollerer Beherrschung der Sprache Verständliche oder Ansprechende, das etwa nur älterem Geschmacke oder Kunstgesetze Gemässe durch unmittelbar, aber auch nur bei oberflächlicher Prüfung Befriedigendes, durch Glattes aber Stilwidriges zu ersetzen.

Ergiebt sich nicht nahe Verwandtschaft, so doch vielleicht entferntere zwischen zwei oder mehr Handschriften, d. h. es haben dieselben allerdings einen gemeinsamen Ursprung (in dem vielleicht noch nicht das Original zu sehn, der vielleicht auch nicht in einem vorhandenen Text zu suchen, sondern bloss zu erschliessen ist); aber zwischen diesem und ihnen liegen von einander abweichende Mittelglieder, welche zu dem, was auf jenen gemeinsamen Ursprung hinweist, Besonderheiten hinzugebracht haben, die von dort her nicht stammen können. Die vorhandenen oder nur zu erschliessenden Vorlagen der späteren Ausläufer sind unter einander weiter zu vergleichen und ihre Verwandtschaftsverhältnisse nach Möglichkeit festzustellen, bis ein genealogischer Zusammenhang der vorliegenden Texte erkannt ist, aus dem sich ihre Übereinstimmung und ihre Divergenzen erklären lassen; ist in einer Handschrift das Original oder dessen treue Wiedergabe erkannt, so kommen alle übrigen daneben höchstens insofern in Betracht als sie einzelne Irrtümer des Originals von sich aus berichtigt haben können, die sonst die Kritik berichtigen müsste. Ist dem aber nicht so, so ist das Original aus dem zu bilden, wofür seine nächsten Ausflüsse gemeinsam zeugen; bezüglich dessen aber, was nur durch einzelne derselben bezeugt ist, bleibt nur übrig, zu prüfen, auf welcher Seite im ganzen in den wichtigsten Punkten (Inhalt und Stil der Rede) die treuere Überlieferung liege, und aus dem hier Gebotenen den Text zu gestalten, sollte man auch genötigt sein, den mundartlichen Charakter, die der Zeit entsprechende grammatische Form aus eigener Kenntnis dazu zu thun. Dabei kann aber die im ganzen weniger vertrauenswürdige Überlieferung, wo die bessere Befriedigendes nicht gewährt, immer noch von Nutzen sein, kann in einzelnen Fällen das Echte bewahrt haben oder neben die bessere gehalten das Auffinden der richtigen Lesart erleichtern. Dass alles Erwägen bisweilen nicht dazu gelangt eine sichere Einsicht in die Entstehung des Überlieferten und damit einen festen Boden für die Texteskonstitution zu gewinnen, hat man freilich mehr als einmal erfahren. Arbeiten der eben besprochenen Art sind auf dem Gebiete der romanischen Philologie vorzugsweise an altfranzösischen und an provenzalischen Texten vollzogen; der Gang der Untersuchung ist in lehrreicher Weise in den bereits angeführten Aus-

gaben von G. Paris, Mall, Foerster dargelegt; an Trobadordichtungen haben Stimming, Canello, ähnliches unternommen. Manche ältere Herausgeber haben aus der Mehrzahl ihnen etwa vorliegender Handschriften willkürlich bald die bald jene nach Massgabe des eigenen Geschmacks bevorzugt, oder eine zur Grundlage genommen und andere nur da zu Rate gezogen, wo jene Annehmbares nicht zu bieten schien. Noch ist zu erwähnen, dass zu der Überlieferung, wie wir sie bisher kennen gelernt haben, die fragmentarische kommen kann, die in alten Citaten gegeben ist, wie wir sie etwa von Crestien bei seinen Nachahmern, von Trobadors bei Matfre Ermengau und bei den alten Grammatikern finden, und die indirekte, welche in ausländischen Nachbildungen liegt, wie wir deren von französischen Werken aus Deutschland, England, Skandinavien, Italien, Spanien besitzen.

Auch bei grösster Mannigfaltigkeit des Überlieferten bleibt für manche Stellen die Kritik darauf angewiesen als Richtiges hinzustellen, worauf Vermutung, Konjektur geführt hat; wie viel mehr da, wo nur eine, vielleicht eine sehr fehlerhafte Handschrift zu Gebote steht. Auf Grund klarer Einsicht in das Ganze des Werkes, scharfen Erfassens des Zusammenhangs, sicherer Kenntnis der Grammatik, ausreichender Vertrautheit mit dem Sprachschatz gelingt es in der That oft ein störendes Wort so zu ersetzen, eine durch Nachlässigkeit des Schreibers oder nachträgliche Schädigung des Buches verschuldete Lücke so auszufüllen, einen sinnlosen Satz durch Umstellung oder Tilgung oder Einschaltung, ein in seiner Gedankenfolge unverständliches Lied durch andere Ordnung der Strophen so umzuwandeln, dass nichts mehr stört. Vollends überzeugen wird, was zur Rechtfertigung eines Vorschlages vorgebracht wird, wenn dafür auch der Umstand spricht, dass aus dem Vermuteten leichter als aus anderem etwa Denkbaren das anstössige Überlieferte entstehen konnte. An Beispielen trefflicher Konjekturen fehlt es nicht; gleich wenig würde man in Verlegenheit sein Fälle anzuführen, wo ohne Not die Überlieferung preisgegeben, oder Unhaltbares mit Unhaltbarem vertauscht worden ist.

4. Es kann endlich in Frage kommen, ob ein als scheinbare Einheit entgegentretendes Werk nicht etwa Elemente verschiedenen Ursprungs, die teilweise oder sämtlich zuvor gesondert bestanden, in sich vereinige, ob nicht einzelnes als ursprünglich fremd auszuscheiden sei, hinwieder ob nicht etwas, das uns als Gesondertes vorliegt, vielleicht der willkürlich ausgeschiedene Teil eines grösseren Ganzen sei. In welchem Masse etwa die verschiedenen Branchen einer *Chanson de geste,* die man in Handschriften vereinigt findet oder aus Handschriften zu einem Ganzen vereinigen kann, von Anfang an als zusammengehörige Teile und durch einen und denselben ausgeführt seien, oder aber zur Einheit der Stoff zwar im Bewusstsein des Volkes zusammengefasst gewesen, die Ausführung der Teile aber das Werk verschiedener Zeiten und Personen sei, ist in jedem Falle besonders zu untersuchen; die entsprechende Frage bezüglich der stofflich zusammengehörenden spanischen Romanzen desgleichen. Dass aus dem Alexiusleben in fünfzeiligen Strophen durch spätere Erweiterung eine Dichtung in assonierenden Laissen geworden ist, bezweifelt, da das ältere Werk neben dem jüngeren vorliegt, keiner; in anderen Fällen kann gleiches sich zugetragen haben, die Kritik aber darauf angewiesen sein, aus Stil- und Sprachverschiedenheiten die Verschiedenheit des Ursprungs zusammengefügter Elemente erst zu erweisen. Die altfranzösischen *Proverbes du Vilain* liegen in verschiedenen Handschriften in nach dem Umfange des Ganzen und nach dem Wortlaut der Strophen stark auseinander gehenden Versionen vor; ist ursprünglich nur so viel da gewesen, als sie alle gemein haben, an diesen Kern hier so, dort anders Fremdes angesetzt worden? oder ist der Gesamtbestand an nach jenem einfachen Muster ausgeführten,

unter sich zusammenhangslosen Strophen als ursprüngliches Werk anzusehen, das ungleichmässig verstümmelt hier und dort sich erhalten hätte? oder welches ist sonst der mögliche Sachverhalt, der die vorliegenden Thatsachen am einleuchtendsten erklärt? (vgl. über die Entstehung des *Evangile aux femmes* die Darlegungen von Mall und von Constans in Gröbers Zeitschrift Bd. 1 und 8). Die vatikanische Handschrift giebt von Crestiens *Chevalier au lyon* eine namentlich auch durch das Vorhandensein gewisser keinesfalls unentbehrlicher längerer Stellen sich unterscheidende Redaktion. Ist sie hierin vertrauenswürdig? sind jene Stellen Zuthaten späterer Bearbeiter, oder sind sie des Dichters Werk und durch einen Schreiber beseitigt, dessen Geschmacke die Redseligkeit Crestiens nicht entsprach? Wenn der Dichter des moralisierten Ovid zwei ovidische Erzählungen statt sie selbst zu übersetzen, in vorgefundenen französischen Fassungen seinem Werke einverleibte, so bekannte er sich wenigstens dazu (s. Romania XIII 400); der Verfasser des *Ménagier de Paris* lehnt die Ehre ab der Urheber des Gedichts zu sein, das den Anfang des zweiten Abschnitts bildet, und nennt den seligen Jehan Bruyant als den, dem man das ganze erste Kapitel zuzuschreiben habe. Aber Jehan le Marcheant hat beträchtliche Stücke seiner Legenden von der Mutter Gottes zu Chartres dem Gautier de Coinsy entnommen (s. Zeitschr. f. vergl. Sprachf. N. F. III 417) und hat es darauf ankommen lassen, ob jemand des Diebstahls gewahr werde, der noch dazu durch die Verlegung der erzählten Wunder nach Chartres ein Raub auch an Soissons wurde; demselben Autor (Zeitschr. f. rom. Phil. VI 341) entnimmt die *Blastenge des Femmes* eine längere Stelle; der Erzähler des *Fablel de Guillaume au faucon* (bei Barbazan und Méon IV 409, Montaiglon II 94) borgt stillschweigend die Schilderung der Schönen aus dem *Conte dou graal* 2987 ff., und Pietro da Barsegapè hat längere Stellen aus dem Buche des Uguçon da Lodi in seine Reimerei aufgenommen und kein Wort davon gesagt, dass er sich mit fremden Federn schmücke. Wie oft kann dergleichen geschehen sein, ohne dass es bis jetzt nachgewiesen ist! Wenn die Fortsetzer zweier von Crestien angefangenen Werke oder der des Romans von der Rose oder der des Romans von Judas Makkabäus sich genannt und die Stellen bezeichnet haben, wo sie die Vorgänger ablösen, so ist anderwärts bei ähnlichen Umständen gleiches nicht geschehen, und nicht jedesmal ist die Zweiheit der Verfasser so unwiderleglich nachzuweisen, wie es durch P. Meyer für die Reimchronik vom Albigenserkriege geschehen ist. Als gesondertes Werk eines Unbekannten steht in einer Handschrift und ist als solches gedruckt (in Herrigs Archiv Bd. 64 S. 167) ein Stück, das man als Bestandteil des *Chastiement des Dames* von Robert de Blois längst gedruckt lesen konnte; und diese Unterweisung selbst ist ja hinwieder nur ein aus dem grösseren Werke des Dichters ausgelöstes Kapitel. Hier ist auch der Kritik der Sammlungen noch zu erwähnen, als einer Thätigkeit, deren Erträgnisse, an sich schon von hoher Bedeutung, durch die Dienste, die sie oft der Textkritik leisten, doppelt wichtig werden. Durch sie erfahren wir, von welchen Gesichtspunkten aus man die Wahl, die Anordnung des in Bücher zu Vereinigenden vollzog, wie einzelne Sammlungen zustande gekommen und wie sie unter einander verwandt sind, wovon denn wieder die Beantwortung der Frage abhängt, ob die in ihnen etwa gegebenen Attributionen Beachtung verdienen. Es kommt diese Art der Forschung gar nicht bloss für die handschriftlichen Sammlungen in Anwendung (für die durch Gröber, Caix und andere Dankeswertes geleistet ist), sondern ebenso für gedruckte, die oft sehr Verschiedenartiges unter einem Titel und ohne hinreichende Auskunft über den Ursprung des Einzelnen zusammenbringen, oder auch, während sie thatsächlich wie z. B. was früher unter dem Namen des Olivier Basselin ging,

Sammlungen buntester Zusammensetzung sind, sich doch als Sammlungen der Werke eines einzigen geben. Es sei hier der sehr verdienstlichen Charakteristik der spanischen Romanceros durch F. Wolf gedacht.

II. LITTERARHISTORISCHE KRITIK.

Oben, S. 252, ist gewagt worden, die ausserordentliche Fülle von Aufgaben, die die litterarhistorische Kritik sich zu stellen haben kann, in die eine Frage zusammen zu fassen: Worüber sagen die einzelnen Denkmäler aus, wofür dürfen und sollen sie als Zeugnisse dienen? Hier haben wir die Arten von Untersuchungen gesondert zu betrachten, die von der Kritik anzustellen sind.

1. Von hoher Bedeutung ist vor allem die Zeit, über die das Denkmal aussagt; handelt es sich doch darum von dem in der Zeit verlaufenden, sich wandelnden geistigen Leben der Völker eine Anschauung zu erlangen, zu welchem Ende den einzelnen litterarischen Thatsachen ihre Stellung in der zusammenhängenden Folge anzuweisen unerlässlich ist, unerlässlich für die Erkenntnis der Entwickelung der Sprache in Lautbestand, Formen, Satzbau, Ausdrucksvermögen, und nicht minder für die Einsicht in das Auftauchen, Walten, Zurücktreten herrschender Ideen. Nicht immer, für die älteren Zeiten (sofern es sich nicht um Urkunden im engeren Sinne handelt) sogar selten, sind die Denkmäler ausdrücklich datiert. Sind sie es nicht, so ist für die Zeit ihres Heraustretens unter die Zeitgenossen bisweilen in der Datierung einer Niederschrift, später in der des Druckes eine Grenze gegeben, nach welcher die erste Veröffentlichung nicht stattgehabt haben kann (nur dass freilich oft genug Drucke absichtlich falsch datiert worden sind). Fehlt auch diese Datierung, so kann bei Handschriften paläographische Kenntnis, bei alten Drucken oft die Vergleichung mit anderen aus derselben Werkstätte hervorgegangenen Arbeiten zu Zeitbestimmungen gelangen, die glaubwürdig sind, aber freilich immer einen etwas weiteren Spielraum lassen müssen. Nicht anders verhält es sich mit denen, welche sich auf die Beschaffenheit der Sprache stützen oder auf den stilistischen Charakter des Denkmals oder auf Eigentümlichkeiten des Versbaus oder der Bindung der Versschlüsse durch Gleichklang, bezüglich welcher Dinge noch das besondere im Auge zu behalten ist, dass Umarbeitung einer früheren Vorlage im Sinne späterer Zeit Mischungsverhältnisse herbeigeführt haben kann, die für ältere und für jüngere Entstehung gleichzeitig zeugen. Auf Grund bereits gewonnener ausgedehnter Kenntnis der in bestimmten Zeiten herrschenden Gedanken, Geistesrichtungen, Lebensgewohnheiten kann in anderen Fällen wieder mit grosser Wahrscheinlichkeit die Entstehung eines Denkmals als nur in der einen oder der anderen Periode annehmbar bezeichnet werden. Hinwieder sind bisweilen in Hinweisungen eines Textes auf chronologisch bestimmte geschichtliche Thatsachen oder in unverkennbaren Bezugnahmen desselben auf andere litterarische Denkmäler bekannter Entstehungszeit Merkmale gegeben, die verhindern, dasselbe über gewisse Zeitpunkte hinauf zu rücken, sowie andererseits das Schweigen eines Textes über Begebenheiten, die in ihm Erwähnung finden mussten, wenn sie seinem Entstehen vorangingen, oder Hinweisungen auf ihn oder auf die Person seines Urhebers, die sich in anderen Texten von feststehender Ursprungszeit finden können, manchmal in erwünschter Weise einen Punkt angeben, über den hinaus in der Richtung nach der Gegenwart unsere Vermutungen sich nicht bewegen dürfen. Widmungen an hochstehende Personen,

deren Lebenslauf einigermassen bekannt ist, von deren Thaten und Würden der Huldigende wenigstens das zumeist Ehre Bringende zu erwähnen pflegt, haben bei Bestimmung der Entstehungszeit oft willkommene Dienste geleistet.

2. Die Frage nach dem Orte der Entstehung kommt zunächst in dem Sinne hier in Betracht, dass sie den nationalen oder auch landschaftlichen Kreis ermitteln will, für dessen geistiges Leben und Sprachgeschichte ein Denkmal für uns ein Zeugnis sein darf. Die Antwort wird durch die Sprache desselben nicht immer so ohne weiteres gegeben, und würde es auch dann nicht, wenn wir von dem Sprachstande jeder Landschaft zu jeder Zeit die Kenntnis bereits besässen, um die wir uns noch lange werden zu bemühen haben. Einmal vollzieht sich bei allem litterarischen Gebrauche des gesprochenen Mutteridioms eine Annäherung an umliegende Idiome, läge dieselbe auch nur im Meiden dessen, was ausserhalb der engsten Umgebung des Schreibenden als fremdartig berühren müsste, eine Annäherung, die aber bei verschiedenen Individuen in ungleicher Weise sich vollziehen kann; andererseits giebt es keine litterarische Thätigkeit ohne litterarischen Verkehr, ohne Austausch der Erzeugnisse, also auch Angleichung der Sprache, welche Angleichung wiederum innerhalb eines und desselben Kreises in wechselndem Masse und ungleicher Richtung statthaben kann, dergestalt, dass mit der Zugehörigkeit zu demselben Übereinstimmung der litterarisch verwendeten Sprache nicht notwendig verbunden ist; von der ferneren Mischung sprachlicher Besonderheiten, die durch Vervielfältigung eines Werkes seitens anders sprechender Schreiber herbeigeführt werden kann, ist bereits die Rede gewesen. Es kann ja aber auch der Urheber eines Textes sich von vorn herein seines Idioms mit Bewusstsein völlig entschlagen, sei es um sich einer litterarisch alleinherrschend gewordenen Kunstsprache seines Landes zu bedienen, wie dies von den provenzalischen Trobadors gilt, sei es um zu einer völlig fremden zu greifen, weil die ihrer sich bedienende Litteratur ihm Lehrmeisterin beim eigenen Schaffen gewesen ist, ihn mit derselben so vertraut gemacht hat, dass sie ihm für gelegentliche Versuche ein bequemes, möglicherweise keine andere ihm ein gleich bequemes Ausdrucksmittel für künstlerische Arbeit ist, oder weil er in ihr zu einem grösseren Kreis reden zu können hofft, oder weil vorübergehender oder dauernder Aufenthalt im fremden Lande ihn dazu veranlasst. So sind Italiener unter die provenzalischen Trobadors gegangen oder haben französische Prosa geschrieben, haben spanische Könige sich am portugiesischen Minnesang beteiligt, hat Gil Vicente neben seinen portugiesischen auch zahlreiche spanische Stücke geschrieben.

Würde so die blosse Betrachtung der Sprache in vielen Fällen zu einer falschen Antwort auf die Frage nach der Heimat eines Textes führen können, und giebt sie in zahlreichen anderen eine zwar richtige, aber nicht so bestimmte, wie zu wünschen wäre, so hat sie doch oft recht wichtige Aufschlüsse gegeben, wo wenig andere Auskunftsmittel zu Gebote standen, wie z. B. in Bezug auf provenzalisch scheinende Texte, die sich als altfranzösische unter provenzalischer Tünche erwiesen, in Bezug auf franco-italienische, die man etwa mit französischen, in schonungsloser italienischer Niederschrift erhaltenen hätte vermengen können, in Bezug auf Erzeugnisse von Grenzgebieten, wie das Alexanderfragment, der Girart de Roussillon. Zum Glück ist der Entscheid über den Herkunftsort nur in einem kleinen Teil der Fälle überhaupt zweifelhaft und kann auch da auf Grund anderer als bloss sprachgeographischer Thatsachen gefällt werden. Direkte Aussagen des Textes selbst oder glaubwürdiger Zeugen, Erwägung des Interesses, das die Abfassung für eine oder eine andere Gegend haben konnte, Prüfung der Bekanntschaft mit Orten und Personen, die sich bei dem Verfasser erkennen lässt, der Zuneigung

oder der Abneigung, die er für Völkerschaften und Personen verrät, können oft zu Ergebnissen von hoher Wahrscheinlichkeit oder gänzlicher Sicherheit führen.

3. Ein Denkmal zeugt aber nicht bloss für eine Zeit, einen Ort, sondern auch für eine Person, welche möglicherweise recht allein stehend inmitten ihrer Umgebung, vielleicht als später Vertreter vergangener Zustände, vielleicht als Anbahner künftiger Anschauungen, möglicherweise in besonderem Glanze die ihre Zeit erfüllenden Bestrebungen darstellend, die Blicke auf sich zieht, eine Person von besonderer Bedeutsamkeit für die Geschichte; vielleicht auch eine Person, die nur wiederholt, nur weiter getragen hat wie viele andere neben ihr, immer doch insofern eine individuelle Wirksamkeit geübt hat, als gerade ihrem Eingreifen das Denkmal sein Dasein verdankt. Welches Individuum ist es, für welches das Denkmal zeugt? fragen wir weiter. Ein Name, der uns darauf zur Antwort gegeben wird, ist zunächst noch wenig; und ob wir den Urheber eines Werkes völlig anonym bleiben lassen oder ihn mit einem glaubhaft überlieferten Namen bezeichnen, macht an sich kaum einen Unterschied. Doch sind schon spärliche Zusätze zum blossen Personennamen, wenn sie die Heimat, die Gesellschaftsklasse, den Beruf, die Familie erkennen lassen, von grossem Wert; ob wir es mit dem Werke eines Geistlichen oder eines Laien, eines Kriegers oder eines Beamten, eines Fürsten oder eines Fahrenden, eines Gelehrten oder eines Handwerkers zu thun haben, davon hängt grossenteils die Bedeutung des Zeugnisses ab, das in dem Denkmal für uns liegen soll. Wenn fürstliche Personen sich selbst thätig an der Pflege lyrischer Kunst beteiligen, so weist dies auf eine ganz andere Schätzung derselben hin, als wenn sie nur beim Bürgerstande eine Stätte findet; die grosse Zahl dichtender Frauen in dem Italien des 16. Jahrhunderts ist für das geistige Leben der Periode in hohem Masse bezeichnend, nicht minder die litterarische Thätigkeit im Kriegsdienste stehender Spanier um die nämliche Zeit; gelehrte Studien im öffentlichen Leben stehender Laien charakterisieren eine Periode anders als diejenigen von der Welt geschiedener Mönche. Wichtig wird der glaubwürdig bezeugte Name eines Verfassers aber auch dann, wenn er möglich macht, eine Mehrzahl von Denkmälern auf gleichen Ursprung zurückzuführen, die ganze Fülle schöpferischen Vermögens zu übersehen, die einem einzigen Geiste verliehen war, oder wenn wir in dem Namen einen erkennen dürfen, den in anderen Denkmälern eine anders als durch litterarische Thätigkeit bekannte Person trägt, deren Lebensumstände genau festzustellen sind, deren Thun und Lassen, Wirken und Leiden mit ihrem künstlerischen Schaffen in Zusammenhang steht, Licht darauf wirft und davon empfängt. In derartigen Fällen, und ihre Zahl wird immer grösser, je näher der Gegenwart die Denkmäler stehen, gehen die auf die Person bezüglichen Fragen immer mehr auf Einzelnes, richten sich auf die Stelle, die dem einzelnen Werke in der Reihe der übrigen anzuweisen, auf den Lebensabschnitt, in dem es entstanden sei, auf die äusseren Umstände, die Begebenheiten, die darin ihre Spur hinterlassen haben können; und es wird versucht, innerhalb einer umfassenden Entwickelung die besondere des Individuums zu erkennen.

Noch verschiedener, als die in den einzelnen Fällen zu lösenden Aufgaben sind die hiefür zur Verfügung stehenden Mittel. Die meisten *Chansons de geste*, die älteren spanischen Romanzen, fast alles was als Volkslied bezeichnet wird, ist ohne Verfassernamen überliefert und muss doch am Ende, wie gross der Anteil des gesamten Volkes an der Ausbildung des Stoffes, an der Darstellungsform sein mag, durch eine bestimmte Person die Fassung erhalten haben, in der es vorliegt. Aber auch von Kunstdichtung, geschichtlicher Prosa und anderem ist oft der Verfasser unbekannt, oder verschiedene

Niederschriften weisen das nämliche Werk verschiedenen Urhebern zu; manches hat zeitweise als herrenloses Gut Verbreitung gefunden und ist später auf gewisse Eigentümlichkeiten hin einem Verfasser zugeschrieben, mit dessen wirklichen Werken es doch vielleicht nur sehr oberflächliche Verwandtschaft zeigt. Anderwärts sind verschiedene Werke glaubwürdig unter einen einzigen Namen gestellt, der doch von mehreren Personen getragen sein kann. Ist bei jenen jederzeit anonym gebliebenen Denkmälern volksmässiger Dichtung schwerlich von irgend welchem späten Forschen Erfolg zu hoffen, so kann, wo das Werk mehr persönlichen Charakter trägt, sorgsames Beobachten, Vergleichen, Durchsuchen gleichzeitiger Denkmäler manchmal zu Ergebnissen führen. Übereinstimmung in Sprache, Stil, Verstechnik, Gedankenrichtung, zwischen einem anonymen und anderen, mit Sicherheit einem bekannten Urheber zuzuweisenden Werken kann für jenes gleichen Ursprung wahrscheinlich machen. Dass in der Niederschrift des französischen Dauphins Louis erhaltene sechzehn Quatrains, die er um 1672 niederzuschreiben bekommen hatte, von seinem damaligen Lehrer Bossuet herrühren, hat so P. Lehugeur höchst einleuchtend zu machen verstanden (Rev. pol. et litt. 29. Nov. 1884) — und doch acht Tage darauf sie als lange gedrucktes Erzeugnis Godeau's bezeichnen müssen. Anderwärts kann deutlich hervortretende Absicht, insofern sie auf jenseits einer bloss künstlerischen Leistung Liegendes gerichtet ist, kann Parteistellung in politischen, religiösen Kämpfen, die sich verrät, kann Vertrautheit mit bestimmten örtlichen Verhältnissen, Besitz einer besonderen gelehrten Bildung, kann vertraute Beziehung zu bekannten Personen, die sich kund giebt, über den Verfasser Aufschlüsse gewähren, die wertvoller sind als die grösste Sicherheit bezüglich des Namens eines Autors, wofern mit diesem Namen sich keine Vorstellungen von der Besonderheit seines Trägers verbinden. In manchen Fällen mag es gelingen, von dem gesuchten Namen begleitete Anführungen aus dem herrenlosen Schriftwerk bei Zeitgenossen zu finden, oder Äusserungen, die darüber belehren, wem dieselben die Urheberschaft vermutungsweise zuschrieben oder zutrauten.

Es sei hier auch der weiteren Aufgabe wenigstens Erwähnung gethan, die sich da darbietet, wo ein Werk mehr als einen einzigen Urheber gehabt hat, sei es, dass es als Erzeugnis einer Mehrheit gleich von vornherein auftritt, oder dass es als solches erst genauerer Betrachtung sich darstellt. Neben der Frage nach den Personen der Urheber kann hier auch die nach dem Anteil eines jeden schwer zu beantworten sein. Nicht überall hat man es mit so einfachem Sachverhalte zu thun, wie bei dem Roman von der Rose oder bei den Werken, die Crestien von Troies bloss angefangen, zum Abschluss zu bringen andern überlassen hat, welche dann auch sich genannt und die Stellen, wo ihre Arbeit anhebt, bezeichnet haben. Die Fortsetzer mancher *Chansons de geste* haben sich oft eben so wenig genannt, wie die Verfasser der ältesten Branchen es gethan hatten, oder sie nennen bloss sich und lassen im ungewissen, wie weit ihr Eigentum sich erstreckt; dass die Reimchronik vom Albigenserkriege zwei Verfasser von ganz verschiedener Parteistellung habe, hat erst nachgewiesen werden müssen; dass die Stücke, aus denen die grosse Alexanderchanson, der Renaut von Montauban zusammengeschweisst sind, ungleiche Verfasser haben, hat sich erst genauerem Zusehn ergeben; in beiden Fällen liess sich zugleich wenigstens annähernd bestimmen, wie viel je eines Ursprungs ist. Wer Molière's Mitarbeiter an der *Psyché* gewesen sind, hat man jederzeit gewusst, und eines jeden Anteil auszuscheiden ist nicht schwer. Aber für die *Satire Ménippée* die Zahl und die Namen der Verfasser genau festzustellen und vollends jedem zuzuweisen, was ihm gebührt, hat viel Mühe gekostet, ohne dass volle Gewissheit erreicht, ja selbst ohne

dass jeder Zweifel an einer Mehrzahl verbundener Schriftsteller zurückgedrängt wäre. Was an Bühnenstücken und Romanen die vereinigte Thätigkeit je zweier oder noch mehrerer Autoren in zahlreichen Fällen hervorgebracht hat, wird sich selten in die Anteile der einzelnen zerlegen lassen (Meilhac und Halévy; Erckman und Chatrian; Edmond und Jules de Goncourt).

4. Oft genug hat die Kritik schon mit Texten zu thun gehabt, die bezüglich der Zeit, des Ortes ihrer Entstehung, oft auch hinsichtlich des Verfassers, dem sie zu verdanken wären, zu keinerlei mühsamer Vorarbeit Anlass zu geben schienen, und die über wichtige geschichtliche Vorgänge, über früher unbekannte Personen, über sonst unbezeugte, litterarische Bewegungen unerwartete und um so willkommnere Aufschlüsse versprachen, mit Texten, die bis dahin nur für möglich Gehaltenes in wohlbezeugte Thatsachen wandelten, die für litteraturarme Perioden die schmerzlich vermissten Denkmäler sprachkünstlerischen Lebens boten, — die aber nach kurzer, manchmal auch nach langer Zeit der Täuschung als völlig wertlos wieder preisgegeben werden mussten, mit gefälschten Texten. Ob im einzelnen Falle bloss Gewinnsucht dazu führte, Texte, die, wenn sie echt waren, im litterarischen Handel hohe Preise gelten mussten, selbst zu erzeugen, da sie sich sonst nicht gewinnen liessen; ob es galt, dem Heimatland, der Vaterstadt, der eigenen Familie oder der eines Gönners ältere Ruhmestitel zu schaffen, als die man auf anderem Wege beizubringen wusste; ob nur der Kitzel waltete, die Gelehrsamkeit der Zeitgenossen mit überlegener Schlauheit hinters Licht zu führen, der Überraschung, der Freude, der Geschäftigkeit, des wahrscheinlichen Gezänkes der Betrogenen heimlich lachen zu dürfen, kann von psychologischem Interesse sein herauszubringen. Wichtiger für den Philologen ist zu verfolgen, wie der Betrug ermittelt wurde, was das Vorliegen einer Fälschung ausser Zweifel stellte; denn immer wieder kann ähnliches versucht werden, und die Fragen, deren Beantwortung dort zur Entdeckung des Betruges führte, sind solche, die jedem Texte gegenüber zu stellen sind. Hat in einigen Fällen zur Zurückweisung schon die Unmöglichkeit genügt eine Niederschrift des Textes vorzulegen, die sich nicht dem irgend geübten Blick als blosse Nachbildung alter Schrift dargestellt hätte, in anderen Fällen der Umstand, dass, wer das Denkmal ans Licht gab, überhaupt keine auch nur dem Scheine nach alte Niederschrift nachzuweisen, auch über die Erlangung seines Textes keine glaubliche Auskunft zu geben vermochte, so haben andere Male die Kenntnisse des Fälschers nicht ausgereicht um etwas hervorzubringen, was auf die Dauer hätte irre führen können: er war der alten Sprache nicht Meister genug um sie ganz ohne Fehler zu handhaben; oder er kannte die Geschichte der Zeit, der seine Schöpfung entstammen sollte, nicht hinlänglich um Widersprüche zu vermeiden, in die sein Text mit wohl beglaubigten Thatsachen nicht geraten konnte, wenn er echt war; oder er war in dem Gedankenkreis der alten Zeit nicht heimisch genug um nicht Gedankenanachronismen sich zu schulden kommen zu lassen; oder er erwog nicht, dass gewisse Begebenheiten, die sein Text allein zu bezeugen die Aufgabe hatte, unter keinen Umständen von allen Zeitgenossen mit Stillschweigen übergangen sein konnten. Gleichwohl hat es oft lange gedauert, bis der Betrug nachgewiesen war, und bei weitem nicht jedesmal, wenn dies gelang, glückte es auch den Schuldigen zu ermitteln. Die wüste Masse der Denkmäler von Arborea hat nur wenige Jahre die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen vermocht, die Gedichte der Clotilde de Surville sind aus den Geschichten der französischen Litteratur wenige Jahrzehnte nach ihrem Auftauchen wieder verschwunden, noch rascher sind die occitanischen Dichtungen, die Fabre d'Olivet übersetzt zu haben vorgab, vergessen worden. Aber die Tagebücher des Matteo di Giovenazzo,

die Chroniken der beiden Malespini, die Inschrift der Ubaldini haben Jahrhunderte hindurch die Gelehrten beschäftigt. Scherze wie Leopardi's *Martirio de' santi padri,* das eine Übersetzung aus dem 13. Jahrhundert, oder Adolfo de Castro's *Buscapié,* der ein neu aufgefundenes Werk des Cervantes zu sein vorgab, wird niemand mit böswilligen Fälschungen in eine Linie stellen wollen; irre geführt haben auch sie unvorsichtige Freunde des Alten. Hinwieder sind Werke, wie die *Crónica del rey don Rodrigo,* die im 16. Jahrhundert geschrieben sich als ein Werk des 8. giebt, als wenigstens durchaus naive Fälschungen von jenen früher genannten zu sondern; wer so kindlich Geschichte und Sage mit eigener abenteuerlicher Erfindung aufputzte, weil die Geschichte ihm und vielen anderen nicht reich und schön genug war, dem darf man freilich gleich wenig vertrauen, wie dem eigentlichen Betrüger, aber er täuscht doch, auch wenn er sich Eliastras nennt und *pars magna* der erzählten Dinge gewesen zu sein vorgiebt, nur den, der Täuschung um jeden Preis haben will.

Oft ist freilich das Misstrauen gegen die Echtheit des Überlieferten zu weit gegangen. An Dante da Majano's Existenz zu zweifeln ist kein Grund vorhanden; die Schrift «über die kunstgemässe Handhabung der Volkssprache» als dem grösseren Dante untergeschoben zu betrachten wird sich niemand mehr versucht fühlen, seitdem sie richtig verstanden wird; die Zweifel des Pater Hardouin an der Echtheit der Denkwürdigkeiten Joinville's hat, schon als sie geäussert wurden, kaum jemand geteilt; den kräftigen Angriffen auf die Authenticität des Prosawerks des Dino Compagni haben sich Verfechter derselben entgegengestellt, die für möglich halten, dass dieses Buch und die *Intelligenza* von dem nämlichen Verfasser herrühren, und die das Vorhandensein so mancher unannehmbaren Dinge in jenem anders als aus der Ungeschicklichkeit eines Betrügers glauben erklären zu können. In manchen anderen Fällen steht dem Vertrauen der einen eine nicht minder beharrliche Ablehnung von seiten anderer gegenüber.

5. Auch mit der sichersten Beantwortung der Fragen nach Zeit und Ort der Entstehung eines Textes und nach der Person des Urhebers sind die Aufgaben der litterarischen Textkritik noch nicht erledigt. Es bleibt die wichtige Frage zu erörtern, inwiefern es über anderes als jene Zeit, jene Gegend, jenen Verfasser aussagt. Gleichwie die Sprache, die in ihm entgegentritt, des Urhebers eigene Schöpfung nur zum allerkleinsten Teile, vielleicht auch nicht im geringsten Masse ist, er vielmehr, wenn nicht ganz und gar, doch in der Hauptsache in ihr etwas seiner Umgebung nicht weniger Angehörendes, ein von der Vergangenheit ihm Überliefertes handhabt, in dessen weitere Ausbildung er nur innerhalb enger Grenzen einzugreifen vermag, seiner Eigenart es unterwerfend, neuen Bedürfnissen es anpassend; gleichwie in der rhythmischen Formgebung er den Bann des Gegebenen, des Üblichen nicht völlig durchbrechen kann, wenngleich er mit Erfolg und Beifall versuchen mag, durch neue Verwendung des Überkommenen, sorgliche Wahl unter dem Möglichen neue Wirkung zu erzielen, so ist, was er ausspricht, auch seinem Inhalte und der geistigen Form nach, die er ihm giebt, in verschiedenen Fällen in höchst verschiedenem Masse eine Bekundung bloss seines Ichs, kann ausser von der seinen, auch von ganz anderen, vielleicht weit entfernten Persönlichkeiten, ausser von seiner Zeit, auch von weitabliegender Vergangenheit zeugen. Dabei ist weniger an den allem Menschengeiste gemeinsamen Besitz oder an solchen Erwerb zu denken, der, nachdem er einmal für die geschichtliche Menschheit gewonnen, ihr nie mehr verloren gehen kann, als an bestimmte Bestrebungen und Geschmacksrichtungen, die sich fortpflanzen oder auch absterben können, Schöpfungen, die nicht am Orte ihrer Entstehung allein,

sondern auch weiter herum Gunst finden mögen. Was der einzelne litterarisch Schaffende von dem Gedankenleben seiner Zeit oder der Vergangenheit in sich aufgenommen hat, ist ihm, soweit es sich um geschlossene, fertige Erzeugnisse der Redekunst handelt, in gewissen bestimmten, nach der Vortragsweise sich unterscheidenden und hinwieder auf verschieden geartete Objekte redender Darstellung sich verteilenden Formen entgegen getreten, jenen Formen, nach denen die litterarischen Gattungen und Arten von einander gesondert werden. So neu und eigenartig sein mag, was er auszusprechen hat, in der Kenntnis jener Formen liegt, vielleicht ohne dass er sich dessen bewusst wird, in den meisten Fällen ein mächtiger Antrieb, vielleicht ein Zwang für ihn, zu einer derselben für seine eigenen Zwecke zu greifen, eine Erklärung des Umstandes, dass, was er geben will, ihm von Anbeginn als etwas in dieser Form zu Gebendes vorschwebt. Schon in dieser Hinsicht zeugt also ein Werk möglicherweise nicht bloss für seinen Urheber, sondern für eine Vergangenheit, die jene Form erzeugt hat, vielleicht für eine Gegenwart, die jener Form noch immer hold ist. Der epische Gesang hat eine bestimmte Form angenommen, ist derselben in zahlreichen Werken treu geblieben; wer Neues dazu thun will, hat kaum mehr die Wahl der Gestaltung in Bezug auf Versmass und Versverknüpfung, noch auch des Stils; ja so mächtig ist die Herrschaft dieser Überlieferung, dass auch die chronikmässige Erzählung des Erlebten ihr verfällt. Der Prosaroman hat auf eine Zeit begonnen, die Erzählung durch eingeschaltete Briefe seiner Hauptpersonen, die unmittelbaren Ergüsse ihrer Empfindungen, zu unterbrechen; der Beifall, den die Neuerung fand, hat dazu geführt, dass dieser Einschaltungen mehr und mehr wurden, zumal wo das Vorwalten seelischer Vorgänge vor äusseren Begebnissen es begünstigte; und endlich gelang es, die Rolle des Erzählers ganz auszumerzen, auch die Mitteilung des äusserlich Geschehenen den Briefen einzuverleiben. Die neu gewonnene Form aber behauptete sich lange in Gunst und kam zur Anwendung auch in Fällen, wo sie keineswegs die angemessenste war. Inwiefern also ein Werk einer Gattung angehöre, die eine frühere Zeit geschaffen, ist zu ermitteln; in dem Masse als dies von ihm gilt, zeugt es für ausser dem Verfasser Liegendes gleichzeitig wie für ihn. Nicht immer ist ganz leicht zu entscheiden, welcher von zwei einander nahe stehenden Gattungen ein Werk zuzuweisen sei: den Pamphilus hat man als Komödie bezeichnet, in Akte und Auftritte geteilt, obschon Vers 71 Rede des Dichters, nicht einer auftretenden Person giebt, und, was in dem Werke vorgeht, doch nicht wohl alles vor dem leiblichen Auge eines Zuschauers geschehen kann; manche altfranzösische *Desputaison* könnte man sich so gut aufgeführt denken, wie manche sicher aufgeführte *Moralité*.

Auch das, was der Verfasser in der oder jener Form darstellen will, sagt in vielen Fällen nicht über ihn allein, sondern über andere und über ihn nur insofern aus, als er es sich angeeignet, es erneut, umgewandelt hat. Schon das, was menschliche und aussermenschliche Natur an ewig sich gleich bleibendem Gegenstand der litterarischen Darstellung bieten, kann der einzelne in eigentümlicher, selbständiger Weise erfassen oder aber nur mit fremden Augen erblicken, in ihm nur das wiederfinden, als was andere es ihn kennen gelehrt und auch für ihn bereits dargestellt haben, so dass in ihm, vielleicht in anderer Sprache zum Ausdruck kommend, durch die Besonderheit der umgebenden Welt bestimmt, der nämliche geistige Vorgang nicht unabhängig, neu, sondern bloss nacherlebt wird, der früher in anderem Geiste sich vollzogen hatte. Vielleicht ist auch nur die Betrachtungsweise, die Darstellungsart einem Vorgänger, ausländischen Mustern abgesehen, der Betrachtungsgegenstand frei gewählt: in Ton, Haltung, Ordnung des Stoffes folgt man Virgil, so gut man kann, singt aber das befreite Jerusalem; oder man sucht zu dem, was Horatius

und Juvenalis von Roms Verkehrtheiten und Lastern melden, die Gegenstücke in Paris und dichtet jener Satiren zu neuen, nicht bloss der Sprache nach französischen um; oder man versucht wie Charles Sorel, an den französischen Schäferromanen ein Gericht zu vollstrecken ähnlich dem, das Cervantes an den spanischen Ritterromanen vollzogen hatte.

Hinwieder ist der Stoff, den ein Text behandelt, nicht immer für ihn charakteristisch: das Einzelne ist ihm zwar vielleicht eigentümlich, aber in der Wahl der Sphäre, innerhalb deren er sich bewegt, lässt sich eine Vorliebe der Entstehungszeit, nicht eben des Verfassers erkennen. Es giebt Zeiten, die den Kampf des Mannes gegen feindliche Mächte, störende Zufälle, gegen Versuchungen, die die eigene Schwäche bereiten mag, am liebsten von einem ritterlichen Helden gegen Heiden, Bösewichter, Zauberer, mit siegreichem Schwerte durchgefochten sehn mögen, die der Teilnahme für andere Arten ein unbeugsames, edles Wollen zu bethätigen kaum fähig sind. Den phantastischen Schauplatz, die nie in der Wirklichkeit sich findenden Lebensbedingungen, darin dieses Heldentum sich am besten zu bewähren vermag, nimmt lange Zeit hindurch ein Erzähler dem andern ab, und was ein Werk der Gattung vom andern unterscheidet, ist kaum viel mehr als die Reihenfolge gleich gearteter Abenteuer und daneben etwa ein höheres oder geringeres Mass von Geschick in der Ausführung. Das tonangebende Publikum anderer Zeiten sieht wieder die höchste Leistung des Mannes in der leidenschaftlichen Hingebung an den Willen einer geliebten Dame, einer Hingebung, die sich durch keine Kälte der Angebeteten, noch weniger durch Trennung, Gefahr, Ungleichheit des Besitzes, Verführung irre machen lässt, nebenher auch in wohlgesetzter Rede, süssen Versen und Flötenspiel sich auszusprechen vermag; auch dafür wird ein besonderer Hintergrund, der einer Schäferwelt geschaffen, die keine Nahrungssorgen, keinen Kampf mit der Natur, keine bürgerlichen Pflichten, kaum eine Verschiedenheit der Stände, bei ewigem Frieden keine staatliche Ordnung kennt, unter einem von römischen Göttern bewohnten Himmel doch nur in bestimmten Gedanken der Gegenwart sich bewegt; und auch diese Welt geht von Hand zu Hand, ein nicht eben ausgiebiges Thema wird fort und fort auf dem nämlichen Instrument variiert. Ein anderes Mal lässt Dichter auf Dichter den abenteuernden, unstäten, durch wenig Gewissenssorgen beengten Landfahrer sich durch die Welt schlagen; oder die heitere Weltvergessenheit hinter der Flasche wird in einem lustigen Freundeskreise die Quelle einer Poesie des Trinkens, die ihre Pflege zeitweise auch bei den Mässigen und Nüchternen findet; oder über die Bühne schreiten und durch die Romane gehen ohne Ende die Gestalten der unheimlichen Sirene, die den Gatten von der Seite des ehelichen Weibes lockt, der Gattin, deren Untreue die Ehre des Mannes befleckt, des reinen Mädchens, des tüchtigen Jünglings, denen der Makel unehelicher Geburt die Thore zu harmlosem Familienleben verschliesst oder ein früher genossenes Glück zerstört.

Endlich kann der spätere Autor, mit der Form oder ohne sie, das was er vorträgt, seinem Inhalte nach Früherem entnommen haben, das Werk also auch in dieser Hinsicht nicht für ihn allein, sondern für zwei oder mehrere zeugen. Was in lateinischer Fassung einzig den Gelehrten zugänglich war an Kunde von ferner Vergangenheit, an Berichten über das Leben der Heiligen, an Aufzeichnungen über Merkwürdigkeiten der Tier- und der Pflanzenwelt, an Bildern von menschlichem Treiben in Fabelform, das wird, in der lebendigen Volkssprache nachgebildet, allen dargeboten, vielleicht erweitert, ausgeschmückt, auch missverstanden, umgedeutet, in eine neue Gegenwart hinein nachgedichtet. Die kurze feine Fabel des Phädrus, die mit spöttischer Bitterkeit vom Leben der römischen Kaiserzeit hier ein Stück und dort ein anderes

im Gewande der Tiergeschichte vorführt, ohne viel Lust oder Mut der menschlichen Thorheit die Wege der Vernunft zu weisen, wird im Mittelalter fast ein Predigtthema, wird nach schwachem Vermögen nacherzählt, aber mit gewaltsam daran gehefteter Nutzanwendung ausgestattet, wird bei Lafontaine wieder mehr nur ein Bild, ergötzend durch lebensvolle Ausführung des einzelnen und launige Hinweisung auf die Schwachheit des Menschen, der immer derselbe bleibt, sich selber ein Gegenstand lächelnden Mitleids. Die Helden der antiken Sage erstehen als Ritter des dreizehnten Jahrhunderts mit demutvoller Frauenverehrung, in Gewand und Sitte einer neuen Zeit, oder als zierliche Höflinge einer noch späteren Gegenwart; Ismene geht ins Kloster, nachdem sie den verloren hat, der zuvor mit ihrem Ärmel an der Lanze in die Schlacht gezogen war. Die französische Heldendichtung, selbst ein verklärtes Bild heimischer Geschichte, wandert nach Italien und ersteht dort nachmals bei Ariosto verquickt mit zahlreichen, ihr fremden, aus dem Altertum, aus dem bretonischen Cyklus stammenden Elementen, immer noch lebensvoll, ergreifend, ergötzend; aber ihre Cavaliere und Damen erfüllt eine neue Sinnesart, und der Dichter lässt deutlich genug blicken, dass er selbst ausserhalb der Welt steht, die er aufbaut. Kleinere Geschichten, dem Orient entstammend, wandern von Volk zu Volk, nehmen überall lokalen Charakter an, ändern wohl auch bei gleichbleibenden wesentlichen Zügen den Grundgedanken, dergestalt dass sie hier erbaulich, dort frivol sind, lassen wichtige Züge das eine Mal fallen, verwachsen mit anderen Geschichten ein anderes Mal. Oder was Erzählung war, wird Bühnenstück; was als nebensächliche Notiz in einer alten Chronik sich vorfand, gestaltet dichterische Phantasie zu einem in allen Einzelheiten deutlich erschauten, für sich bestehenden Vorgang; der einzelne Moment einer Erzählung wird die Grundlage eines lyrischen Gedichts. Die Historie vollends, wo sie nicht bei Selbsterlebtem stehen bleibt, kann ja gar nicht anders als mündlich oder schriftlich Überliefertes sich aneignen.

Auch in Einzelheiten der Ausführung zeugt ein Werk oft nicht für seinen Urheber allein, sondern für Vorgänger mit. An Redensarten, Formeln, stehenden Vergleichen, Sprichwörtern besteht überall ein gewisses Gemeingut, von um so grösserem Umfang je mehr und je länger litterarische Bildung vorhanden ist, nicht immer leicht auf seinen Ursprung zurückzuführen, aber als solches bei einiger Umsicht leicht zu erweisen. Dazu aber kommt in vielen Fällen weiteres an ausgeführten Bildern, an einzelnen Situationen, an Kunstgriffen der Verstechnik und der Rhetorik, das, wenn es gute Wirkung einmal, ja wenn es sie noch so oft bewährt hat, gern immer wieder verwendet wird, dessen Gebrauch zu Zeiten das Publikum sogar beinahe fordert. Wiederum hat hier die Kritik festzustellen, in welchem Umfang der Text über seinen Urheber, in welchem er über andere mit, und über wen mit er aussagt.

6. Ist nun festgestellt, in welchem Masse und wie beschaffene, woher stammende fremde Elemente in einem Werke zu erkennen sind, so ist damit ja keineswegs ausgeschieden, was für die Kennzeichnung und Schätzung desselben etwa nicht oder weniger in Betracht käme, sondern nur die Möglichkeit gegeben demselben innerhalb der Reihen gleichartiger Erscheinungen seine Stelle anzuweisen, den richtigen Standpunkt für unsere Beurteilung zu gewinnen. Seine Besonderheit liegt nicht allein in dem noch nie Dagewesenen, was es bietet, dieses könnte vielmehr leicht das am wenigsten Bedeutsame daran sein, sondern in der Art, wie es vorgefundene Elemente von Stoff und Form zu einem neuen Ganzen vereinigt, vielleicht Eigenes damit verquickt. Nicht das Unerhörte ist das geschichtlich Wichtige, sondern die glückliche Vollendung des lange Angestrebten, die reine und volle Herausbildung des in un-

vollständiger Entwickelung Überkommenen, und andererseits die Erscheinungen, in denen Keime zu erkennen sind für künftiges Wachstum. Um dieses letzteren Grundes willen wird denn auch zu fragen sein, wie das Werk in seiner Zeit aufgenommen worden, inwiefern es den Neigungen der Zeitgenossen entgegengekommen sei und seinerseits Anstoss zu weiterem Schaffen gegeben habe. Ob das, was als bewusster Zweck oder als naiv Angestrebtes dem Urheber vor Augen stand, erreicht sei; ob der richtige Weg eingeschlagen, die Kraft ihn zu durchwandeln ausreichend gewesen sei, wird die Kritik (oder die Hermeneutik) ebenfalls fragen und, das Mass des anderwärts Geleisteten anlegend, schwerlich immer gleich darauf antworten; als historische Kritik kennt sie keinen absoluten Massstab, sondern scheidet das durch Zeit und Ort der Entstehung Gegebene von dem neu Hinzugekommenen, und schätzt nach dem Masse, in dem das Werk Weiterführung oder Vollendung eines Werdenden, Keim des Künftigen ist.

III. HERMENEUTIK.

Die Aufgabe des Interpreten, des Auslegers, ist zu verschiedenen Zeiten sehr ungleich aufgefasst worden. Das Mittelalter liebte es, an eines Schulautors, am öftesten an Virgils Text alle Art Schulweisheit sich in Form einer Interpretation anschliessen zu lassen; er wurde ihm eine Art Vorwand alles und jedes zur Sprache zu bringen, und schwer konnte es nicht fallen, aus Anlass auch schon einer kurzen Stelle Naturgeschichte und Moral, Kosmographie und Götterlehre, Rhetorik und Logik, Politik und Grammatik zum Gegenstande der Erörterung zu machen. Dante verfährt im *Convivio* nicht viel anders: die Abwehr der Unehre, die er von einer Missdeutung seiner Kanzonen fürchtet oder zu fürchten vorgiebt, ist doch nur eines, was ihm die Feder in die Hand legt, wertvolle Kenntnis jeder Gattung zu verbreiten liegt ihm nicht minder am Herzen. Francesco da Barberino scheint nach dem, was man bis jetzt von seinem Kommentar weiss, sich ungefähr auf denselben Standpunkt gestellt zu haben, nur dass er das Latein nicht für zu vornehm hielt, einen italienischen Text kommentierend zu begleiten. Man hat ein gewisses Recht, auch das *Breviari d'Amor* als die ausgiebige Interpretation einer bildlichen Darstellung samt ihren Beischriften aufzufassen, eine Interpretation, die, wie die beiden eben erwähnten, kein Bedenken trägt, von ihrem eigentlichen Gegenstande oft sehr weit abzuschweifen. So dient ja auch heute noch das Lesebuch in der Muttersprache beim elementaren Schulunterricht neben anderem dazu, die Anknüpfungspunkte für Mitteilung von mancherlei Realien zu bieten, und an die Interpretation eines altfranzösischen Romans würde man mindestens so viel Recht haben, die Darlegung der altfranzösischen Kulturverhältnisse, wie eine Rekapitulation der altfranzösischen Grammatik zu knüpfen. In so weitem Sinne kann hier Hermeneutik nicht verstanden werden.

1. Von den vielen Verrichtungen, die in den Bereich der Wortinterpretation fallen, dürfen wir die voranstellen, die in der Deutung der in dem Denkmale gebrauchten Schriftzeichen, sofern ihr Gebrauch von dem heute geläufigen abweicht, besteht, also im richtigen Lesen oder, wenn die Aufgabe vorliegt, den Text heutigen Schreibgewohnheiten entsprechend herauszugeben, im richtigen Umschreiben. Ist ein Teil dieser Aufgabe von der historischen Grammatik zu lösen und hängt er mit der Interpretation eines einzelnen Textes

nicht enger zusammen als mit der jedes beliebigen anderen aus gleicher Zeit und gleicher Heimat, so ist ein anderer Teil sicher Sache dieser Interpretation. Wenn wir in einem altfranzösischen Texte *iure* vorfinden, so hat die Auslegung darüber zu befinden, ob mit dem so geschriebenen Worte gemeint ist, was heutigem *ivre* oder was heutigem *jure* oder was heutigem *juré* im Altfranzösischen entsprach; denn hierüber kann nur aus der Betrachtung des Zusammenhangs der vorliegenden Rede entschieden werden. Ob dagegen im zweiten und im dritten Fall *i* einen Halbvokal oder einen stimmhaften Reibelaut, *u* den Laut bezeichne, der im Lateinischen, oder den, der im Neufranzösischen mit diesem Zeichen gemeint wird, ob im zweiten Fall *e* gleich wenig einen gesondert hörbaren Laut darstelle wie im heutigen *jure,* ob im dritten das *e* geschlossenen oder offenen Laut bezeichne, gehört zwar sicher mit zur Interpretation der Gesamtheit der altfranzösischen Schriftdenkmäler, aber eben der Gesamtheit, und diese Seite der Deutung nicht eines Textes sondern einer Litteratur ist Grammatik. Jene andere Seite der Deutung eines Textes aber, die zwischen Möglichkeiten der Schriftauffassung entscheidet, mit denen Möglichkeiten der Sinnesauffassung Hand in Hand gehen, ist Interpretation im engeren Sinne, ist von grosser Wichtigkeit, und der ungeheuren Zahl der Fehler nach, die in dieser Beziehung begangen worden sind, wohl auch nicht ganz leicht. Ausserordentlich zahlreich sind in der That bei der Beschaffenheit der alten Schreibweise in allen romanischen Sprachen die Fälle, wo gleiche Schrift ganz verschiedenen Laut und damit verschiedenen Sinn bedeuten kann; dazu kommt, dass schon die Schrift als Schrift nicht immer völlig unzweideutig ist, indem Abkürzungen verschieden aufgelöst werden dürfen, manche unter sich ähnliche Buchstaben infolge unklarer Ausführung mit einander (*c* mit *t, e* mit *o, n* mit *u, ſ* mit *f*) verwechselt werden können, bei dem sehr häufigen Fehlen des I-striches *ni, in* mit *m* (richtiges *poinis* Jerus. 8068 mit falschem *pomis,* richtiges *ment* Barl. u. Jos. 296, 32 mit falschem *vient*) *ui* mit *iu* und bei der Ähnlichkeit von *u* und *n* auch *nuit* mit *uint* oder *mut* gleich erscheinen. Dass andererseits ja auch die Lautgruppe, das Wort mehrdeutig sein kann, dass es neben den Homographen Homonymen giebt, ist nicht minder bekannt und kann im einzelnen Falle die Unsicherheit mehren. Weitere Möglichkeiten des Irrens ergeben sich aus dem Zusammenschreiben von Wörtern, die eigenen Tones baar sind, mit anderen (so steht Par. Duch. 27 *loreches* statt *lor esches*), welches namentlich stattfindet, wo Elision des tonlosen Vokals eines proklitischen Wortes eingetreten ist, ohne dass ein Apostroph dieselbe andeutet (*lamer* kann *l'amer* oder *la mer, si* kann *si* oder *s'i, li* kann *li* oder *l'i* sein); weitere aus dem Umstand, dass Eigennamen nicht durch Majuskeln ausgezeichnet werden, so dass es möglich ist, welche zu sehen, wo keine sind (s. z. B. Giorn. stor. d. lett. ital. III 409 *lucia, non Lucia*), oder sie zu verkennen, wo sie vorliegen (wie mit dem Namen *Forré* eine Zeit lang geschehen ist, s. Gött. Gel. Anz. 1875 S. 1080, und mit dem Namen *Gentucca,* Purg. XXIV 37 vielleicht hie und da noch geschieht).

Nehmen wir an, es seien alle in der besprochenen Richtung liegenden Schwierigkeiten und Zweifel gehoben, wie sie der Hauptsache nach nicht da sein würden, wenn wir gesprochener Rede statt geschriebener uns gegenüber befänden, so liegt der Deutung weiter ob, sich über den Sinn des einzelnen Wortes in seiner bestimmten Form Rechenschaft zu geben, zu fragen, was als den Sinn desselben alle bisher geschehene Interpretation verwandter Texte hat annehmbar erscheinen lassen und daher im Wörterbuche verzeichnet hat, was über die Funktion seiner Form die Grammatik, wiederum die Ergebnisse aller vorangegangenen Denkmälerdeutung zusammenfassend, lehre. Die

Schwierigkeit der Lösung dieser Aufgabe wird wechseln je nach dem Umfang und der Sicherheit der Ergebnisse vorangegangener gleichartiger Arbeit: gegenüber neueren Denkmälern in Litteratursprachen, deren Wortschatz und Formenbestand durch die die nämlichen Sprachen in völlig oder annähernd gleicher Gestalt noch immer Sprechenden gedeutet ist, ist sie sehr gering, wenngleich auch hier die Unzulänglichkeit der vorhandenen Wörterbücher und Grammatiken oft genug wahrnehmbar wird; die ältesten Quellen aber oder Schriftstücke, die in litterarisch wenig verwendeten Idiomen abgefasst sind, können sorgsamer grammatischer und lexikalischer Interpretation schwierige Aufgaben stellen; hier fällt Interpretation mit Grammatik und Lexikographie grossenteils zusammen.

Wie schon die Deutung der Schriftzeichen, so lange sie beim einzelnen Worte stehen bleibt, über das Erwägen verschiedener Möglichkeiten hinaus zu einer Wahl unter denselben nicht gelangen kann, vielmehr einen weiteren Zusammenhang von Worten ins Auge zu fassen genötigt ist, für den ein annehmbarer Sinn sich aus einer bestimmten Deutung jedes einzelnen ergeben muss, wenn diese richtig sein soll, so muss immer wieder auch die grammatische und lexikalische Deutung auf den Satz, die Periode, das Ganze den Blick richten, um sich zu vergewissern, ob sie dem einzelnen den richtigen Sinn beilegt; einzeln entgegen tretende Teile hat sie zu einem vernunftgemässen Ganzen zu verbinden; was aber der Teil sei, erhellt sehr oft nur aus dem Ganzen. Dies gleichzeitige Achten auf zweierlei oder das kurze Aufschieben bestimmter Erfassung des einzelnen, bis Kenntnis des weiteren die Richtigkeit des Erfassens sichert, vollzieht sich beim Lesen wie beim Hören, beinahe ohne dass wir seiner gewahr werden, wenn die Rede sich in Formen bewegt, die uns geläufig sind. Bei schwierigen Stellen hat aber die Interpretation den Weg vom Teil zum Ganzen oft sehr häufig hin und her zurückzulegen, bevor sie der zutreffenden Auffassung sicher ist. Entsprechend verhält es sich mit Wortgruppen hinsichtlich ihres Verhältnisses zu anderen und zum Ganzen der Rede, eines Verhältnisses, das die gesprochene Rede durch Anbringen oder Nichtanbringen von Pausen oder durch Betonung kenntlich macht, das in der heutigen Schrift durch Interpunktion und mancherlei andere Satzzeichen zur Darstellung gebracht wird, während die ältere Schrift dem Leser, dem Interpreten nur äusserst wenig Hilfe beim Erkennen desselben leistet. Wer anderen auslegt, hat hierin einen besonders wichtigen Teil seiner Aufgabe zu sehen; ihr hierin zu genügen ist besonders verdienstlich, die Interpunktion eines ohne sie überlieferten Textes vielleicht der beste Prüfstein für die Tüchtigkeit des interpretierenden Herausgebers, die Untauglichkeit der Interpunktion bei allem sonstigen weisen Schweigen entscheidend für die Unreife desselben. Aber auch über die innere Gliederung der kürzeren Redestücke hinaus, wie sie durch Interpunktion kenntlich gemacht werden kann, gilt es unter Möglichkeiten der Auffassung eine gerechtfertigte Wahl zu treffen: Frage, Ausruf, Assertion unterscheiden sich vielfach in der schriftlichen Darstellung der Rede nicht von einander; bei Wechselrede, die sich in kurzen Sätzchen oder einzelnen Wörtern bewegt, kann oft fraglich sein, wie dieselben auf die sich unterredenden Personen zu verteilen seien. Wiederum hat hier der Interpret einzutreten, wo die Schrift hinter der Klarheit mündlichen Vortrags zurückbleibt, oder als Herausgeber mit den reicheren Mitteln des heutigen Schreibverfahrens schweigend nachzuhelfen. Die im einzelnen erkannten Gedanken hat er auch in ihrem Zusammenhang, das ganze Denkmal in seiner Gliederung zu begreifen, auch wo dem Verfasser nicht gelungen sein oder er absichtlich unterlassen haben sollte, dieselbe deutlich hervortreten zu lassen. Die trefflichen Analysen, die schon durch die alten Erklärer, später durch

Leopardi von Petrarca's kleineren italienischen Dichtungen gegeben worden sind, mögen hier als Beispiele genannt werden; Dante hat an den in die *Vita nuova* aufgenommenen Stücken derartige Arbeit selbst vollzogen. Die vollständige Umsetzung eines im Ausdrucke schwierigeren, durch seltene Wörter, kühne Gliederstellung, unvermittelte Übergänge, den Leser aufhaltenden Dichterwerkes in schlichte Prosa kann, indem sie rascheres Durchlaufen des Ganzen ermöglicht, dem Leser es erleichtern den Überblick über dasselbe zu gewinnen, während sie ihm gleichzeitig das einzelne noch einmal ins Gedächtnis ruft; so ist es z. B. in De Marzo's Dantekommentar, in Guasti's Ausgabe der Gedichte Michelangelo's geschehen.

2. Wenn in vielen Fällen eine ausreichende Interpretation schon diejenige grammatisch-lexikalische ist, die in einer möglichst treuen Übersetzung besteht, so ist mittelst einer solchen allein den Gedankeninhalt eines Denkmals klar zu machen doch durchaus nicht immer möglich. Ist sie vielfach schon dadurch erschwert, dass die Sinneskongruenz im allgemeinen für gleichbedeutend geltender Wörter zweier Sprachen, oder (innerhalb einer einzigen Sprache) eines Wortes mit sich in auseinander liegenden Perioden nie so vollkommen ist, wie für die Übersetzung zu wünschen wäre, so tritt häufig der Fall ein, dass ein auch nur ungefähr das Wort des Originals wiederzugeben geeignetes in unserer Sprache überhaupt fehlt, weil die Vorstellung uns nicht geläufig ist, die sich mit jenem verbindet. Hier zunächst ist sachliche Interpretation unentbehrlich, um ein Wort zu ersetzen, oder auch um zu lehren, in welchem sonst nicht mit ihm verbundenen Sinne irgend ein zur Übersetzung verwendetes Wort zu verstehen sei. Doch die eben bezeichnete Verlegenheit des Übersetzers ist nur ein Symptom für einen Sachverhalt, der sich auch anders spürbar macht. Die vielfältige Verschiedenheit der Verhältnisse, unter denen der Verfasser eines Denkmals lang vergangener Zeiten lebte, oder der einem fremden Volke angehörige Schriftsteller heute lebt, und derjenigen, in welchen der verstehen wollende Leser steht, nötigt zum geistigen Aufbau hier dieses, dort jenes Stücks der gesamten Welt, inmitten deren die Denkmäler entstanden sind. Unzählbar sind die Dinge, über welche die Urheber jener sich mit ihren ersten Lesern im Besitze gleicher Vorstellungen wissen, Vorstellungen, welchen sie keine Veranlassung haben zeitlich oder örtlich begrenzte Gültigkeit beizumessen, während der philologische Leser dieselben doch erst wieder zum Leben im Gedanken erwecken, als Voraussetzungen neu erwerben muss für volle und allseitig richtige Aufnahme des Inhalts der einzelnen Denkmäler. Leichter wird heutzutage vielleicht diese Arbeit gegenüber ausländischer Gegenwart als gegenüber weit abliegender Vergangenheit; aber doch wohl auch nur so weit, als es sich um städtisches Leben, die Verhältnisse der höheren Klassen der Gesellschaft handelt, womit durch Reisen und Bücher einigermassen vertraut zu werden nicht schwer fällt; viel weniger, wo es gilt, Denkweise und Lebensgestaltung des Landvolks, der Arbeiter, der Seeleute, der Soldaten sich anschaulich werden zu lassen; schwierig genug in jedem Falle, wo es sich um das handelt, was im Wesen eines Volkes auf klimatische Einflüsse, vererbte Dispositionen, Einwirkung der kirchlichen Gemeinschaft, Gestalt des staatlichen Lebens als wirkende Ursachen zurückgeht. Über die Vergangenheit aber erfahren wir nichts durch unmittelbare Anschauung, bei weitem weniger durch Zeugnisse als über die Gegenwart; doch liegt auch hier uns ob, im Gedanken eine Welt aus den Keimen erwachsen zu lassen, die im Überlieferten gegeben sind, eine Welt voll Lebens und natürlichen Ineinandergreifens, in der das einzelne Denkmal als Lebensäusserung seine bestimmte Stelle einnimmt, in seiner Besonderheit verständlich aus seiner Umgebung, selbst wieder Aufklärung gewährend über diese.

Die sachliche Erklärung der einzelnen Denkmäler verlangt Vertrautheit mit der Einrichtung des häuslichen Lebens der Zeit und des Landes, mit den Geräten, die ihm dienen, mit der Beschaffenheit der Kleidung, der Standesabzeichen, mit den Formen des Zusammenlebens in Familie, Staat, Kirche, den Grenzen der Rechte und Pflichten der einzelnen in diesen Gesamtheiten, den Funktionen der Organe öffentlicher Ordnung, mit der Sonderung der Berufsarten, mit der Art der Verkehrsmittel und der Tauschmittel, mit der volksüblichen Einteilung des Tages und des Jahres, der Einrichtung des Kalenders, mit der Zahl und Lage öffentlicher Feste und der Natur öffentlicher und privater Vergnügungen. Nicht minder unentbehrlich erweist sich Kenntnis dessen, was man etwa zusammenfassend Wissen und Glauben einer Zeit und eines Volkes von Natur und Geschichte nennen mag, und zwar ist dabei eben so wichtig der Stand der allgemeinen, der im Volke verbreiteten Bildung wie die Höhe, die dieselbe bei gelehrten einzelnen erreicht haben kann. Wir müssen Kenntnis davon haben, wie das Reich des Wissens umgrenzt und innerlich gegliedert worden ist, wie gelehrte Arbeit betrieben, wie und wem ihr Ertrag nutzbar gemacht wird; wie tief der Blick ins Weltall dringt, welche Vorstellungen von der ausserirdischen Welt und ihren Beziehungen zur Erde gelten, wie weit die Erde bekannt ist, ihre Oberfläche, ihre Bewohner, ihre Sprachen, ihre Religionen; was man von Steinen, Pflanzen, Tieren, ihren Eigenschaften, ihrem inneren Bau, den Bedingungen ihres Daseins weiss oder zu wissen glaubt, welchen Aberglauben missdeutete Überlieferung, übereilte Schlüsse aus ungenauen Beobachtungen, die Neigung, persönliches Walten in die Naturvorgänge hineinzusehen, erzeugt haben; wie die eigene oder fremde Geschichte sich im Geiste des Volkes spiegelt, wie ein Gedächtnis des Vergangenen, genährt von treuer Überlieferung und eigenmächtiger Ausgestaltung des Empfangenen, besteht und sich wandelt und wuchert, wie auch von unmittelbarem Eingreifen Gottes in das Leben der Menschheit und der einzelnen gedacht wird. Wichtiger noch ist, den Hintergrund religiöser, sittlicher, ästhetischer Anschauungen der Gesellschaft zu kennen, auf dem das Thun und Lassen des einzelnen steht, sei es in Übereinstimmung mit ihm, sei es durch scharfen Gegensatz sich abhebend: die Tiefe, bis zu welcher, die Reinheit, in welcher die der überlieferten Religion, der Konfession entsprechende Weltanschauung das Leben einer bestimmten Gesellschaft durchdringt und beherrscht, den Wandel der einzelnen, das Verhalten zum Nächsten bestimmt; die herrschende Auffassung des ehelichen Lebens, die Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern oder zwischen anderen Blutsverwandten; die vorwaltenden Gedanken über die Stellung der Frauen im Hause und im öffentlichen Leben und über die Liebe; die Gestalt, welche die Forderungen der Ehre angenommen haben; die Ideale, an welchen Manneswert, weibliche Liebenswürdigkeit, leibliche Schönheit jedes Geschlechtes, Schönheit künstlerischer Erzeugnisse gemessen werden; das Mass, in welchem man, auch dem Tierleben menschlichen Sinn, der leblosen Natur gestaltende Gedanken unterlegend, beidem sittliches oder ästhetisches Wohlgefallen oder Missfallen entgegen bringt, sich davon angezogen oder abgestossen fühlt. So manches andere könnte hier noch angeführt werden, was ein Schriftwerk als im Gedankenschatze seiner Leser vorhanden voraussetzen mag, woran es nur leise zu erinnern braucht, ohne darum weniger lebendige Vorstellungen zu wecken; es kann je nach der litterarischen Bildung der Gesellschaft, an die es sich wendet, eine Menge älterer Schriftwerke nach Inhalt, ja nach Wortlaut als ihr vertraut annehmen und darf darauf zustimmend, wiederholend, vergleichend, widersprechend, parodierend hinweisen: Dante darf unbedenklich den an sich in seiner Kürze etwas dunkeln Ausdruck *tetragono ai colpi di*

ventura brauchen; das Bild, das zu Grunde liegt, von dem Würfel, der immer sich grad aufstellt, wie man ihn werfen mag, ist seiner Zeit geläufig, wie z. B. das achtzehnte Kapitel Fra Paolino's zeigt, wenn gleich nur besonders gelehrte Leute wissen, wo es her stammt; von Crestien borgen spätere Dichter nicht bloss die spitzfindigen Reden über den Liebespfeil (dieser selbst ist, wie Amor, Fama, Fortuna, Mors und ähnliche Gestalten, eine weit ältere, zu allgemeiner Verfügung stehende Fiktion), sondern eine Menge anderer Verse werden wörtlich wiederholt, manchmal als unbewusste Reminiscenzen, oft aber auch in beabsichtigter, darum doch nicht unredlicher Neuverwendung; L. Pulci, Bojardo, Ariosto, Folengo und andere bis herunter auf neueste Spassmacher verflechten Dante'sche Verse in die eigenen und erreichen oft durch den Kontrast zwischen der Umgebung, in der dieselben jetzt, und der, worin sie ursprünglich stehen, höchst komische Wirkung. T. Tasso (aber er in nicht höherem Masse als unzählige andere) liest aus den epischen und anderen Dichtungen des Altertums an anziehenden Situationen, an einzelnen hübschen Erzählungszügen, an Bildern und Vergleichen zusammen, was irgend seinem *Goffredo* zu passendem Schmuck gereichen kann; er will damit durchaus nicht Unkundige täuschen, sich für einen Erfinder ausgeben, wo er es nicht ist, vielmehr rechnet er gerade auf Leser, die den Ursprung jener Dinge kennen und ihm für die glückliche Erneuerung derselben Dank wissen. Wer das berühmte *Moi* von Corneille's Medea nachgebildet hat, wollte meistens an dasselbe erinnern und glaubte die Vergleichung nicht scheuen zu müssen. Nicht anders verhält es sich mit Sprichwörtern; auch sie sollen als das erkannt werden, was sie sind, als formuliert vorgefundene Urteile, auf die man sich als auf etwas durch Alter und allgemeine Zustimmung Beachtungswertes berufen darf, oder denen widersprechen einer weit verbreiteten Meinung entgegentreten heisst.

Es kann zu vollem Verständnis des Schriftwerks auch die Kenntnis der besonderen Umstände erforderlich sein, unter denen es entstand, persönlicher Beziehungen, in denen der Verfasser lebte, gleichzeitiger Ereignisse politischer oder litterarischer Art, insofern auf dergleichen in dem Werke vielleicht hingewiesen ist, der Autor erkennen lässt, wie er sich dazu stelle, ohne dass er doch bei seiner Gewissheit, von den Zeitgenossen jedenfalls verstanden zu werden, nötig erachtet hätte, sich darüber einlässlich auszusprechen. Schon die Trobadors haben vielfach selbst mündlich die Verhältnisse dargelegt, die die Voraussetzung für dies oder jenes Lied bildeten, in einige Liederbücher sind mit dürftigen biographischen Notizen zugleich die «*razós*» mancher, leider lange nicht aller Gedichte eingetragen, für die man sie haben möchte; Dante giebt in der *Vita nova* das Entsprechende selbst; Petrarca's «*in morte*» oder «*in vita*» reicht meist völlig aus, ja ist gewöhnlich nicht einmal nötig; für seine politischen Stücke aber muss man durchaus nach den in den Zeitverhältnissen gegebenen Voraussetzungen forschen und hat es oft zu beklagen, dass nicht früher daran gedacht worden ist, uns darüber aufzuklären. In der Renaissance haben die Dichter, belehrt durch die Erfahrungen, die sie an Werken des Altertums gemacht hatten, und in freundlicher Fürsorge für die Nachwelt eher das erforderlich Scheinende gethan, nur dass der Philologe oft auch dem mit Teilnahme sich nähert, was die alte Zeit selbst nicht für wertvoll genug hielt, um es kommenden Geschlechtern zu kommentieren. Béranger hat zu einem Teil seiner Lieder recht willkommene Anmerkungen verfasst, die über Beziehungen auf gleichzeitige Vorgänge aufklären; für Giusti haben andere sich dieser Mühwaltung unterzogen.

3. Hat die Interpretation alles einzelne ins reine gebracht, dergestalt dass sie dem gesamten Verlauf der Rede mit gleich vollem Verständnis Schritt vor Schritt zu folgen vermag, wie der Verfasser es von seinem ersten Leser-

kreis erwarten durfte oder als demselben erreichbar annahm, so hat die philologische Deutung das Denkmal immer noch als Ganzes ins Auge zu fassen, den einen Grundgedanken oder die Mehrheit sich verbindender Gedanken zu erkennen, die darin ihre sprachliche Verkörperung finden. Es ist aufzusuchen, ob etwas, und was die Folge aneinander gereihter Äusserungen zu einer Einheit verbindet, wo das Wesentliche, Beherrschende des Inhaltes liegt, was nur Vorbereitung, Vermittelung, Abschweifung, Ausklingen einer Grundstimmung ist, wie also das Ganze dem rückwärts gewandten Blicke sich gliedert; welche festgehaltene Gemütsverfassung oder welche Wechsel der Stimmung im Verlaufe des Werkes sich kundgeben; welche Wirkung auf Hörer oder Leser von ihm zu erwarten ist, und worauf diese sich gründet.

Auch das wird vollständige Auslegung des litterarischen Werkes ins klare zu bringen sich nicht entschlagen können, was der Verfasser seinen ersten Lesern in seinen Worten zwar nicht unmittelbar mitteilte, wohl aber aus ihnen dieselben als seine Meinung wollte erraten, erschliessen lassen. Sicher gehört zur vollen Interpretation eines der alten provenzalischen Rätsel ausser einer richtigen Deutung seines Wortlautes auch die Lösung der darin gestellten Aufgabe, zur Auslegung einer Fabel auch die Ermittelung der vom Dichter vielleicht nicht unmittelbar bezeichneten Vorgänge im menschlichen Leben, davon sie ein Bild sein soll, zur Erläuterung der Allegorie das Feststellen dessen, was der Verfasser in ihr Gewand eingeschlossen hat. Verschiedene Arten von Sinn, die nach Dante's Ausführnng (zu Anfang des zweiten Buches des *Convivio*) hinter dem buchstäblichen gefunden werden können, aber keineswegs überall, noch auch immer alle zugleich gesucht werden dürfen, sind von ihm ganz angemessen, wenngleich nicht die Fülle der litterargeschichtlichen Thatsachen erschöpfend, unterschieden: allegorischen Sinn, d. h. einen für wahr gehaltenen Gedanken, eingekleidet in eine Fiktion, haben wir in der Fabel im engeren Sinne immer, haben wir natürlich in Dante's Komödie, haben wir im Roman von der Rose zu suchen; moralischem Sinne d. h. Gedanken, die der Verfasser dem von ihm Erzählten entnommen zu sehen wünscht, damit sie auf die eigene Lebensführung der Leser bestimmend einwirken, haben wir wenigstens da nachzugehen, wo der Autor sich zu derartiger Absicht ausdrücklich bekennt, wie es Cervantes in seinen *Novelas,* Daudet in seiner *Sapho* thut; anagogischen Sinn, d. h. Gedanken abstrakter Natur, für die der Verfasser das von ihm vorgetragene konkret Wahre als Symbol will genommen wissen, werden wir selten erst zu suchen haben; er wird immer mindestens angedeutet sein, wo er überhaupt in ein Kunstwerk gelegt ist. Gegenüber der schon berührten Neigung älterer Zeit, die Interpretation dadurch möglichst nutzbringend zu machen, dass an verwendbarem Wissen, aber auch an durchaus nicht hergehörigem Tiefsinn so viel wie irgend anging ihr einverleibt wurde, und gegenüber der daraus sich natürlich ergebenden Täuschung, als sei aus dem Texte immer noch ganz anderes heraus zu schlagen, als unbefangener Sinn darin finden kann, tritt philologische Deutung mit aller Entschiedenheit der Neigung entgegen, im litterarischen Kunstwerk weitere Gedanken zu finden, als die sein Schöpfer unverkennbar darin zum Ausdruck gebracht hat, und das mit ihm auf annähernd gleicher Bildungshöhe stehende Publikum, an das er sich wandte, darin hat finden können und müssen. So begreiflich das Bestreben ist, einen Dichter, dessen mächtige Persönlichkeit bewältigt, der aber nach dem innersten Kern seines Wesens und Trachtens doch fremd geblieben ist, zum Genossen eigener Träume umzuwandeln, für eigene Parteileidenschaft zum Herold zu gewinnen, so wahnwitzig muss doch die Umdeutung Dante's (und dann gleich auch noch der ihm nach Zeit und Thätigkeit näher stehenden Dichter) er-

scheinen, zu der Rossetti und Aroux sich einmal verstiegen haben. Wenn ein Dichter, wie Chapelain in der Vorrede seiner *Pucelle* thut, sich ausdrücklich dazu bekennt, dass sein Werk eine Allegorie sei (Dante würde in solchem Falle eher von anagogischem Sinne gesprochen haben) und den darin liegenden tieferen Sinn selbst erschliesst, so gehört der Doppelsinn ja unzweifelhaft zu dem von dem Dichter Gewollten, und wir dürfen und sollen zusehen, wie Kern und Hülle sich zu einander verhalten. Aber schon bei T. Tasso, der Chapelain's Vorgehen verschuldet haben mag, thut es nicht not, sich um einen tieferen Sinn des Epos zu kümmern, wenn er gleich in seinen Briefen bezeugt, dass er auch hiefür gesorgt habe; sagt er doch zugleich, der Gedanke daran sei ihm erst nach Vollendung der ersten Hälfte seines Werkes gekommen, und er sei bereit, durch einen kundigen Freund einen theologischen statt des von ihm nachträglich hineingelegten politischen Sinnes ausfindig machen zu lassen, der dem Werke die von vielen geforderte höhere Bedeutung verleihen möge. Seine Leser so wenig wie Ariosto's sahen in den «Allegorien», mit denen Herausgeber die einzelnen Gesänge ausstatteten, etwas anderes als eine Spielerei, an der man sich nebenher erfreuen mochte, keinesfalls das, um dessen willen die Dichtung da wäre.

In anderen Fällen kann es sich fragen, ob umgekehrt hinter einem vielleicht nur scheinbar Allgemeineren, Typischen, das ein Dichterwerk vorführt, ein Besonderes, Thatsächliches, Konkretes stecke, das der Dichter wolle erraten lassen, indem er durch irgend welche Gründe bestimmt sei, von unumwundenem Aussprechen dessen, was er meint, abzustehen. Vielleicht will er in der That einen Mächtigen, der ihm zuwider ist, zum Gegenstande des Spotts, der Verachtung der Zeitgenossen und der Nachwelt machen; es scheint ihm aber ratsam, ihn nicht zu nennen, vielmehr eine anders benannte, vielleicht anderer Zeit, anderem Lande angehörige Person zu schildern oder auf die Bühne zu stellen, die er sich begnügt mit so viel jenem Gehassten abgenommenen Zügen auszustatten, dass jeder Kundige die Ähnlichkeit sofort bemerkt, und diese Person nun ihre ganze Lächerlichkeit oder Niedertracht ausleben zu lassen. Ein anderer verfährt etwa entsprechend, um plumpes Lobpreisen, das unerwünscht sein könnte, durch feinere Huldigung zu ersetzen. Andererseits kann jedoch dem Schriftsteller, trotzdem dass ein Typus als solcher ihm zuerst bei der Begegnung mit einer bestimmten Person, ein im Menschenleben stehender Vorgang als stehend vor allem bei einem bestimmten Erlebnis bewusst geworden ist, jede Absicht fern liegen, gerade jenen Menschen, jene Begebenheit darzustellen, und kann es Wirkung des Zufalls oder doch unbeabsichtigt sein, dass, was er bietet, seine ersten Leser erinnert hat oder die Nachwelt noch erinnert an bestimmtes einzelnes, was ihm vorgeschwebt haben könnte. In dem Werk weiteres zu suchen, als was es unzweifelhaft ausspricht, können nur eigene Andeutungen des Verfassers oder das Vorhandensein solcher Züge ein Recht geben, die bei dem zunächst sich ergebenden Sinn des Ganzen unverständlich bleiben, dagegen bei der Annahme eines geheimen Sinnes angemessen erscheinen. Dass Cervantes den einzelnen Schäfern seiner *Galatea* (auch hierin den Italienern oder den Alten folgend) einige Züge geliehen hat, die den Personen des Verfassers und befreundeter Dichter entnommen sind, unterliegt keinem Zweifel. Gleiches gilt von manchen der grossen Helden- und Schäferromane der Spanier und der Franzosen im 16. und im 17. Jahrhundert. Aber die Charakterbilder La Bruyère's mit einem der zahlreichen «Schlüssel» in der Hand zu lesen, oder sich auf den Genuss von Pailleron's «Kreisen, wo man sich langweilt» durch Einziehen von Erkundigungen über die vorgeblichen Originale vorzubereiten, bringt keinerlei Gewinn. Die mancherlei Deutungen auf geschichtliche Personen und Ereig-

nisse, mit denen man auch Rabelais' Werk heimgesucht hat, sind gleichfalls von höchst zweifelhafter Berechtigung.

Die litterarhistorische Kritik, die ermittelt (freilich nur auf Grund auch hermeneutischer Arbeit ermitteln kann), inmitten welcher Erscheinungsreihen das einzelne Denkmal seine Stelle hat, woran es also zu messen, womit zu vergleichen ist, inwiefern es einer Gattung angehört, oder als ein durchaus Eigenartiges gesondert dasteht, tritt schliesslich mit der im Vorstehenden gekennzeichneten Gesamtcharakteristik zusammen, und es ergiebt sich aus der gleichzeitigen Erwägung des von beiden Seiten Erreichten, was zu Überkommenem das Denkmal an Neuem, Eigenem hinzugebracht hat, worin und wie hoch es sich über den Durchschnitt verwandter Leistungen erhebt, ob es im Verhältnis zu vorangegangenen Arbeiten seines Verfassers weitere Entfaltung seiner künstlerischen Persönlichkeit bezeichnet, und in welcher Richtung eine solche liegt, ob und welche Keime nachfolgender Entwickelung in ihm zu erkennen sind, kurz seine Bedeutung für die Litteraturgeschichte.





